







Meisenbach Riffarth & Co. München.

+ Guilelmus Emmanuel
Episcopus Moguntinus

Bischof von Ketteler

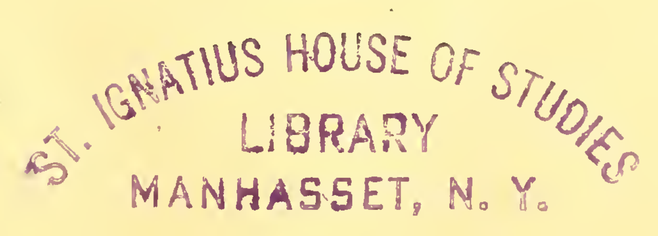
(1811—1877).

Eine geschichtliche Darstellung

von

Otto Pfülf S. J.

Erster Band.



Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim
1899.

Mainzer Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.

Vorwort.

Daß Bischof Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler durch seine außerordentliche Persönlichkeit auf das katholische Deutschland einen tiefgehenden Einfluß ausgeübt hat, ist anerkannt. Bei den Kämpfen, welche in vergangenen Jahrzehnten auf kirchlichem und kirchenpolitischem Gebiete sich abgespielt haben, ist sein Name stets in vorderster Reihe genannt worden; als Schriftsteller hat er eine fruchtbare und erfolgreiche Thätigkeit entfaltet. Für die Bestrebungen auf christlich sozialem Gebiete ist er Bahnbrecher gewesen, und mit der wachsenden Bedeutsamkeit der sozialen Frage ist auch die Bedeutung dessen gestiegen, der unter den ersten ihren Ernst erkannt und ihre Lösung angestrebt hat.

Vorliegendes Werk bietet die Geschichte dieses Mannes; eine solche hat es bis jetzt nicht gegeben. Zwar erschien nicht lange nach Kettelers Tod eine gedruckte Sammlung seiner ausgewählten Briefe [1], welche vieles Werthvolle über seinen Entwicklungsgang enthielt; vorher schon eine Ausgabe von Predigten und Gelegenheitsreden [2]. Allein bei einem Manne, der so vielseitig gewirkt und so vielfach in die schwierigsten Verwicklungen hineingezogen war, und über den die Urtheile bis heute von einem Extrem zum andern schwanken, können solche Veröffentlichungen eine geschichtliche Darstellung nicht völlig ersetzen. Die schöne Briefsammlung konnte dies um so weniger, da sie, fast unmittelbar nach Kettelers Tod und inmitten des hell entfachten kirchenpolitischen Kampfes erscheinend, sich große Zurückhaltung und vorsichtige Auswahl auferlegen mußte. Auch einzelne

---

1) Briefe von und an Wilhelm Emmanuel Freiherrn v. Ketteler, Bischof von Mainz. Herausgegeben von Dr. J. M. Raich, Mainz 1879.

2) Predigten des Hochw. Herrn W. E. Freih. v. Ketteler, Bischof von Mainz. Herausgegeben von Dr. J. M. Raich, Mainz 1878 (2 Bände).

Aufsätze und Broschüren, welche zu verschiedenen Zeiten mit Kettelers Person sich beschäftigt haben, die einen mit genauer Kenntniß und wohlthuender Wärme, andere mit einer gewissen Sorglosigkeit und zahlreichen Fehlern geschrieben, vermögen das nicht zu bieten, was für das Andenken eines Ketteler genügt. Seine unleugbar hohen Verdienste um die Kirche Deutschlands wie sein seltenes Maß priesterlicher Tugenden verlangen einen Denkstein für die kommenden Geschlechter; die noch immer über ihn verbreiteten irrthümlichen Anschauungen und Mißdeutungen bedürfen der Klarstellung.

Dieser doppelten Aufgabe sucht das Werk zu entsprechen auf Grund der schlichten historischen Wahrheit. Kettelers Verehrer hätten wohl lieber ein Erbauungsbuch gelesen, Neugierige eine elegante leicht überblickbare Skizze in flüchtigem Novellenstil. Allein der Ernst und die vielfache Verwicklung des Gegenstandes haben dem Verfasser die Pflicht aufgedrängt, für die richtige Würdigung des außerordentlichen Mannes vor allem erst eine gesicherte Grundlage zu schaffen. Eine eingehende Darlegung des gesammten Lebensinhaltes auf Grund unantastbarer Dokumente und Zeugnisse war gerade bei Ketteler eine Nothwendigkeit.

Solches auf sich zu nehmen hat bei des Bischofs Tod die „Schlesische Volkszeitung" (17. Juli 1877 Nr. 160) eine „Riesenaufgabe" genannt; der Verfasser hat dieselbe als solche thatsächlich empfunden. Sollte daher trotz des aufrichtigsten Wollens das Richtige irgendwo nicht getroffen, oder einer Erwartung nicht entsprochen worden sein, so möge man berichtigen oder ergänzen, aber nach Billigkeit urtheilen.

Daß eine Darstellung von Kettelers reichem Leben auf so breiter und gesicherter Grundlage möglich war, ist zum großen Theil das Verdienst des Herrn Domkapitulars und Geistl. Rathes Dr. J. M. Raich in Mainz, der einst als Geheimsekretär 10 bewegte Jahre an Kettelers Seite verlebt hat und vom Tode des verehrten Bischofs an mit der hingebendsten Pietät Nachrichten und Dokumente über das Leben desselben aus Nähe und Ferne gesammelt hat. Von ihm hat der Verfasser das Material mit der gesammten einschlägigen Correspondenz übernommen, um es nach Kräften weiter zu ergänzen und zu verarbeiten. Dankend anerkennt er an dieser Stelle den ungeheuren Vortheil, der ihm durch diese vielfältigen Vorarbeiten eines mit dem Leben und Wirken Kettelers so genau vertrauten Mannes

gewährt worden ist, und die zuvorkommende Güte, mit welcher auch nach Uebernahme der Arbeit Herr Dr. Raich durch Rath und That ihn unterstützt hat.

Stets bleibt es ein kühnes Unterfangen, getreu nach der Wirklichkeit das zeichnen zu wollen, was vielen Tausenden in verklärter Gestalt als Idealbild vor der Seele schwebt. Hätte der Verfasser auf Grund seines Materials sich in der Zwangslage gesehen, jenes Idealbild in dem Geiste so vieler der treuesten und besten Katholiken verdunkeln zu müssen, so hätten keine bereits aufgebotenen Anstrengungen und Opfer ihn zurückgehalten, von dem begonnenen Werke abzustehen. Er ist jedoch der festen Meinung, daß bei solchen, welche Menschen und Menschenwerth zu schätzen wissen, Kettelers Andenken durch dieses Werk nicht verlieren wird. Geradheit und Wahrheit waren der Ausdruck von Kettelers ganzem Wesen; ihn anders ehren wollen als durch die lautere Wahrheit, wäre ein Unbild wider den Todten. Die Zuversicht, gerade durch solches Verfahren Kettelers Ruf gegen Feinde und Ankläger für immer wirksam sicher gestellt zu haben, wird den Verfasser für jeden Tadel reichlich entschädigen. Den Vorwürfen ängstlicher Seelen gegenüber wagt er es, auf das Urtheil einer an Geist und Charakter wie an Geburt hochstehenden Frau sich zu berufen, die einst Ketteler vor andern nahe, und seine Werthschätzung in vorzüglichem Maße besessen hat. Dieselbe schrieb 25. Nov. 1877 an jenen, der damals Ketteler's Biographie zu schreiben sich anschickte:

„Ich sehe es als eine besondere Gnade Gottes an, daß ich v. Kettelers Entwicklung bis zur Heiligkeit aus eigener Erinnerung folgen kann, und somit einen Begriff oder — ich glaube doch — eine Ahnung habe von dem Kampfe, den es ihn gekostet hat, den Ungestüm seiner Natur unter das sanfte Joch Christi, oder ich will lieber sagen, unter das schwere Joch des Kreuzes zu beugen. Die Gnade hat Wunder an ihm gethan und er, nachdem der Strahl vom Himmel ihn erleuchtet hatte, hat mit der Riesenkraft und Ausdauer, die Gott von Anfang an in ihn gelegt, den Kampf gekämpft, zu dem er berufen war . . . bis er es endlich dahin gebracht hat, als Schlachtopfer des göttlichen Willens sein Leben auszuhauchen.

„Bitte, schildern Sie ihn nicht als einen geborenen Heiligen; denn das war er ganz gewiß nicht. Aber gerade der Kampf zwischen

Natur und Gnade und der göttliche Sieg der letzteren macht sein Leben so schön, sein Beispiel so wirksam auch nach dem Tode noch."

Nicht durch das Beispiel priesterlicher Tugend allein, sondern auch durch die Ereignisse und Vernunstandungen, welche dieses Leben umfaßt, vermag es in vieler Beziehung aufklärend und belehrend zu wirken. Mancher mächtigen Strömung der Gegenwart hält es den Spiegel kirchlichen Geistes oder den Schild christlicher Grundsätze warnend entgegen. Dies allein wäre Grund genug, die Herausgabe des Werkes nicht aus Aengstlichkeitsgründen auf spätere Jahrzehnte zu verschieben, auch wenn nicht äußere Verhältnisse und gütige, von hochverehrter Seite geäußerte Wünsche dazu bestimmt hätten. Wäre das Werk nicht jetzt zu stande gekommen, nur wenig bevor seit dem Tode Kettelers 25 Jahre sich vollenden, so ist fraglich, ob dies jemals in einer entsprechenden Weise hätte geschehen können. Gewiß würde es nach Jahrzehnten nur mehr wenige derer unter den Lebenden gefunden haben, welche wissen, was Bischof v. Ketteler für die Katholiken Deutschlands gewesen ist.

Aus praktischen Gründen geschieht es, daß die drei Bände einzeln ans Licht treten. Das Werk liegt vollendet; der Druck geht ohne Unterbrechung voran; in nicht gar langer Zeit wird man das Ganze in Händen halten. Auf diese Weise ist die Möglichkeit geboten, etwaige Nachträge oder Berichtigungen im Schlußbande anzubringen.

Um die Citierung zu vereinfachen, sei hier bemerkt, daß Anführungen aus Briefen für gewöhnlich entweder auf Originalien, Concepte oder zuverlässige Abschriften, bei Abgang derselben auf die von Dr. Raich herausgegebene Sammlung sich stützen; in andern Fällen wird die Quelle besonders namhaft gemacht.

Exaten bei Baexem in Holland, den 11. Juni 1899.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Buch.

Wilhelm von Ketteler bis zur Entscheidung für den geistlichen Stand.

Zweites Buch.

Wilhelm v. Ketteler im geistlichen Stand bis zur Erhebung zur bischöflichen Würde 1841—1850.

---

2. Das Theologie-Studium in München 1841—1843. S. 97—113.

3. Im Clerikal-Seminar 1843—1844. S. 113—122.

4. Kaplan in Beckum 1844—1846. S. 122—138.

5. Die Pfarrei Hopsten 1846—1848. S. 138—152.

Drittes Buch.

Wilhelm Emmanuel Bischof von Mainz bis zum Umschwung in den öffentlichen Verhältnissen in Folge des Jahres 1859.

---

5. Thätigkeit im Badischen Kirchen-Conflikt. S. 300—311.

6. Die geistige Erneuerung des Clerus. S. 311—330.

7. Sorgen für die katholische Schule. S. 330—344.

8. Die Convention. S. 344—366.

9. Verhandlungen in Rom. S. 366—376.

10. Außerordentliche kirchliche Festlichkeiten. S. 377—389.

11. Wirksamkeit für die Kirche in Baden. S. 389—395.

12. Freuden und Leiden. S. 395—416.

Erstes Buch.

Wilhelm v. Ketteler bis zur Entscheidung für den geistlichen Stand.

1. Der Familienkreis im Hause v. Ketteler-Harkotten.

Es war ein überaus glücklicher Ehebund, der am 10. März 1801 zwischen Friedrich Freiherrn v. Ketteler-Harkotten[1]) und Clementine, der Tochter des General-Gouverneurs von Münster, Clemens August Freiherrn von und zu Wenge-Beck, in der Hauptstadt Westfalens geschlossen wurde. Die Brautleute waren fast gleichalterig, beide 1779 geboren. Zwei Jahre zuvor war Clementine dem letzten Freiherrn v. Haxleden angetraut worden, aber schon nach 3 Monaten hatte der Tod ihr den Gatten entrissen[2]). Ueber 31 Jahre sollte sie dagegen an v. Kettelers Seite walten, und jedes neue Jahr schien die Innigkeit im Verhältniß der beiden Gatten zu steigern. „So glücklich, wie ich mit dem lieben, lieben Vater war," schreibt Frau v. Ketteler 1833 an einen ihrer Söhne, „gibt es keine Frau mehr auf der Welt. Ich glaube wohl, mein Glück war zu groß; darum forderte der liebe Gott das Opfer von mir." Es wird erzählt, daß wenn immer v. Ketteler vom Hause abwesend sein mußte, was nicht selten geschah, er täglich an die Gattin schrieb. Ihre Briefe hinwieder athmen die hochachtungsvollste Verehrung für den geliebten Gatten. In dem Testamente, das beide Gatten noch bei voller Gesundheit 18. Nov. 1831 gemeinsam niederschrieben, bestimmt Friedrich v. Ketteler: „So wie wir jetzt länger wie 30 Jahre in Liebe und Eintracht glücklich zusammengelebt haben, so wünschen wir auch dereinstens im Grabe neben einander zu ruhen, und bitten Gott, uns im künftigen Leben wieder in ewiger Seligkeit zu vereinigen." Bei diesem Anlaß spricht er der Gattin seine „innige Dankbarkeit" aus

---

1) Haupt der Linie Ketteler Alt-Assen aus altem, eingeborenem westfälischem Geschlecht, das schon aus dem XIII. Jahrhundert bekannt ist.

2) Aus dieser Verbindung stammte Louise Freiin v. Haxleden, später vermählt mit einem Grafen v. Nesselrode-Ereshoven.

„für die mir und unseren Kindern stets bewiesene Treue, Liebe und Anhänglichkeit, welche ich ihr nie zu vergelten vermag."

In den 11 Jahren, um welche Frau Clementine den Gatten überlebte, kleidete sie sich stets ganz schwarz. Sie konnte den herben Verlust nie verschmerzen, und ihre Briefe aus späteren Jahren sind angefüllt mit den rührendsten Erinnerungen und Aeußerungen des Schmerzes. „Am 30.," so schreibt sie ein Jahr nach seinem Tode, 3. Juli 1833, an ihren Sohn Wilderich, „drückte ich den lieben, lieben Vater zum letzten Male an mein Herz. Welcher schreckliche Tag war es, wo ich mich so von ihm, dem herzenslieben Vater, trennen mußte. Welches schreckliche Leid hat mir der liebe Gott geschickt! Wie habe ich das Jahr ohne ihn so durchleben können, der mir so unentbehrlich zum Leben war! Noch oft muß ich mich besinnen, ob es wirklich so ist und nicht mehr anders werden kann. Ich fühle dann auch recht wohl, daß das Glück, mit dem lieben Vater vereint gewesen zu sein, für dieses Erdenleben zu groß war. Ich hatte ihn ja so lieb, so lieb — vielleicht mehr als es für dieses Leben sein soll. Meine lieben, lieben Kinder, der liebe Gott erhalte mir Euch und wird uns allen gewiß die Gnade verleihen und, wenn es sein Wille sein wird, uns wieder mit dem lieben Vater vereinigen, wo wir mit dem Herzensvater vereint den lieben Gott preisen können."

Friedrich v. Ketteler war eine hochgewachsene stattliche Erscheinung, rüstiger Jägersmann und großer Liebhaber des Soldatenstandes, wie soldatischer Uebungen. Er selbst war Jurist und galt als tüchtiger Verwaltungsbeamter. Im Kreise Warendorf wurde er zum Landrath gewählt, und erfreute sich als solcher, namentlich unter dem Bauernstande großer Beliebtheit. Später legte er die Stelle nieder, um mit der ganzen Familie für längere Zeit in Münster sich niederzulassen. Nach Ablauf von 5 Jahren wurde aber auf dem Familiensitze Harkotten [1]) dauernd Wohnung genommen. v. Ketteler war Deputirter des Westfälischen Provinziallandtages, und wenn dieser tagte, aufs eifrigste von den Verhandlungen in Anspruch genommen. Die preußische Regierung ehrte ihn durch Verleihung der Kammerherrnwürde. In wie hohem Maße er durch Charakter und Fähigkeit das Vertrauen seiner Standesgenossen besaß, beweist der Umstand,

---

1) Das Rittergut Harkotten liegt im Regierungsbezirk Münster, Kreis und Amtsgericht Warendorf. In der Ebene gelegen, ist es wie die meisten der westfälischen Edelsitze, von breiten Wassergräben umzogen. Die hübsche Renaissance-Façade des jetzigen Schlosses mit der vorgelagerten Freitreppe erhielt unter Alexander Anton Dietrich v. Ketteler († 1723) ihre heutige Gestalt. In nächster Nachbarschaft des Schlosses, im rechten Winkel zu der Langseite desselben steht der etwas kleinere Herrschaftssitz der Freiherrn v. Korff. An der vom Korff'schen Hause abgewendeten Seite des Schlosses steht die Kapelle, welche beiden Häusern gemeinsam dient.

daß ihm für die minderjährigen Grafen v. Galen, wie für Graf Merveldt die Vormundschaft anvertraut war.

Der spätere Bischof von Mainz hielt das Andenken seines Vaters stets überaus hoch. Einen Brief von des Vaters Hand vom 4. Juni 1795 an einen Geistlichen in Münster, wiewohl ziemlich gleichgültigen Inhaltes, bewahrte er als theure Erinnerung bis zu seinem Tode. Er hatte ihn durch die kurze Notiz bezeichnet: „Brief von Vater. Münster 20. Mai 1841. Wilh. Ketteler.“ Ein Jahr später, gerade am 10. Jahrestag des Todes des Vaters, 30. Juli 1842 schreibt er über den Entschluß seines jüngeren Bruders, sich dem geistlichen Stand zu widmen: „Unser geliebter Vater, dessen Andenken uns allen am heutigen Tage wohl ununterbrochen vorschwebt, gibt vom Himmel herab zu diesem Entschluß Richards gewiß seinen Segen reichlicher und freudiger, als wenn ihm alle Freuden und Schätze der Welt zu Theil geworden.“ In einem Briefe aus Innsbruck am Ostertag 1843 urtheilt er: „Nebenbei macht es mir auch große Freude zu sehen, wie große Fähigkeiten ihm [dem Bruder Richard] Gott gegeben hat, um in seinem Dienste wirksam zu sein. An geistiger Begabtheit kommt er nach meiner Ueberzeugung von uns Brüdern dem Vater bei weitem am nächsten. Höchstens möchte Wilderich eine Ausnahme machen.“

Der letztgenannte Bruder Wilderich war seit 2. Juni 1838 mit Gräfin Paula, der jüngsten Tochter des großen Friedrich Leopold Grafen v. Stolberg vermählt. Als diesen im Frühjahr 1839 der älteste Sohn geboren war, schrieb einige Monate später Wilhelm v. Ketteler an seinen Bruder: „Der Fritz muß ein recht gescheidter Junge werden. Aus seinen Großpapas kann er sich ein kapitales Modell zusammenstaffiren. An Eltern und Großeltern ist der Junge bedacht, wie wenige in der Welt.“

Friedrich v. Ketteler stand die Gattin in allem ebenbürtig zur Seite. Auch sie war eine kräftige starkknochige Gestalt aus urwüchsigem Menschenschlag, imponirend schon durch die äußere Erscheinung. Sie war in ihrer Jugend nicht verwöhnt worden, und daher auch später an sich, wie an ihren Kindern, aller Verweichlichung abhold. Als einmal einer ihrer Söhne im Cadetten-Corps in Berlin über das harte Leben und die schlechte Kost klagte, antwortete sie 25. Mai 1824 ohne alle Aengstlichkeit: „Wenn es (das Essen) nicht rein ist, — das ist fatal. Sonsten gewöhnt man sich an alles. Ich habe ja auch 3 Jahre um 5 Uhr aufstehen müssen — da war ich 12 Jahre alt — und auch schlechtes Essen bekommen und nur ein Stück Brod zum Frühstück. Ich war am Ende doch so daran gewöhnt, daß es mir nicht mal mehr anders einfiel.“

Noch in späteren Jahren, als Mutter einer zahlreichen Familie, machte sie sich oft an Sonn- und Festtagen früh Morgens schon um 5 Uhr

auf den weiten Weg nach der Pfarrkirche zu Füchtorf, zu welcher Harkotten gehörte, um dort vor der Frühmesse die hl. Sakramente zu empfangen. Selbst zur Winterszeit machte sie diesen Weg zu Fuß, auch wenn sie bis an die Kniee in den Schnee einsank.

Sie war sehr genau in Bezug auf die Zeit und drang auf ernste Beschäftigung. Kleiderputz und Vergnügungen war sie nicht zugethan. Um so mehr suchte sie, namentlich seit ihren Wittwenjahren, dem Mangel in den Hütten der Armen abzuhelfen. Wenn sie von Harkotten nach Füchtorf ging, kehrte sie in der Regel ohne Geld nach Hause zurück; die Armen hatten alles erhalten. Selbst ihre Garderobe ward oft für Bedürftige geplündert, und bald fehlte dies, bald jenes Stück, ohne daß Töchter und Dienstboten wußten, wohin es gekommen war. Auch im Testament vom 18. Nov. 1831 hatten der Vater wie die Mutter eine ansehnliche Summe festgesetzt, die nach eines jeden Tod als Almosen unter die Armen vertheilt werden sollte.

Im Umgang war sie sehr herablassend, besonders gütig aber gegen die Dienerschaft. Sie nahm an deren Wohl und Wehe lebhaften Antheil und pflegte den abwesenden Kindern oft über dieselben zu berichten. Sie war auch darauf bedacht, den Kindern frühzeitig ein christliches Mitgefühl für alle Dienstboten einzuflößen. „Ich begreife nicht," hörte man sie sagen, „wie man so viel von seinen Dienstboten verlangen kann, Kinder. Wir haben eine viel sorgfältigere Erziehung genossen als sie, und haben doch unsere großen Fehler. Darum müssen wir Geduld mit ihnen haben."

Eine dieser Dienstboten [1]), welche in den letzten $10^1/_2$ Jahren zu der täglichen Umgebung der Frau Clementine gehörte, hat über sie geschrieben: „Sie war von einer seltenen Frömmigkeit und Herzensgüte. Ich meine diese wahre, echte Frömmigkeit, die, ohne es zu wissen, sich auf die ganze Umgebung verbreitet, und gepaart mit einer solchen Milde und Leutseligkeit, daß man mit einer wahren Ehrfurcht zu dieser Frau hinaufsah, was nicht allein die Dienerschaft that, sondern auch alle ihre Kinder und ein jeder, der mit ihr in nähere Berührung trat. Für jeden hatte sie immer ein freundliches Wort und Trost und, wo es sein mußte, auch thätige Hilfe. Ihren kranken Dienstboten brachte sie selbst Medizin und Essen, und bereitete zu meiner Zeit einem kranken Jäger, wenn sie morgens aus der Kirche kam — wohin sie alle Morgen um 6 Uhr, auch im strengsten Winter ging und 2, auch zuweilen 3 heilige Messen hörte — selbst den Thee und brachte ihm denselben, wobei sie über den Hof gehen mußte. Ihre Freigebigkeit gegen Arme und Nothleidende hatte beinahe keine Grenzen. Niemand ging ungetröstet von ihr, und alle, die der guten Frau näher standen, hingen

1) Agatha Schirrey aus Dirmstein an H. Dompräbendat M. Raich in Mainz, 27. Nov. 1877.

mit wahrer Liebe an ihr. Ich habe nie jemand ein tadelndes Wort über sie reden hören."

Die Frömmigkeit Clementines v. Ketteler war allerdings echt und innerlich; sie machte stark zu Selbstüberwindung und Opfer. Auch zu Lebzeiten des Gatten waren ihr Prüfungen nicht erspart. Die Jahre lange Trennung von mehreren ihrer Kinder und zuweilen die scheinbaren Mißerfolge der für die Erziehung derselben aufgewandten Mühen haben ihr oft viele Thränen gekostet. Bis zum Jahre 1828 lebte noch die Mutter Herrn v. Kettelers, eine etwas eigenthümliche Frau, die mit fortschreitendem Alter immer schwerer zu behandeln wurde, und die auch durch das geduldigste Entgegenkommen kaum zu befriedigen war. Gleichwohl stand ihr alljährlich Harkotten zum Sommeraufenthalt offen, und zur Winterszeit reiste Frau Clementine oft nur deshalb nach Münster, um der Schwiegermutter diese Zerstreuung und Abwechslung zu bereiten. Es war jedesmal ein Opfergang, und der Empfang pflegte kein angenehmer zu sein. Demungeachtet hielt Frau Clementine darauf, und zu Lebzeiten der Schwiegermutter, wie nach deren Tode, ließ sie es sich angelegen sein, daß von ihr selbst wie von allen Kindern der „Mama" in jeder Weise Ehrerbietung und Theilnahme erwiesen werde.

Unter zwei solchen Gatten war das Leben auf Harkotten, wie während der 5 Jahre in Münster, ein sehr einfaches, auf christlicher Grundlage beruhend und von christlichem Geist durchweht, fern von Luxus und Weichlichkeit, jedoch den Anforderungen des Standes und der Zeit durchaus entsprechend; frisch und fröhlich. Aeußere Uebungen der Frömmigkeit traten nicht auffallend hervor. Doch war, der Aufklärungszeit zum Trotz, der Rosenkranz in der Familie heimisch. Jeden Tag versammelten sich alle zum Gebet in der Kapelle, und an Sonn- und Feiertagen ging es gemeinsam nach Füchtorf zu Hochamt und Predigt.

Bischof v. Ketteler pflegte später auf sein elterliches Heim zurückzublicken wie auf ein Ideal christlichen Familienlebens, und manche Schilderungen seiner Predigten und Hirtenbriefe spiegeln unwillkürlich die Jugenderinnerungen aus den schönen Tagen von Harkotten. In der fünften seiner berühmten Predigten über „die großen sozialen Fragen der Gegenwart" äußerte er 19. Dez. 1848 im hohen Dome zu Mainz:

„Die größte Wohlthat, die Gott einem Menschen in der Natur zuwenden kann, ist ohne Zweifel das Geschenk einer wahrhaft christlichen Mutter. Ich sage mit Absicht nicht einer zärtlichen, liebevollen Mutter, denn wenn die Mutter selbst vom Geiste der Welt erfüllt ist, so ist ihre Liebe dem Kinde nicht nützlich, sondern verderblich. Aber eine christliche Mutter ist unter allen Gottesgaben die größte. . . . . Wenn die Mutter schon lange im Grabe ruht, der Sohn aber von den Stürmen des Lebens ergriffen hin- und hergeworfen wird, und nahe daran ist, Glauben und Sitte einzubüßen, dem ewigen

Verderben anheim zu fallen, so wird die fromme edle Gestalt seiner christlichen Mutter ihm noch erscheinen und ihn mit wunderbarer Gewalt auf die Bahn des Glaubens und der Tugend zurückführen. Wer das Christenthum und seine Tugenden, seine innere Wahrheit, seine Reinheit, seine bis zum Aeußersten selbstvergessende Liebe in dem Leben einer christlichen Mutter oder ihres Nachbildes, einer christlichen Schwester, kennen gelernt, wer in einer solchen Familie den Frieden genossen, den Christus seinen Frieden nennt, den reißt die Erinnerung aus jedem Pfuhle des Verderbens, in welchen das Leben ihn schleudert. Wer die Tugend einmal in so verklärten Bildern geschaut, der kann ohne Widerwillen und Verachtung selbst dann das Laster nicht betrachten, wenn er selbst davon ergriffen ist."

In einem der ernstesten Schreiben, die je von des Bischofs Hand ausgegangen sind[1]), hatte er das Wort des 112. Psalmes auf seinen eigenen Beruf zum Priesterstande angewendet: „Der da aus dem Staube erhebt den Dürftigen, und den Armen aufrichtet aus dem Kothe, um ihn hinzustellen unter die Fürsten, unter die Fürsten seines Volkes," aber sogleich fuhr er betheuernd fort: „Vor der Welt und vom weltlichen Standpunkte hatte ich gewiß nicht im Koth gelegen, da der liebe Gott mich durch das reinste Familienleben in die Welt eingeführt . . . hatte."

Auch in einer späteren öffentlichen Erklärung[2]) rühmt er seinen Eltern nach, daß sie „von der reinsten und innigsten Liebe zu ihren Kindern und ihrem wahren Wohle erfüllt waren". Er erzählt, wie „sein jugendlicher Geist in den reinsten Grundsätzen des Christenthums genährt" worden, wie er als dreizehnjähriger Knabe von dem elterlichen Hause eine ganz „selbständige Gesinnung und reine sittliche Anschauung" mit ins Leben genommen habe.

Aber nicht nur das persönliche Beispiel der Eltern, sondern vor allem auch ihr Verhältniß zu den Kindern und ihre erziehliche Thätigkeit waren mustergültig. Wiederholt hat man aus dem Munde Bischof von Kettelers die nachdrückliche Versicherung gehört: „Die Eltern waren für uns Kinder wirklich die Stellvertreter Gottes; Vater und Mütterchen waren uns wirklich die wahren Stellvertreter Gottes."

Die Aufgabe der Erziehung war keine so ganz leichte, denn mit der Geburt des jüngsten Sohnes Richard, 19. Okt. 1819, belief sich die Zahl der Kinder auf neun. An den 2 älteren Töchtern erlebten die Eltern nur Freude; es wurden ausgezeichnete, echt christliche Frauen. Die älteste vermählte sich im Oktober 1820 mit dem Grafen Ferdinand von Merveldt, die zweite war seit 11. Januar 1825 dem Erbkämmerer Grafen Matthias von Galen angetraut. Die jüngere, Franziska, kränkelte viel und starb noch

1) Wilhelm Emmanuel, Bischof von Mainz an die gesammte hochw. Geistlichkeit der Diöcese 6. Jan. 1852.

2) Offene Erklärung am 14. Febr. 1866 vgl. Raich, Briefe S. 324.

einige Zeit vor dem Tode des Vaters. Von den 6 Söhnen bezog der älteste, Clemens, im Oktober 1826 als Jurist die Universität Göttingen, vier andere wählten für sich mit den Jahren die militärische Laufbahn. Zwei derselben, August und Wilderich, befanden sich seit 25. März 1824 im Cadetten-Corps zu Berlin, und die Briefe der Eltern an sie aus dieser Zeit, die zum großen Theil noch erhalten sind, gewähren, zugleich mit anderen Berichten, einen deutlichen Einblick in die Erziehungsgrundsätze des v. Ketteler'schen Hauses.

Vor allem war es von Wichtigkeit, daß in allem, was die Kinder betraf, Vater und Mutter völlig geeint vorangingen. Sie schienen stets nur eine und dieselbe Ansicht zu haben und bildeten zusammen nur ein Tribunal. Der Vater überwachte die Entwicklung der Kinder mit großem Ernste; trübe Erinnerungen aus dem eigenen Elternhaus schärften ihm den Blick. Fernerstehende fanden sein Verfahren streng. „Der Vater," erzählt u. a. eine treue Dienstmagd aus der Zeit ihres Dienstantrittes, „war bereits gestorben, und es wurde nur immer von ihm als einem strengen Mann erzählt in Bezug auf die Erziehung seiner Söhne." Sein Wille war in allem unbedingt maßgebend. Die Mutter, die stets nur mit Verehrung von ihm sprach, betrachtete sich lediglich als seine Gehilfin im Erziehungswerk.

Das Wesen der Mutter und ihre Art, auf die Kinder zu wirken, hat der spätere Bischof von Ketteler selbst geschildert, als er 30. Juli 1842 an eine seiner Schwestern schrieb: „Ich kann es nicht sagen, wie wohlthätig mir immer die Briefe unseres geliebten Mütterchens sind. Ein liebevolleres Mutterherz wie das ihrige ist gewiß auf Erden nicht zu finden, und ich fühle es immer in meinem Herzen, wie es ihre große Liebe ist, mit der sie uns alle durchdringt, und wodurch wir so innig unter einander verbunden sind."

Auch eine der Töchter hat später ihre Erinnerung an die Mutter in die Worte zusammengefaßt: „Ich weiß nur, daß sie eine unbeschreiblich zärtliche und aufopfernde Mutter für uns alle war." Am besten beweisen dies ihre Briefe. „Wie kannst Du mein Herzensjunge glauben," schreibt sie 14. Dezember 1824 an Wilderich, „daß ich was dagegen hätte, oder es wäre mir nicht recht, wenn Du mir recht schreibst, wie es dir ums Herz ist. Mein Wilderich, Du kannst mir keine größere Freude machen als wenn Du mir so schreibst, denn nicht allein Mutter von Euch möchte ich sein, sondern auch eine Euch herzlich liebende Freundin." „Mein bester, lieber Wilderich," heißt es 1831, „Georg sagt mir, Du habest wieder so Schmerzen . . . gehabt, Du armer Schelm! Könnte ich doch von Euch allen, meine Kinder, das Leiden fortnehmen. Mit Freuden wollte ich es tragen, wüßte ich Euch nur recht zufrieden." Ein anderes Mal, da der Sohn erkrankt war, und

sie sich in der Unmöglichkeit gesehen hatte, zu seiner Pflege herbeizueilen, kann selbst der Gedanke, daß ihr anderer Sohn Wilhelm den Krankendienst versah, sie nicht ganz zufrieden stellen. „Ich beneide den lieben Wilhelm," schreibt sie, „Dich gepflegt zu haben, mein herzenslieber Wilderich."

Den erwachsenen Söhnen gab die Mutter später selbst es zu, daß „ihre lieben Kinder alle zu sehr gemüthlich erzogen worden seien." Aber im gleichen Briefe (aus dem Jahre 1836) protestirt sie doch: „Ich habe Euch, meine lieben Herzenskinder, alle ganz unbeschreiblich lieb. Dabei fühle ich doch recht gut, daß ich Euch nicht mit einer solchen Affenliebe liebe, wie Ihr es gern sagt und Ihr es glaubt. Euer Glück liegt und hat mir immer zu sehr am Herzen gelegen und große Opfer habe ich daher gebracht."

In der That war es nicht ihre Art, in irgend einer Weise die Kinder zu verwöhnen. Nach westfälischer Landessitte wurden sie einfach in Leinwand gekleidet, und zwar Sommer und Winter, in und außer dem Hause. Eine Kopfbedeckung kannten sie nicht; im ganzen Schloß war keine Knabenmütze zu finden. Einen Ueberrock bekamen sie erst vom 18. Lebensjahre an. In früher Morgenstunde mußten die Kinder aus dem Bette. Diejenigen, welche zu Hause studirten, waren die Unterrichtsstunden reichlich zubemessen und dieselben wurden mit strenger Regelmäßigkeit eingehalten. Hatte einer nicht fleißig gelernt, so wurden ihm die Lieblingsspiele verboten.

Größere Fußmärsche sah die Mutter bei Kindern und Kindeskindern gern. Die Knaben lernten im nahen Mühlbach das Schwimmen. Bei ziemlich kühlem Wetter im Mai begann der 13 jährige Wilhelm im Freien zu baden. Die Mutter war es wohl zufrieden; sie ermunterte auch im Winter zu Schlittschuhlaufen und Schlittenfahren. Sie war aller Verzärtelung so feind, daß sie nicht duldete, daß die Kinder des Nachts die Händchen unter der Bettdecke wärmten. Ihrem Sohne Wilhelm confiscirte sie die Stiefelschmiere, die er einmal heimgebracht und deren Vorzüglichkeit er gerühmt hatte. Sie wolle nicht Söhne haben, meinte sie, „an die nicht einmal ein Tropfen Wasser kommen dürfe". Von ihrem elterlichen Hause her gewöhnt, nur Kraft und Gesundheit um sich zu sehen, war sie Klagen der Kinder über Unwohlsein nur schwer zugänglich. Ebenso kühl war sie gegenüber Klagen der Unzufriedenheit. Auch in Bezug auf das Studiren stellte die Mutter nicht geringere Anforderungen an die Söhne, als der Vater. Sie benutzte jeden Anlaß, um auf diesen Gegenstand eindringlichst zurückzukommen.

Frau Clementine war indeß nicht nur eine kluge und tüchtige, sondern vor allem eine fromme Mutter. Sie wollte ihre Kinder für Gott erziehen, und wußte, daß sie zum Werk der Erziehung der Gnade von oben bedürfte. Noch von ihren letzten Stunden im März 1844 erzählt ihr Sohn Wilhelm, der spätere Bischof, wie sie gar nicht müde werden wollte, sich von ihren

Kindern vorbeten zu lassen. „Ich mußte endlich gewaltsam abbrechen. Sie hatte mir schon oft gesagt, wie tröstlich ihr es sei, mit uns zu beten, wie sie bedauere, nie genug beten zu können.“ Dazu wurden auch die Kinder schon im zarten Alter angehalten, und es war eine Hauptsorge der Mutter, daß die heranwachsenden Söhne fern in der Hauptstadt unter Andersgläubigen, das Gute, was sie als Kinder geübt, nicht von sich werfen sollten.

„Halte Gott fleißig vor Augen,“ schreibt sie zu Neujahr 1826 an ihren Sohn, „befolge seine Gebote, und laß Dich durch nichts von Deinem festen Entschluß abbringen, mein bester, lieber Wilderich. Du hieltest ja immer so fest auf Deine Religion, und nur Gutes kann man von einem Menschen erwarten, der Religion hat, den Leitfaden zu allem, was man in dieser Welt unternimmt.“

Es ist ergreifend, die Mahnungen der treuen Mutter zu lesen, die sich vom ersten Briefe an immer wiederholen:

„Mein guter guter alter Kerl,“ heißt es 22. April 1824; „Alle Woche schreibe ich Euch, da könnt Ihr fest drauf rechnen, und, sollte ich mal nicht können, so schreibt doch auf jeden Fall eines von uns Euch, meinen guten Kindern, die ich so von ganzem Herzen liebe. Gott segne Euch und bewahre Euch! Habt Ihr den Allmächtigen nur immer vor Augen, und es wird Euch immer gut gehen.“

„Haltet fest an Eurer Religion, haltet Gott vor Augen,“ mahnt sie in einem anderen Briefe, „bittet ihn alle Morgen um seinen Beistand, und er entzieht Euch seine Gnade gewiß nicht.“

„Haltet Gott immer vor Augen,“ heißt es ein andermal, „denn von ihm allein kommt ja alles Gute, und wie viel Dank sind wir ihm nicht schuldig! Mein Wilderich, bitte ihn doch ja alle Tage um seinen Segen, wie ich es ja alle Tage für Euch thue.“

Kaum sind für die jungen Männer die ersten Herbstferien in der Fremde vorüber, so kommt von der besorgten Mutter die Mahnung:

„Ich hoffe, meine herzgeliebten Kinder, Ihr beginnt nun wieder Euere Studien mit erneuten Kräften und Eifer. Haltet bald Euere Andacht wieder und bittet Gott um Kraft und Stärke dazu, denn ohne seine mächtige Hülfe hilft alles Bestreben nicht.“

Etwas später, 23. Nov. 1824, spricht sie ihre Befriedigung aus:

„Daß Ihr, meine Kinder, Euere Andacht gehalten habt, das freut mich sehr. Ist der Kaplan Fischer nicht Euer Beichtvater? Liebe, liebe Kinder, haltet immer fest an Euerer Religion. Von der Gnade Gottes läßt sich alles erwarten.“

Bei anderer Gelegenheit erkundigt sich die Mutter: „Schreibe mir, ob Ihr kürzlich Euere Andacht gehalten habt. — Gott behüte Euch und segne Euch, meine Lieben!" Und da die Antwort nicht ganz befriedigend ausfällt, folgt der mütterliche Bescheid:

„Guter Wilderich, wie kommt es, daß Du Deine Ostern nicht mit August gehalten hast? Mir scheint, wenn Ihr das immer zusammen thätet, wäre das nicht viel besser? Schreibt ja an, wann Ihr es gethan habt, und sucht alle 4—6 Wochen doch zu beichten, denn, wenn man in der Gnade Gottes ist, geht doch alles, was man unternimmt, viel leichter."

Einen langen ernsten Mahnbrief an den andern Sohn, 6. Nov. 1825, schließt die Mutter mit dem Wort: „Liebe Kinder, haltet Gott vor Augen und vergesse Deine Litanei nicht."

So waren Geist und Art, nach denen im v. Ketteler'schen Hause die Kinder herangezogen wurden. Der treffliche Wilderich v. Ketteler hat 1863 als Präsident der Katholiken-Versammlung zu Frankfurt a. M. öffentlich von sich gesagt[1]: „er könne Gott danken, daß er aus ächt katholischer Familie hervorgegangen sei." Dieselbe Erinnerung spiegelt sich noch in den Worten, die Bischof v. Ketteler 25. Mai 1869 an einen Verein katholischer Damen des Adelsstandes gerichtet hat[2]:

„Der Knabe wird mit allen Keimen der Tugenden, die den christlichen Mann zieren, nur dann heranwachsen, wenn er in strenger Zucht, in Gehorsam, in Enthaltsamkeit, in vielfacher Selbstverleugnung großgezogen ist, und das Beispiel dieses Lebens in Eltern vor Augen gehabt hat, die mit der Würde Stellvertreter Gottes zu sein, auch ein gottgefälliges Leben vereinigen. Das kann aber nur die mulier fortis der heiligen Schrift, „das starke Weib", das selbst nicht in Luxus verweichlicht ist."

Bedeutungsvoll, in einer vielleicht unbewußten Anwendung auf seine eigene persönliche Entwicklung, fügt er jedoch sogleich hinzu:

„Nichts ist schädlicher als das, was den Kindern gut und böse ist, lediglich nach dem beurtheilen zu wollen, was an ihnen in Folge dieses Guten und Bösen unmittelbar in den Jugendjahren hervortritt. Die Keime des Guten und des Bösen, die in das jugendliche Herz hineingelegt werden, treten mit ihren Früchten erst in einem viel späteren Lebensalter auf, und zeigen sich erst dann in ihrer wahren Gestalt. Wer das Samenkörnchen in den Acker legt, sieht schon im folgenden Jahre, ob es Unkraut war oder Weizen. So ist es nicht bei der Erziehung. Was die Eltern säen, reift oft erst zur Frucht, wenn sie im Grabe ruhen; die großen Leidenschaften der Männer im späteren Alter, ebenso wie ihre großen Tugenden, sind in der Regel die Früchte der Aussaat im Elternhause. Die Verantwortung fällt an erster Stelle auf das Elternhaus, auf die Eltern. Die Eltern dürfen

1) Verhandlungen der 15. General-Versammlung der katholischen Vereine Deutschlands S. 26.

2) Schreiben an die Mitglieder des Vereins zu Ehren der hl. Familie, Mainz 25. Mai 1869. Raich, Predigten des H. H. W. E. v. Ketteler II, 503.

daher das, was sie an den Kindern thun, nicht blos nach den Erscheinungen beurtheilen, die in der Kinderzeit hervortreten, sie müssen auf die Tugenden und Laster der späteren Jahre hinblicken, sie müssen den Zusammenhang der Aussaat mit der Frucht, die Ursache mit der Wirkung, die Jugend mit dem Alter wohl ins Auge fassen."

2. Knaben- und Jünglingsjahre 1824—1829.

Unter den Nachrichten, welche die Eltern den abwesenden Söhnen aus der Heimath nach Berlin schrieben, war für lange Zeit die interessanteste die in einem Briefe des Vaters vom 28. Sept. 1824: „Wilhelm wird gegen den 8. Oktober mit Joseph Stolberg nach Brig (im Wallis in der Schweiz) abreisen. . . . Wilhelm freut sich sehr darauf, und ganz vorzüglich auf die Reise. Ist er mal da, so wird er sich doch noch manchmal wieder nach Hause zurückwünschen, denn sein Aufenthalt dort mag doch leicht 5—6 Jahre dauern. . . . . Der Mutter wird der Abschied von Wilhelm noch recht schwer werden, und ich wollte, sie hätte ihn schon überstanden. Sie wünscht es aber selbst sehr, daß er hinkommt."

Der nächste Brief der Mutter (3. Okt.) bestätigte diese Nachricht in allen Punkten: „Wilhelm ist seiner Abreise sehr nah. . . . Es wird mir recht schwer, ihn fortgehen zu lassen. Gott weiß, wann ich ihn wiedersehen werde. Aber alle Tage sehe ich mehr und mehr, wie nützlich es für ihn ist, daß er aus dem Hause kommt. Die Schulen haben eine zu schlechte Wirkung auf ihn. Er freut sich ungemein darauf."

Wilhelm war in der Reihe der v. Ketteler'schen Kinder das sechste; unter den Söhnen folgte er an 4. Stelle, unmittelbar auf Wilderich; er hatte jetzt das zwölfte Lebensjahr überschritten. Seine Tante, die Stiftsdame Marianne v. Wenge († zu Bonn 1846), welche in jenen früheren Jahren ihrer Schwester bei der Ueberwachung der vielen kleinen Kinder hülfreich zur Seite stand, hatte ihm die ersten Anfangsgründe im Lesen und Schreiben beigebracht. Ein Hauslehrer Namens Kempe aus Billerbeck hatte das Werk dann fortgesetzt. Auch das Lateinische begann Wilhelm bei einem Privatlehrer. Es war ein Philologe Namens Polmann; die Mutter rühmt seine „Engelsgeduld". „Ein gar lieber Mensch ist Polmann, und Wilhelm lernt docht recht viel bei ihm," kann sie im Lauf des Jahres 1824 melden. Im Herbst des Jahres 1823, wie es scheint, trat dann Wilhem in's Gymnasium in Münster ein[1]). Polmann blieb aber auch jetzt noch ihm zur Seite.

1) „Den ersten Unterricht erhielt er durch Privatlehrer im elterlichen Hause zu Münster und in der Domschule daselbst." So der im Ganzen auf guten Informationen beruhende Artikel in Ersch und Grubers Encyklopädie Sekt. II. Th. 35. S. 306; die Kölnische Volkszeitung 1877 Nr. 1893. In andern Biographien hingegen liest man: „Seine erste Schulbildung empfing er in der damaligen Trivialschule ad St. Aegidium zu Münster."

Es schien, als würde es mit dem Studium gut voran gehen, denn, was das wichtigste war, Wilhelm zeigte dafür Interesse. „Wilhelm war ganz gerührt über die gute Lehre, die Du ihm in Deinem Briefe gegeben hast;" schreibt die Mutter an Wilderich, „bis jetzt ist der Professor und auch Polmann recht gut mit ihm zufrieden." „Wilhelm hat bis jetzt noch nicht wieder componirt," heißt es etwas später, „er hat aber eine erstaunliche Freude, noch ferner in der Schule zu sein." Es versprach viel, wenn um diese Zeit die Mutter schrieb: „Ich glaube, Wilhelm will nun wieder Professor werden," allein für den Augenblick standen die Dinge noch nicht gerade glänzend. „Wilhelm hat noch vier vor sich, so ist er auf der Hälfte. Zweiundvierzig sind sie in der Schule," meldet die Mutter. „Wilhelm wird Euch bald schreiben," heißt es dann wieder, „jetzt ist er aber doch sehr beschäftigt mit den Propraemiis-Compositionen. Gott gebe seinen Segen dazu! Das ist immer eine recht bange Zeit für mich. Wenn ich es mitthun müßte, könnte ich nicht mehr Angst davor haben." Bald kam das Resultat: „Wilhelm ist diesmal bei der Composition auf seinem Platz sitzen geblieben . . . er ist auf der Hälfte. Ich habe recht mit ihm geschmählt." Endlich nahte das Ende des Schuljahres und die Mutter konnte 28. Aug. 1824 freudig nach Berlin berichten: „Wilhelm, unbedingt steigt er auf."

Manche der persönlichen Eigenschaften dieses Sohnes schienen für die Zukunft nichts Ungünstiges zu verheißen, und wer auf Vorbedeutungen etwas geben wollte, mochte den Eltern von dem Kinde Außerordentliches versprechen. In dem berühmten Weinjahre 1811 war er am hl. Christfeste selbst, 25. Dez., um die Mittagsstunde den Eltern geschenkt worden[1]). Sein geistlicher Oheim, der Domherr Wilhelm v. Ketteler in Hildesheim, vertrat die Pathenstelle. Zur Erinnerung an den heiligen Tag der Geburt fügten die Eltern dem Namen Wilhelm den Namen Emmanuel bei. Von der Pathin, Gräfin Josepha v. Plettenberg-Mitingen, erhielt er den weiteren Namen Joseph, welchem Vorliebe oder Andacht der Eltern noch Hubert und Maria hinzufügten. Alle diese Namen sind später für sein Leben bedeutungsvoll geworden.

Tante Marianne, welche bei der ersten Erziehung des Kindes ein großes Wort mitgeredet hatte, glaubte an ihm viele Empfänglichkeit für religiöse Eindrücke wahrzunehmen, und eine gewisse natürliche Anlage zur Frömmigkeit. Sie gefiel sich schon damals in dem Gedanken, es könne aus ihrem kleinen Pflegling wohl noch einmal ein Priester werden, und dies um so mehr, da beide Eltern dies wenigstens bei einem ihrer 6 Söhne gerne gesehen hätten.

1) Das Geburtshaus war der am Alten Steinweg gelegene, frühere v. Hanxleden'sche Hof, welcher der Aebtissin v. Ketteler gehörte. Die Taufe wurde 26. Dez. 1811 in der Lamberti-Kirche vollzogen.

Allein bei all dem war Wilhelm mehr als die andern ein Sorgenkind. Er war ein über die Maßen wilder Junge und von einer geradezu erschreckenden Heftigkeit, sehr nachlässig in seinem Aeußern, und daher meist schmutzig, und lärmend in allem, was er that. „Du glaubst nicht wie stille mir ist," schreibt die Mutter 14 Tage nach seiner Abreise an Wilderich, „Wilhelm sein Geschrei entbehre ich doch sehr durch das Haus, obschon es mich auch oft erschreckt hat."

Selbst die zärtliche Tante Marianne mußte von ihm bekennen, er sei ein gar „wilder, unbändiger Junge" gewesen, und sie habe ihn als Kind manchmal mit dem Handtuch festbinden müssen, um ihm die nothwendige Züchtigung zu verabreichen. Freiherr August v. Korff, der mit Wilhelm gleichalterig, mit ihm dieselbe Klasse besuchte und mehrere Jahre mit ihm die Herbstferien in Harkotten verbrachte, erzählt aus der Erinnerung:

„Als Knabe war er nicht allein sehr munter, sondern fast unbändig, wofür er von seinem Vater oft recht hart bestraft wurde. Aus Aerger über sich warf er sich dann, wie ich einige Male gesehen, in seiner leidenschaftlichen Heftigkeit auf die Erde und wälzte sich dort herum".

Freilich wird diese Schilderung dadurch gemildert, daß Freiherr v. Korff hinzufügen konnte: „Bei Zänkereien zwischen uns Knaben war er stets zur Versöhnung bereit, und war es ein Hauptzug in seinem Charakter, daß er niemals etwas nachtrug. Er erkannte seine Heftigkeit und gab sich viele Mühe, die Ausbrüche derselben zu unterdrücken, wie schwer es ihm auch oft werden mochte." Allein damit war für die Eltern die Schwierigkeit nicht gehoben; die Ausbrüche wilden Jähzorns folgten immer wieder, und schon mit Rücksicht auf die drei jüngeren Geschwister war es zu wünschen, daß der Erziehungsgang für Wilhelm von dem der übrigen gesondert werde. Er bedurfte einer ständigen Ueberwachung und einer festen männlichen Leitung. „Mit Gott wird er da recht brav werden," meint die Mutter, nachdem Wilhelm 4 Wochen in Brig, „da er so immer unter Aufsicht ist."

Das Collegium zu Brig stand unter der Leitung der Jesuiten. Eine Anzahl von „Vätern des Glaubens", welche seit 1805 zu Sitten im Wallis eine Unterrichtsanstalt leiteten, waren 1810 dem in Rußland rechtmäßig weiter bestehenden Zweige der Gesellschaft Jesu einverleibt worden. Sie bildeten, sobald 7. Aug. 1814 durch Pius VII. der Orden für die ganze Kirche wiederhergestellt wurde, den Kern zu der wiedererstehenden „Oberdeutschen Ordensprovinz". Schon 1814 eröffneten sie in dem gleichfalls im Wallis gelegenen Städtchen Brig ein Erziehungshaus mit Pensionat. Bis 1827, in welchem Jahre das später berühmt gewordene Pensionat zu Freiburg fertig stand, war es das einzige. In den katholischen Familien Deutschlands war indeß durch die 40jährige Unterdrückung des Ordens die alte Tradition nicht ausgestorben, ihre Kinder mit Vorliebe den

Jesuitenanstalten anzuvertrauen. Die Zöglinge von Brig rekrutirten sich zum guten Theile aus Deutschland, und auch der rheinisch-westfälische Adel hatte begonnen, seine Söhne dahin zu senden. Ein Vetter des kleinen Wilhelm, Freiherr v. Wenge, und Freiherr v. Waldbott-Bornheim waren eben nach vollendeten Studien von da zurückgekehrt, und wenige Tage vor Wilhelm v. Ketteler reisten auch zwei Freiherrn v. Böselager nach Brig, welche ihr Oheim, Bischof Kaspar Max von Münster, dahin sandte.

Der Tag der Abreise kam. Am 14. Okt. begleiteten die Eltern ihr scheidendes Kind bis Münster. Hier traf sie Graf Joseph Stolberg[1]), der, eben im Begriff, nach Brig in's Noviziat zu reisen, sich bereit erklärt hatte, den kleinen Wilhelm mitzunehmen. Am 16. Okt. war der Aufbruch. „Es ist Vater und mir recht schwer geworden, uns von Wilhelm zu trennen," schreibt die Mutter, „den Abend vorher konnte er sich gar nicht fassen, den Tag selber hat er sich aber recht zusammen genommen." Im Wagen der Eltern ging es bis Appelhülsen; als aber der Wagen die Reisenden verlassen sollte, kam die Fassung wieder in's Wanken. Wilhelm hatte eine große Zärtlichkeit für die Pferde. Als einige Monate zuvor der Vater ein neues Reitpferd gekauft, und das frühere, den Finchal, als Zugpferd zu der Kutsche degradirt hatte, da kostete diese Verfügung Wilhelm bittere Thränen. Und jetzt kam erst der Abschied. „Der arme Kerl," erzählt die Mutter, „hat sich gar nicht entschließen können, sich von unseren Pferden zu trennen." Jetzt nahm Graf Bernhard Stolberg, der eben im Begriff stand, zu seinem Referendars-Examen nach Köln zu reisen, die beiden in seinen Wagen, der sie bis Bonn brachte, wo auch von Tante Marianne Abschied gefeiert werden mußte.

In Mainz, im Gasthof zu den drei Kronen (jetzt Postgebäude) überfiel den kleinen Wilhelm, welchen Graf Joseph einiger Besuche halber hatte allein lassen müssen, das erste Heimweh. Aber bald war er wieder getröstet, denn trotz des Altersunterschiedes — Graf Stolberg (geb. den 12. Aug. 1804) war um mehr denn 7 Jahre älter — verstand er sich mit seinem Begleiter vortrefflich. „Stolberg schreibt an seine Mutter," berichtet Frau Clementine 13. Nov., „und so sehr zufrieden vom lieben Wilhelm, was mich unendlich freut. Er hat alle Mittel dazu, sich beliebt zu machen."

1) Vom 5. Nov. 1824 bis 5. Jan. 1833 gehörte Graf Joseph Stolberg der Gesellschaft Jesu an, sehr beliebt bei seinen Mitbrüdern und hochgeachtet von seinen Obern. Eine eigenthümliche innere Scheu vor dem Eintritt in den Priesterstand veranlaßte ihn, in Rom, wohin er zum Studium der Theologie geschickt war, seine Entlassung zu nehmen. Er schied im vollen Frieden und blieb stets ein warmer Freund und Förderer des Ordens. Er hat auch in seiner freieren Stellung als Laie unendlich viel Gutes gethan. Er ist bekannt als einer der Hauptbegründer und der erste Präsident des Bonifatiusvereins. Er starb 1859 in Belgien eines überaus frommen Todes. Der Rektor des nächsten Jesuitencollegiums stand ihm in der letzten Stunde bei.

Endlich kam auch Nachricht von Wilhelm selbst; die Mutter schreibt 23. November:

„Gestern habe ich einen Brief vom lieben Wilhelm bekommen, vom 6. Er schreibt ganz zufrieden und kann nicht genug rühmen, wie artig die Lehrer mit ihnen sind. Er verlangt auch sehr nach Brief von Euch . . . Er schreibt einen kleinen Brief. Wie ihm die Reise gefallen hat, davon schreibt er nichts. Er ist denn auch noch zu jung, daß man es von ihm fordern kann, viel zu schreiben. Man kann an seinem Brief sehen, daß er ängstlich schreibt, und solche Briefe nehmen denn auch zu viel Zeit fort. Er ist schon am völligen Lernen. Um halb 6 stehen sie auf, und außer zwei Spielstunden lernen sie den ganzen Tag bis 8 des Abends."

Auch der folgende Brief aus Brig lautete „recht vergnügt", allein die Briefe kamen gar so spärlich. „Von Wilhelm haben wir lange keinen Brief mehr bekommen," seufzt die Mutter 16. Februar 1825, „der ist über alle Maßen faul." Doch schon 1. März 1825 schreibt Frau Clementine wieder befriedigt an Wilderich in Berlin: „Daß Du einen Brief vom lieben Wilhelm bekommen hast, freut mich sehr. Ich danke auch Gott recht dafür, daß er so zufrieden in Brig ist. Lernen kann er wohl, wenn er nur will. Einen guten Kopf hat er schon. Auch ist es ein gutes Alter, wo er hingekommen ist. Wir haben nun für das erste Vierteljahr seinen Aufführungszettel bekommen . . . Im ganzen kann man doch wohl damit zufrieden sein."

Die Befriedigung der Frau Clementine stieg noch höher, als im Laufe des gleichen Monats in der zweituntersten Klasse des Münsterer Gymnasiums eine förmlich organisirte Diebesbande, 28 Köpfe stark, wie es hieß entdeckt wurde. Kinder aus angesehenen und gebildeten Familien gehörten derselben an, alle unter 14 Jahre. „Gott Dank, daß Wilhelm nicht mehr drin ist," schreibt die Mutter triumphirend, da hauptsächlich auf ihren Wunsch Wilhelms Entfernung erfolgt war, „das ist nicht erlaubt, wie wenig sich die Professoren um die Kinder bekümmern, wenn sie nicht grade in der Schule sind!"

Mit Wilhelm ging es einstweilen wirklich ganz gut. An der Spitze des Collegs von Brig stand eben der ausgezeichnete P. Staudinger, ein Bayer von Geburt, später eine Reihe von Jahren Provinzial. Der eigentliche Vorgesetzte des Pensionates war aber bereits seit 1816 P. Balthasar Rudolf, von welchem sein Nekrologium sagt, daß er in Brig „13 Jahre lang auf die geistige und sittliche Heranbildung der Zöglinge eine liebevolle und sozusagen mütterliche Sorgfalt aufgewendet" habe. Schon vorher hatte er 11 Jahre lang dem Jugendunterrichte obgelegen und auch nach seiner Versetzung von Brig blieb er im Pensionat von Freiburg i. d. Schw. noch 15 Jahre ganz im Dienst der studirenden Jugend. Ueber diesen von allen,

die ihn näher kannten, wegen seiner engelgleichen Tugend hochverehrten Mann berichtete nach seinem am 9. Mai 1860 zu Feldkirch erfolgten Tode das Nekrologium:

„Er hatte eine ganz außerordentliche Gabe zur Leitung heranwachsender Jünglinge, und Gott schien es ihm als besondere Lebensaufgabe zugewiesen zu haben, das zarte Alter für die Tugend heranzubilden. Diese Kunst, die so viel höher steht als alle Kunst des Malers und Bildhauers, übte er 50 Jahre lang mit dem größten Eifer aus. Es ist schwer zu sagen, wie viele Jünglinge er vor der Ansteckung des Lasters bewahrt, oder von der Ansteckung geheilt und zu aller Ehrbarkeit des Wandels herangebildet hat. Gleich zu Anfang des Schuljahres, wenn die alten Zöglinge und die neuen wieder zusammen eintrafen, pflegte er wie ein rechter Seelenfischer unter ihnen umherzuziehen, die einzelnen zu beobachten und Gespräche mit ihnen anzuknüpfen. Bei der außerordentlichen Erfahrung, welche er sich erworben, fand er leicht heraus, wo etwa ein Haken saß. So kam es, daß er schon in den ersten Tagen bald dem einen privatim Katechismus-Unterricht gab, bald einen andern zur ersten hl. Beicht vorbereitete, von einem dritten die Generalbeichte hörte. In dieser Weise fuhr er das ganze Jahr hindurch fort, den verschiedenen Nöthen seiner lieben Jungen zuvorzukommen oder zu begegnen, und nicht leicht verging ein Tag, an welchem er sich nicht mit dem einen oder anderen besonders abgab, zumal stets sehr viele ihn zu ihrem Beichtvater wählten. Dabei war es diesem heiligen Manne eigenthümlich, daß, während er mit nie ermüdendem Eifer dem Werk der Seelenrettung sich hingab, er sich und das Seine mit solcher Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit zu verhüllen verstand, und er von andere kaum beachtet „Gutes thuend vorüberzog" und mit wunderbarer Kunst es verstand, schweigend zu arbeiten und arbeitend zu schweigen."

Auch für das körperliche Wohlsein und Gedeihen seiner Zöglinge war P. Rudolf über die Maßen besorgt, so daß der Vorwurf gegen ihn laut wurde, er thue in dieser Hinsicht des Guten zu viel. Er aber erwiederte, wie das Nekrologium erzählt: „Indem wir die Kinder zur Erziehung in unser Haus aufgenommen haben, haben wir die Stelle von Vater und Mutter für sie übernommen. Werden aber diese in der Sorge für die Gesundheit ihrer Kinder wohl etwas zu viel finden?"

Dieser würdige Priester war 4 Jahre hindurch der Vorgesetzte, aber auch der Vertraute und einsichtsvolle Gönner für Wilhelm v. Ketteler. Auch an angenehmem Umgang fehlte es nicht. Schon auf der Reise war Wilhelm mit einem jungen Elsässer, J. B. Schlosser, zusammengetroffen, der, ein Schüler von Brig, zum Anfang des Schuljahres dahin zurückreiste. Das ganze Wesen des neuen Bekannten machte auf ihn großen Eindruck, so daß er mehrmals über denselben an seinen Bruder Wilderich schreibt: „Er (Schlosser) hat den größten Heiligen zum Patron, und er wird gewiß auch noch einer. Er ist ein herrlicher Jüngling und niemand kann mir nach meinen Eltern und Geschwistern lieber sein wie er . . . Wenn Du hier wärest, hättest Du ihn gewiß auch sehr lieb."

Hier lernte Wilhelm unter andern auch den kleinen Peter Roh kennen, den er später als gefeierten Kanzelredner in Deutschland noch oft wiedersehen sollte. Auch fand er die Söhne vieler ihm bekannter deutscher Adelsfamilien.

Den Eindruck, den Wilhelm selbst auf seine Altersgenossen hervorrief, schildert ein ehemaliger Mitschüler, J. B. Vernaz, Richter am Tribunal zu Chambery (Savoyen) in einem Schreiben vom 8. Sept. 1877:

„Wir beide waren Studiengenossen in dem von den Jesuiten geleiteten Pensionat zu Brig im Wallis vom Jahre 1824 bis Ende 1828. Die Anstalt enthielt nicht über 130—150 Zöglinge und hatte das Eigenthümliche, daß diese Zöglinge verschiedenen Nationen zugehörten. Es war eine Vereinigung von Deutschen, Franzosen, Belgiern, Holländern, Italienern und Savoyern. Die Schweizer waren in verschwindender Minderheit.

„Ketteler war ein guter Zögling, aber bemerkbar machte er sich vornehmlich durch die Lebhaftigkeit und das Ungestüm seines Charakters. Ja ich muß sagen: er war in hohem Grade heftig (violant). Er konnte keinen Widerspruch ertragen, und hatte ziemlich oft Händel mit seinen Kameraden. Trotzdem wurde man schnell mit ihm gut Freund, da er doch im Grunde gut war, und da er nichts nachtrug. So war es gerade in Folge eines Streites, daß wir sehr gut Freund miteinander wurden.

„Er war sehr versessen auf Körperübungen, namentlich gewaltsame Uebungen, wie das Springen oder das Schlittschuhlaufen im Winter. In solchen Dingen zeichnete er sich aus. Alles was er that, geschah mit ungeheuerem Feuer; er war in allem rasch und energisch.

„Das ist die Erinnerung, die mir von seinem Charakter in der Jugend geblieben ist. Ich verstehe sehr wohl, daß, indem er dieses Feuer in den Dienst Gottes gestellt hat, er Großes leisten mußte. Es muß ihm gewaltige Opfer gekostet haben, um zur Herrschaft über sich selbst zu gelangen."

Derselbe Mitschüler aus Brig hat 18. Februar 1869 an Bischof von Ketteler einen Brief gerichtet, um ihm seine Sympathien für sein kirchliches Wirken auszusprechen; er konnte aber dabei die Bemerkung nicht unterdrücken:

„Es fiel mir schwer zu glauben, daß der aufbrausende Zögling von Brig ein so eifriger Diener des Herrn geworden sei." Der Bischof antwortete: „Ich kann Ihr Erstaunen, daß der „bouillant élève de Brigue" ein Stellvertreter des sanftmüthigen guten Hirten geworden, vollkommen begreifen, und kann Ihnen versichern, daß ich über diese große Gnade Gottes selbst nicht weniger erstaunt bin, wie Sie."

Aehnlich lauten die Erinnerungen anderer alter Studiengenossen. P. Roh erinnerte sich noch wohl, wie der kleine Wilhelm einmal in leidenschaftlichem Zorn aus einem Trinkglas mit den Zähnen ein Stück herausgebissen

habe. Dechant Mengis berichtet: „Er war von hochgradiger Lebhaftigkeit und über die Maßen anhänglich an sein deutsches Vaterland, so daß er kaum ertragen konnte, daß etwas zur Unehre desselben gesagt wurde."

Alles dies lassen auch Wilhelms eigene Briefe aus jener Zeit erkennen. „Ich bin gewiß ein guter Preuße," betheuert er seinem Bruder Wilderich im Frühjahr 1826, und schon 15. Januar 1825 hatte er an diesen geschrieben: „Aus Deinem Briefe kann ich schon sehen, daß Du ein echter, rechter Preuße bist. Ich muß mich oft wehren, denn die Franzosen wollen immer was gegen die Deutschen zu thun haben, und das kann ich nicht leiden."

Im übrigen ging alles nach Wunsch. „Es geht mir sehr gut," schreibt er 15. Januar 1825 an seine Brüder, „und wir sind alle sehr lustig . . . Ich wollte es wäre einer von Euch beiden hier, es würde Euch gewiß sehr gefallen."

Mit dem Lernen hielt sich Wilhelm anfangs gut; später ließ der Eifer nach. Das Spielen und Schlittschuhlaufen 2c. schien den Geist zu sehr in Anspruch zu nehmen. Namentlich in den Fächern, welche Anforderungen an das Gedächtniß stellten, war er schwach; im Katechismus war er regelmäßig einer der letzten; aber in andern Fächern ging es wieder besser.

Das Jahr 1825 war für Wilhelm ein wichtiges. „Denn," so schrieb er im Frühjahre an seinen Bruder, „diese Ostern communicire ich zum ersten Mal." Daß er sich mit Ernst darauf vorbereitete, beweisen die Worte, die er sogleich beifügt: „Wir müssen alle 4 Wochen beichten, wir beichten aber gewöhnlich alle 14 Tage." Auf die erste hl. Communion folgte zwei Jahre später die Firmung. Sie wurde durch den Bischof August. Sulpic. Zen-Ruffinen in der Bischofsstadt Sitten ertheilt. Wilhelms Firmpathe war ein angesehener Herr aus Leuk, Anton Allet, der Bruder des später in päpstlichen Diensten häufig genannten Zuaven-Obersten Eugen Allet. [1])

So weit schien alles gut zu gehen, und die Mutter tröstete sich mit dem Stoßseufzer: „Gott erhalte den lieben Wilhelm! Er scheint jetzt ein guter Junge zu sein." Aber bald begann das Mißgeschick. Schon vor der Abreise nach Brig hatte der Vater dem Sohne für eine lange Zeit den Lebensplan vorgezeichnet. „Sein Aufenthalt dort," schrieb Herr v. Ketteler 28. Sept. 1824, „mag leicht 5 bis 6 Jahre dauern, und an ein nach Hause kommen ist doch in dieser Zeit der großen Entfernung wegen nicht zu denken. Die einzige Möglichkeit, ihn in dieser Zeit zu sehen, wäre wohl,

1) Die handschriftliche Historia Collegii Brigensis berichtet zum Jahre 1827, gegen Ende des Schuljahres sei eine Anzahl älterer Conviktoren durch einen Pater nach Sitten geleitet worden, um dort die hl. Firmung zu empfangen. Die angesehensten Männer der Stadt und selbst Mitglieder der Cantonsregierung hätten die Pathenstellen übernommen.

eine Reise nach Schwaben zu machen (zu der verwandten Familie des Fürsten v. Zeil), und ihn in der Vakanz dorthin kommen zu lassen, und das führen wir dann auch vielleicht in einigen Jahren mal aus."

Mit diesem Gedanken hatte sich denn Wilhelm von Anfang an vertraut machen müssen, und fragte deßhalb schon frühzeitig im Sommer 1825 bei den Eltern um Erlaubniß, während der Herbstferien mit andern Zöglingen unter Führung eines Jesuitenpaters eine größere Fußreise nach Italien zu machen, wie solche Reisen damals in den Jesuiten-Pensionaten gebräuchlich waren. Die Erlaubniß wurde gern ertheilt, aber als am Schluß des Schuljahres das Zeugniß anlangte, war es keineswegs für die Eltern befriedigend. „Mit 14 Jahren und ganz gesund," meinte die Mutter in Bezug auf die Fußreise, „da geht schon so was; dabei in der herrlichen Gegend, wo er hinreist. Ich hoffe nur, er schickt auch gute Zeugnisse. Die letzten waren nicht ein bischen gut."

Allein während die Mutter glaubte, er habe 20. August seine Reise angetreten und lustwandle in Italien, hatte Wilhelm als Invalide zurückbleiben müssen. Schon in den Sommermonaten hatte er über Schmerzen am Knie geklagt, wahrscheinlich die Folge eines seiner wilden Spiele. Die Vorgesetzten waren besorgt, es möchte ein Uebel sich festsetzen und bestanden deßhalb darauf, daß er für einigen Wochen die Heilquellen des nahe gelegenen Baden (wohl die Quellen von Brig selbst) für das kranke Knie gebrauche. Für das Knie war das Bad auch recht heilsam, aber die verlorene Reise vermochte es dem ungeduldigen Patienten nicht zu ersetzen. „Wilhelm," schreibt die Mutter, „klagt in seinem letzten Briefe sehr, daß er gar keine Vakanzreise gemacht habe . . Er behauptet, das Heimweh käme ihm . ." In dieser Stimmung war es, daß er an seinen Vater schrieb „er möge ihm eine Hand voll Erde aus Harkotten schicken, um seine Thränen darin zu trocknen[1])."

Um das Unglück voll zu machen, erhielt mit dem Wiederbeginn des Schuljahres das Convikt einen neuen Vice-Regens, P. Franz X. Koedyk, einen Holländer, einen etwas strengen und energischen Mann, welcher mehr die Furcht als die Liebe der Zöglinge zu erwecken wußte. „Hier gefällt es mir recht gut," schrieb Wilhelm an den Bruder als das Heimweh bereits wieder geschwunden, „doch dieses Jahr nicht mehr so gut, wie voriges Jahr, weil einer von den Oberen ungeheuer grob ist. Wenn man auch die gründlichsten Ursachen hat und sie, wie es doch durch die Regeln erlaubt ist, vorbringt, so packt er, so klein er ist, einen beim Kragen und wirft einen zur Thüre hinaus. Man muß auch alles geduldig leiden . . . P. Rudolf ist ein gar guter Oberer und die einzige Zuflucht, die man hat; denn sonst würde ich gewiß schon weggelaufen sein."

1) Dies ist die besser beglaubigte Version; nach einer andern Ueberlieferung wollte er „die Hand voll Erde, um sich darauf zum Sterben niederzulegen."

Im Studieren entwickelte unterdessen Wilhelm neuen Eifer und er konnte von guten Erfolgen nach Hause melden. „Im Komponiren,“ schreibt er auch an seinen Bruder Wilderich, „habe ich gewöhnlich den zweiten oder dritten oder ersten Platz.“ Noch mehr war es, als 16. Febr. 1826 die Mutter mittheilen konnte: „Wir haben noch ganz kurz einen Brief von P. Rudolf, der alles Gute von Wilhelm schreibt und ihn recht sehr lobt.“

Allein bei diesem Eifer stand ein Plan für die nächsten Herbstferien im Hintergrunde. Schon als er dem Bruder über seine guten Noten in den Compositionen schrieb, bemerkte er gleich dazu: „nächstes Jahr hoffe ich auch nach Münster in die Vakanz zu kommen.“ Als das Frühjahr kam, rückte er bei den Eltern mit seinem Plan heraus. Die Mutter schreibt darüber an ihren Sohn August: „Du kannst, liebes Kind, nicht denken, wie wenig daß Wilhelm schreibt. Er hat uns neulich auch ein gutes Zeugniß geschickt. Aber der Schelm hat sich nun mal durchaus in den Kopf gesetzt, die Vakanz hierhin zu kommen, da die Böselager die Versicherung von ihrem Onkel dem Bischof haben, daß wenn ihre Zeugnisse gut bis dahin sind, sie kommen sollen.“ „Ich fürchte nur immer,“ wiederholt sie eine Woche später, „die Böselager bringen ihn noch in Unruhe, da diese durchaus die Vakanz nach Hause wollen.“

Eine Reise aus den Bergen des Wallis nach Westfalen war in jener Zeit noch eine kostspielige Sache, überdies konnte man einen 15 jährigen Jungen dieselbe nicht allein zurücklegen lassen. Auch verbot es die Rücksicht auf die Söhne in Berlin, welche gleichfalls auf das Nach-Hause-kommen in den Ferien verzichten mußten, mit dem jüngeren Sohne eine Ausnahme zu machen. Herr v. Ketteler ließ nicht mit sich spassen. „Vater,“ so erzählt 5. März 1826 Frau Clementine, „hat Wilhelm geschrieben, und ihm das Hierherkommen ganz abgesagt und ihm auch einen Verweis gegeben, daß er so wenig schreibt. Ich fürchte, der Brief wird dem armen Kerl noch Thränen kosten.“ „Vater hat dem Wilhelm ganz abgeschlagen hierherzukommen,“ wiederholt sie 21. März, „der arme Kerl! Thränen hat ihn der Brief vom Vater doch ganz gewiß gekostet. Ich kann nicht sagen, wie leid er mir thut. Auch soll er, glaube ich, nicht zu dem Onkel Zeil. Vater will lieber, er solle eine Reise nach Italien machen.“

Doch es blieb nicht bei den Thränen allein. Schon 5. April muß die Mutter die Wirkung der väterlichen Epistel verzeichnen: „Du kannst Dir bester Wilderich, nicht denken, was ich einen desperaten Brief von Wilhelm bekommen habe, daß er zur Vakanz nicht hierhin kommen soll. Man sieht dem Brief an, daß er in der größten Wuth geschrieben ist, voller Drohungen. Nun scheint aus seinem Brief (hervorzugehen) daß, wenn er zu der Tante (Fürstin Zeil) kann, es für ihn eine Entschädigung sein würde (dafür), daß er nicht hierhin kann. Das hat er aber noch nicht

einmal (von) uns begehrt, und tobt dann da drüber nach allen Kräften. Und (doch) bin ich ganz gewiß, Vater läßt ihn hingehen, wenn er ihn nur ordentlich darum bittet. Unsäglich traurig ist es, aus seinem Brief zu sehen, daß seine Laune und die Wuth, wo er hinkommen konnte (= in die er sonst gerathen konnte), sich gar nicht im mindesten geändert haben, und gerade dieselbe noch so ist, wie er sie hingebracht hat. Es sollte mich nicht wundern, wenn wir hörten, daß er krank geworden ist. Denn er sagt selber, er wäre so außer sich, daß er die Feder kaum halten könnte.

„Man sieht aber ganz deutlich, daß die Herren in Brig die Briefe der Kinder nicht lesen, sonsten würden sie diesen Brief nicht fortgeschickt haben. Er sagt unter anderm, daß „alle in Brig keine gesunde Vernunft haben" und so geht es von einem auf das andere, alles in großer Wuth. Vater ist auch recht böse über den Brief. Vater hatte ihm geschrieben, aber er antwortet Vater nicht, und (= sondern) mir."

Die Correspondenz der Kinder wurde in Brig sehr wohl beaufsichtigt, und auch dieser Brief war von P. Rudolf gelesen worden. „Du schreibst mir," bemerkt Wilhelm selbst im Frühjahr 1825 in einem Brief an seinen Bruder, „daß ich so gut geschrieben hätte. Wenn man nicht gut schreibt, so wird der (Brief) zerrissen." Allein mit weitem Blick, wie er des echten Erziehers würdig ist, gestattete man den Zöglingen, so lange es nur anging, freie Meinungsäußerung. Die noch erhaltenen Briefe Wilhelms an seinen Bruder mit ihrer vollen Natürlichkeit und großen Freimüthigkeit sind ein ehrendes Zeugniß für die Weisheit seiner Erzieher. P. Rudolf hatte auch jetzt den Brief an die Mutter ungehindert abgehen lassen, aber von ihm selbst folgte in den nächsten Tagen ein Brief an Herrn v. Ketteler. „Vater hat einen Brief von P. Rudolf aus Brig bekommen, der ihm auch schreibt, daß Wilhelm ganz außer sich gewesen wäre, nicht in der Vakanz nach Hause kommen zu dürfen, und er auch glaube, daß wenn man ihm (Wilhelm) die Hoffnung benehme, zu der Tante gehen zu dürfen, ihm das die Lust zum Studieren nehmen würde. Vater hat nun gleich wieder geschrieben, daß er nichts dagegen hat, wenn Wilhelm fleißig ist. Auch hat er ihm dies selber geschrieben. Nun, mit Gott wird er sich doch wieder in Ruhe geben."

In der That kehrte jetzt die Ruhe wieder; die nächsten Briefe schildern ihn als „wieder ganz zufrieden", „wieder guter Dinge und ganz gesund". Um die Mitte September kann die Mutter mittheilen: „Wilhelm ist wirklich bei der Tante angekommen, ganz überglücklich, bei ihnen zu sein, und sie nicht minder, bei ihnen zu haben." „Wilhelm ist ganz erstaunlich zufrieden und vergnügt bei der Tante; mit der größten Herzlichkeit und Liebe haben sie (in Zeil und Tannheim) Wilhelm aufgenommen." Allein die Freude hatte nicht Bestand, und während Wilhelm die Rückreise nach Brig antrat, hatte

die Mutter 21. Okt. Veranlassung, über diesen Ferienaufenthalt trübe Betrachtungen anzustellen:

„Leider nach den Briefen der beiden Tanten hat sein Aufbrausen und seine Heftigkeit sich nicht im mindesten gebessert und (dafür) daß er sich gar nicht gebessert, ist mir ein Beweis, daß die Tanten sagen, er wäre so grob (gewesen und hätte) sich dabei der niedrigsten Ausdrücke bedient. Daß er sich in den zwei Jahren, daß er nun fort, sich in nichts geändert hat, ist mir ein rechter Kummer. Ich habe ihm einen recht ernsten Brief hierüber geschrieben, der ihm gewiß recht wehe thun wird, da er es mir schon thut. Aber Vater wollte es haben, und ich sah doch auch ein, daß es sein mußte. Vater ist überhaupt doch recht verdrießlich über ihn. Jedesmal wenn ein Brief kommt, ärgert Vater sich. Du glaubst auch nicht, von welch dummem Inhalt sie sind . . . Dabei ist die Schrift so miserabel. Er ist nun doch schon bald 15 Jahre alt. Wilhelm hat sein Zeugniß nicht geschickt, da er es unterwegs mit seinem Spargeld, 5 Louisdor, verloren hat, was Vater auch recht ärgert. Dabei soll er noch so grausam schmutzig sein. Er ist nun in Zeil vom Kopf bis zum Fuß neu gekleidet worden. Das freut mich sehr."

Viele Jahre später hörte man aus dem Munde des gefeierten Mainzer Oberhirten Wilhelm v. Ketteler das Wort: „Ich verzweifle gar nicht an den Jungen. O, was ich für ein Junge war! Ich taugte gar nichts!" Indessen hafteten die meisten dieser Fehler doch mehr am Äußeren; dies zeigte schon die Wendung zum Guten, welche in Folge dieser Ferien bei ihm eintrat. Am 5. Dezember schreibt die Mutter: „Wilhelm ist zu meiner größten Freude gesund und wohl in Brig wieder eingelaufen. Er beschreibt seine Rückreise recht artig, und man glaubt dabei, den lieben „Kiki" vor sich stehen zu sehen . . . Er schreibt, in St. Gallen hätte er eine große Freude gehabt. Er habe das Fremdenbuch da aufgeschlagen und Onkel Levin (Domkapitular v. Wenge) und Wilh. Wenge sein Namen gefunden: er sei [darüber] froh wie ein König gewesen . . . Es schickt mir der liebe Kerl die Abbildung von Brig, die ich auch schon so lange gern haben wollte. Sie [die deutschen Zöglinge in Brig] meinen bestimmt, das nächste Jahr nach Freiburg zu kommen [wo 1827 das neue, größere Pensionat eröffnet werden sollte]. Das könnte mich auch freuen, da Brig doch eine sehr traurige Lage haben muß. Er ist in der 4. Schule und übersetzt den Livius und den Ovid. . . . . Ich schicke Dir einen Auszug aus Joseph Stolbergs Brief an seine Schwester, was er über Wilhelm sagt, was doch ganz erstaunlich ist. . . . Joseph Stolberg [schreibt]: „Wilhelm Ketteler habe ich lange nicht gesehen, denn als ich aus Brig ging, war er noch nicht aus der Vakanz zurückgekehrt. Indessen hat mir noch vor einigen Tagen einer meiner Mitbrüder, der voriges Jahr sein Lehrer war,

gesagt, daß man sehr mit ihm zufrieden wäre. Denn obwohl er oft sehr unbändig wäre, so hätte er doch ein vortreffliches Herz und guten Willen." Stolberg setzt noch hinzu: „Ich glaube auch, daß er ein sehr tüchtiger Mensch werden wird."

Die guten Nachrichten mehrten sich, und schon 14 Tage später schreibt die Mutter wieder an Wilderich: „Du glaubst nicht, wie viel Gutes ich von Wilhelm höre von allen, die jetzt von Brig wieder kommen[1]). Sein Lob ist allgemein. Er schreibt mir mit vieler Freude, daß er einen Brief von Dir bekommen. Mit Helmig, der die Böselager wieder nach Brig gebracht hat und den kleinen Padtberg[2]), hat mir Wilhelm einen kleinen Rosenkranz, ein Kreuz und die Ansicht von Brig geschickt. Die alle freuen mich sehr. . . . Daß er bei den Tanten gewesen ist, hat ihn wieder mit neuem Muth belebt, was man aus seinem Briefe so deutlich sieht. Er sagt auch, er wäre recht fleißig am studieren, wäre bei der Composition der dritte gewesen und wäre ganz gesund und recht zufrieden. Da kann man auch nicht mehr verlangen. Helmig sagt, Wilhelm wäre so munter und sähe ganz prächtig aus. Gott lasse ihn doch dabei und lasse ihn recht brav werden. . . ."

Was den Aufenthalt in Zeil für Wilhelm vorzüglich verlockend gemacht hatte, war der Umstand, daß er dort die Jagden mitmachen durfte. Zwar hatte er schon in Harkotten als 12jähriger Knabe, wenigstens während der Ferien, zuweilen die Jagdgesellschaft begleiten dürfen, aber nur ohne Gewehr. Jetzt aber führte er die Flinte, und der leidenschaftliche Jäger von später verrieth sich schon so stark in ihm, daß er sich einmal dazu fortreißen ließ, auch nach gegebenen Schlußzeichen noch einen Schuß abzufeuern, was freilich dem angehenden Nimrod von Seiten des Fürsten Zeil einen derben Verweis einbrachte.

Die unverkennbar günstige Wirkung, welche die Abwickelung der Ferienangelegenheit im Jahre 1826 auf Wilhelm geübt hatte, veranlaßte die Eltern, auch für die Herbstferien 1827 dem Sohne den Besuch bei den Verwandten in Schwaben zu gestatten. Dazu kam, daß Herr v. Ketteler um diese Zeit nach Wien reisen mußte, um eine Verwandte abzuholen. Bei dieser Gelegenheit wollte er den Weg über Zeil nehmen, um dort nach drei Jahren seinen Wilhelm wiederzusehen. Dann wollte er einige Wochen mit seinem Sohne die Schweiz durchreisen und denselben,

---

1) Unter diesen war auch der Domherr v. Metternich, welcher auf einer Schweizerreise Wilhelm in Brig gesehen hatte und im Oktober in Münster mit der Mutter zusammentraf. Einen Theil der Reise nach Schwaben hatte er mit Wilhelm gemeinsam gemacht und war ganz von demselben eingenommen. Namentlich Wilhelms große Heiterkeit hatte ihn wohlthuend berührt. Brief v. 31. Oct.

2) Freiherr Franz v. Droste-Padtberg.

bevor er nach Wien weiterreiste, selbst nach Brig bringen. Am 17. Aug. brach Wilhelm von Brig auf, drei Wochen später traf der Vater in Zeil ein. Am 16. Sept. berichtet Frau Clementine:

„Gestern bekam ich einen Brief von Vater aus Zeil. Er kam am 9. d. um 9 Uhr (morgens) da an, fand [aber] Wilhelm nicht zu Haus, der schon mit Onkel auf der Jagd war. Nach einer halben Stunde ist er aber wieder gekommen. Vater sagt, wie sehr sie sich gefreut, könne er mir nicht beschreiben. Wilhelms Gesicht und Sprache haben sich sehr verändert; er sehe aber recht gut aus — ist aber noch nicht so groß wie Vater. Auch bekam ich einen Brief von der Tante Sophie, die Wilhelm sehr rühmt. Auch Vater sagt es, wie außerordentlich er [Wilhelm] sich zu seinem Vortheil verändert habe. Vater schrieb gleich nach seiner Ankunft. Mit Gott wird Vater recht viel Freude an Wilhelm haben. Wie theile ich die Freude vom lieben Wilhelm, mal wieder Vater umarmen zu können. Der arme Junge ist doch auch nun bald drei Jahre fort."

Auch das folgende Jahr in Brig verlief nun ruhig und zu allseitiger Befriedigung. Schon im Herbst 1827 hatte Wilhelm eine gute Fortgangsnote gehabt und behauptete unter 16 den 6. Platz. In Geschichte, Geographie und Katechismus war er zwar, wie früher, unter den letzten, allein im Lateinischen und Deutschen stand er gut; in der Arithmetik war er unter 30, welche den Kurs mitmachten, der zweite, und wurde dafür durch einen Preis ausgezeichnet. Das Schulprogramm fügt ein besonderes Lob hinzu [1]):

„Als zweiter hat nach gethaner Arbeit das Ziel der Ehre erreicht: Wilhelm v. Ketteler aus Münster in Westfalen, für den es kein geringes Verdienst ist, das Ungestüm seiner feurigen Natur zur ruhigen Arbeit der Mathematik gezähmt zu haben."

Auch im folgenden Jahre 1828 in der Unterklasse der Rhetorik, behauptete Wilhelm im allgemeinen Fortgang den 6. Platz. In der „Oratio Latina" stand er an 4. Stelle und wurde als preiswürdig bezeichnet. Auffallender Weise galt er als minder tüchtig in der „Oratio Germanica," in welcher er unter den Schülern der gesammten Rhetorik nur den 18. Platz errang. Dafür war er in der Mathematik unter den 31 Schülern, die mit Lob erwähnt worden, der erste und trug den Preis davon. Es war dies ein um so größerer Erfolg, da für dieses Fach die beiden Rhetorik-Curse vereinigt waren, so daß Wilhelm als Schüler der unteren Rhetorikklasse mit den

1) Nomina Litteratorum qui in Collegio Societatis Jesu Brigae intra annum MDCCCXXVII eminuerunt etc. Seduni. p. 13:

„Secundus seposito stylo ad metam assedit Gulielmus de Ketteler Westphalo-Monasteriensis, cujus non vulgaris laus est, quod igneae naturae fervorem ad matheseos tranquillitatem frenarit."

älteren und geübteren der oberen Klasse wetteifern mußte, namentlich aber mit Clemens v. Böselager, einem trefflichen Mathematiker, der bereits im vorhergehenden Jahre als Schüler der unteren Rhetorik Preisträger in der Mathematik gewesen war.

Das Schulprogramm fügt in seiner etwas bombastischen Sprache die Bemerkung hinzu [1]):

„Für diesen Lorbeer bietet sein an solche Kränze gewohntes Haupt ein ungestümer Kämpfer, der Preuße Wilhelm v. Ketteler aus Münster in Westfalen. Unter vielem, was ihm zu hoher Ehre gereicht, darf es keineswegs als ein geringes Verdienst geachtet werden, daß er auch mit einem sehr geübten Rivalen, der gleichsam den Sieg bereits in Händen hielt [Clemens v. Böselager, der auch als „preiswürdig" sogleich genannt wird], den Wettkampf muthig aufgenommen und ihm das Zeugniß der Geistesschärfe und den Ehrenpreis rastloser Uebung aus den Händen gewunden hat."

Um den Gymnasial-Cursus nach dem damals in Brig herrschenden Schulplane zu vollenden, hätte Wilhelm noch ein weiteres Jahr die höhere Rhetorikklasse durchmachen müssen. Allein dem Vater lag daran, daß Wilhelm, der jetzt 17 Jahre zählte, baldmöglichst in Deutschland zur Abiturienten-Prüfung sich stellen könnte. Er beschloß daher, den Sohn zurückzurufen, um ihn zu Hause durch einen Privatlehrer unmittelbar auf das Abiturienten-Examen am Münsterer Gymnasium einexerciren zu lassen. Mit dem Ende des Schuljahres 1828 schied Wilhelm v. Ketteler aus den Bergen des Wallis. Seinen Abschied bezeichnet noch das Diplom der Marianischen Congregation des Collegiums in Brig vom 17. Aug. 1828. Es ist unterzeichnet von dem hochverdienten, später weithin bekannten P. Friedrich Krupski, als Präses der Congregation und besagt [2]): „Da unser in Christus geliebter Wilhelm v. Ketteler, ein geachtetes Mitglied unserer Congregation, im Begriffe, aus triftigen Gründen seinen Aufenthalt zu verändern, uns mit der Bitte angegangen hat, ein Zeugniß seines Wandels ihm auszustellen, so bezeugen wir in Gemäßheit dieser Bitte durch gegenwärtiges Diplom, daß der Genannte an den Versammlungen unserer Congregation sich fleißig betheiligt und zum erbauenden Beispiele für die übrigen sich in allem als ein ächter Sodale erwiesen hat."

---

1) Nomina Litteratorum qui in Collegio Soc. Jes. Brigae intra annum MDCCCXXVIII eminuerunt . . . p. 10: „Assuetum huic lauro caput offert redimiendum pectoris acerrimi bellator, cui inter multa egregia non in ultimis laudum hoc fuerit quod cum exercitatissimo et victoriam probe in manibus habente animose congressus, perspicacis ingenii testimonium assiduaeque exercitationis decus praeripuit, Guilhelmus de Ketteler, Westphalo-Monasteriensis Borussus, Rh. I."

2) „attestamur, praedictum conventibus nostrae Congregationis sedulo interfuisse et genuini sodalis partes cum caeterorum bono exemplo explevisse",

Damit schied Wilhelm v. Ketteler aus Brig. Er war gerne dagewesen und bewahrte stets auch im späteren Leben der Anstalt seine Anhänglichkeit, den Lehrern Dankbarkeit. Wiederholt erwähnt er Brigs in den Briefen der späteren Jahre. „Recht freudig," schreibt er 22. Aug. 1839 aus Anlaß einer Alpenwanderung an seine Schwester, „habe ich zuerst wieder die Berge begrüßt, in denen ich 4 Jahre meiner Jugendzeit zugebracht, und die ich derart seit 10 Jahren nicht mehr gesehen." „Wäre die Jahreszeit nicht soweit vorgerückt," äußert er einige Monate später, „so könnte ich es unmöglich lassen, eben von hier [Mailand] aus mein altes Brig zu besuchen. Ich kann es mir gar nicht denken, wenn ich jetzt diese Berge so nah vor mir liegen sehe, daß es dieselben sind, die ich in Brig 4 Jahre lang an ihrem nördlichen Abhang bewohnt habe." Als es sich später um die Erziehung seiner Neffen handelte, schrieb er noch als Weltmann 21. Jan. 1841 an seinen Bruder Wilderich: „Ihr habt mich aufgefordert, Euch meine Ansicht über das Projekt zu sagen, die Kinder vielleicht in einer Jesuitenanstalt unterzubringen. Ich gestehe offen, lieber Wilderich, daß ich so sehr für die Erziehung in den Jesuitenanstalten eingenommen bin, daß ich mißtrauisch auf mein eigenes Urtheil sein würde, wenn ich nicht auf der anderen Seite so viele von Gott geschickte Verhältnisse in Eurem Leben sähe, die eine ruhige Erziehung zu Hause fast unmöglich machen. Da Ihr nämlich durch Eure Verhältnisse gezwungen seid, oft den Aufenthaltsort zu wechseln, ... so müßt Ihr nothwendig die Kinder oft in andere Hände geben, und da könnt Ihr sie gewiß nirgends besser und sicherer unterbringen, als bei den Jesuiten."

Lügenhafte Angriffe gegen die Gesellschaft Jesu veranlaßten ihn als Bischof von Mainz 14. Febr. 1866 auch in der Oeffentlichkeit auf seine Jugenderinnerungen zurückzukommen und für seine Lehrer und Erzieher ein glänzendes Zeugniß abzulegen: „Ich schied von allen meinen Lehrern mit der tiefsten Achtung und der zweifellosesten Ueberzeugung, daß sie Männer seien, die täglich an sich die höchsten sittlichen Anforderungen stellten."

Samstag den 30. Aug. 1828 fuhr der Erbkämmerer Graf Matthias Galen, auf der Landstraße von Hagen nach Münster. Von Station zu Station folgte dicht hinter ihm ein anderer Wagen mit einem ihm unbekannten jüngeren Reisenden. Nachmittags 2 Uhr langten die Wagen in Münster an. Auch hier nahmen sie den gleichen Weg durch die Straßen und hielten am selben Haus. Der aussteigende junge Reisende war Graf Galens Schwager, Wilhelm v. Ketteler. Die Insassen der beiden Wagen hatten sich nicht erkannt. Am folgenden Tage ging es weiter nach Harkotten, wo Wilhelm in der Nacht um $11^1/_2$ ankam. Niemand wußte von seiner Ankunft; die Mutter schlief schon. Am nächsten Morgen in der Frühe führte der Vater den Heimgekehrten an das Bett der Mutter.

„Meine Freude beschreiben zu können, vermag ich nicht;" schreibt Frau Clementine 1. Sept., „er sieht recht gut aus, ist recht groß und recht heiter; nur hält er sich so gewaltig schlecht. Du kannst Dir denken, wie er sich freut, bei uns zu sein. Jeder Baum freut ihn, den alten lieben Jungen . . . Wilhelm hat ein sehr gutes testimonium mitgebracht . . . Heute ist Vater mit Wilhelm, Ferdinand Galen und v. Korff, dem Domherrn Korff und [anderen] jagen. Wilhelm konnte nicht abwarten, daß man fortging . . . . Die Jagd ist gut ausgefallen: 21 Hühner, wovon Wilhelm 6 erlegt hat."

Die Jagd blieb denn auch für lange Zeit hinaus Wilhelms Hauptvergnügen und eine Art von Leidenschaft.[1]) Leider bot gerade dieses Vergnügen wiederholt Anlaß zu Ausbrüchen jener vulkanischen Heftigkeit, die seinem Charakter von Kindheit an eigen gewesen. Die 4 Jahre in Brig hatten dies nicht auszurotten vermocht. Manche der Anekdoten, die hierüber unter den Verwandten verbreitet waren, gehören sicher in diese erste Zeit. „Als ganz junger Mensch," erzählt seine vortreffliche Schwägerin, die Gattin Wilderichs von Ketteler [2]), „jagte er einmal in Harkotten mit seinem Vater und seinen Brüdern. Da sah der Vater und sein ältester Bruder Clemens, wie Wilhelm plötzlich sein Gewehr wegwarf, sich in bitterster Heftigkeit auf die Erde warf, in Verzweiflung mit Händen und Füßen spattelnd. „Vater schieß mich todt," rief er außer sich dem Vater zu, „ich habe einen Hasen vorbeigeschossen!" Andere ähnliche Züge wurden aus seinen Jugendjahren erzählt, und später als er in hoher kirchlicher Würde stand, sogar in unnobler Weise wider ihn ausgebeutet.

Da die Abiturientenprüfung noch zu bestehen war, traten nach Ablauf der gewöhnlichen Herbstferien ernstere Beschäftigungen wieder in den Vordergrund. Unter Leitung des nachmaligen Gymnasiallehrers Lauf bereitete sich Wilhelm in Harkotten auf das Examen vor, dem er sich im Herbste 1829 vor der Kgl. Wissenschaftlichen Prüfungs-Kommission zu Münster zu unterziehen hatte. Die Prüfung wurde glücklich bestanden: das Maturitätszeugniß vom 31. Aug. 1829 lautete:

„In der lateinischen Sprache besitzt der Geprüfte die Fähigkeit, leichtere Klassiker zu lesen und sich die schwereren mit einiger Bemühung klar zu machen. Im Griechischen konnte er nur mit Nachhilfe den Sinn,

1) Da er später als Bischof zum ersten Male in Rom weilte in Begleitung seines gelehrten Generalvicars Lennig, schrieb er über diesen an dessen Neffen, Domkapitular Moufang in Mainz 12. Jan. 1855: „Ich bedaure ihn oft, daß er bei seinen Kenntnissen aller Art auf einen Reisegefährten angewiesen ist, mit dem er so vieles nur mangelhaft theilen kann. Einen großen Theil der Jugend auf der Jagd zugebracht zu haben wird hier doch recht fühlbar."

2) Freifrau v. Ketteler (geb. Gräfin Stolberg) an Dompräbendat Raich, Schwarzenraben 13. Okt. u. 16. Nov. 1877.

wenn er etwas schwerer war, finden. In der Geschichte hatte er eine recht gute Uebersicht gewonnen. Die Prüfung über die Elementar-Mathematik war sehr genügend. In Beziehung auf seine ganze wissenschaftliche Bildung sah sich die Kgl. Wissenschaftliche Prüfungs-Kommission nach Vergleichung der schriftlichen Arbeiten mit dem Ergebnisse der mündlichen Prüfung veranlaßt, ihm das Zeugniß Nr. II, das der bedingten Reife zu den akademischen Studien, zu ertheilen."

Schmülling, Nadermann, Luckenhof, Grauert.

---

3. Wilhelm v. Ketteler als Jurist. 1829—1837.

Am 5. Nov. 1829 wurde der 18jährige Wilhelm v. Ketteler als Studierender der Rechtswissenschaft an der Georg-August-Universität von Göttingen immatrikulirt, wo auch sein Vater und sein ältester Bruder Clemens einen Theil ihrer Studienlaufbahn zugebracht hatten. Außer den Institutionen belegte der angehende Jurist Logik und Physik, Naturgeschichte, allgemeine Geschichte, Deutsche Geschichte, Länder- und Völkerkunde und Statistik, und wie bezeugt wird, besuchte er anfangs die Vorlesungen recht eifrig. An die gleiche juristische Fakultät kam bald nachher, mit dem Herbste 1830, auch ein anderer fleißiger Student, Ludwig Windthorst. Es ist zu bedauern, daß die beiden Männer sich nicht schon damals näher gekommen sind.

Leider ließ Wilhelm v. Ketteler, vermuthlich durch ältere Standesgenossen, die in Göttingen zahlreich vertreten waren, um die Mitte des ersten Semesters sich verleiten, bei dem Corps der „Westfalen" einzutreten. Bald hatte er sich in das tolle studentische Treiben völlig hineingeworfen. Die Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit seines Charakters brach sich freie Bahn. Sein Leibbursche, Reichsfreiherr Clemens von Loë, rühmt zwar aus dieser Zeit sein „offenes und kräftiges Benehmen gegen alle Gutgesinnten" und bezeugt, daß er bei seinen Corpsbrüdern beliebt gewesen sei. Allein auch dieser wohlwollende Freund muß zugestehen, daß W. v. Ketteler sich häufig durch seine Leidenschaftlichkeit habe hinreißen lassen und dadurch in viele Streithändel und Paukereien verwickelt worden sei. Mildernd fügt er hinzu: „Stolz darf ich wohl darauf sein, daß der mir vom Corps übergebene junge Jurist und Fuchs sich meist meinem Willen schließlich fügte."

Mit solchen Paukereien nahmen es auch katholische Studenten jener Zeit nicht eben streng. Die Begriffe waren nicht klar, und das kirchliche Verbot entweder unbekannt oder nicht verstanden. Man verschanzte sich dahinter, daß solche Paukereien nur selten gefährlichen Ausgang hätten, und den wenigsten katholischen Studenten wollte es damals beifallen, daß in

einem solchen Zweikampfe eine Verletzung des Naturgesetzes und eine Verleugnung der kirchlichen Grundsätze gelegen sei.

Es war von vornherein zu erwarten, daß ein ungestümer, heftiger und unerschrockener Charakter wie Ketteler in zahlreiche Händel dieser Art verwickelt werden mußte. Gegen Ende des zweiten Semesters hatten sich solche Verwicklungen besonders gehäuft. Mehrere Paukereien waren glimpflich, zwei sogar ohne Blutvergießen abgegangen. Auch mit einem Hospitanten des eigenen Corps war eine Streitsache anhängig. „Meine erste Begegnung mit dem Studiosus jur. W. v. Ketteler," erzählt der damals im ersten Semester stehende Hospitant der Westphalia, „gab eine Friction, da ich in später Stunde eine Ode an eine Tante recitirte, deren poetischen Werth er kritisirte. Dies war nach meinen damaligen Begriffen eine Beleidigung, welche blutig gesühnt werden mußte, weßhalb eine Forderung zum Duell folgte. Allein der Himmel war damit nicht einverstanden, sondern verhinderte unser Blutvergießen dadurch, daß v. Ketteler einige Tage später das Duell zu bestehen hatte, wobei ihm die Nasenspitze verkürzt wurde."

Dieses unselige Duell, dessen Spuren W. v. Ketteler sein Leben lang am Angesichte trug, war veranlaßt durch eine Anrempelung der allergewöhnlichsten und untergeordnetsten Art. Im „Deutschen Hause" (dem Keysig'schen Wirtshaus) stand eines Tages in Wilhelms unmittelbarer Nähe ein Bremenser Corpsbursche, der aus Sottrum gebürtige Jurist Friedr. Wilh. Theodor Lohmann (später Advokat in Stade). Ketteler warf diesem vor, er habe ihn auf den Fuß getreten und Lohmann stellte es in Abrede. Dies führte zum Wortwechsel, bei welchem Ketteler die Aeußerung fallen ließ, „er finde es doch sonderbar, daß Lohmann seine Unart nicht einsehen wolle". Lohmann antwortete mit der Forderung auf 12 Gänge und Schläger; sein Gegner hatte Zeit und Ort zu bestimmen. Am darauffolgenden Dienstag, in Ulricis Kegelbahn, fand der Zweikampf statt. Graf Max Schmising-Tatenhausen war Kettelers Secundant, Graf Karl Platen aus Hannover fungirte als Unparteiischer. Im 4. Gang wurde Ketteler im Gesichte verwundet; ein Stück der Nase hing blutend herab. Damit galt die Beleidigung als gesühnt, und eine förmliche Versöhnung fand daher nicht statt. Der anwesende Arzt Dr. Pauli hatte den Verwundeten sofort verbunden, und die Heilung schien gut voranzuschreiten.

Allein das Kgl. Universitätsgericht zog die Angelegenheit vor sein Forum, und 18. Aug. 1830 wurden alle Betheiligten einem Verhöre unterworfen. Auch Ketteler erschien; er gab an, er sei von seiner Wunde „meist wiederhergestellt". Im übrigen stimmten alle Aussagen überein. Unter Strafe der Relegation wurde beiden Duellanten die Fortsetzung des Streites untersagt und am 30. Aug. denselben das Urtheil gesprochen. Lohmann, der schon anderes auf dem Kerbholz hatte, und den ein noch frischer Schmiß

im Gesichte dem Universitätsrichter auch anderweits verdächtig machte, erhielt das Consilium abeundi bis Ostern 1831, zu welchem er unbedingte Unterschrift leistete. Den beiden Secundanten und dem Unparteiischen wurde eine Carcerstrafe von je 3 Tagen zubestimmt. Wilhelm v. Ketteler, der nach Ausweis des Buches noch nicht vorbestraft war und gegen welchen sonst nichts vorlag, kam mit 14 tägiger Carcerstrafe durch. Er bat jedoch, da er zur Wiederherstellung seiner Nase nach Berlin zu gehen beabsichtige, ihm zu gestatten, daß er erst nach erfolgter Heilung, sei es in Göttingen, sei es in Berlin, die Strafe absitzen könne. Dies wurde gewährt, und Ketteler, dessen Kur in Göttingen in Folge seiner Ungeduld gänzlich mißlungen war, suchte nun Heilung in der preußischen Hauptstadt [1]).

Den Eltern gegenüber hatte Wilhelm das Göttinger Ereigniß anfangs von der scherzhaften Seite darzustellen versucht. „Es sei ja einerlei," soll er damals geschrieben haben, „ob sie einen Sohn mit einer etwas kürzeren oder längeren Nase haben." Allein dem Vater war die Sache sehr unangenehm, und in der Mutter weckte sie Besorgnisse, welche über jene für die augenblickliche Heilung der Gesichtswunde hinausreichten. „Wenn Wilhelm nicht so fest im Glauben wäre," äußerte sie, „dann würde mir um ihn recht bange sein." Unterdessen hatte die Heilkur in Göttingen ein jähes Ende gefunden. Durch die Rücksicht auf das anzuheilende Stückchen allzulang und zu viel in der freien Bewegung gehindert, hatte Ketteler dasselbe abgerissen. Aus Achtung für den Wunsch des Vaters unterzog er sich nun einer langwierigen und lästigen Kur in Berlin. Allein bei der übergroßen Lebhaftigkeit seiner Natur und den zahlreichen Störungen durch wohlgemeinte Besuche mißlang auch diese. Auch jetzt wieder schrieb er scherzhaft nach Hause, er wolle sich lieber eine silberne Nasenspitze fertigen lassen. Der Vater jedoch erklärte mit aller Bestimmtheit, ohne Nase dürfe ihm der Sohn nicht ins Haus kommen. Die treue Mutter selbst machte sich nun nach Berlin auf den Weg, um Wilhelm für den Willen des Vaters fügsam zu stimmen.

Was eine vernünftige Selbstliebe nicht über den ungestümen Corpsburschen vermocht hatte, vermochte jetzt die Liebe zu einer verehrten Mutter. Lange, lange Tage hielt der sonst so Ungeduldige, am selben Flecke sitzend, den Arm über das Gesicht gebogen, geduldig aus. Es mußte das fehlende Stück der Nase aus dem Arm ergänzt werden, und bis der Ausschnitt aus dem Arme an der wunden Stelle im Gesicht Wurzel gefaßt hatte und vom

1) Obige Darstellung beruht auf einem umfänglichen Auszug aus den Akten des Kgl. Universitätsgerichtes zu Göttingen. Die feindselige Ausbeutung, welche diese thörichte Studenten-Affaire später gefunden hat, machten eine authentische Feststellung des Thatbestandes nothwendig.

Arme losgelöst werden konnte, mußte der Patient in einer peinlich unnatürlichen Lage sich ruhig verhalten. Es war eine sechswöchentliche Folter; den Marter-Tisch, an welchem er sie erduldet, ließ Ketteler zum Andenken nach Harkotten schicken[1]). Sich selbst überlassen, würde er schwerlich diese Probe der Geduld bestanden haben. Allein die Mutter blieb Tag und Nacht an seiner Seite. Sie hinderte die Besuche der Studenten, das Trinken und Rauchen, und wich nicht von ihm, bis Dank ihrem tröstenden Beistand und ihrer sorgsamen Pflege die schwierige rhinoplastische Kur gelungen war. Die Nase war wiederhergestellt, doch blieb das angeheilte Stück durch blassere Farbe und durch die deutlich hervortretenden Grenzlinien zeitlebens erkennbar. Daß es auch in dieser schweren Zeit etwas stürmisch hergegangen war, beweisen die Selbstvorwürfe, welche Ketteler später als Priester öffentlich ausgesprochen hat. Er klagte sich an, das Herz seiner guten Mutter, die ihn mit so großer Treue gepflegt, damals durch Ausbrüche der Ungeduld so manchmal verletzt zu haben.

Nach erfolgter Heilung durfte Wilhelm wieder nach Harkotten kommen, um den Rest der Herbstferien hier zu verbringen. Allein die Wunde am Arm, aus welchem der Ausschnitt gemacht worden, war noch nicht gänzlich zugeheilt und deßhalb blieb die Hauptfreude der Ferien, die Jagd, einstweilen untersagt. So lange der Vater im Hause war, blieb nichts übrig als sich zu fügen. Als er aber für einige Zeit verreiste, gelang es den Bitten Wilhelms, der Mutter eine Erlaubniß zum Jagen abzuringen. Nur machte sie zur Bedingung, daß Wilhelm mit Rücksicht auf seinen verbundenen Arm der Aufsicht des Rentmeisters sich unterordnen müsse. Die beiden zogen aus, aber es dauerte nicht lange, so war Wilhelm dem Rentmeister aus den Augen. Plötzlich hörte dieser zwei Nothschüsse. Er folgte ihrer Richtung und fand Wilhelm mit blutüberströmtem Arm an einer Wasserquelle, bemüht, das Blut abzuwaschen und zu stillen. Durch das Ungestüm der Bewegungen war der Verband losgegangen. Voll Schrecken begann der gute Mann bei diesem Anblick laut zu jammern. Der blutende Jäger aber rief ihm zu: „Sind Sie auch ein altes Weib! Helfen Sie mir nur, daß ich die Binde wieder um den Arm bekomme.“ Kaum war dies leidlich geschehen und der Rock wieder angezogen, so wurde die Jagd mit neuem Eifer fortgesetzt. Wilhelm war bald wieder aus dem Gesichtskreis des Rentmeisters geschwunden, und erst zu Hause sahen sie sich wieder. Aber ein Anliegen war es dem wilden Jäger doch gewesen, daß „Mütterchen nichts erfahre“, damit ihr kein Schmerz bereitet würde, die Sache habe ja „gar nichts zu bedeuten“.

---

1) Später als Pfarrer nahm er denselben nach Hopsten, wo er auch nach Kettelers Weggang als Inventarstück im Pastorate verblieb.

Der Anfang des neuen Semesters führte Wilhelm nach Berlin zurück, diesmal, um seine juristischen Studien fortzusetzen. Bei Savigny hörte er die Pandekten, bei Friedr. Raumer Vorlesungen über neuere Geschichte. Trotz manchem, was diesen Universitätsaufenthalt in der Hauptstadt fördernd und angenehm machen mußte, hat Ketteler von Berlin als Musenstadt damals keine wohlthuenden Eindrücke mitgenommen. In der Nachschrift eines Briefes an eine seiner Schwestern 24. August 1841 spricht er von „der Gefährlichkeit des dortigen Aufenthaltes für junge Leute." „Denn nirgends," fügt er bei, „wird mit der geistlosesten, rohesten Sittenlosigkeit so bravirt, wie dort."

Nach Verlauf von zwei Semestern bezog er denn auch die Universität Heidelberg. Hier wohnte er mit Graf Levin v. Wolff-Metternich zusammen bei dem Universitäts-Syndicus Hofgerichtsrath v. Kleutgen. Den gefeierten Rechtslehrer Thibaut hörte er über die Pandekten, bei Mittermaier, der für die neueren Theorien des Strafrechtes bahnbrechend geworden, hörte er deutsches Strafrecht, und zwar laut des Zeugnisses vom 26. März 1832 „ausgezeichnet fleißig."

Dies hinderte ihn nicht, auch hier mit den „Westfalen" zu kneipen. Als Heidelberger Universitätsfreunde nennen sich in späteren Briefen gelegentlich sein Jugendgespiele Fhr. August v. Korff und Fürst Hohenlohe-Waldenburg. Fhr. v. Vittinghoff, genannt Schell wird von anderer Seite als intimer Umgang W. v. Kettelers in Heidelberg bezeichnet. Während unter solchen angenehmen Beziehungen Wilhelm hier mit Eifer das deutsche Strafrecht studierte, verfolgte ihn selbst noch von Göttingen her die strafende Gerechtigkeit. Bereits 7. Okt. 1830 hatte die „Kgl. Großbrittanische Hannoversche Universitäts-Gerichts-Deputation" sich amtlich an die Behörde der Berliner Universität gewendet, um die Vollstreckung der 14tägigen Carcer-Haft an dem Studiosus jur. W. v. Ketteler ordnungsgemäß herbeizuführen. Jedoch von Seite Kettelers wurde die noch immer nicht ganz beendete Kur vorgeschützt, und als später von Seite der Behörde die Angelegenheit neuerdings aufgenommen werden sollte, war der schuldige Student bereits abgereist. Jetzt in Heidelberg erreichte ihn das Geschick noch eben zu Ende des Semesters. Dieses schloß 26. März 1832 und unter dem 2. April erging an die Universitäts-Gerichts-Deputation zu Göttingen von Heidelberg aus die amtliche Mittheilung, daß der Strafvollzug erfolgt sei.

Damit schien dem Rechtsbeflissenen der Aufenthalt an der Universität Heidelberg verleidet. Wenigstens fand ihn das folgende Sommersemester als Akademischen Bürger in München, wo er namentlich die Vorlesungen des Professor Dr. Schmidtlein über Kirchenrecht (nach dem Zeugniß vom 11. April 1833) „mit rühmlichstem Fleiße" besuchte.

Schon die Universitätszeugnisse von Heidelberg und München lassen erkennen, daß die schwere Prüfung, welche in Folge der Göttinger Duell-Affaire über den Studenten gekommen war, einer heilsamen Wirkung auf ihn nicht ganz entbehrte. Der jugendliche Leichtsinn des Göttinger Corps-Fuchses hatte einer ernsteren Strebsamkeit Platz gemacht. Die Rücksicht auf wissenschaftliche Förderung war bei der Wahl der Universitätsstädte leitend geworden, und das Fachstudium hatte wieder begonnen, im Leben des Studenten die Hauptsache zu sein. Eine zweite ungleich schwerere Prüfung war bestimmt, den beginnenden Lebensernst zu befestigen.

Gegen Ende Juni 1832 sollte in Harkotten der jüngste Bruder Wilhelms, Fhr. Richard v. Ketteler, nach sorgfältiger Vorbereitung die erste hl. Communion empfangen. Die sonst so zärtlichen Eltern waren bei der Feier nicht zugegen. Der Vater weilte schwer krank in Münster, die Mutter wich nicht von seiner Seite. Die Krankheit hatte eigenthümliche Erscheinungen; man brachte dieselbe mit dem Biß eines Neufundländers in Verbindung. Auf Rath der Aerzte reiste Frau Clementine mit dem Kranken nach Ems; am 15. Juli begann der Vater die Bäder zu gebrauchen; mit seinem Arzte war er sehr zufrieden. „Ich habe die aller- allerbeste Hoffnung, daß es ihm so gut thun wird,“ so sucht die Mutter noch 14. Juli ihre Besorgniß niederzukämpfen, „ich kann es nicht abwarten, die Wirkung der Bäder zu sehen. Wenn ihn diese erschreckliche Hinfälligkeit doch nur bald verlassen möchte. Es wird ihm zu schwer, nur den Mund aufzumachen. . . . .“ Die Hoffnung war trügerisch; am 30. Juli 1832 war Maximilian Friedrich v. Ketteler eine Leiche.

Der Verlust war für die Familie v. Ketteler ein unersetzlicher, für Mutter und Kinder kaum je zu verschmerzender. Die Raschheit, mit welcher die entscheidende Wendung eintrat, machte den Schlag noch erschütternder. Wilhelm weilte noch bei seinen Studien in München. Die Tage des Schmerzes blieben auf lange Zeit in seine Seele eingegraben. Noch 3. Aug. 1839 schrieb er, abermals in München, von dort aus an seine Schwester:

„Heute bist Du vielleicht bereits in Ems. Ich schließe mich recht Deinen Empfindungen an, die Dich bei Deinem dortigen Aufenthalt bewegen werden. Schon oft habe ich in diesen Tagen unseres lieben, geliebten Vaters gedacht, der uns nun schon sieben lange Jahre von der Seite gerissen ist. Auch damals war ich hier, wie Du, geliebte Sophie, in Ems, und diese Umstände machten mir die Erinnerung aus jener trüben Zeit noch lebendiger. Gern hätte ich diese Tage so ganz dem Gedächtnisse unseres theuern Vaters gewidmet, wie ich es mir schon lange vorgenommen hatte: denn woran können wir uns mehr erbauen und für das Ungemach im Leben stärken, als wenn wir uns seinen festen, ernsten, edlen Geist und Willen vorstellen, mit dem er uns während seines Lebens so sicher, so liebe-

voll und freundlich geleitet hat. . . . Ich kann es mir jetzt kaum denken, daß schon sieben Jahre seitdem verschwunden sind. Auch damals war gerade, wie jetzt, hier der große Markt, und alles ist wieder so eingerichtet, selbst die einzelnen Buden sind wieder da, die ich hier zuletzt mit so tiefem Schmerz im Herzen verlassen habe."

Der Tod des Vaters hatte aber noch anderweite Folgen. Die Besitzungen des v. Ketteler'schen Hauses waren Fideicommiß und gingen daher vom Vater auf den ältesten Sohn über. Für die 5 jüngeren Brüder hatte der Vater eine bestimmte Summe festgesetzt, welche ihnen fünfprozentig verzinst werden sollte und von welcher sie die Hälfte auch als Kapital beanspruchen konnten. Wilhelm war überdies ein kleines Legat von seinem Taufpathen, dem Hildesheimer Domherrn zugefallen. Sein jährliches Einkommen war damit ein solches, das ihm eine Existenz sicherte; für einen Junggesellen bürgerlichen Standes wäre es selbst ein befriedigendes gewesen. Allein in seinen Verhältnissen legte es ihm die Nothwendigkeit auf, hauszuhalten und die Ausgaben weise zu bemessen. Seine Stellung war einstweilen eine gesicherte, aber nicht glänzende. Wilhelm war mit den Verfügungen des Vaters völlig einverstanden und sah im Willen des Vaters für sich den Willen Gottes. In der Nachschrift eines Briefes vom Febr. 1840 bemerkt er einmal aus Anlaß eines andern unerwarteten Todesfalles:

„Bei dieser Gelegenheit danke ich es wieder von Neuem unserem geliebten Vater, daß er früh genug seine Willensmeinung aufgesetzt. Eine ungeheuere Beruhigung und die allersicherste Abwehr gegen alle Teufelsversuchungen ist mir das Gefühl, so gestellt zu sein, wie Vater es befohlen hat." Und zwei Jahre später, 30. Juli 1842 gesteht er: „Bei keiner Fügung in meinem Leben bin ich gewisser, daß sie unmittelbar von Gott kommt, als bei den mir angewiesenen Geldmitteln, und hierin finde ich die hinreichende Beruhigung."

Jetzt, nach dem schweren Schlage, der die Familie getroffen, zeigen sich an Wilhelm zum ersten Male die Spuren jenes Ernstes und Insichgekehrtseins, welche im Verlauf einiger Jahre so stark bei ihm hervortreten sollten. „Wilhelm ist nicht mit (August auf die Jagd);" schreibt die Mutter einige Monate nach dem Tode des Vaters, „eine solche Jagdpassion hat er nicht, und da ist er lieber auf seinem Zimmer und beschäftigt sich mit Lesen, und da schreibt er die Stellen auf, die ihm am meisten gefallen. . . ."

Zunächst blieb für Wilhelm v. Ketteler noch der Abschluß des Akademischen Studiums. Er wählte sich für das letzte Semester nochmals die Universität Berlin. Vielleicht hatte auf diese Wahl die Begegnung mit dem Grafen Asseburg auf Hinnenburg (bei Brakel, Kr. Höxter) Einfluß geübt. „Wilhelm," schreibt die Mutter noch vor Ablauf der Herbstferien 1832, „hat die Bekanntschaft vom jungen Asseburg gemacht, der ihm sehr gut gefällt." Gewiß ist, daß Ketteler mit Asseburg in Berlin zu-

zusammenwohnte und vertraut mit ihm verkehrte. Asseburg erzählte gern davon, wie sie einst, als ihnen die Stadtluft zu dumpf und drückend geworden, miteinander eine Fußreise nach Leipzig unternommen hätten. Sie führten dabei ein gemeinsames Tagebuch, in welchem abwechselnd der eine und der andere seine Eindrücke und Einfälle niederlegte.

Doch kann dies nur eine vorübergehende Unterbrechung der Studien gewesen sein, denn im ganzen besuchte Ketteler in diesem Semester die Collegien mit großem Eifer. Sein Zeugniß nennt die Vorlesungen der Professoren Roßberger, Klenze, Rudorff und Lancizolle; „sehr fleißig" hörte er den durch gelehrte Arbeiten über den Sachsenspiegel und andere Rechtsquellen des Mittelalters bekannten Germanisten Homeyer. Ebenso besuchte er bei Eichhorn, dem Begründer der Wissenschaft der deutschen Rechtsgeschichte, die Vorlesungen über das Staatsrecht der deutschen Bundesstaaten „mit rühmlichem Fleiße".

Eine große Annehmlichkeit war es für Ketteler, daß gleichzeitig sein Bruder Max in Berlin und August in Potsdam als Offiziere in Garnison lagen. Gleichwohl sehnte er diesmal mehr denn je das Ende des Semesters herbei. Die Rückkehr in die Heimath stand ja bevor, die diesmal nicht bloß eine vorübergehende sein sollte. „Wilhelm freut sich auf Münster," schreibt um diese Zeit die Mutter, „der, glaube ich, ist nicht gern lange auf einer Stelle. Er bleibt gern in Bewegung."

Am 29. April 1833 schloß das Semester; am 21. Mai stellte sich Wilh. v. Ketteler in Münster zum Examen. Dasselbe erstreckte sich über das römische, canonische, Lehn= und Kriminalrecht und den gemeinen deutschen Prozeß. Die zum Examen deputirten Oberlandesgerichtsräthe Schlüter und v. Hartmann konnten dem Geprüften das Zeugniß ausstellen, daß er „gute natürliche Fähigkeiten und zureichende Rechtskenntnisse" besitze und zur Auscultatur „völlig qualificirt" sei.

War Wilhelm v. Ketteler ein lebenslustiger, und im ersten Jahre in Göttingen vielleicht ein etwas überschäumender Student gewesen, so brachte er doch den Ruf eines wahren Edelmannes unangetastet mit nach Hause, und er konnte sich der Achtung aller derer rühmen, die ihn kannten. „Gewiß war ich ein flotter Student," so hörte man noch in späteren Jahren Bischof v. Ketteler sich äußern, „aber vor Dingen, deren ich mich vor der Welt zu schämen hätte, hat mich Gott bewahrt." Auch öffentlich bei sehr ernster Veranlassung hat er 1852 den Priestern seiner ganzen Diöcese gegenüber sich die Gerechtigkeit widerfahren lassen: „Der liebe Gott hat mich auch dort (in der Welt), soweit das Urtheil der Menschen reicht, von jeder Makel frei erhalten [1]).

Aber weiter als das Urtheil der Menschen reichte das eigene Gewissen, und da war es Wilhelm v. Ketteler selbst, der schon seit 1838 die Zeit

1) Erlaß an den Clerus 6. Jan. 1852.

seiner Studentenjahre streng beurtheilt hat. Als im Beginn des Jahres 1841 ein Krieg auszubrechen drohte, wonach er in vorausgegangenen Jahren oft sehnlich verlangt hatte, bemerkte er in einem Briefe an seinen Bruder: „Wenn die Sache noch vor dem Sommer losgeht, so werde ich mich nicht der Theilnahme entziehen können, und dann danke ich Gott, daß ich wenigstens mit etwas besserem Gewissen mich den Gefahren aussetzen kann, wie früher.“ Seiner vertrauten Schwester aber schrieb er 27. Okt. 1841:

„Man muß selbst erfahren haben, was in dieser unglückseligen Zeit fast alle jungen Menschen erfahren: wie sich in einem Augenblicke des Lebens die fürchterlichsten Extreme nahe berühren, Extreme, die wir gar nicht ahnen, Abgründe, in die wir schon unendlich tief geschleudert sind, während wir uns noch auf der Höhe dünken. Da ist der Uebergang so fein, so unscheinbar selbst zu dem Elendesten und Verworfensten, daß man nur mit Entsetzen an diese Zeit zurückdenken kann. In je größerer Gefahr man da selbst geschwebt, desto tieferes Mitleid fühlt man mit jenen, denen Gott nicht so überfließende Gnaden zugewendet, um diesem Elende zu entgehen.“

Wie immer er später in ascetischem Ernst den Irrgängen seiner Jugend erschwerende Bedeutung beizulegen geneigt sein mochte, so ist wohl sicher, daß er in jener Zeit des Sturmes und Dranges den Geboten Gottes und den Grundsätzen seiner Kirche nicht in allweg treu geblieben ist. Es hat für ihn Jahre gegeben, in welchen er das innerlich Erkannte und im tiefsten Herzen noch immer heilig Bewahrte im Leben zu bekennen und zu bethätigen nicht die Kraft gefunden hat. Nur der Glaube und das Gebet scheinen ihn nie ganz verlassen zu haben, und bei allem Fehlgreifen ist der Kern gut und edel geblieben. Ein vieljähriger, von Ketteler stets geschätzter Freund, der Vertraute seiner Seminarzeit, hat in jenem Jahre von ihm manche Mittheilungen über die Vergangenheit erhalten. „Er sagte mir,“ berichtet dieser, der nachmalige Vicar Wesener in Recklinghausen, „er habe als Student, wenngleich er als solcher kein eifriger Katholik gewesen, doch immer die höchste Achtung vor der heiligen Religion gehabt, so daß jeder, der dieselbe verspottete oder verächtlich darüber gesprochen habe, ihm in der innersten Seele verhaßt gewesen sei. — In Berlin habe er auch als Student an sich selbst erfahren, was der armselige Mensch mit seinen schwachen Kräften vermöge. Er habe daselbst sich oft am Abend fest vorgenommen, am Morgen früh aufzustehen, jedoch immer, wenn die Zeit des Aufstehens gekommen wäre, sei er liegen geblieben. Das habe ihn (damals schon) auf die (Macht) der Gnade hingewiesen.“

Ketteler selbst hat als Bischof noch zwei Jahre vor seinem Tode bei einer Gelegenheit, wie sie das Herz zu vertraulichen Aeußerungen geneigt zu machen pflegt, einen kleinen Einblick in sein Inneres während jener

frühen Zeit ermöglicht. Es war bei der goldenen Hochzeit seiner Schwester Anna mit Graf Matthias Galen, welche 11. Jan. 1875 auf Schloß Assen gefeiert wurde. Während des Festmahls erhob sich Wilhelm Emanuel v. Ketteler zum Ehrenspruch auf seine anwesenden Schwestern und äußerte im Lauf seiner Ansprache vor dem vertrauten Familienkreise:

„Groß ist die Bedeutung, welche die Schwester für den Bruder hat. Die Schwester wird dadurch die rechte Schwester, daß sie sich bemüht, die Brüder auf dem Weg des Glaubens, der Beobachtung der Gebote Gottes und auf dem Wege der Religion zu erhalten. Dank dem lieben Gott, daß er uns Brüdern so gute Schwestern gegeben hat, die es verstanden haben, unsere Herzen fest an sich zu ketten. Daran hat auch das Alter nicht das mindeste geändert. So haben mich meine Schwestern in der Jugend vor vielem Bösen bewahrt und alle meine Unarten in Liebe ertragen. Ein Thomas von Kempen, welchen mir meine gute Schwester Anna schenkte, hat mich treu auf die Universität begleitet und oft, wie ich mich noch wohl erinnere, gute Gedanken in mir angeregt."

Wilhelm v. Kettelers Sinn hatte schon in bedeutend ruhigere Bahnen eingelenkt, als der junge Auscultator am 29. Mai 1833 vor dem versammelten Collegium des Oberlandesgerichtes den Diensteid leistete, um noch am gleichen Tage dem Land- und Stadtgericht Münster zur praktischen Ausbildung überwiesen zu werden. Den letzten 3 Semestern emsigen Universitätsstudiums folgte jetzt ein fleißiges und pünktliches Beamtenleben. Nach Ausweis des Distributionsbuches der letztgenannten Behörde sind vom 1. Juni 1833 bis 30. November 1835 zweiundzwanzig Referate ihm zur Bearbeitung zugetheilt worden. Vom 15. Januar 1834 ab arbeitete er überdies drei Monate hindurch als Actuariatsgehilfe beim Kgl. Inquisitoriate, wie der Criminaldirector amtlich bezeugte, „mit vielem Fleiße und zur Zufriedenheit".

Thatsächlich vertheilten sich alle diese Arbeiten auf ein einziges Jahr, indem der Auscultator v. Ketteler am 5. Mai 1834 zur Ableistung seiner einjährigen Dienstzeit beim 11. Husaren-Regiment in Münster eintrat. Bei Ausstellung des Urlaubspasses bezeugte der zur Führung des Regimentes commandirte Major Fhr. v. Forstner: Der Husar Wilh. v. Ketteler gebe „durch erworbene Dienstkenntniß, sowie durch sein bisheriges gutes Betragen die Erwartung, daß er sich künftighin zum Offizier der Landwehr eignen werde".

Es war jedoch Ketteler nicht beschieden, Landwehr-Offizier zu werden, was immer der entscheidende Grund hiefür gewesen sein mag. Er that keinen Schritt nach dieser Richtung. Die Landwehr-Uebungen im Sommer 1838 machte er als Unteroffizier im Münster'schen Landwehr-Uhlanen-Regiment mit. Bei dieser Gelegenheit spricht er seinem Bruder seine Empfindungen hinsichtlich des Militärdienstes etwas aus: „Vorgestern habe ich endlich die Zwangsjacke ausgezogen. . . . Der mir angeborne Widerwille

gegen alle Verhältnisse eines Soldaten im Frieden hat mir in diesen 14 Tagen (der Uebung) recht viel zu schaffen gemacht. Der Pflichtenkreis eines Unteroffiziers ist an sich schon nicht reizend, für einen Mann unseres Standes, unserer Sinnesart und unserer Bildungsstufe aber fast unerträglich. Dabei hatten wir die Hände so voll, daß ich die ersten Tage keine Zeit hatte, eine Pfeife beruhigt zu Hause zu rauchen. Alles ist bei uns jedoch gut abgelaufen; unsere Vorgesetzten haben sich vernünftig genug benommen, um sich passabel beliebt zu machen."

In den Herbst dieses Jahres scheint auch eine kleine Urlaubsreise zu fallen, die in einem Briefe der Mutter (ohne Jahresangabe, wie bei ihrer Correspondenz gewöhnlich) erwähnt wird. In Begleitung seines Bruders Wilderich und des nahe befreundeten Herrn v. Lilien reiste Wilhelm v. Ketteler rheinaufwärts und dann zu Fuß von Coblenz nach Wiesbaden und Darmstadt. „Schade, daß Lilien nicht weiter mit Euch konnte," schreibt die Mutter 23. Okt., „ich kann mir dem lieben Wilhelm sein Entzücken denken über die vielen schönen Punkte, die am Rhein so mannigfaltig sind." Auch nach Mainz führte ihn diese Reise, und — zu einer kirchlichen Feier [1]) — auf den Rochusberg bei Bingen. Wer ihm damals gesagt hätte, daß er 16 Jahre später als Bischof vor dieser Kapelle stehen und vor 12 000 Menschen das Wort Gottes verkünden werde!

Nach Ablauf der Einjährigenzeit stellte unter dem 11. Mai 1835 auch die zuständige Behörde am Land- und Stadtgericht dem Auscultator die Qualification aus. Dieselbe war sehr günstig; sie anerkennt, er habe in den zwei Jahren seines praktischen Dienstes „mit regem Eifer, mit Ordnung und Umsicht die ihm aufgetragenen verschiedenen Geschäfte behandelt, eine gute Rechtstheorie und die Gabe richtiger Anwendung entwickelt, den Sitzungen des Gerichts ordnungsmäßig beigewohnt, die Termine gehörig wahrgenommen und einen soliden Wandel geführt". Nur wenige Monate später reichte Wilhelm v. Ketteler zum Behuf seines Referendar-Examens eine Probe-Relation ein. Den höchst verwickelten Gegenstand bildete eine Appellationsklage gegen die Eisendraht-Kapel-Gesellschaft zu Altona; das Aktenmaterial, das durchzuarbeiten war, umfaßte 17 Bände. Der Cor-

1) Vgl. Dr. P. Bruder, die Verehrung des hl. Rochus zu Bingen am Rhein, Mainz 1881, S. 136 (nach den „Katholischen Sonntagsblättern" 1850 Nr. 34) doch scheint Wilhelm v. Ketteler 1834 nicht zum St. Rochus-Feste selbst dagewesen zu sein, wie die Darstellung bei Bruder voraussetzt. In der handschriftlichen Skizze seiner Predigt zum Rochusfest 18. Aug. 1850 heißt es: „Aber noch ein anderer Gedanke hat mich insbesondere hierhergetrieben. Es sind jetzt etwa 16 Jahre her 2c. 2c. (daß er an dieser hl. Stätte gewesen sei „nur als Weltkind"). Dies stimmt mit dem Datum 23. Okt. im Brief der Mutter. Um die Jahre 1833 oder 1835 kann es sich nicht handeln; wahrscheinlich aber hatte Wilhelm im Oktober 1834 nach sechsmonatlichem Dienst etwas Urlaub.

referent, welcher über diese Arbeit die Censur abzugeben hatte, Callenberg, war zwar in der Beurtheilung der Klage anderer Meinung, stellte aber doch dem Bearbeiter das Zeugniß aus: „daß derselbe in dieser so äußerst verwickelten und weitläufigen Sache mit vielem Fleiß und Geschicklichkeit gearbeitet, in specie das Votum nach seiner Ansicht mit vieler Gründlichkeit ausgearbeitet habe."

Nun folgte 21. August 1835 vor den Geh. Justizräthen Schlüter und v. Hartmann das eigentliche Referendar-Examen. Es erstreckte sich über das allgemeine Landrecht, die Gerichts-, Hypotheken-, Criminal- und Depositalordnung, das Statutarrecht, Kassenreglement und die neuere Gesetzgebung. Es wurde „wohlbestanden" und daraufhin erfolgte 14. September 1835 durch den Justizminister v. Mühler die Ernennung Kettelers zum Oberlandesgerichts-Referendarius. Auf ein von ihm eingereichtes Gesuch wurde ihm jedoch gestattet, als Regierungs-Referendar in das Verwaltungsfach überzugehen. Mit dem Clemens-Tage 23. November 1835, dem Namenstag der Mutter trat er in den neuen Amtskreis ein.

Auch hier freute er sich der Achtung der Vorgesetzten. Als der Oberpräsident v. Vincke behufs Schiffbarmachung der Ruhr eine Untersuchungsreise durch deren Gebiet antrat, hatte er neben dem Kammerherrn v. Romberg auch den Referendar v. Ketteler zu seiner Begleitung bestimmt. Noch ist eine größere schriftliche Arbeit vorhanden, welche durch Verfügung des Regierungspräsidenten vom 16. Februar 1835 Ketteler übertragen, und 6. Mai von ihm eingeliefert wurde. Das Thema lautete:

„Darstellung der allgemeinen Grundsätze, durch welche der preußische Staat bei Behandlung der Juden und Mennoniten seit dem Jahre 1815 geleitet worden, und der staatsbürgerlichen Verhältnisse dieser Religionsparteien im Regierungsbezirke Münster."

Die Arbeit ist mit jener Ruhe und Klarheit abgefaßt, welche auch später die Schriften v. Kettelers stets gekennzeichnet hat. Der grundlegende historische und principielle Theil ist jedoch etwas mager, und wie die ganz sachliche und gerechte Censur der Arbeit hervorhebt, „unvollständig". Seine eigene persönliche Stellung zur Judenfrage vermeidet der Verfasser auszusprechen, wenn sie auch zwischen den Zeilen zuweilen zu erkennen ist. Es ist kein Zweifel, daß er an und für sich eine gesetzliche Einschränkung der Juden für das Richtige hielt [1]), in der Arbeit jedoch stellt er sich ganz auf

1) In diesem Sinn ist es zu verstehen, wenn er 3. Februar 1840 schreibt: „Mit großem Interesse habe ich auch eine Broschüre von Joël Jakoby, „Kampf und Sieg" gelesen, die meine ganze bisherige Haltung gegen die Juden über den Haufen geworfen und alle meine Unterdrückungs- und Verfolgungssucht in das innigste Mitgefühl verwandelt hat." — Die Arbeit selbst beweist, daß jeder Gedanke an „Unterdrückung" und „Verfolgung" ihm ferne lag, daß er aber gesetzliche Einschränkung für gerechtfertigt

den Boden der historischen Rechtsentwicklung, und auf Grund der neueren preußischen Gesetzgebung wird er für die Juden zum Vertheidiger.

Als Geistesarbeit allein betrachtet, erscheint die Abhandlung trotz fleißiger juristischer Kenntnisse nicht sehr bedeutend und auch die Censur beschränkt ihr Lob darauf: „sie beweise, daß der Herr Verfasser darüber gedacht und gelesen habe und sei insofern im Ganzen befriedigend.“ Von großem Interesse ist die Arbeit dagegen zur Kenntniß von Kettelers ganzer damaliger Geistesrichtung. Sie verräth den geraden, biederen Mann, dem Billigkeit und Gerechtigkeit, Klarheit und Consequenz über alles gelten. Auffallend ist der große Freimuth, mit welchem er die preußische Gesetzgebung kritisirt. Auch die Censur findet diese Kritik „bei Würdigung aller Verhältnisse“ zu wenig „schonend“. Eine Bemerkung, welche bei der Entwicklung der Gesetzgebung in Preußen einen starken Einfluß des Utilitätsprincips vorauszusetzen schien, zog dem Referendar von Seite des Censors die Gegenbemerkung zu: „Solche Engherzigkeit muß man dem Staate nicht zutrauen.“

Die Behandlung der Mennoniten von Seite des preußischen Staates hatte der Referendar durchaus billig und auch zweckmäßig gefunden. Mehr Schwierigkeit fand er in der gesetzgeberischen Behandlung der Juden:

---

hielt. Von Interesse ist es, den folgenden Ausführungen die Worte an die Seite zu halten, die Ketteler im Herbst 1852 nach den in jenem Jahre sich häufenden großen Prozessen wegen Gewohnheitswuchers in der bayerischen Rheinpfalz (vgl. A. Allg. Ztg. 1852 Nr. 251 S. 4002 und Nr. 270 B. S. 4316) für sich niedergeschrieben hat. Die Ergebnisse waren „wahrhaft bodenlos und Schaudererregend“ und Ketteler selbst war davon so tief erregt, daß er Anlaß nahm, darüber eine Broschüre auszuarbeiten, die jedoch unvollendet blieb. Er äußert sich Ende September 1852:

„Der Wucherprozeß in der Pfalz ist bekannt geworden. Er hat uns ein gräueliches Gewebe von Betrügereien aufgedeckt. Es ist dies nur ein kleines Theilchen einer überall verbreiteten unermeßlichen Ungerechtigkeit . . . Der Wucher-Prozeß in der Pfalz hat uns einen Theil dieses ungeheuern unter der Oberfläche der äußern Humanität sich bewegenden Rades entdeckt und gezeigt, wie die Juden unser deutsches Landvolk ruiniren. Ich sage „offen gelegt“ — nicht als wenn das nicht lange offenbar wäre, sondern nur weil es jetzt gesetzlich offen ausgesprochen wird. Es gibt nämlich in unserer sonderbaren Zeit viele offenbare Dinge, die jedes Kind weiß, wovon es auf der Straße schreit, die aber von unsern Volks-Beglückern doch nicht offen gedeckt werden. So weiß es jedes Kind, daß es so wie den armen Bauern in der Pfalz noch an vielen andern Orten geschieht. Man weiß und sieht es, wie viele Juden nie arbeiten, sondern nur spazieren gehen, während der arme Landmann immer arbeitet. Dennoch werden die Juden reich und die Bauern arm. Das weiß jedermann, aber unsere Volksbeglücker und Demagogen dulden nicht, daß davon gesprochen wird. Von diesen Ursachen der Verarmung ist keine Rede. Die Juden werden beschützt. Wir werden gleich den Grund sehen.

Die Bayerische Justiz hat daher großes Verdienst; möchten andere nachfolgen!“

„In früherer Zeit war die beschränkte Rechtsfähigkeit der Juden hervorgegangen aus dem überwiegenden Einflusse, welchen Religion, Geschichte und Erfahrung auf die Gestaltung aller Verhältnisse ausübte . . . .

„Obgleich nun die Gesetzgebung der neueren Zeit solche Fundamente aller Verhältnisse, die auf Religion und Geschichte sich stützten, niederzureißen sich eben sonst nicht scheute, so mochte sie doch zaudern, den durch Jahrhunderte hindurch für wahr gehaltenen Satz, eine friedliche Vereinigung der Juden und Christen zu einem Volke sei unmöglich, des Ungrundes und der Unrichtigkeit zu beschuldigen und durch Gleichstellung der Juden die ganze Vorwelt . . . der Barbarei und Grausamkeit anzuklagen. Denn ungerecht und grausam wäre allerdings die Unterdrückung und Zurücksetzung der Juden gewesen, wenn ihr nicht die Nothwendigkeit zu Grunde gelegen hätte . . .

„Nachdem nun grundsätzlich die moralische Verderbtheit der Juden der allgemeinen Unterdrückung und Zurücksetzung zur Last gelegt, und durch die Gleichstellung (vermöge des Ediktes vom 11. März 1812) die Ansicht der Regierung ausgesprochen war, der Jude besitze nicht weniger wie der Christ die Eigenschaften eines guten Staatsbürgers, so ließ es sich zwar wohl billigen, daß man nicht plötzlich und auf einmal den Juden alle bürgerlichen Rechte zugestand, unbillig war es aber, wenn man diese Einschränkungen noch lange bestehen ließ, und völlig unerklärlich und ungerecht, wenn man wieder Rückschritte machte, und selbst verliehene Rechte wieder aufhob. Dieses schwankenden Verfahrens sich schuldig gemacht zu haben, kann nun mit vollem Rechte der preußischen Regierung vorgeworfen werden . . . .

„Dieses Mißverhältniß (durch widersprechende Bestimmungen) wurde denn auch endlich wahrgenommen, und führte zur Aufhebung des § 8 des Ediktes vom Jahre 1812 durch die Cabinetsordre vom 18. August 1822.

„Man kann sich einer strengen Mißbilligung dieser Verfügung nicht erwehren. Schon einem Privatmanne würde man Mangel an Charakter und Selbständigkeit vorgeworfen haben, wenn er in seinen Handlungen während eines so kurzen Zeitraumes zwei so verschiedenen Principien gehuldigt hätte. Wie viel mehr muß man aber einem Staate unverzeihliche Unbesonnenheit vorwerfen, der binnen 10 Jahren einen Grundsatz verwarf und wieder aufnahm. Außerdem kränkte diese Verfügung wohlerworbene Rechte, und wurde dadurch noch ein Akt der Ungerechtigkeit . . . .

„Alle Erlasse seit dem Jahre 1815 streben dahin, die den Juden zugestandene bürgerliche Stellung wieder zu beschränken und unschädlich zu machen. Dieses Streben ist auch im allgemeinen billig und nothwendig, läßt sich jedoch, im Einzelnen durchgeführt, nur dann rechtfertigen, wenn nicht wohlerworbene Rechte gekränkt werden. Eine solche Kränkung kann auch niemals das allgemeine Beste erheischen, da das wahre allgemeine Beste in dem Wohle der einzelnen und dem Schutze ihrer Rechte besteht . . . .

„Wenn die Cabinetsordre vom 8. August 1830 bestimmte, daß in Hinsicht der Verhältnisse der Juden lediglich nach denjenigen Vorschriften geachtet werden solle, welche bei Besetzung der wieder erworbenen Provinzen gesetzlich bestanden, so kann auch nicht geleugnet werden, daß allen Juden, welche entweder während der Fremdherrschaft oder später sich nach Vorschrift der Gesetze in dem hiesigen Regierungsbezirke niedergelassen haben, das volle Staatsbürgerrecht zugestanden werden muß . . . .

„Obgleich nun die gesetzlich den Juden zugestandene Freiheit in der Praxis nicht strenge durchgeführt, und man namentlich die Juden zu Staats- und Communal-Aemtern nicht zugelassen hat, so hat sich dennoch allgemein das Bedürfniß einer noch größern rechtlichen Beschränkung kundgegeben, und haben hierauf sowohl die Regierung als der Westfälische Landtag angetragen. Diese dringenden Anforderungen sind bisher jedoch ohne Erfolg geblieben, und mag es jetzt, nachdem die Fehler der Gesetze der Fremdherrschaft dadurch, daß man sie so lange hat fortbestehen lassen, schon zu eigenen Fehlern geworden sind, allerdings sehr schwer halten, das Wohl der christlichen Bevölkerung mit den wohlerworbenen Rechten der Juden in Vereinigung zu bringen."

Vor dem fünfundzwanzigjährigen Referendar schien nach vollbrachter Vorbereitungszeit die ganze Welt offen zu liegen; eine große Carrière, eine glänzende Zukunft schien ihm gesichert. Gewandt im Verkehr, wie in allen körperlichen Uebungen, der beste Tänzer, dabei ein kühner Reiter und trefflicher Schütze, der selten einen Schuß verfehlte, ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle, war er in allen Kreisen des Adels geliebt und gesucht. Dabei war er von einnehmender und zugleich imponirender Erscheinung. Schlank und wohlproportionirt, das jugendfrische und doch energische Gesicht vom dunkeln Vollbart umrahmt, mit kühnem, fast trotzigem Blick, fesselte er unwillkürlich das Auge, wenn er hoch zu Roß ausritt zur Jagd, oder mit seiner Schwadron Husaren einherzog.

Und doch war seit der Universitätszeit ein großer Wandel mit ihm vorgegangen. Zwar liebte er noch immer leidenschaftlich die Jagd, und auch die alte Heftigkeit war noch nicht ausgestorben. Eine treue Dienerin des Hauses, die erst nach 1832 in den Dienst trat, erzählt aus jener Zeit: „Seine große Heftigkeit . . . ist zu allgemein bekannt, um viel darüber zu sagen . . . Wir haben oft viel darüber gelacht und ich habe mich anfangs sehr vor ihm gefürchtet, wenn ich ihn morgens in aller Frühe schon fluchen und schelten hörte, ehe er zur Jagd ging. Doch das war vorher (d. h. in den ersten Jahren); später hörte man es nicht mehr so viel. Bei aller rauhen Außenseite ging doch durch sein ganzes Wesen ein gewisser Zug von Frömmigkeit, Mildthätigkeit und Religiosität, was ich später erst recht einsehen lernte. Schon damals war er bemüht, in Füchtorf viel Gutes zu stiften."

Wirklich war, seitdem er in Münster zurück, in religiöser Hinsicht bei ihm vieles anders geworden. In Münster wehte damals noch der Geist der „Familia sacra"; es war noch eine christliche und katholische Stadt im echten Sinn. Gerade unter den höheren Ständen fanden sich durch Geist und Charakter ausgezeichnete Katholiken. So pflegte sich Tag für Tag um die Mittagsstunde bei dem bejahrten Domherrn v. Korff, einem Edelmann vom alten Schrot und Korn, ein auserwählter Kreis von Männern zu versammeln. Es war das sogenannte „Rauchstübchen", wo bei

einer Pfeife Tabak die großen Tagesfragen unter Gleichgesinnten erörtert wurden. Wilhelm v. Ketteler war ein fleißiger Besucher.

Schon im Spätherbst 1832 hatte die Mutter an Wilderich geschrieben: „Heute kommt die Gräfin Stolberg von Brinke hierhin; sie will eine Nacht bei uns bleiben. Wilhelm freut sich sehr darauf, ihre Bekanntschaft zu machen; er hat sie noch nie gesehen." Es war die geistreiche, ausgezeichnet tugendhafte Wittwe des großen Convertiten. Bald war Wilhelm mit ihr in häufigerem Verkehr. Als sie im Sommer 1834 von Möhler, dem gefeierten Verfasser der „Symbolik", einen gehaltvollen und tröstlichen Brief über die augenblickliche Lage der Kirche erhielt, gab sie ihn auch Wilhelm v. Ketteler zu lesen. Dieser fand daran so großes Interesse, daß er trotz der ihm eigenen Schreib-Schen das umfangreiche Schriftstück eigenhändig copirte.

„Eine neue Ausgießung des Hl. Geistes," schreibt darin Möhler 24. Juni 1834, „scheint uns der Vater der Barmherzigkeit anzukündigen, und sich nur zurückgezogen und die Zeit ihrer Oede und Leerheit überlassen zu haben, damit sie mit desto innigerem Gefühle seine verschmähte Gabe umfasse."

Diese Abschrift hat Ketteler bewahrt bis zu seinem Tode. Am Ende derselben findet sich eine später nachgetragene Notiz aus seiner bischöflichen Zeit: „Vorstehenden Brief hat die selige Gräfin Stolberg empfangen und mir damals mitgetheilt. † W. E."

Es blieb nicht die einzige Schrift Möhlers, mit der Wilhelm v. Ketteler sich bekannt machte. Als fünf Jahre später dessen vermischte Aufsätze herausgegeben wurden, schrieb Ketteler 8. Februar 1840 an seine Schwester: „Ich freue mich sehr sie zu lesen, da ich eine wahre Passion zu Möhlers Schriften habe."

Bei solcher Umgebung und solchen Einflüssen klingt es durchaus glaublich, wenn Bekannte Kettelers aus jener Zeit erzählt haben, daß er bereits als Referendar ein sehr ernstes und religiöses Leben geführt habe. Man will wissen, daß er damals bei einem bekannten Pfarrer in Münster eine Generalbeicht ablegte. Auch wird erzählt, daß er nicht selten Morgens in aller Frühe nach Telgte hinausgewandert sei, um dort die hl. Communion zu empfangen, und von hieraus erst aufs Bureau gegangen sei.

In jenen Jahren war einmal der Gedanke einer Vermählung für ihn ernstlich in Frage gekommen. Er hatte sich einer jungen Dame seines Standes innig befreundet, allein die äußeren Verhältnisse standen einer Verbindung entgegen [1]). „Eine unglückliche Liebe war es durchaus nicht," schreibt ein anderer sehr wohl eingeweihter Zeuge aus seiner adeligen Ver-

1) Eine Zuschrift aus Münster vom 12. Nov. 1877 bezeichnet dies als „eine bekannte Sache".

wandtschaft, „und da die petuniären Verhältnisse gegen eine Verbindung entschieden, so wurde diese auch nicht angestrebt und war weder der eine noch die andere unglücklich. Sie sahen Gottes Willen in den Verhältnissen." Wie einfach und selbstverständlich eine solche Lösung der Frage für einen klarblickenden Mann auch sein mußte, der in den Grundsätzen seines Standes aufgewachsen war, so mag sie doch auch für ihn manche Stunde des Kampfes mit sich gebracht haben. „Nur was einem ganz tief durch die Seele geschnitten hat," schreibt er einmal einige Jahre später in der Aussicht auf eine bessere Zukunft, „kann so ernste, schöne Früchte tragen, wenn man es höheren Rücksichten zum Opfer bringt."

Was ihm darüber hinweghalf war, wie er später selbst ausgesprochen hat, „die übergroße Liebe zum elterlichen Hause und dem geschwisterlichen Kreise". „Ich habe nie einen Augenblick geglaubt," betheuert er 30. Juli 1842 im Hinblick auf jene Zeit, „daß irgend ein Verhältniß in der Welt mir das auch nur einigermaßen werde ersetzen können."

Aber andere Kämpfe waren diesen zuvor- und zur Seite gegangen. Noch nicht lange hatte Wilh. v. Ketteler die stille, regelmäßige Beamtenthätigkeit in Münster verkostet, als ein quälendes Gefühl der Nichtbefriedigung ihn überkam. Auch das wildeste Jagd-Vergnügen vermochte das nicht zu übertäuben. Kurze Zeit war verflossen, seit er sich von Berlin und seinem dortigen Freunde getrennt hatte, da erhielt Graf Asseburg von ihm einen Brief, in welchem er sich äußerst unzufrieden aussprach mit der Welt, mit seiner Lage und mit sich selbst. Die Klage gipfelte in dem hingeworfenen Satze: „er sei zur unrechten Zeit geboren; er hätte in das Mittelalter gehört." Derselbe Gedanke klingt noch später nach in einem Briefe aus Meran an seinen Bruder 9. Okt. 1839:

„Außer (der Burg) Tirol liegen hier noch 14 mir jetzt erinnerliche Burgen . . . in der Nähe. Fast keine ist aber mehr in den Händen des Adels, so daß auch diese Gegend auf jeden Schritt entgegenruft, daß die Zeit des Ritterthums und des Adels untergegangen sei. . . . . Glücklicher Weise ist jetzt die Luft von den vielen Dampfmaschinen so getrübt, daß man in solche Zeiten nicht mehr mit aller Klarheit hineinsehen und sie sich nicht mehr recht verdeutlichen kann. Sonst könnte man über den Vergleich mit der jetzigen Zeit toll und verrückt werden."

Auf den Berufskreis eines untergeordneten Verwaltungsbeamten blieb Ketteler auch später übel zu sprechen. Als Graf Ferdinand Galen, welcher in Folge des Kölner Ereignisses von seinem Posten als preußischer Geschäftsträger am Brüsseler Hofe zurückgetreten war, von Friedrich Wilhelm IV. wieder zu Gnaden aufgenommen, bei der Regierung in Münster eintrat, erzählt Ketteler darüber seinem Bruder im Herbst 1840:

„In Münster war er von der Regierungssitzung, der er beigewohnt, schon über die Maßen gelangweilt. Ich freue mich recht, ihn über einige Zeit wieder zu sprechen, wie er dann über dieses Komödienwesen einer collegialischen Berathung, wodurch die Theorie die höchste Intelligenz in der Regierung eingefangen haben will, urtheilen wird. Ihm muß dieses Scheinwesen besonders grell erscheinen, da er so auf einmal ohne Ahnung mit gesunden Sinnen hineinkommt, während alle andern, die daran theilnehmen, schon von ihren Referendariatsjahren her so sehr an Geist und natürlichem Verstande abgestumpft sind, daß sie sich daran gewöhnt haben, diesen hohlen Schein als die Quintessenz einer guten Regierung anzusehen."

Fast mehr noch als die Schablone des Bureaus war Ketteler das Garnisonleben verhaßt, und es war ihm ein Gegenstand nicht geringer Erregung, als sein jüngster Bruder Richard, der nun im 17. Lebensjahre stand, sich entschloß, gleich den älteren Brüdern August, Wilderich und Max die militärische Carrière einzuschlagen. „Wilhelm ist ganz außer sich," schreibt die Mutter 1836 an Wilderich, „daß Richard Soldat werden will. So außer sich, wie er es ist, kann ich es nicht sein, obwohl ich über seinen Entschluß auch sehr verwundert war. Euch allen, meine lieben Kinder, hat Euer lieber Vater es doch überlassen, Euch einen Stand zu wählen, und warum soll er es denn nicht? Ich hätte so gern gehabt, er wäre geistlich geworden. Das läßt sich aber niemand geben, der Beruf dazu. Wilhelm ist außer sich, daß man es Merveldt dem (Schwager und Bei-Vormund) nicht zuerst gesagt hat . . . . Wilhelm (selbst) fühlt sich in dem, was er gewählt, nach seinen öfteren Aeußerungen auch nicht glücklich und Aussichten hat er auch gerade nicht viele . . . . Das möchte ich ihm (aber) doch nicht sagen, da es mich zu sehr freut, daß er sich trotz alledem doch recht fleißig an seine Studien hält . . ."

Eines vielleicht hätte Wilhelms Kraftnatur über die Langeweile des Daseins hinweghelfen und seinen Geist in andere Bahnen lenken können, der Ausbruch eines Krieges gegen Frankreich, den er als Landwehrmann hatte mitmachen müssen. Er selbst gesteht später, 27. Febr. 1841, daß es eine Zeit gegeben, „wo er Ehre und Wirksamkeit dieser Art ersehnte". Wiederholt zogen sich die Wolken am politischen Horizont drohend zusammen. „August und Wilhelm," schreibt die Mutter wohl um das Jahr 1836, „fallen immer mit Gier auf die Zeitung. Sie glauben, sie müssen die Bestimmtheit des Krieges daraus ersehen. Wilhelm hat schon eine große Liste gemacht, was sie ihm alles nachschicken sollen, wenn er von hier gleich marschieren sollte." Allein der Krieg wollte nicht kommen. Mit einer Art verzweifelter Resignation schreibt Ketteler noch 20. Okt. 1840: „Wenn die Verwicklungen sich (wieder) friedlich lösen, dann glaube auch ich an einen

ewigen Frieden und eine förmliche göttliche Vorherbestimmung, daß kein Krieg mehr sein soll."

Statt des Rufes in's Feld, trat ein anderes scheinbar unbedeutendes Ereigniß an Ketteler heran, wie ein Wink von oben. Im Hause v. Ketteler-Harkotten bestanden zwei Familien-Benefizien. Haupt-Executor der Stiftung war das Oberhaupt der Familie und die Einkünfte dieser Benefizien bildeten einen Theil des Einkommens der Gesammt-Familie. Eines dieser Benefizien besaß bereits August v. Ketteler als einen Theil des ihm testamentarisch zubestimmten Einkommens. Das andere war zur Zeit, da die Eltern ihr Testament niederschrieben, noch durch einen andern Verwandten, den Domprobst Fhr. von Droste-Hülshoff besetzt. Der Vater bestimmte aber, daß es im Falle der Erledigung einem der Söhne als Aequivalent für einen Theil seines Einkommens verliehen werden solle. Dieser Fall war nunmehr eingetreten und Wilhelm sollte die Präbende übernehmen. Hiefür mußte er aber dem Klerus angehören und wenigstens die erste Tonsur empfangen haben. Am 30. Juni 1836 kniete er demgemäß in der Kapelle des bischöflichen Hauses vor dem ehrwürdigen Oberhirten Caspar Maximilian, der ihm weihend das Haupthaar beschnitt und über ihn die Worte sprach:

„Dominus pars haereditatis meae et calicis mei; tu es qui restitues haereditatem meam mihi."

Nur die nächsten Angehörigen wußten um diese Sache, und dieselbe zog keinerlei weitere nach außen hervortretenden Folgen nach sich. Der Referendar blieb, was er war, und nach wie vor lag die Welt vor ihm offen.

---

4. Unklarheit über die Zukunft 1837—1840.

Der langerwartete äußere Krieg hatte nicht kommen wollen, um eine inhaltleere Beamtenthätigkeit zu unterbrechen; dafür kam um so gewaltsamer der Krieg im Innern. Am 20. Nov. 1837 wurde Clemens August, Freiherr Droste zu Vischering, Erzbischof von Köln, von seiner Metropole weg in die Gefangenschaft geführt. In weiteingreifenden Fragen des Gewissens sollte damit für den Protestantismus gegen die katholische Kirche die Gewalt den Ausschlag geben. Aber mit diesem einen Akt der Gewalt riß auch plötzlich das Netz von Lüge und Hinterlist, mit welchem die Bureaukratie in Preußen bisher die katholischen Unterthanen in Bezug auf ihre heiligsten Interessen umgarnt hatte. Der Eindruck des Ereignisses und der darauffolgenden Enthüllungen war ein ungeheurer. Allenthalben wurden die Katholiken aufgerüttelt.

Schwerlich konnte die Katastrophe irgendwo tiefer und nachhaltiger

empfunden werden, als in Münster und im Münsterlande. Bis vor zwei Jahren hatte Clemens August hochverehrt mitten unter den Münsteranern gelebt; sein Bruder führte den Hirtenstab über die Diöcese; sein Haus zählte zu den edelsten des Landes. Wilhelm v. Ketteler hatte den ernsten, frommen Prälaten, gegen den jetzt ohne Schein oder Versuch eines Beweises die Anklage wegen staatsverbrecherischer Umtriebe erhoben wurde, wohl gekannt und Jahre lang mit ihm verkehrt. Auf eine dreiste Lüge hin, die jeder Besonnene mit Händen greifen konnte, war der erste Kirchenfürst Deutschlands, zugleich eine Zierde des Münster'schen Adels, in die Gefangenschaft geschleppt, weil er nicht die Hand dazu geboten hatte, die katholische Kirche in Preußen zu verderben.

Ketteler hatte schon als Knabe sich gerühmt, „ein guter Preuße" zu sein. Sein Vater, der noch die Zeiten des Kurstaates und des Bischöflichen Regimentes gesehen, hatte Preußen als Beamter gedient, und war der neuen preußischen Landeshoheit sehr willig entgegengekommen. Von den 6 Ketteler'schen Söhnen standen 4 als Offiziere im preußischen Heere. Die nächstverwandten und innig befreundeten Familien der Grafen v. Galen wetteiferten mit den Kettelern an preußischen Sympathien. Um so erschütternder war jetzt der Rückschlag, als das Unglaubliche eingetreten war. Graf Ferdinand v. Galen, der als Geschäftsträger in Brüssel von der gefänglichen Einziehung des Erzbischofs auf Grund revolutionärer Umtriebe Anzeige erstatten sollte, weigerte sich die Botschaft auszuführen und wurde seines Amtes sofort enthoben. In ähnlichem Sinne handelten andere unabhängige katholische Beamte; manche nahmen ihre Entlassung.

Auch Wilhelm v. Ketteler war bald klar, daß er „einem Staate, der die Aufopferung seines Gewissens fordere, nicht dienen wolle" [1]). Die mächtigen Eindrücke und Erregungen jener Tage sprechen deutlich aus seinen Briefen während der nächsten Jahre. „Glücklich sind gewiß die," schreibt er 10. Juni 1839 mit Rücksicht auf einige Todesfälle bekannter Persönlichkeiten, „welche es bei gutem Gewissen getroffen hat, und welche die teuflischen Schändlichkeiten hier auf Erden nicht mehr als tägliches Brod zu verzehren haben. Man muß wahrhaftig schon einen guten Verdauungs-Organismus besitzen, um nicht zu sterben vor Wuth über die sich täglich häufende Schändlichkeit. Erfinderisch ist unsere Zeit in jeder Beziehung, aber in den gemeinsten Bubenstücken doch am produktivsten. Daß man den Menschen solche Gemeinheit, Wortbruch, ja selbst hinterlistige Verlockung auftischen kann, und daß über diese Schändlichkeit nicht ein allgemeines Entsetzen über die ganze Welt hin sich hören läßt, vielmehr der größte

1) Raich Briefe S. 8.

Theil der Menschen sie kaum zu bemerken scheint, beweist recht die Verderbtheit jedes einzelnen."

Bei solcher Stimmung war für Ketteler ein Verbleiben im Dienste als Verwaltungsbeamter nicht wohl möglich. Schon 1. Dez. 1837, bevor noch hinsichtlich des kirchlichen Conflikts die volle Klärung eingetreten war, reichte er, zum Zweck „fernerer wissenschaftlicher Ausbildung im Verwaltungsfach", ein Gesuch um sechsmonatlichen Urlaub ein. Am 7. Dez. 1837 wurde das Gesuch genehmigt. Es war damit möglichen Gewissensconflikten vorgebeugt, und vor allem war Zeit gewonnen. Von der Weisheit derer, die am Staatsruder saßen, ließ sich ein Wiedereinlenken in die Bahnen der Gerechtigkeit erhoffen. Mit dem Zustandekommen eines Ausgleiches mit der Kirche und einer Genugthuung für den schwergekränkten Bekenner Clemens August war ein Zurücktreten in den aktiven Staatsdienst von selbst gegeben.

Allein der 7. Juni 1838, mit welchem der Urlaub ablaufen mußte, stand vor der Thür, und noch war kein Schritt zum Ausgleich und zur Gerechtigkeit geschehen. An ein Zurückweichen war für Ketteler jetzt nicht mehr zu denken. Am 26. Mai gab er seinem Präsidenten die Erklärung, daß „eingetretene Verhältnisse es ihm zur Pflicht machten, zur Zeit aus seiner bisherigen Dienstbeziehung zur Kgl. Hochwohllöblichen Regierung auszuscheiden", und bat demgemäß um seine Entlassung aus dem Kgl. Civildienste. Schon nach 2 Tagen erfolgte von Seite des Regierungs-Vice-Präsidenten Du Vignau in recht wohlwollenden Formen die Gewährung. Der Vorgesetzte bezeugte zugleich, daß Ketteler in den 2 Jahren seines Dienstes als Referendar „sich in jeder Hinsicht zur Zufriedenheit geführt habe".

Es fragte sich, was nun anfangen? Für die nächste Zeit freilich fehlte es an Zerstreuungen nicht. Am 2. Juni 1838 vermählte sich Kettelers trefflicher Bruder Wilderich mit der jüngsten Tochter des Grafen Fr. Leopold Stolberg. Schon seit 1829 war Wilhelm mit Wilderich in die innigsten brüderlichen und freundschaftlichen Beziehungen getreten und hatte in ihm nicht nur einen Vertrauten und Rathgeber, sondern auch ein Vorbild christlicher Tugend und tiefer männlicher Frömmigkeit gefunden. „In meiner ganzen Rückerinnerung an Wilderich von frühester Jugendzeit an," schreibt er viele Jahre später, 5. November 1873, „kann ich nicht ein einziges Pünktchen auffinden, das ich wegwischen möchte. Als ich 1828 von Brig zurückkam, war er ein junger Offizier. Von da an haben wir, im ersten Jahre weniger, aber dann immer inniger mit einander verkehrt. Er war ein unbeschreiblich pflichttreuer junger Mensch." Gräfin Paula Stolberg war ihres vorzüglichen Gatten, wie ihres erlauchten Vaters werth, und so blieb für die nächsten schweren Jahre des Schwankens und

Ringens der Verkehr mit diesen guten Menschen für Wilhelm Trost und Stärkung.

Unmittelbar auf die Hochzeitsfeier waren für Wilhelm die 14tägigen Landwehr-Uebungen gefolgt, dann trat er eine Rundreise bei den Geschwistern und nächsten Verwandten an, nach Westerwinkel zu Graf und Gräfin Merveldt, nach Dieck bei Warendorf zu seiner Halbschwester, der Gräfin Nesselrode, dann wieder nach Harkotten. Ueberall hin begleiteten ihn seine drei Hunde. Im übrigen wurde die Zeit verbracht theils mit Jagen, theils mit fleißiger und ernster Lektüre. „Die Mystik von Görres ist jetzt meine Hauptlektüre," schreibt er 19. Juni 1838 an seinen Bruder, „und wenn auch oft unverständlich für mich, bietet sie doch hohen Genuß; . . . den Kampf des Sinnlichen mit dem Geistigen habe ich noch nie so aufgefaßt gefunden. Es klingt oft fabelhaft, wie diese Heiligen sich schon in der Welt aller körperlichen Beziehungen entäußert und die gestörte geistige Verbindung, dem Körper und seinem gemeinen Streben zum Trotz, hergestellt haben. Auch die Schrift von Kreuzhage über Hermesianismus („Beurtheilung der hermesischen Philosophie mit Beziehung auf das Verhältniß der Philosophie zum Christenthum") ist höchst interessant. Die Verirrungen des Hermes werden dadurch unbegreiflich, das Verfahren von Rom ist dagegen um so gerechtfertigter."

Wie ernst es Wilhelm mit dieser Geistesbeschäftigung nahm, zeigt der nachhaltige Einfluß, den das letztere Werk auf ihn ausübte. Als er ein Jahr später auf einer Reise in erster Morgenfrühe den Kölner Dom besuchte, beschäftigte ihn bei allem weihevollen Eindruck der heiligen Stätte der Gedanke an den Hermesianismus. „Die einzige Störung," schreibt er 9. Mai 1839, „war die Idee, ob nicht der Priester am Altare ein Hermesianer sei. Daß diese abtrünnige Sekte jetzt großentheils die heilige Stätte entweihte, war mir ein sehr schmerzlicher Gedanke."

Das Interesse, das er, der flotte Bursche von ehedem, der wilde Jäger, der elegante Weltmann, an solcher Geistesbeschäftigung zu finden begann, verrieth den ungeheuren Wandel, der seit seinen Studentenjahren mit ihm vorgegangen war, und eine ganz neue Richtung, in welcher sein Seelenleben sich bewegte. Schon jetzt sagte ihm die Stimme seines Innern, wie er es auch 9. Juli 1838 seinem Bruder gestand, daß er „durch den Fingerzeig aller Umstände eigentlich auf den geistlichen Stand hingewiesen" sei. Es war dies nicht lediglich das Resultat einer nüchternen Berechnung. Ketteler hatte bereits gelernt, in den Schickungen des Lebens Gottes Hand zu erkennen, und im Innern zog die Gnade. „Was ich thun sollte, weiß ich wohl," schreibt er im Hinblick auf die Entscheidung über seinen Lebensberuf schon 9. Juli 1838. Es war ihm ein Licht aufgegangen, welches ihn das Leben plötzlich in ganz anderen Farben schauen ließ; er erkannte den Beruf zum

Opfer; er nennt sich „einen Menschen, der zur Erkenntniß gekommen, oder vielmehr das immer Erkannte wieder bekennt, daß er nur zum Leiden und zur Prüfung auf Erden ist und darin Gott selbst zum Vorbilde hat".

Aber „neben dieser Ueberzeugung" fühlte er sich noch nicht „zu allen Entbehrungen bereit". Die Kluft, die zu überbrücken war vom Denken und Treiben des Weltmannes zum Dienst des Heiligthums, schien zu erschreckend groß, der Beruf des Priesterthums zu erhaben und ernst. „Alles, was die Welt rein, edel, groß nennt," schreibt er später über jene Zeit des erwachenden Berufes [1], „schien mir Koth zu sein gegen die Würde des Priesterstandes in der heiligen, katholischen Kirche." Der Gedanke an alles, was er aufgeben mußte, wie die volle Umgestaltung seines ganzen inneren und äußeren Lebens, an die er Hand anlegen mußte, um zu solcher Höhe sich zu erheben, ließ ihn zurückschrecken. Dazu kam die Aussicht auf ein neues, ihm bis dahin fremdes Studium. Der fertige Mann sollte wieder zum Schüler, zum Anfänger werden, und nicht bloß in der Wissenschaft allein; vor ihm lag das Seminar, lag die Stufenfolge der heiligen Weihen, lag die Heranschulung zur Seelsorge, der demüthige, aufopfernde, peinvolle Dienst der sündigen und der leidenden Menschheit. Alles schien abzustoßen und zurückzuhalten. „Ich kann den erforderlichen Entschluß nicht fassen," schreibt er dem Bruder, „und bin noch unendlich weit davon entfernt." Er „fühlte sich so elend und schwach"; das Schwierigste stand vor ihm, aber „die Ausführung alles Schwierigen lag bei ihm weit im Hintergrund".

Dies alles wirkte für ihn eine wahre „Trostlosigkeit der Lage"; sein Gefühl war das „der inneren Zerstörtheit"; er beneidete seine drei Hunde, die „jedenfalls gesundern Sinn und Herz mit sich herum trugen, wie ihr Herr". Er schämte sich seiner Entschlußlosigkeit; es war etwas ganz Neues, was er bis dahin an sich nicht erfahren hatte. „Ich komme mir vor nur als Projektenmacher oder Reiseschneider," schreibt er, „und beides ist mir gleich verhaßt." Während sein Innerstes aufstöhnte im Gefühl des Unvermögens und Zurückweichens vor einem stets mehr sich aufdrängenden höheren Rufe, schämte er sich wieder seines „Altweiber-Geklages". „Bald werde ich ganz irre an mir," seufzt er, „und halte mich für einen ganz behaglichen Materialisten, der sich nur zum Zeitvertreib hier und da Kummer und Gram voraffektirt, d. h. Komödie spielt."

Doch wenn er selbst Muth und Kraft zu dem entscheidenden Schritt gefunden hätte, vor ihm stand die Erinnerung an seine Studentenzeit und die klare Erkenntniß der Fehler seines Charakters. „Um mich zum geistlichen Stand würdig umzugestalten," meint er, „wären größere Wunder

1) Erlaß an die Geistlichkeit, 6. Jan. 1852.

erforderlich als Todte aufzuwecken.“ Mehr als alles andere schien diese Erwägung ihn zurückzuhalten; aber grade in ihr, in dieser lebhaften, tiefen Erkenntniß der eigenen Unwürdigkeit, lag der Keim der Kraft und des neuen Lebens. „Die einzige Hoffnung, welche ich in dieser Lage noch habe,“ so schließt er seinen Herzenserguß an den Bruder, „ist die unendliche Barmherzigkeit Gottes, welche nicht nach dem Verdienst der Menschen seine Gnade austheilt, und daher auch mich vielleicht trotz meiner Unwürdigkeit bedenken wird.“

Diese fromme Hoffnung änderte indessen nichts an der Rathlosigkeit des Augenblicks. Es fehlte nicht an Handhaben für die richtige Erkenntniß; es fehlte nur an der Kraft der Zuversicht und dem Muth des Entschlusses, und so war das Ende langen Ringens und Berathens nur das Geständniß: „Es eckelt mich ordentlich an, mit andern über das zu sprechen, was ich beginnen soll.“

Mutter und Geschwister konnten also nicht rathen und helfen. Ein müßiges, zweckloses Zuhause-Sitzen wurde auf die Dauer unleidlich. Die übergroße Liebe, mit der Ketteler an seinen Angehörigen hing, und die theueren, mit seinem ganzen Wesen bereits verwachsenen Gepflogenheiten der Heimath und Familie schienen der Klarheit der Erkenntniß und der Freiheit der Entschließung hindernd im Weg zu stehen. Entscheidung mußte aber um jeden Preis herbeigeführt werden, und deßhalb entschloß sich Ketteler zu dem schweren Opfer einer Trennung von den Seinen. München galt damals als die Hochburg des Katholicismus in Deutschland. Eben jetzt in dem durch die Kölner Wirren angefachten, alles bewegenden Geisteskampfe stand Bayern mit seinen katholischen Größen und Wortführern mitten im vordersten Treffen. Wilhelm v. Ketteler mußte von seiner Münchener Universitätszeit her bereits mit einigen hervorragenden Katholiken der bayrischen Hauptstadt bekannt geworden sein. Dort, wo so viele erleuchtete, für das Wohl der Kirche begeisterte Männer sich zusammenfanden, hoffte er jetzt auch für sich den nöthigen Rath, oder vielmehr die fehlende Schwungkraft zu gewinnen. Ein volles Jahr Trennung legte er sich auf; es sollte in München mit Studien und im Verkehr mit den katholischen Führern hingebracht werden; die ausdrückliche und ausschließliche „Bestimmung“ dieses Jahres aber war, für Kettelers weiteren Lebensweg die Entscheidung und in seinem Innern die Klärung herbeizuführen.

Die Trennung wurde ihm schwer; er hing so zärtlich an den Seinen. „Aber wer die Trennung hier auf Erden erfunden hat,“ schreibt er ein Jahr später an den Bruder, „dem kann ich nie verzeihen, denn ich weiß mir nichts Empfindlicheres zu denken.“ Wie nie zuvor trug er diesmal vor der Abwesenheit „so große Scheu“. Ein ganzes Jahr sollte dieselbe

währen; es „lag vor ihm als eine Ewigkeit"; und dieses Jahr sollte nach Kettelers Absicht für ihn „noch ganz besonderes Gewicht haben". „Es ist möglich," schreibt er einige Zeit nach der Abreise, „daß ein Wendepunkt in meinem Leben eintreten soll, (und) so kann ich nicht immer freudigen Herzens daran denken, wie großen Genüssen ich durch mein Scheiden von Euch entsagt habe." Als er auf der Reise bis Frankfurt gelangt war, da „empfand er zu seinem Schrecken, daß München weiter (von der Heimath entfernt) sei, als er es sich vorgestellt, und als mit der Entfernung vom Rhein ihn mehr und mehr der Gedanke verließ, daß er in kürzester Zeit zu den Seinen (zurück) gelangen könne, da fiel ihm das Scheiden immer schwerer." Er kam sich vor „wie ein amputirter Mensch, der sich zum Theile hat zu Hause lassen müssen".

Doch war ihm ja die Einsicht längst gereift, daß er „keinen Freibrief erhalten habe, um sich alles Schmerzes auf dieser Welt zu entschlagen". „Du weißt ja," schreibt er an die Schwester 9. Mai 1839, „daß ich strebe, auch in der Trennung von Euch Gottes Willen zu verehren und in diesem Streben hoffe ich, Ruhe zu finden, und habe sie schon oft gefunden."

Mit Beginn des Frühlings 1839 wurde die Reise angetreten; sie führte über Köln und Coblenz. In Köln war einige Stunden Aufenthalt; Ketteler ging in erster Morgenfrühe, im Dom zu beten. „Die Erhabenheit und Größe des Baues," findet er, „ist ein Mittel, um sich leicht zu dem Unendlichen, Ewigen zu erheben. Man ahnt, für wen solche Formen allein geschaffen werden konnten, und wird ihm näher gebracht. So geschah es mir denn auch, als ich dort die erste Messe hörte. Da erschien mir alles Zeitliche so klein und niedrig, und jedes zeitliche Opfer so unbedeutend, daß ich selbst freudig und ohne Kummer meines Scheidens von Euch gedenken konnte." Andere, aber nicht minder erhebende Eindrücke warteten seiner in Coblenz. Er mußte hier die Gräfin Amalie Merveldt besuchen, die in größter Zurückgezogenheit, freiwillig arm, fast dürftig, gleich einer Ordensfrau, ganz und gar dem Dienste der christlichen Barmherzigkeit lebte. „Es ist nicht zu beschreiben," notirt 2 Jahre später (5. Juli 1841) Kettelers jüngerer Bruder Richard nach einem zugleich mit Wilhelm unternommenen Besuche bei ihr, „welchen Eindruck es immer macht, sie, die einst so sehr in der großen Welt glänzte, jetzt in einem ganz ärmlich eingerichteten Klosterzimmer, von oben bis unten schwarz angezogen zu finden." Hier hatte Ketteler auch den „Genuß des Umgangs" mit dem ehemaligen protestantischen Offizier, jetzt aber seeleneifrigen Priester August Seydell, welcher dem frommen Unternehmen der Gräfin Merveldt stützend zur Seite war. Ketteler fand ihn „Geist und Feuer durch und durch", und der Aufenthalt in Coblenz wurde durch diesen Verkehr zum „eigentlichen Glanzpunkt" der ganzen Reise.

In München war Ketteler Karlsstraße Nr. 10 bald wohnlich eingerichtet, und im Görres'schen Freundeskreise, der ihn vor allem nach München gezogen hatte, fühlte er sich vom ersten Anfang an zu Hause.

„Mit meinen hiesigen Bekanntschaften bin ich sehr zufrieden," schreibt er 9. Mai 1839, „und sie entsprechen ganz meiner Erwartung. Nur so einfach, so natürlich und anspruchslos hatte ich sie mir nicht gedacht. Sie erscheinen mir als Muster recht lebendiger Katholiken. Treue, Redlichkeit und Glauben durchdringt ihr ganzes Leben und jedes ihrer Worte. Wie verblendet doch die Welt ist! Solchen Männern wirft man revolutionäre Grundsätze und Aufreizung vor, während jeder Blutstropfen in ihnen Gehorsam gegen die Obrigkeit bekennt, aber natürlich, und Gott sei Dank dafür — ohne Verrath an der Religion. Diese Herrn leben hier übrigens in einem so freundschaftlichen Kreise, wie ihn nur Religion und Treue bilden kann, und versammeln sich täglich zur ungezwungensten heitersten Geselligkeit, wodurch sie sich gegen die Stubenhockerei schützen. Dann gehen sie auch oft und viel in die Tiroler Gebirge und holen sich in der dortigen frischen Luft wieder gesunde Lebenskraft und Lebensansicht."

Vor andern war Ketteler namentlich der junge Görres „ein höchst angenehmer Umgang, der für ihn immer noch interessanter zu werden versprach". Mit ihm unterhält er sich über litterarische Gegenstände, läßt sich von ihm seine Dichtungen vorlesen, entlehnt von ihm interessante neuere Werke. Als Guido Görres Anfangs Juli in die Schweiz reiste, lud er Ketteler wiederholt zur Theilnahme ein; Guidos Mutter wünschte ganz besonders, dieser möchte ihren Sohn begleiten, und Ketteler selbst hatte dazu „die allergrößte Lust". „Wäre er (Görres) den Winter über dort geblieben," schreibt er, „so wäre ich schon auf der Reise; für die kurze Zeit bis zum Winter war mir aber die Hin- und Herreise zu kostbar."

Eine andere besonders hochgeschätzte Bekanntschaft im hiesigen Kreise für Ketteler war Ernst Jarcke [1]). Als dieser ihm ein Jahr später durch die Herzogin von Köthen einen Freundesgruß vermitteln ließ, versicherte Ketteler seinem Bruder, daß dies ihn „in der That mehr wie gewöhnliche Grüße erfreut habe". Er wünschte und hoffte „so sehr", daß auch sein Bruder Wilderich die Bekanntschaft dieses seltenen Mannes machen möchte. „Es würde Dir," versichert er, „eine für Dein ganzes Leben lohnende Erinnerung gewähren."

Noch mit einem andern interessanten Manne führte der Münchener Freundeskreis den westfälischen Edelmann zusammen.

„Ich muß Dir doch auch noch sagen," erzählt er 10. Juni 1839 seiner Schwester, „daß ich die Bekanntschaft des Brentano gemacht habe, der die Märchen schreibt und das Buch über die Nonne in Dülmen herausgegeben hat. Ich habe mit ihm bei Phillips zu Mittag gegessen und mich über diese Bekanntschaft, sowohl seines Namens als auch besonders seines unglaublich reichen Witzes wegen gefreut, der ihn zu einem höchst angenehmen Gesellschafter macht. In der Art

1) Vergl. Hist.-polit. Bl. Bd. 31. 277 f.

seines Witzes hat er sehr viel von Sonnenwalde[1]). Natürlich steht sowohl die Richtung als auch der innere Gehalt seines Witzes auf einer höheren Stufe. Der Mensch könnte mich zum Narren machen, wenn ich viel mit ihm umginge. Uebrigens scheint er mir seine Zunge durchaus nicht ganz in der Hand zu haben, und ich konnte ihm die Bemerkung nicht unterdrücken, wie gefährlich eine so überreiche Gabe dieser Art doch ist. Man muß sich fest vornehmen, nichts übel aufzufassen, nichts mißzuverstehen, sonst ist der Umgang mit ihm unmöglich."

Es war dies der Anfang zu Kettelers mannigfachen Beziehungen zur Familie Brentano, für welche er eine gewisse Vorliebe beibehalten zu haben scheint. Noch 7. Nov. 1867 gedenkt Professor Lujo Brentano in einem Schreiben aus London dankend der „großen Freundlichkeit", welche Bischof Ketteler von Mainz „stets den Mitgliedern seiner Familie erwiesen".

Aber am werthvollsten und einflußreichsten wurden für Wilh. v. Ketteler die näheren Beziehungen, in welche er jetzt zu Professor Phillips, „diesem Streiter der Kirche", trat, die sich mit stets gesteigerter Wärme bis zum Tod der beiden Männer erhielten.

„Seine und seiner Frau Bekanntschaft," schreibt Ketteler 8. Febr. 1840, „wird mir immer zu den liebsten Erinnerungen gehören." Als Ketteler im August 1839 daran dachte, München wieder zu verlassen, fiel als Gegengrund hauptsächlich ins Gewicht, daß „seine Bekanntschaft, namentlich bei Phillips" ihn „sehr fessele". Nicht nur war der Umgang mit Phillips ebenso anregend wie wohlthuend, der Mann selbst in seinem Leben und Arbeiten erschien wie ein leuchtendes Vorbild.

„Die Redaction (der Hist.-polit. Blätter)," berichtet Ketteler 5. Januar 1840, „liegt jetzt seit der Abwesenheit des jungen Görres dem armen Phillips allein ob, der fast der Last seiner Arbeiten unterliegt. Wenn man das Leben eines solchen Mannes betrachtet, kann man sich selbst nicht mehr anders als in der Gestalt eines Faulthiers denken. Phillips hat täglich drei Stunden Colleg und außerdem noch so viele Geschäfte, daß ihm zu seiner eigenen Verfügung, zur Vorbereitung auf die Vorlesungen, zur Redaction der politischen Blätter und zu allen sonstigen Privatgeschäften täglich nur vier Stunden bleiben. Leider befürchte ich aber auch sehr, daß er diese ungeheuere Anstrengung nicht ohne Schaden seiner Gesundheit wird tragen können."

So befriedigend demnach die Münchener Verhältnisse sich auch für Ketteler anzulassen schienen, so machte doch in den ersten Wochen ein großer und vielleicht folgenreicher Uebelstand sich geltend. „Meine Bücher sind noch nicht hier," klagt er 9. Mai 1839, „und aus dem Studieren wird doch nichts . . . Ich bewege mich noch immer im alten Geleise, nicht in dem, in welches ich noch kommen muß. Meine Bücher bleiben noch immer aus, und da ich deßhalb in den Arbeiten keinen Ableiter für unnütze Gedanken finden kann, so treibe ich mich mehr herum, wie mir sonst gefallen würde."

1) Graf Solms-Sonnenwalde.

Da war es gerade in diesen Tagen, während er der ernsten, planmäßigen Beschäftigung entbehrte, als wollte das Leben vor ihm nochmals alle seine Reize entfalten, um in dem Augenblick, da er entsagend ihm den Rücken zuzukehren schon im Begriffe stand, durch verdoppelte Liebkosungen ihn zu fesseln.

Um ihn her lachte und blühte der schönste Mai; ganz München war voll harmloser Fröhlichkeit, und bei allem ernsten Denken und Sinnen konnte auch der Fremde aus dem Norden dem wärmenden Einflusse der Umgebung sich nicht entziehen.

In den ersten Wochen hatte Ketteler trotzdem „seine Einsamkeit" argwöhnisch behütet und war allen Besuchen in der hohen Gesellschaft aus dem Wege gegangen. Selbst seiner Cousine, der Gräfin Leopoldine v. Waldburg-Zeil, welche mit dem Grafen Arco vermählt, auf Schloß Zinneberg lebte, hatte er in den zwei Monaten noch nicht den ersten Gruß geboten. Er fühlte darüber zuletzt doch „Gewissensbisse", und als vollends noch eine briefliche Mahnung der Mutter hinzukam, entschloß er sich endlich 9. Juni, in Zinneberg seine Aufwartung zu machen. Es war ein verhängnißvoller Schritt, wie er selbst es beschreibt: „Ich hatte da das Unglück, in eine große Gesellschaft zu stolpern, was durch seine Consequenzen für mich sehr unangenehm werden kann. . . . In diesem Monat wird die Tante Zeil hierherkommen, und dann werde ich nicht umhin können, meinen Besuch zu wiederholen, was ich ohnehin schon versprechen mußte."

Ketteler wurde mit Auszeichnung empfangen. Die höchste unter den vielen hohen Persönlichkeiten, die er hier vereinigt gefunden, war die verwittwete Churfürstin von Pfalz-Bayern, geb. Erzherzogin von Oesterreich, jetzt in zweiter Ehe vermählt mit dem Grafen Ludwig v. Arco. Bei Tisch erhielt Wilhelm v. Ketteler den Ehrenplatz an ihrer Seite.

„Dann war dort," so beendet er die Aufzählung der Anwesenden „endlich, um das beste zuletzt zu nennen, die Churfürstin mit ihrem Gemahl Neben der Churfürstin hatte ich die Ehre beim Diner zu sitzen und da der westfälische Adelstolz sich entsetzlich meiner bemeisterte, so habe ich an einer mir sonst nicht fremden Befangenheit glücklicher Weise keinen Augenblick gelitten."

Von ungleich größerer Bedeutung für Ketteler war hier indeß das Bekanntwerden mit der fürstlichen Familie von Löwenstein. Schon bei der ersten Begegnung gefiel ihm diese Familie „recht gut". Bald konnte er schreiben: „Die hiesige Fürstin Löwenstein und ihr Mann . . . sind mir bei weitem die liebsten, die ich von der hiesigen Gesellschaft kenne. . . Ich bekomme eine wahre Vorliebe zu dieser Familie."

Im Juli kam dann wirklich die Tante, Gräfin Zeil, und Ketteler konnte es nicht umgehen, ihr zu Ehren einige Tage in Zinneberg zuzubringen. Im Winter war sie schon wieder da, und gegen den Neffen so

voll „Freundlichkeit und voller liebenswürdigen Redensarten", daß er meinte, daß durch den Umgang mit ihr „die Demuth Gefahr laufe". Um Ketteler noch vollends mitten in das Getriebe der hohen Welt zurückzuschleudern, trafen auch aus Westfalen Besuche über Besuche ein. Die ersten waren Fhr. Werner v. Droste-Hülshoff und Graf Mirbach; der Gatte von Kettelers Cousine, Gräfin Wolff-Metternich; dann folgte Graf Kaspar Schmising und Wilhelms alter Jugendgespiele August Fhr. v. Korff. Da konnte es nicht fehlen, daß auch Ketteler statt der erstrebten Zurückgezogenheit sich wieder plötzlich im Strudel des geselligen Lebens sah. Es bedurfte nicht erst noch der Münchener Oper mit ihrem ausgezeichneten „entzückenden" Orchester, um den Einsiedler der Karlsstraße an sich die Erfahrung machen zu lassen: „Bald hat sich wieder die Welt mit ihren Eitelkeiten in die Seele eingeschlichen, unvermerkt, wie ein Dieb in der Nacht." Daher kam dann Ketteler selbst am 3. August 1839 zur Einsicht:

„Ich bin jetzt schon wieder am Ende meines Aufenthaltes in München. . . . Mein Bleiben kann nicht von längerer Dauer sein. Ganz gegen meinen Willen habe ich Bekanntschaft über Bekanntschaft gemacht und diese treiben mich nicht einem gewünschten Ziele entgegen. Im Winter würde ich Gefahr laufen, mich ganz in die hiesige Gesellschaft gestürzt zu sehen." „Hier kann ich nicht bleiben," wiederholt er bald darauf, „die Bekanntschaft mit der großen Welt, der ich mich im Winter gar nicht mehr entziehen kann, und die schon jetzt so sehr zugenommen hat, treibt mit ganz nothwendig fort."

Doch weit weniger die Geselligkeit war es, welche den Hauptreiz übte, als vielmehr die alte Jagd-Leidenschaft, welche durch diese Gesellschaft von Standes- und Geschmacksgenossen neu geweckt und vielfach verwöhnt wurde. Graf Arco-Zinneberg selbst war ein großer Jagdliebhaber.

Schon bei der ersten Heimfahrt von Zinneberg „ergötzte sich" Ketteler als alter Waidmann „an den vielen Rehen, welche überall aus dem Gehölz austraten"; kurz darauf hatte er dort „die Freude einen Rehbock mit der Kugel zu erlegen". Dazu kam nun noch die wachsende Freundschaft mit der fürstlichen Familie Löwenstein. Gleich bei der ersten Erwähnung der Fürstin und der Prinzeß Löwenstein in seinem Briefe vom 10. Juni 1839 fügt Ketteler mit Nachdruck hinzu: „Die erstere Frau, die letztere eine Schwester des berühmten Jägers, beide selbst passionirte Jagdfreundinnen. Die Fürstin hat noch vor drei Tagen, an einem Abend spazieren fahrend drei Hirsche selbst erlegt und einen gefehlt." So gab es an Gelegenheiten und Einladungen für Ketteler Ueberfluß.

„Die letzten vierzehn Tage," erzählt er 3. Aug. 1839, „habe ich hier fünf Hirschjagden mitgemacht. Ich hätte fast täglich mitgehen können, wenn Gewissensbisse mich nicht abgehalten hätten. Ich bin sehr glücklich gewesen:

habe schon drei Hirsche geschossen, von denen einer ein Sechsender und zwei Achtender waren, und habe noch keinen gefehlt. Man kann sich gar keine schöneren Jagdbilder vorstellen, als ich sie bei dieser Gelegenheit gesehen. . . . Bald beginnen nun auch die Hirsch- und Gemsenjagden in dem Bayerischen Hochgebirge, und ich befürchte, daß ich leichtsinnig genug sein werde, einige Jagden dort mitzumachen. Wenn ich wollte, könnte ich jetzt täglich jagen und bald in der Hühnerjagd mich ganz satt schießen, da mir ein Schein für die kleine Jagd schon angeboten ist, mit dem ich hier in den besten Revieren jagen könnte, wo es ganz leicht sein soll, 40 bis 50 Hühner in einem Vormittag zu schießen. Doch werde ich hievon höchstens einen Tag der Merkwürdigkeit wegen Gebrauch machen."

Aehnlich schreibt Wilhelm in denselben Tagen an seinen Bruder Wilderich: „Wollte ich, so würde es mir jetzt leicht sein, alle Tage zu jagen, da es an Einladungen dazu nicht fehlt. Der Fürst Löwenstein ist darin voller Freundlichkeit. . . . . Fünf Hirsche wurden in diesen Tagen geschossen, „von denen ich zwei erlegte, und zwar beide in der Isar schwimmend. . . ." „Du siehst, mein lieber Wilderich," schließt Ketteler seine begeisterten Schilderungen, „daß ich keine schöneren Jagden hätte machen können. Mit meiner Büchsflinte bin ich sehr zufrieden, sie schießt famos. Bald beginnen nun die Hirsch- und Gemsenjagden in den Hochgebirgen. Vielleicht mache ich auch dort noch einige mit."

Nicht lange, und es ging hinaus in's Gebirg, und nun verbanden sich mit dem Jagdvergnügen die anmuthigsten landschaftlichen Reize, für die Ketteler von Jugend an eine überaus große Empfänglichkeit gehabt hatte. Gleich bei dem ersten Jagdausflug in Begleitung der Fürstin Löwenstein hatte er „das Glück eine Gemse zu schießen".

„Poetisches hatte diese Jagd hinreichend . . . in der herrlichsten Gegend," versichert er dem Bruder. „Einige Tage später," fährt er fort, „wurden wir zu einer großen Gebirgsjagd von Fürst Löwenstein eingeladen, von der ich vorgestern nach einer achttägigen Abwesenheit zurückgekehrt bin. Mirbach nahm auch daran Theil. Zwei Tage jagten wir bei Tegernsee und Kreuth, zwei bei Bayerisch Zell und einen in der Ebene. Bei Kreuth schoß ich einen starken Hirsch von zehn Enden, bei Bayerisch Zell eine Gemse und eine schoß ich fehl, bisher mein einziger Fehlschuß. Wir haben drei Triebe gemacht, unter denen Du Dir aber keine gewöhnlichen vorstellen mußt, sondern Triebe, die eine ganze Bergwand oder einen ganzen Bergkopf befassen und viele Stunden lang sind. In jedem dieser Triebe hatten wir vielleicht 30 bis 40 Gemsen, von denen in zwei Trieben sechs und in einem zwei geschossen wurden. Du siehst ein, daß da alle Beschreibung aufhört. Man kann kühn behaupten, daß in der ganzen Welt eine solche Jagd sich nicht wiederfindet."

Und doch bei all dem Jagd-Vergnügen und Jäger-Glück wollte die rechte Freude sich nicht mehr einstellen. „Ich kann mich nicht mehr so recht freuen wie sonst," gesteht er selbst 3. August 1839 in Bezug auf seine Jagderfolge, „sonst hätte ich über mein Glück toll werden müssen."

„Bei all dem bleibt mir eine Leere," bekennt er 3 Wochen später, „die ich wohl augenblicklich vergesse, die sich dann aber nur noch empfindlicher geltend macht."

Die Schuld an dieser Veränderung, die Ketteler in seinem Innern wahrnahm, schob er auf den Umstand, daß er sein Vergnügen nicht mit seinen Brüdern und Verwandten in der Heimath theilen konnte. „Mir können alle diese Jagden,“ betheuert er 3. August, „für eine bescheidene gemüthliche Jagd in Harkotten und Lembeck gestohlen werden, und lieber, tausendmal lieber wollte ich bei Euch diesen Herbst jagen, als hier 50 Hirsche schießen.“ „Jetzt habe ich Dir genug von der Jagd erzählt,“ versichert er in den gleichen Tagen, „und eigentlich mehr als sie mich selbst erfreut hat, denn das kann ich Dir sagen, daß unsere bescheidenen Hühnerjagden in Harkotten aus früherer Zeit mir tausendmal mehr Freude machten, wie diese famosen Hirschjagden.“

Doch nicht an der Trennung von den Seinen, noch sonst an den äußern Umständen lag der Unterschied gegen früher; der Unterschied lag tiefer. „Ich muß doch endlich schließen,“ bemerkt Ketteler nach einer langen Schilderung seiner Jagderlebnisse 3. August 1839, „da es schon 1 Uhr Nachts ist, theure, liebe Schwester! Und doch habe ich Dir wieder so wenig von dem gesagt, was ich Dir von meinem Herzensgrunde so gerne sagen möchte, und dagegen von dummen Hirschen gesprochen, die mich nicht glücklich, noch unglücklich machen.“

Ueber den Eindruck, welchen der westfälische Edelmann in diesen frohbewegten Tagen auf die Personen seiner Umgebung hervorbrachte, ist nur eine einzige kurze Andeutung erhalten. Fürstin Leopoldine zu Löwenstein, die kühne Jägerin, dankt 4. März 1865 dem Bischof von Mainz Freiherrn v. Ketteler „für die wohlwollende Erinnerung“ Sr. Bischöflichen Gnaden, deren Beweise ihr durch ihre Schwestern öfters zugekommen. Sie muntert ihn auf zu einem Besuche in Altötting, in dessen Nähe sie ihren Sitz hatte, und schließt:

„Sollten Sie also endlich doch einmal Ihr Vorhaben, das Gnadenbild zu besuchen ausführen so bitte ich Sie jetzt dringend, mich ja bei Zeiten davon in Kenntniß zu setzen, damit ich gleich hinkomme, um die Freude zu haben, Sie nach langen Jahren wiederzusehen und den bischöflichen Segen von Ihnen zu erhalten, von welchem ich, als Sie noch in der Welt lebten, die Ueberzeugung hegte, ohne auf Prophetengabe Anspruch zu machen, daß Gottes Gnade Sie zu dem geistlichen Stande führen werde.“

Ketteler war über die Zeiten hinaus, in welchen er über ein augenblickliches Vergnügen die ernsteren Fragen des Lebens hätte vergessen können. Der religiöse Sinn war nicht nur längst in ihm wieder aufgewacht, sondern er fühlte sich von demselben ganz durchdrungen und hatte bereits begonnen, alle Erscheinungen der Außenwelt im Lichte der Religion zu beurtheilen. „Für einen Katholiken ist es besonders wohlthuend,“ schreibt er schon über seine ersten Münchener Eindrücke, „in tausend kleinen Gebräuchen und Lebensge-

wohnheiten, sich immer daran erinnert zu finden, daß man von Glaubensgenossen umgeben ist. Beim englischen Gruß entblößt die große Mehrzahl den Kopf; an der Kirche vorübergehend nimmt fast jeder den Hut ab 2c." Einige Monate später erzählt er der Schwester aus Meran:

Das Tiroler Volk scheint sich noch sehr in seiner alten Einfachheit erhalten zu haben. . . . Ich weiß kein Volk je gesehen zu haben, welches in seiner äußern Erscheinung so den Ausdruck der größten Frömmigkeit und der tiefsten Religiosität hat, wie das hiesige. Die Kirchen sind vom Morgen früh bis spät zum Abend und namentlich während der Messe immer mit Menschen von allen Ständen und jedem Alter angefüllt. Alle haben dann ihre Rosenkränze an den Händen herunter hängen, und kein Gesicht sieht man, dem nicht die tiefste innere Andacht auf den Zügen zu lesen wäre. Vorigen Sonntag erblickte ich in der Kirche einige Bauernmädchen, wahre Bilder der innerlichsten Andacht, von denen ich nur mit Gewalt wegsehen konnte. Diese Frömmigkeit gibt sich bei allen Gelegenheiten kund und hat mir den angenehmsten Eindruck gemacht. . . Da ruft der Nachtwächter: „Ihr Herren laßt Euch sagen, die Glock hat zehn geschlagen! Der Herr möge uns bewahren und seine unbefleckte Mutter Maria. Zehn Uhr! Gelobt sei Jesus Christus!" Alle Abende freue ich mich dieses Zurufes, der gewiß schon manchen Kranken mehr getröstet hat, als unser protestantisches Gepfeife.

Besonders lebhaft tritt dieses entschieden katholische Gefühl hervor in der Verfolgung und Beurtheilung litterarischer Erscheinungen. Ketteler war in jenen Tagen ein eifriger Leser der in ihren herrlichen Anfängen stehenden Historisch-politischen Blätter, und da eine Reise ihn einmal für längere Zeit dieser Erquickung des Geistes beraubt, werden sie sofort bei der Rückkehr „mit Begierde nachgelesen". „Die letzten Aufsätze," schreibt er 10. Juni 1839, über einige Stücke des III. Bandes, „sind mir etwas zu scharf, sonst wahre Muster einer consequent katholischen Darstellung." „Mit dem Artikel über Huß," äußert er sich 5. Juni 1840, „ist mir ein Stein vom Herzen gefallen, denn bei ihm glaubte ich, sei ein Vorwurf von der katholischen Sache gar nicht abzuwenden. Wenn doch endlich sich ein fähiger Katholik über die so von den Protestanten mißhandelte Geschichte erbarmen wollte: denn man weiß wahrhaftig bei so vielen Lügen nicht mehr, was man glauben soll, und was nicht."

Auch sonst war Ketteler mit ernster und ausgesprochen kirchlicher Lektüre eifrig beschäftigt. „Die Einleitung zur Kirchengeschichte von Möhler," schreibt er dem Bruder im August 1839, „wird Dich entzücken. Sie ist hinreißend schön und sollte von jedem auswendig gelernt werden, der Geschichte studieren will." Am 5. Januar 1840 kann er weiter berichten: „Ich lese jetzt mit großem Interesse die Kirchengeschichte von Döllinger, die leider erst die 6 ersten Jahrhunderte umfaßt und die auch Dich sehr interessiren wird. . . . Vergesse doch nicht „Die Europäische Pentarchie" [1])

---

1) Diese großes Aufsehen erregende Schrift erschien zu Leipzig 1839 anonym. Vgl. über dieselbe Hist.-pol. Bl. V, 65. 321.

zu lesen. Ich blätterte gestern Abend bei Görres darin herum und fand höchst interessante Bemerkungen über viele Persönlichkeiten. . ." „Ich lasse Dir keine Ruhe," predigt er 8. Februar der Schwester, „bis Du auch (Möhlers) „Athanasius" gelesen hast, der Dir unendlichen Genuß gewähren wird. . . . Vielleicht weißt Du, daß einer der spätern Kirchenväter von einer gebildeten katholischen Frau verlangt, daß sie Kirchenväter gelesen habe, was ich freilich nur zur furchtbarsten Beschämung meiner selbst aussprechen kann."

Bereits war er zum Bücherliebhaber geworden, und sann auf Einschränkung seiner sonstigen Ausgaben, um Bücher-Anschaffungen machen zu können.

„Mit wahrer Trauer denke ich daran," klagt er 5. Januar 1840, „wie in den letzten Jahren meine Büchersammlung vernachlässigt worden. Ich kann jetzt nicht daran denken Bücher zu kaufen und versäumte deßhalb die Anschaffung mehrerer Werke, die ich sehr gerne gehabt hätte. Wenn ich aber wieder nach Hause komme, bewahre ich einen anständigen Anzug für Visiten und Besuche bei Dir und sonst trage ich nichts wie Jagdanzüge in der Stadt und außer der Stadt, denn ich will nicht das Geld in Röcke stecken, das ich für Bücher verwenden muß."

So fördernd indeß für die Weiterbildung der Erkenntniß wie für das innere Seelenleben solche Beschäftigung sein mochte, die Klarheit und Entscheidung, welche Ketteler in München hatte suchen wollen, brachte sie ihm nicht. Das Resultat eines fast halbjährigen Verweilens in der freiwillig gewählten Verbannung faßt er in einem Briefe 3. August 1839 in die Worte zusammen: „Es liegt ein Widerstreit von Empfindungen in mir, den ich nicht mehr lösen kann . . . Mit dieser Ungewißheit möchte ich (aber) entsetzlich ungern zu Euch zurückkehren, und je weiter ich in meiner Abwesenheit vorrücke ohne Entscheidung und Erfolg, desto unruhiger fühle ich mich in meinem Innern. Aus dem Grunde meiner Abwesenheit von Euch mußt Du mit mir die Nothwendigkeit erkennen, nicht ohne festen Entschluß zurückzukehren. Daß ich dazu nicht kommen kann, ist mir unendlich betrübend."

„Ich weiß nicht, was ich beginnen soll," klagt er um dieselbe Zeit. „So sehr mich vieles zu Euch hindrängt, so sehr hält mich wiederum andere Rücksicht davon ab. Kehre ich schon jetzt zurück, so bin ich wieder ohne Entscheidung über mich selbst, und diese ist mir doch eigentlich durchaus nothwendig, um unter Euch existiren zu können. Ich bin zwar bis jetzt noch sehr ungewiß über mich und befürchte, daß ich es in einem halben Jahre auch noch sein werde. Denn in mir ist noch ein endloser Wirrwarr ohne Rath und Hilfe. Aber möglich ist es doch, daß mir ein halbes Jahr Hilfe bringt, und daher bleibe ich von Euch entfernt, wenn es mir möglich ist."

Nur in einem Punkte war Klarheit gekommen; Ketteler war mit sich im Reinen, daß er für den Eintritt in einen geistlichen Orden nicht gemacht sei. Er schien früher daran gedacht zu haben, selbst schon, da er als Jüngling Brig verließ. Jetzt hatte ihm wieder Seydell in Coblenz mit großem Eifer Lacordaire's Schrift über den Ordensstand [1]) empfohlen. Sie war Ketteler nicht neu, und sie ließ ihn kühl.

„Die Ansicht Seydell's," erwiedert er 22. August 1839 seinem Bruder, „daß in Deutschland nichts so Schönes geschrieben werden könne wie Lacordaire's Schrift über die geistlichen Orden, welche ich schon vor einiger Zeit gelesen, hat mich recht beleidigt. So schön und wahr ich auch diese Schrift finde, so fest bin ich überzeugt, daß ein Deutscher noch viel Wahreres gesagt und nicht allein die Verträglichkeit des Bestehens geistlicher Orden neben den demagogischen Grundsätzen nachgewiesen haben würde, um ihre Wiedereinführung in der jetzigen Zeit zu begründen. Du mußt das Schriftchen aber nothwendig lesen."

Dagegen war Ketteler durch die Schwierigkeit, mit welcher er die Trennung von seinen Angehörigen ertrug, und die übergroße, fast krankhafte Sehnsucht, mit welcher er zu ihnen hingezogen wurde, darüber klar, daß er nicht in einen Orden tauge. Er sprach dies offen aus, indem er 3. August seiner Schwester schrieb: „Meine ganze Seele zieht mich zu Euch, und daher werde ich mich auf die Dauer niemals von Euch trennen. Das steht ganz fest." Auch seinem Bruder erklärte er um dieselbe Zeit: „Ich kann Dir jetzt ganz bestimmt sagen, daß mich nichts auf die Dauer von Euch trennen wird."

Allein damit war im Grunde noch wenig geholfen. Es blieb noch immer die Frage offen: Was thun? und wie zu einer festen Entscheidung gelangen? Je mehr Ketteler sich in das gesellige Leben in München verstrickt sah, um so weniger Aussicht blieb, in München selbst noch das erstrebte Ziel zu erreichen. Er entschloß sich, wenigstens für einige Monate dem Münchener Treiben zu entfliehen. Schon im Anfang hatte er von hier aus in die Heimath geschrieben: „Nach Belieben kann ich oft die schönen Tiroler Gebirge am Horizont aufsuchen, die denn auch in ihrer größten Schönheit bei dieser klaren Luft zu sehen sind. Es zieht mich fast unwiderstehlich dorthin, als wenn es meine geliebte Heimath wäre . . . Einem so mächtigen Drange werde ich wohl nicht mehr lange widerstehen können . . . Ich fürchte nur, Tirol wird mir zu gut gefallen im Vergleich zu München und dadurch eine gefährliche Versuchung für mich werden." Jetzt, da er sich genöthigt glaubte München zu verlassen, ohne sich noch zur Rückkehr

1) Die geistlichen Orden und unsere Zeit; insbesondere die Wiederherstellung des Prediger-Ordens in Frankreich. Augsburg 1839.

in die Heimath entschließen zu können, verfiel er naturgemäß auf den Ausweg einer längeren Tiroler-Reise.

„Vorläufig reise ich nach Tirol und Salzburg," benachrichtigt er seinen Bruder Anfangs August 1839. „Den 25. d. M. werden wir wohl abreisen. Acht Tage gedenke ich in Salzburg zu bleiben, gegen den 5. bis 12. September, dann reise ich weiter, allein mit meinem Mantelsack, und suche mir ein Plätzchen in Tirol, wo ich der Heimath am heimlichsten gedenken kann. Dort werde ich dann auch über den Winter entscheiden: ob ich in Tirol oder in Italien oder sonstwo bleiben soll. Wüßte ich einen würdigen Mann, der sich einige Monate mit meiner Leitung befassen wollte, so würde ich zu ihm gehen und dort mich etabliren; finde ich einen solchen nicht, so vermähle ich mich mit der Einsamkeit und will mit ihr einige Monate leben. Jedenfalls setze ich Dich von meinen Entschlüssen in Kenntniß."

Es war noch immer die Hoffnung, Rath zu finden, oder durch mächtige Eindrücke von außen zur Klarheit im Innern zu gelangen, was ihn trieb. Seiner Schwester, der Gräfin Merveldt, öffnete er 3. August 1839 hierüber sein Herz:

„Ich will Dir, geliebte Sophie, nicht verhehlen — aber natürlich als Geheimniß — daß ich eigentlich sehr wünschte, noch einige Monate meiner Abwesenheit von Euch unter der Leitung eines Mannes, der mir volles Vertrauen einflößte, in Zurückgezogenheit zu leben. Könnte ich einen solchen Mann auffinden, so wäre mein Entschluß gefaßt. Bis jetzt hat mir Gott leider keinen entgegen geführt. Finde ich ihn nicht, so schaffe ich mir mit Gottes Hilfe selbst eine solche Einsamkeit, wenn es auch in einem öden, im Winter recht zugeschneiten Oertchen in Tirol wäre. Doch so werde ich immer nur einen Theil meines Vorhabens erfüllt sehen: denn ein tüchtiger Rath, dem ich mich ganz unbedingt hingeben könnte, fehlt mir vor allem. Bisher habe ich mir immer selbst gerathen und bin dahin gekommen, ganz rathlos zu sein . . . Wie ich bei Euch existiren soll: als Landmann, als Faulenzer oder wie sonst — darüber muß um so mehr ein Anderer entscheiden, als ich ganz außer Stand bin meine Lage klar zu überschauen, und mich Wünsche, Hoffnungen und selbst vermeintliche Verpflichtungen zu einem wahren Labyrinth von Wirrwarr gemacht haben."

Am 29. August trat Ketteler in der Begleitung des Grafen Ferdinand Schmising Kerssenbrock seine Gebirgsreise an. Ueber Hohenschwangau, Partenkirchen ging es durch das Achenthal nach Innsbruck, dann das Innthal herunter nach Königssee und Berchtesgaden. Am 8. September waren die Wanderer in Salzburg, wo sie auf Montfort, dem Landgute des Grafen Leopold Stolberg den liebenswürdigsten Willkomm fanden. Ausflüge nach Ischl, Hallein und in die nähere Umgebung wurden von hier aus unter-

nommen; überall die „schönen, wilden Bergpartieen“ mit Vorliebe aufgesucht. Auf dem gewöhnlichen Wege zogen sie dann nach Innsbruck zurück, wo Graf Schmising sich von Ketteler trennte.

„Mit schwerem Herzen sah ich ihn der Heimath zueilen,“ schreibt dieser 9. Oktober, „während mich mein Geschick von dort, wohin mich alle meine Wünsche zogen, noch weiter trieb. Jetzt bin ich schon elf Tage in Gesellschaft mit mir selbst und allein, und konnte mich in dieser Zeit etwas daran gewöhnen, einsam zu sein.“ „Meran muß ein ganz himmlischer Aufenthalt sein mit ganz friedlichem Charakter,“ hatte er bereits von Salzburg aus geschrieben, „und so glaube ich wohl, daß es mir dort einige Zeit gefallen wird . . . Ich werde mich (dort) jedenfalls einige Wochen fixiren, um in aller Ruhe und Einsamkeit Pläne zu fassen.“

Wirklich verblieb der Wanderer über einen Monat in Meran, meist mit Ausflügen in die Umgegend beschäftigt; auch in Kaltern verweilte er einige Tage, um Maria Mörl zu besuchen. Dann gings weiter nach Venedig und Mailand; erst 15. Dezember traf Ketteler wieder in München ein.

Auch auf dieser Reise hatte er sich von auffallendem Glück begünstigt gesehen. „Meine Reise war so schön wie möglich,“ berichtet er 14. Sept. „und hat mir alles geboten, was die Natur nur bieten kann.“ „Ich habe eine unvergleichlich reiche Ausbeute an allem gemacht,“ wiederholt er 9. Oktober, „was eine schöne Natur mir nur bieten kann.“ Seine Briefe sind voll Ausdrücken der Bewunderung. Auch die Städte Norditaliens entzückten ihn. „Gestern sind es 8 Tage,“ erzählt er 24. November, „daß ich das ehrwürdige Venedig verlassen habe. Es zeigte sich mir noch zum Abschied in seiner ganzen Pracht, da ich beim schönsten Wetter auf dem Postschiff den größten Theil des Kanals durchfuhr und dann über dem ganz ruhigen Meeresspiegel hin immer weiter und weiter diese Zauberstadt vor mir schwinden sah . . . Der unvergleichliche Marcusplatz fesselte mich im letzten Augenblick wie im ersten. Täglich habe ich dort mehrere Stunden zugebracht, wenn ich von meinen andern Wanderungen ermüdet, mir einen Ruhepunkt suchte.“

Der Weg nach Mailand führte ihn durch „eine Reihe grandioser Städte“. Die Hauptstadt der Lombardei selbst, als moderne Luxusstadt ein kleines Paris, gehörte „zu der Art von Städten, die seinem Geschmack sehr wenig zusagten“. „Es ist so recht durch und durch eine Stadt der Gegenwart, wie Venedig der Vergangenheit, und so hoch mir diese über jener steht, ebenso hoch auch Venedig über Mailand.“ Nur der Dom entschädigte für Alles.

„Ich brauche Dir nicht zu sagen,“ schreibt er an seine Schwester, welche denselben aus eigener Anschauung kannte, „wie wahrhaft göttlich er

mir erschienen ist. Einen würdigeren Tempel Gottes können Menschenhände doch gewiß nicht bauen und noch weniger ein Menschengeist ersinnen. Eine wie erhabene religiöse Begeisterung gehört doch dazu, um eine solche Aeußerung derselben zu bewirken."

Bei all diesen Herrlichkeiten der Natur wie der Kunst wurde aber das Herz nicht recht innerlich froh. Auch hier schob dies Ketteler wieder auf den Schmerz der Trennung von den Seinen. Er schämte sich fast seiner Schwäche. „Recht weibisch ist es," bekennt er 3. Februar 1840 seinem Bruder, „und gewiß nicht meinem doch schon sehr männlichen Alter angemessen, daß es mir immer so wehmüthig ist, wenn ich mich auf einige Zeit von Euch trennen muß. Doch leider bleibt Kraft und Männlichkeit bei mir immer weiter hinter den Jahren zurück." Auch den herrlichen Aufenthalt in Salzburg konnte er ohne Brief der Schwester „gar nicht genießen". „Ohne Brief wäre ich hier desperat!" Er schickt „die allerdringendste Bitte" nach Hause, ihm doch ja während seiner Reise zu schreiben. „Nach einigen liebevollen Worten aus der geliebten Heimath sehnt er sich unendlich." In Meran sieht er denn auch „mit wahrem innern Jubel den ihm so lieben blauen Brief in sein Zimmer tragen." Der Gedanke, daß er innerhalb 10 Tagen von den Seinen mit Nachrichten erreicht werden kann, „beruhigt und erfreut ihn unbeschreiblich". Auf Weg und Steg verfolgen ihn die Gedanken an die Heimath.

„Jetzt seid Ihr gewiß schon wieder in aller Ruhe in Lembeck zum Herbstaufenthalt," schreibt er aus Salzburg 14. September, „ein Gedanke, den ich nicht fassen könnte, wenn mir nicht die ganze Natur zuriefe, daß der Herbst da ist, den ich so viele Jahre als die glücklichste, freudigste Zeit des Jahres zu Hause verlebt habe."

Schon der nächste Brief, 9. Oktober, zeigt, wie er unaufhörlich an diesen Gedanken weiterspann:

„Durch Deine Mittheilungen hast Du mich wieder recht lebendig in das liebe bekannte Lembecker Herbstleben versetzt, und gern hätte ich Dich bei jeder Zeile noch nach tausend Kleinigkeiten gefragt, von denen Du jetzt nicht ahnen kannst, wie großen Werth sie für mich haben. Das ganze Lembecker Jagdterrain bin ich in Gedanken durchlaufen, tausend bekannte Stellen und Kämpe habe ich durchsucht und unzählige Vermuthungen über die Punkte in mir aufgestellt, die Clemens sich vorzüglich zu seinen Expeditionen erwählt hat. Hätte ich doch meine vorigjährige Schande in diesem Jahre wieder tilgen können. An die Lembecker Haide ist in Meran gewiß noch nie mit größerem Interesse und mehr Liebe gedacht worden wie in diesen Tagen."

„Könnte ich nur," heißt es an einer andern Stelle, „wie gerne wollte ich Tirol, Italien und die ganze übrige Welt fahren lassen, um bei (den

Geschwistern) zu sein!" So erklärt sich sein Ausruf, der mitten aus der Bewunderung der ihn umgebenden Pracht der Alpennatur hervorbricht: „Könnte ich doch nur erst durch einen Fluß schwimmen, der mir auf kurze Zeit alle Erinnerung an Euch verwischte!"

Und doch blieb er nicht ganz unempfänglich für die Eindrücke „dieser herrlichen Natur"; fast wider Willen verstand er „die großen kraftvollen Mahnungen dieser stolzen Gebirgszüge". Aber diese Mahnungen klangen ihm wie ein Vorwurf und schärften nur den Stachel in seinem Innern. „Doch ich sehe wohl," so unterbricht er seine Reise-Schilderungen, „ich sollte in Sandwüsten reisen, um eben so dürre wie diese zu werden und so wie der Sand im Inneren abzusterben. Es ist eine wahre Tollheit von mir, eine Natur aufzusuchen, die jedes verborgene, niedergehaltene oder bekämpfte Gefühl so aufregt, wie die, welche ich jetzt gesehen habe. Du mußt mich aber nicht mißverstehen, denn unter diesen Gefühlen verstehe ich im Allgemeinen alle die Empfindungen, die uns der Mißstand unserer äußeren Lage gegen unser inneres Streben verursacht, und dieser Mißstand wird inmitten einer so imposanten Natur wieder recht fühlbar und schmerzlich."

Es war nicht bloß die Betrachtung über den Wechsel der Zeiten, zu welchem die herrlichen alten Burgruinen ihn einluden. „Was muß das für ein Land und ein Volk gewesen sein," träumt er wehmütig sich vor, „als hier noch der Landesherr in der Mitte und rings um ihn herum der mächtigste Adel in seinen Burgen hauste!" Seine Gedanken richteten sich höher. Am Morgen des 8. Oktober hatte er allein ohne Führer eine der hochragendsten Bergspitzen in der Umgebung von Meran erstiegen. „Ich war so glücklich," schreibt er, „den Weg bis auf die äußerste Spitze allein zu finden. Die Aussicht bot mir dort Alles . . . Hier fand ich mich denn mit dem unendlichen Schöpfer einer solchen Natur ganz allein, und ich konnte ungestört meinen kleinen Gedanken in dieser großen Umgebung nachhängen."

Solche Eindrücke und Betrachtungen wirkten leise und unmerklich, aber sie wirkten heilbringend und beim Rückblick einige Monate später kam dies auch Ketteler selbst zum Bewußtsein. Seinen ernsten, tief religiösen Bruder Wilderich hatte er wiederholt ermahnt, doch nicht aus Strenge gegen sich selbst die „kleinen Annehmlichkeiten" des Lebens sich immer zu versagen, und nicht „alles aus dem Wege zu schlagen", was ihm den Aufenthalt an fremdem Orte „angenehmer und freudiger machen könnte". „Wilderich ist nun einmal nicht zu bewegen," klagt er hierüber der Schwester 2. Mai 1840, „die reichen Freuden, mit denen uns Gott zum Trost und zur Zerstreuung bei den vielen Leiden des Lebens umgeben hat, zu genießen; er ist zu stolz, um bei wahrem Kummer zu kleinen Nebenfreuden im Leben zu greifen, und glaubt, auch ohne sie fertig werden zu können, wodurch er sich gegen die Ordnung Gottes versündigt, und ohne Noth seine Last noch vermehrt."

Hier nun bezeugt Ketteler fast ohne es zu wissen, den innern Entwicklungsgang, den er in der Folge seines Umherirrens in den Herrlichkeiten der Natur und den Freuden der Jagd an sich inne geworden, indem er fortfährt:

„Nach meiner Erfahrung möchte ich wenigstens kleine Freuden ihrem wahren Gehalte nach nicht mehr missen, und aus ihnen habe ich zum Theil Kraft geschöpft, namentlich in dem letzten Jahre, mich von manchem Streben loszusagen, das ich mit dem Innersten meines Seins schon verknüpft glaubte."

Dies war der Nutzen, den er, ohne es noch zu erkennen, von der Reise nach München zurückbrachte. Die Absicht, nochmals auf längere Zeit dahin zurückzukehren, hatte er schon vor seiner Abreise, wenngleich noch unschlüssig, zu erkennen gegeben. „Könnte ich meinen Wünschen folgen," meinte er 22. August 1839, „so kehrte ich unbedingt hierher zurück, d. h. wenn ich mich zugleich von der höhern Gesellschaft und den Jagden ausschließen könnte, die weder meiner Stimmung noch meinem Geldbeutel angemessen sind." Anziehend war für ihn hier der anregende Verkehr mit dem katholischen Gelehrtenkreise und zugleich „die Möglichkeit, die Universität zu besuchen". Zugleich hielt ihn aber auch eine gewisse Scham zurück, entgegen seinem Vorsatze seinen Aufenthalt abzukürzen, und ohne Entscheidung nach Hause zurückzukehren. Er gesteht es selbst, wo er zu Beginn des neuen Jahres in der Hoffnung sich wiegt, bald durch das Wiedersehen mit den Seinigen sich für die Entbehrungen des verflossenen Jahres zu entschädigen, daß leider dabei „so viele Gedanken seine Freude minderten", vor allem die „verdammte Ungewißheit" in Bezug auf weitere Entschlüsse. „Wenn ich gewiß noch tausend Veranlassungen habe, die mich der Heimath entgegen treiben," schreibt er, „so verschweige ich mir oder kann mir vielmehr manches Unangenehme nicht verschweigen. An der Spitze steht meine Bestimmungslosigkeit."

Für's erste fühlte er sich nun in München bald wieder leidlich zu Hause. „Ich bin jetzt wieder ganz hier eingewohnt," berichtet er 5. Januar 1840, „habe ein recht freundliches angenehmes Zimmer, und lebe im allgemeinen ganz nach meinem Wunsch und zufrieden. . . . Eine ganze Hetze Menschen habe ich auch schon wieder kennen gelernt, was mir alles gleichgiltig ist, wenn ich nur von allen weitern geselligen Verpflichtungen frei komme." Mit Eifer gab er sich wieder seinen literarischen Beschäftigungen hin und freute sich des nahen Verkehrs mit Professor Phillips; allein die Besuche auf Zinneberg mußten erneuert werden und bald schon begann er wieder zu klagen: „Von gesellschaftlichen Rücksichten werde ich leider hie und da gequält, ohne daß ich eigentlich außer meinen Jagdbekanntschaften auch nur eine einzige Annehmlichkeit daran hätte. Außerdem verursachen

sie mir doch viele Unkosten, die mir sonst ganz gleichgiltig, für eine solche Sache aber unangenehm sind."

Ein ganzes Jahr lang hatte Ketteler sich nach dem Wiedersehen mit den Seinigen gesehnt, jetzt, da es auf wenige Monate nahe gerückt war, begannen widerstreitende Gefühle sich zu regen. Bereits zu Ende der italienischen Reise hatte er diese Empfindungen in sich wahrgenommen und seiner treuen Schwester ausgesprochen:

„So überwiegend mich mein Herz zur Heimath zurückzieht, so faßte mich doch oft ganz das Gefühl, das den Zugvogel unwiderstehlich in die weitesten Fernen lockt. Könnte ich reisen wie er, dann hätte ich mich leicht seinem Zuge angeschlossen, als ich ihn in Venedig schweigsam und schnell über dem Meer dem fernen Süden zueilen sah. Doch . . . wie hätte ich dort, so fern von dem geliebten Mütterchen und Euch, geliebten Geschwistern, Ruhe finden können! So gewiß ich aber hingezogen wäre, so gut ist es, daß ich nicht konnte. Diesen Widerspruch in mir, der mich zu Euch hinzieht, und von Euch so weit wegdrängt, hat der gütige Himmel durch die Festsetzung meiner Verhältnisse gelöst, und das danke ich ihm herzlich."

Noch drei Monate später, im Februar 1840, der Heimkehr ganz nahe, macht er in sich die gleiche Erfahrung. „Dazu kommt noch," so beschließt er eine Reihe von Gründen, die ihm augenblicklich die Freude an der nahen Heimkehr minderten, „ein fataler Drang zu sehen, der in mir durch meine letzten Reisen sehr vermehrt worden ist. Wenn ich daher nicht bis auf den letzten Heller abgebrannt bin, sobald der Zeitpunkt da ist, um meine Segel der Heimath entgegen zu lichten, so würde ich wohl noch einige Monate abwesend bleiben."

Zwei ihm bekannte Herren, Freiherr Friedr. v. Wrede-Melschede und ein junger Priester Bisping, der Rathgeber seiner alten Tante Marianne in Bonn, standen eben im Begriffe eine Romreise anzutreten, um die Osterzeit dort zu verbringen. „Das war für mich," gesteht Ketteler, „allerdings augenblicklich eine verführerische Lockspeise. Bei näherer Ueberlegung hat mich aber doch schon der Mangel an aller Vorbereitung zu einer solchen Reise gänzlich abgeschreckt: denn das habe ich wenigstens von meiner kurzen Anwesenheit in Italien profitirt, daß man dort ohne einige Kenntnisse von Italiens Geschichte und Kunst nicht reisen kann, wenn man sich nicht an Italien versündigen und mehr Scham und Schande als Freude von dort mitnehmen will."

Die Gräfin Merveldt hatte in schwesterlicher Güte dem Bruder zu einer neuen größern Reise die Mittel zur Verfügung stellen wollen. Ablehnend erwidert Ketteler:

„Ich habe darin recht Deinen liebevollen Sinn erkannt und würde keinen Augenblick anstehen davon Gebrauch zu machen, wenn nicht für alle meine Bedürfnisse bis zu meiner Rückkehr durch mein eigenes Einkommen gesorgt wäre. Für überflüssige Plaisirs habe ich aber in diesem Jahre schon viel zu viel ausgegeben und ich würde gewissenlos zu handeln glauben, wenn ich zu diesem Zwecke Deine Beihilfe in Anspruch nähme, so gewiß Du auch dazu erbötig wärest. Ich wüßte auch kein Ziel, für welches ich noch besondere Auslagen anwenden möchte als entweder zu einer Reise in der Charwoche nach Rom oder zu einem Aufenthalt in Tirol, wenn dort sich der Frühling in seiner herrlichsten Schönheit entfaltet. Beides würde ich aber nur durch eine Verlängerung meiner Abwesenheit um einige Monate erreichen können, wozu ich mich bei dem so sehnlichen Wunsche Euch wiederzusehen nicht entschließen kann. Jedenfalls überschreite ich für solche Zwecke nicht mein eigenes Einkommen; sonst wäre ich vielleicht doch nach Rom gewandert." Weit mehr noch als Rom lockte ein anderes Ziel; schon dem Bruder hatte er in Bezug auf die Romreise geschrieben:

„Die Gesellschaft und das Ziel sprachen mich beide sehr, wenn auch noch in sehr verschiedenem Maße an, und ich könnte in den jetzigen Umständen nicht widerstehen, wenn ich nicht in meinen Geldmitteln den sichersten Beweis hätte, daß ich nach Gottes Willen zurückkehren soll. Auch liegen mir jetzt die Blüthen auf den Tiroler Alpen, die aufbrechen, wenn ich ihnen den Rücken zudrehe, sehr im Kopf. . ."

Dasselbe verräth er nun der Schwester:

„Wenn das Frühjahr meiner Abreise um wenige Wochen näher stände, dann würde ich mir noch einen kleinen Rutscher durch das göttliche Tirol nicht haben versagen können. So winterlich und eisig die Berge sich jetzt von hier aus ansehen, ziehen sie mich doch oft mit großer Gewalt zu sich hin, und wären nicht die höhern Bergrücken jetzt unmöglich zu übersteigen, so ließe ich doch selbst jetzt meine Bücher im Stich und machte eine Tour nach einer, wie man sie mir beschrieben, furchtbar wilden Gegend, die ich zu meinem größten Schmerz nicht gesehen und woran ich fast krank gehe. Aber so ist der Mensch! Mit einem Herzen voller Jubel und Freude Euch bald wieder zu sehen, sehne ich mich doch zugleich nach den Bergen Tirols, die mich doch Euch nicht zuführen können, im Gegentheil recht weit von Euch entfernt halten würden. Einen solchen Widerspruch kann ich aber auch nur Tirol und selbst Tirol nur auf Augenblicke gestatten: denn jedes andere derartige Gefühl würde ich entrüstet von mir weisen — aber Tirol ist gar zu schön."

Während er noch unschlüssig schwankte, erhielt er die Nachricht, daß auch sein Bruder Wilderich die Heimath verlassen habe, um mit seiner kranken Gattin in Gräfenberg bei Freiwaldau einer Kaltwasser-Heilanstalt

in Oesterreichisch-Schlesien für längere Zeit Aufenthalt zu nehmen. Das war eine schmerzliche Enttäuschung. „Eure Abwesenheit," schreibt Ketteler an den Bruder, „mindert wesentlich den Drang, den ich nach Hause hatte ... und bei Deiner Abwesenheit der Mangel eines so wie Du Vertrauten, mit dem ich das sehr Viele besprechen und überlegen könnte, was ich thun und lassen sollte. . . . Du wirst mir in dieser Beziehung unendlich abgehen."

Dem Bedauern folgte rasch der Entschluß, über Oesterreich und Böhmen den Bruder aufzusuchen und einige Zeit mit ihm zu verbringen, um dann erst von Freiwaldau aus den Rückweg nach der westfälischen Heimath einzuschlagen. Er rechnete diesen Entschluß „zu den schlauesten seines Lebens", und konnte seine Freude über denselben „nicht ausdrücken". Mit dem Beginn der zweiten Märzwoche 1840 brach er von München auf. Doch versuchte er vorher, von dem verlebten Jahre noch sich Rechenschaft abzulegen. Er zerriß über diesem schwierigen Geschäfte hintereinander zwei angefangene Briefe an seine vertraute Schwester Sophie, bis er ihr zuletzt erklärte:

„Der Ablauf der Zeit meiner Abwesenheit führt so viele Empfindungen und Gedanken für mich mit sich, daß ich fast außer Stand bin Dir einen vernünftigen einfachen Brief zu schreiben. Da ich aber keine Aussicht habe, daß es sich noch in diesen Tagen mit meinem verwirrten Kopfe bessern sollte, so muß ich noch einen Versuch machen. Um nicht abermals einfältig zu werden, darf ich (aber) fast nichts von dem berühren was mich confus macht und mich dennoch sehr beschäftigt. Je älter man wird, desto bedeutender wird ja jedes neuerlebte Jahr und das verflossene sollte für mich der Bestimmung nach, die ich ihm vor meiner Abreise gegeben, noch ganz besonderes Gewicht haben. Mit diesen Gedanken habe ich es auch verlebt, wenn ich gleich hie und da meine Zeit nicht hinreichend ernst in diesem Sinne verwendet habe, und so wirst Du es natürlich finden, geliebte Sophie, daß ich bei dem Rechnungsabschluß über dieses Jahr sehr beschäftigt bin, um so mehr als ich noch gar nicht darüber klar sehe, was denn nun das Resultat meines Hierseins sein muß."

Wien hatte Ketteler auf seiner Reise ganz vermeiden oder nur kurz berühren wollen. Allein durch die Freundschaft des dort wohnenden Grafen August Spee kam es anders, und er muß bekennen: „Diese Bekanntschaften zogen mich in ein ganz anderes Leben als ich mir vorgesteckt und ich habe dort recht leichtsinnige Tage verlebt, wobei ich mich aber sehr gut unterhalten habe."

Von Anfang April bis Ende Mai weilte Wilhelm bei den Geschwistern in Freiwaldau, und die Wahrnehmung, daß sein Aufenthalt für diese in schwerer Zeit wohlthuend sei, machte ihn glücklich. Der Schwester gegenüber spricht er 7. April sich aus:

„Ich kann es Dir nicht sagen, welche Freude und Beruhigung ich in dem Gedanken finde, den Geschwistern hier jetzt zu einigem Troste zu sein. Könnte ich ihnen doch die ganze Zeit ihres Hierseins hindurch die kleine Freude gewähren, die ihnen meine Anwesenheit macht. So viele Jahre habe ich schon mir und meiner Convenienz gelebt, und doch kann ich nicht einmal diese drei Viertheile eines Jahres jetzt den Geschwistern leben, denen ich doch von einigem Nutzen hier sein könnte. Es ist wohl das erste Mal, daß ich reell nützlich sein und meine Liebe zu Euch bethätigen könnte, und doch muß ich wieder das Panier der Nichtsnutzigkeit ergreifen, wenigstens vorläufig, um nicht Gefahr zu laufen, ihr die ganze Zeit meines Lebens zu verfallen. Die große Freude, Euch wieder zu sehen, wird durch die Verhältnisse zwar nicht gemindert, aber doch getrübt, und mit schwerem Herzen werde ich hier die lieben Geschwister in ihren Sorgen allein lassen. Doch thöricht ist es, auf den Trost, den wir uns gegenseitig bringen können, zu großes Gewicht zu legen und darüber zu vergessen, daß wir nur in Gott uns das gegenseitig sein können, was überhaupt Geschwister zu leisten vermögen, und daß er schon unsere Stelle ersetzen wird, wenn wir in Erfüllung seines Willens uns äußerlich trennen."

Zugleich kann Ketteler aber auch wieder erzählen:

„Ich habe mir hier neben der größten Freude, bei den Geschwistern zu sein, noch ein Nebenvergnügen als Jäger eröffnet, das mir um so höhern Genuß gewährt, als ich dieser Art Jagd eine Zeit widmen kann, in der ich die Geschwister doch nicht sehen könnte. Es ist nämlich die sehr edle Auerhahnjagd, der ich einige Nächte ohne Erfolg gewidmet habe, bis ich endlich gestern Morgen mit zwei Sprossen dieser vornehmsten Waldbewohner, also mit zwei Auerhähnen, die ich beide mit eigener Hand erlegt, meinen feierlichsten Einzug in Freiwaldau hielt. Zwei Auerhähne an einem Morgen ist immer eine Non-plus-ultra-Jagd und besonders hier, wo es nur wenig Auerhähne gibt. Außerdem waren es die ersten, die ich in meinem Leben geschossen. Du kannst Dir also die Größe meiner Freude denken."

Hier in Freiwaldau machte Ketteler auch die Bekanntschaft mit der Kaltwasserkur, und wenn er dieselbe auch schon damals mit Ruhe und Zurückhaltung beurtheilt hat, so ist er doch zeitlebens ein großer Liebhaber des kalten Wassers geblieben.

Den Rückweg nach Westfalen benutzte er zu einem Besuche bei dem Grafen Cajus Stolberg in Brauna, nahm in Dresden kurzen Aufenthalt, um dann über Halle, Cassel, Arnsberg der Heimath zuzueilen. „Mit großer Freude," erzählt er, „begrüßte ich unterwegs in der Gegend von Nordhausen die ersten Buchen- und Eichenwälder, die ich seit dem Spessart eigentlich nicht mehr gesehen, und die wir Westfalen doch in der ganzen Welt, selbst in der schönsten Gegend, immer noch entbehren werden." So fuhr er in gehobener Stimmung eben bei Werl vorüber, da — in geringer Entfernung vom Wege, gerade vor seinen Augen — schlug ein Blitzstrahl in eines der Häuser, und sofort stand der ganze Dachstuhl in lichterloher Flamme.

Am 2. Juni 1840 war Wilhelm v. Ketteler wieder in Münster. Die Mutter und den größern Theil der Angehörigen fand er dort vereinigt.

Das ganze Jahr hindurch hatte er in der Trennung von ihnen den tiefsten Grund dessen erkennen wollen, was ihm alles äußere Vergnügen verleide und vergälle. Jetzt war er in ihrer Mitte, aber „die ganz unbekümmert freudige Hingabe des Herzens an einen freudigen Augenblick des Lebens hatte aufgehört". Er empfand dies jetzt „unangenehm". Er wußte keine andere Erklärung, er schob es auf das „Aelterwerden".

„Im Vergleich gegen frühere ähnliche Fälle," schreibt er dem Bruder, „fühlte ich mich deßhalb so verändert und anders geworden, daß ich mich selbst kaum wiederfinden konnte. Recht von Herzen sehnte ich mich mit Göthe nach den Tagen, wo ich noch ganz im Werden war, und Nebel mir die Welt verhüllten, und schrecklich lästig war mir meine eigene Besonnenheit und Altklugheit in diesem Augenblicke. Doch in Wahrheit, alter Wilderich, wünsche ich mir diese Zeiten des Selbsttrugs doch nicht wieder zurück, eben weil sie unwahr und lügenhaft waren, und dann ist mir Gott Dank auch noch ein hinreichender Fonds von Anhänglichkeit und Liebe für Mütterchen und Euch alle geblieben, um jede Trennung so schmerzlich und jedes Wiedersehen so freudig empfinden zu können, daß ich der Stellung eines so mit Liebe und Herzlichkeit überhäuften Sohnes und Bruders keine Unehre mache."

So war das Jahr vorüber, aber eine Entscheidung hatte es nicht gebracht. Einen vollen Monat nach seiner Heimkehr, 4. Juli 1840, schrieb Ketteler an seinen Bruder: „Gott gebe mir nur die große Gnade, geliebter Wilderich, Dir bald gewissere Nachrichten über meine Zukunft mittheilen zu können. Daß ich es jetzt noch nicht thue, liegt durchaus nicht in meiner Verschwiegenheit gegen Dich, sondern lediglich in der Entschlußlosigkeit. Meine Gedanken über meine Zukunft drehen sich in einem fertigen Zirkel herum. Es kommen keine neuen mehr hinzu, und das ist die Zeit, wo entschlossen werden muß und wo die Entschlußlosigkeit tödtend ist."

5. Die Entscheidung 1840—1841.

Zum Abschluß war Kettelers innerer Entwicklungsgang noch nicht gekommen; noch weniger war er selbst sich klar, wie weit er bereits durch Zweifel und Kämpfe sich hindurchgerungen. Langsam und unmerklich pflegt die Edelfrucht zu reifen. Erst wenn die Reife vollendet, wird man des Gewonnenen gewahr. Unbewußt hatte doch dieses Jahr manche Erkenntniß und manche innere Errungenschaft gebracht. Im August 1839 versucht er, seiner Schwester einen Begriff zu geben von dem Labyrinth widerstreitender Gedanken und Empfindungen, in welchem er beim Geschäfte seiner Berufswahl rathlos umherirre. Was ihn dabei am meisten zu beängstigen scheint, ist, daß „selbst vermeintliche V e r p f l i c h t u n g e n" ihm gegenüber treten, Verpflichtungen, welche anzuerkennen sein Inneres sich noch sträubt.

Es waren mannigfache Fügungen, durch welche die Gnade auf ihn einwirkte. Vieles in den äußern Verhältnissen der Familie schien überaus traurig; die Todesfälle mehrten sich; der Würgengel schien freies Spiel zu haben. Während die Mutter trauerte um den Verlust des Vaters, raubte der Tod auch der Gräfin Merveldt ihr einziges noch überlebendes Töchterchen, und zu ihrem unsäglichen Schmerze blieb sie kinderlos. Wilderichs junge Gattin wurde schon bald von langwierigen schweren Körperleiden befallen, die das ganze Leben dieser beiden trefflichen Menschen zu einer Art von Martyrium gestalteten. Das Problem des Leidens trat also Wilhelm in der nächsten Umgebung zu weiterem Nachdenken recht eindringlich entgegen, und der Eindruck war um so tiefer, je erhebender das Beispiel gottergebener Geduld und glaubensvollen Starkmuthes, welches er in den Geschwistern vor Augen hatte. Tröstend schreibt er 5. Juli 1839 an die Gräfin Merveldt, seine Schwester:

„Daß sich Deinem Herzen, geliebte Sophie, in Eurer so freundlichen Schöpfung am Westerwinkel auch vielfache Wehmuth erschließt, habe ich oft schon mit Dir empfunden, ohne daß Du es mir ausgesprochen hättest. Je lieber und theurer uns ein Punkt in der Welt ist, desto mehr wünschen wir ihn Händen anvertrauen zu können, die ihn in unserm Geiste fortlieben und pflegen werden, und so wenig es auch diese Rücksicht hauptsächlich ist, welche Dir so vielen Schmerz verursacht, so trägt sie wenigstens auch dazu bei, Dich an Deine unendlichen Entbehrungen zu erinnern. So geht es ja selbst mir, der ich meine, Deine Trauer recht brüderlich zu theilen, und der ich dennoch an Deinem Schmerze in so weiter Ferne nur vorbeistreife. Du, liebe, liebe Schwester! wie beschämst Du uns alle, wenn Du in solcher Liebe und Sorgfalt unserer kleinen Unbequemlichkeiten im Leben gedenkst und sie uns tragen hilfst, während solche Lasten von Schmerz Dich selbst niederdrücken! Schon bei so vielen Veranlassungen habe ich hierüber nachgedacht, geliebte Sophie! schon so oft und wiederholt es mir vorgestellt, wie gering und unscheinbar alles von mir erlebte Unangenehme gegen Deine Leiden sei, und wie dennoch ich vor Dir zu klagen mich unterstehe, während von Deinen Leiden keine Rede war. . . . Früher, geliebte Sophie, als ich noch andere Ideen vom Leben hatte, glaubte ich immer, es sei ganz unmöglich, daß Gott Dir eine so schwere Prüfung auf die Dauer des Lebens auferlegen werde, und nichts hielt ich für gewisser als den trostvollen Gedanken, Dich noch hienieden wieder in Freuden zu sehen. Dieser Trost ist mir zwar noch nicht geschwunden, aber seine Festigkeit ist wesentlich erschüttert, seitdem ich mit Gottes Gnade wenigstens zur Erkenntniß oder Ahnung der Wahrheit gekommen bin. Wie ich früher meine Hoffnung darin setzte, Dich noch hier wieder durch Ersatz Deines Verlustes beglückt zu sehen, so kann ich mich jetzt mit der unfehlbarsten Gewißheit mit Dir an den Trost klammern, daß Dir auch das größte Leiden nur zu Deinem größten Glücke gesendet worden, und daß wir selbst daran nichts ändern würden, wenn wir im Stande wären die Zukunft mit unsern Blicken zu durchdringen."

Schon in dem gleichen Briefe gedachte Ketteler auch der Heimsuchungen Wilderichs: „Es ist wahrhaftig kein Aberglaube, daß Gott die vielfach mit Kummer heimsucht, welche seiner Gnade am nächsten stehen, und damit müssen wir uns auch bei Wilderich und Paula, so gut es geht, zu trösten suchen: denn nahe

müssen beide der göttlichen Barmherzigkeit stehen bei ihrer so religiösen Ergebung in alles vielfältige Leiden, welches sie bisher betroffen hat. Was haben sie doch schon für eine Leidensschule durchgemacht! und wo wir glauben mußten, daß sie Belohnung finden würden, finden sie eben wieder neues Leiden. Gott gebe ihnen nur seine Hilfe, das Leiden zu seiner Ehre zu ertragen."

„Ihr lieben Geschwister," schreibt er ein Jahr später, 29. Mai 1840 an Wilderich selbst, „seid mit Eurem Leben recht mitten in der Religion, die gewiß nicht umsonst die Religion des Kreuzes genannt wird, und wenn Ihr Euch umseht, in welcher Gemeinschaft Ihr Euer Kreuz traget, wie Christus im Anfange der Reihe und wie Ihr in Mitten der Zahl derer steht, die seit Jahrhunderten der Welt das unerhörte Schauspiel des Ringens um Theilnahme an den Schmerzen des Kreuzes gewähren, dann empfindet Ihr gewiß oft einen heiligen, großen Trost, von dem die Welt keine Ahnung hat. Wenn doch der liebe Gott der theuren Paula und Dir, meinem alten Bruder, diesen Trost recht reichlich gewähren wollte! Wie thöricht und sinnlos wird uns in jenem Leben wohl der Schmerz über das Leiden derer erscheinen, welche die Gnade hatten, ihr Leiden zu Ehren Gottes zu tragen. Dies sage ich gewiß nicht Euretwegen, sondern nur um mich Eurer Gesinnung anzuschließen, der ich mich so gerne immer mehr und mehr verbinde."

In das Mitgefühl mit den Leiden der Geschwister mischte sich aber seit dem 20. November 1837 die lebhafteste Theilnahme an den Leiden und Kämpfen der Kirche. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgt Ketteler jeder Erscheinung des Kampfes und jedem Schimmer von Hoffnung. Ohnehin lebte er in München gerade im Brennpunkte der katholischen Bestrebungen. Seine ganze Erregtheit verräth sich in einer Aeußerung vom 5. Januar 1840:

„Recht freudig wird auch Euch die Wiederanstellung von Bunsen in der Schweiz überrascht haben. Worte lassen sich für diese Handlung nicht finden und noch weniger einem Briefe anvertrauen. Jedenfalls ist diese Anstellung kein Schritt zum Frieden und gewiß wird dieser — — Mensch, seiner Schmach in Rom gedenkend, Rache schnaubend sein Amt übernehmen, wie er schon in England nach sicheren Nachrichten höchst nachtheilig gegen unsere Kirche gewirkt haben soll. Schöne Aussichten, wenn wir unsere Hoffnungen für die Zukunft von der Welt entlehnen wollten! Doch schlimmer und verschlagener wie der Teufel ist Bunsen gewiß nicht, und dieser hat schon oft seine Waffen strecken müssen, so daß wir mit Gottes Hilfe auch schon mit seinem Freund und Gehilfen Bunsen fertig werden wollen." Welche Wirkung alle diese Eindrücke auf Ketteler übten, zeigt sein Brief vom 3. Februar 1840:

„Vor einiger Zeit soll Seydell wieder in Conflikt mit den Behörden gewesen sein. Ein Pfarrer und ein Kaplan in Coblenz hatten gegen den Rosenkranz gepredigt und dadurch im Publikum einen solchen Unwillen erregt, daß eine große Menge auf Absetzung und Entfernung dieser Geistlichen bestand. Seydell soll bald darauf in der Katechese das Gebet des Rosenkranzes seinen Zuhörern sehr angepriesen und deßhalb zur Untersuchung gezogen und den Befehl erhalten haben, sein Katechese schriftlich der Behörde einzureichen. Vielleicht ist die Sache falsch oder wenigstens entstellt, wenn aber nicht, so sind solche freche Einmischungen jetzt kaum mehr auffallend und eigent-

lich ganz gleichgültig, da solche Handlungen das Vertrauen doch nicht mehr drücken können, als es schon ohnehin gesunken ist. Ich finde, man könnte Lust bekommen, Geistlicher zu werden, nur um in diese kirchlichen Zerwürfnisse lebendiger mit einzugreifen, — gewiß weder ein kirchliches, noch sonst schönes Motiv, aber man wird so ganz und gar vom Geist der Opposition ergriffen, daß man sich gegen solche menschliche Motive in einer so heiligen Angelegenheit ordentlich wehren muß. Fehlten mir nicht alle Vorkenntnisse und leider auch Nachkenntnisse zu einer derartigen würdigen Opposition, so wäre mir eben diese Versuchung sehr gefährlich. Jetzt schützt mich allerdings Dummheit und Unkenntniß hinreichend."

Einer seiner ersten Ausflüge nach der Heimkehr war denn auch der nach Darfeld, wo Clemens August die Tage seiner Zurückgezogenheit verbrachte, um hier „mit der größten Liebe und Theilnahme auch den Erzbischof zu sehen".

Ueber die Rückkehr des Erzbischofs von Posen und die übrigen Anzeichen einer besseren Wendung in den kirchlichen Angelegenheiten der preußischen Katholiken schreibt er im August 1840:

„Den Inhalt und die Fassung des Publikandums [1]) suchen wir zu übersehen, da die Wesenheit unserer Angelegenheit dadurch doch gewiß nicht berührt wird, und so haben wir uns mit ganzer Seele über dieses Ereigniß gefreut. Mathis lebt wieder ganz auf und wir sind in der größten Erwartung der Dinge, die da kommen werden. Der elende Fürstbischof von Breslau (Graf Sedlnitzky) scheint doch dem Ende seiner Amtsthätigkeit nahe zu sein, worüber ich mich fast noch mehr wie über die Rückkehr des Erzbischofs von Posen freue. Wenigstens deutet dies gewiß nicht minder auf einen Umschwung der Dinge. Man zweifelt nun auch nicht mehr daran, daß die Cölner Angelegenheiten geordnet werden. Es laufen sogar schon unzählige Gerüchte über Entfernung einiger Herren des Domkapitels und über Aufforderung zur gänzlichen Unterwerfung unter den Erzbischof um. Was daran wahr sei, ist zwar noch ganz unbestimmt, daß aber Verhandlungen im Gange sind, ist wohl unzweifelhaft . . . . Wenn man nur in recht offene Unterhandlungen mit Rom treten wollte! Nur von dorther kann eine genügende Erledigung erfolgen. Gott gebe nur, daß die in dieser Beziehung umlaufenden Zeitungsnachrichten sich bestätigen . . . . Wenn nur die Kirche wieder Luft bekömmt, um ihr Werk im Kleinen wieder zu beginnen und ihre Arbeit auf Umgestaltung des einzelnen Menschen mit allen Hilfsquellen zu betreiben! Die sanguinische Hoffnung, daß nach und nach es der Kirche vielleicht gelingen werde, den Staat in seinen höheren Grundsätzen christlich zu machen, der jetzt durchaus heidnisch ist, und daß auch das Leben in der höheren Welt sich diesem Streben anschließen werde, widerspricht zu sehr meiner Ueberzeugung."

„Inzwischen," berichtet er wieder 6. Dezember 1840, „hört man noch immerfort die größten Eigenmächtigkeiten der Hermesianer, die sich gegen jedes Ereigniß zu verschanzen und zu waffnen scheinen wollen . . . . Wie traurig ist es, daß unbekannte Gründe, deren Vorhandensein doch unzweifelhaft ist, Rom noch immer von ernsteren Schritten gegen die Hermesianer abhalten. Ein ernstes Wort vom heiligen Stuhl gegen sie würde mit ungeheurem Beifall auf-

1) Erlaß des Königs vom 29. Juli 1840, durch welchen dem Erzbischof von Posen die Rückkehr in seine Diöcese gestattet wurde.

genommen werden. Alles sieht einem strengen Verfahren von Rom in dieser Beziehung entgegen und leider hört man oft ungeduldige und unpassende Worte, welche beweisen, wie ungenügende Vorstellungen man noch von den Hindernissen hat, die einem recht lebendigen Einwirken des heiligen Stuhls auf unsere Kirche entgegenstehen. Unbegreiflich ist es mir bei dieser Einheit und Allgemeinheit des ganzen Lebens in unserer Kirche, daß nicht die benachbarten Bischöfe ununterbrochen nach Berlin und nach Rom berichten und Zeter und Mordio über dieses Schandtreiben schreien. Aber leider ist uns die alte katholische Regel abhanden gekommen, daß zur Heilung des kranken Theils des Körpers alle gesunden Theile und eben sie ganz vorzüglich mitwirken sollen, und in vieler Katholiken Herz hat sich das Bild einer todten Geschäftsführung eingeschlichen, wo jeder auf seinen Bezirk und in seinem Ressort zu handeln hat und sich um Niemanden sonst zu kümmern braucht. Wie wunderschön ist dagegen das einige Leben, welches sich wieder zu regen beginnt und so schön in dem Sendschreiben der Bischöfe in Amerika sich ausgesprochen hat und wie es sich auch jetzt wieder aus der Mittheilung eines aus dem Orient zurückgekehrten Geistlichen erwiesen, der von der Geistlichkeit in Constantinopel und Pera unserm Erzbischof die Versicherung mitbringen konnte, daß sie seiner täglich im heiligen Meßopfer gedächten."

Diese Worte lassen erkennen, daß es nicht bloße Kampfes-Sympathien waren, welche Ketteler in diesen Jahren mit fieberhafter Spannung die kirchlichen Ereignisse verfolgen ließen. Er hatte begonnen, das geistige Leben der Kirche innerlich mitzuleben. Der erste erhebende Eindruck in München im Mai 1839 war für ihn das feierliche Pontifikalamt: „Am vorigen Sonntag habe ich eine so feierliche Messe gehört, wie — ich glaube —. noch nie. Ich war erstaunt, in welchem Einklang die ganze äußere Handlung mit der hohen inneren Würde derselben gesetzt war. Der Erzbischof pontifizirte mit allem äußeren Glanz. Die Kirchenmusik war so schön und erhaben, daß ich nicht nur alles Vorurtheil gegen solche Messen verloren, sondern selbst beschlossen habe, diese Feier hier nie wieder zu versäumen. Jeder Meßdiener schien die Würde zu fühlen, die er bekleidete, und das Gewicht der Handlung, der er beiwohnte. So haben Ceremonien und Kirchenmusik Geist und Sinn."

Dieselbe Theilnahme am kirchlichen Leben verräth kurz darauf eine andere Bemerkung: „Die Reise unseres Bischofs bei Gelegenheit der Firmung muß ja ein wahrer Festzug durch das ganze Land, und die Prozession in Münster im höchsten Grade feierlich gewesen sein. Wir haben uns nicht wenig an diesem Eifer unserer Landsleute erfreut. Hier war bei der Prozession mehr Prunk wie Erbauung, was den Eindruck entsetzlich stört. Namentlich zeichnete sich das ganze Cortege des Königs durch frivoles Benehmen aus und bildete einen wahrhaft erschreckenden Abstich in seinem äußeren Glanze gegen das demüthig gläubige Volk, welches darauf folgte und ebenso andächtig wie jenes frivol war. Die einstige Vergeltung und

der Wechsel der Plätze drängt sich einem bei solcher Gelegenheit mächtig vor."

Bald kam neue Nahrung für den frommen, in der That bereits klerikalisirenden Sinn. Im Februar 1840 erzählt Ketteler dem Bruder:

„Gestern hatten wir die Consecrirung des Bischofs von Passau, bei der zwei Erzbischöfe und zwei Bischöfe anwesend waren. Ich mußte immer an die Absurdität denken, wie man Männer, die durch so erhabene Handlungen eingeweiht werden, jetzt manchen Orts lediglich als Staatsbeamte betrachten will, und hätte gerne einige derartige Lügenpelze oder Ignoranten gegenwärtig gehabt. Die Bischöfe von Eichstädt und Augsburg assistirten dem neuen Bischof. Nicht wenig interessirte es mich, den Bischof Reisach kennen zu lernen, dessen äußere Erscheinung schon überaus anziehend ist. Das können in stürmischen Zeiten noch zwei bedeutende Männer in der Kirchengeschichte Deutschlands werden. Von Hofstätter erwartet man sich eine nicht weniger segensreiche Thätigkeit, als sie Reisach schon bewiesen. Beide müssen gleich ausgezeichnet sein an Frömmigkeit und großen Kenntnissen. Ich bedaure unendlich, keine Gelegenheit zu haben, diese Männer näher in ihrer Wirksamkeit kennen zu lernen. Ich möchte gar zu gerne wissen, wie ein eifriger Bischof mit apostolischem Geiste wohl die Grundübel der jetzigen Zeit in seiner Diöcese bekämpft und den altchristlichen Geist herzustellen sucht. Wenn nicht alle die vielen Wenns wären, die mich vom geistlichen Stand abhalten, so würde ich sehnlichst wünschen, bei ihnen die Schule durchzumachen. Reisach werde ich suchen kennen zu lernen, wenn er noch einige Tage hier bleibt."

Mit dem sichtlichsten Interesse berichtet er 4. März Näheres über beide Prälaten, zunächst über Hofstätter:

„Keine Wahl konnte populärer sein als diese. Als Münchener hat er natürlich schon die Liebe der Einwohner für sich, und diese ist denn auch durch seine ganz merkwürdige Persönlichkeit und ausgezeichnete Heiligkeit auf einen Grad gesteigert, wie ich ihn mir in der jetzigen Zeit nicht möglich gedacht. Auf allen seinen Wegen wird er vom Volke wie in Procession begleitet und besonders zur und von der Messe, bei der immer die großen hiesigen Kirchen mit Hunderten von Menschen angefüllt sind. Unbeschreiblich schön ist es, wie sich in den Kirchen und auf den Straßen alles vor ihm niederwirft, und wenn man die Innigkeit sieht, mit der er dann den Segen austheilt und mit der das Volk ihn empfängt, so ist man über die Wirkung des Segens nicht weiter zweifelhaft. Ich habe vor einigen Tagen eine Stunde mit ihm bei Görres zugebracht und hoffe ihn vielleicht noch bei seinem Einzug in Passau zu sehen, wo mich ungefähr zur selben Zeit mein Weg herführen wird. Er wird dort, wie es früher in der Kirche Gebrauch gewesen, als Pilger seinen Einzug halten. Reisach hat das auch gethan. Unbeschreiblich liebevoll und freundlich hat er mich eingeladen, ihn zu besuchen."

Noch unmittelbarer war der Eindruck, den Ketteler von der Persönlichkeit Reisachs empfing: „Bischof Reisach habe ich bei einem ächt katholischen Diner bei Löwenstein gesehen, wo auch der Nuntius (Viale Prelà) war, und zu dem man so sehr freundlich gewesen, auch mich als mit dem Munde wenigstens mäßig guten Katholiken einzuladen. Gleich der erste Eindruck (von Reisach) ist der eines ausgezeichneten Geistlichen. Aus Italien scheint er die italienische Lebendigkeit mitgebracht zu haben, ohne daß er den biedern deut-

schen Edelmann verleugnete. Auch er hat mich ganz besonders angesprochen, und ich bedaure recht sehr, daß Eichstädt nicht auf meinem Wege liegt, um dort seine nähere Bekanntschaft zu machen. Hätten wir doch solche Männer in der Mitte unseres Adels — wie ganz andern Gebrauch würden bei uns viele von solchem Umgang machen, als der hiesige Adel!"

Bevor Ketteler von Bayern Abschied nahm, wallfahrtete er noch einmal zum Gnadenorte Altoetting, um zu einer endgiltigen Entscheidung in seiner Standeswahl sich Licht und Kraft zu erflehen. Er hat dieser seiner Pilgerfahrt später große Bedeutung beigelegt. Die Eindrücke, die er von hier wie von München mitbrachte, erhielten auf der Heimreise beim Aufenthalt in Brauna neue Nahrung. Dort lebte noch die greise Wittwe des großen Friedr. Leopold Grafen Stolberg. Diese an Geist und Tugend so hochstehende Frau kannte er längst; der Verkehr mit ihr war unmöglich, ohne durch sie mannigfache Anregung und Erhebung zu empfangen.

„Die Gräfin," erzählt Ketteler, „war natürlich wieder so außerordentlich gütig und freundlich, wie alle ihre Bekannte es gewohnt sind. Nachdem ich sie nun seit einiger Zeit nicht mehr gesehen, sind mir ihre außerordentlichen Eigenschaften und Gaben alle wieder neuer und auffallender als in der Zeit, wo ich sie täglich sehen konnte, und ich freue mich jetzt in der Wirklichkeit weit mehr noch als in der Erwartung dieser Freude, einige Tage mit ihr zuzubringen. . . . An der hiesigen kleinen katholischen Ansiedelung hat sie gewaltige Freude. Recht sehr erbaut hat mich der gestrige Feiertags-Gottesdienst in der Kapelle, zu dessen Schluß der Vikarius eine Predigt hielt, die mich drei Viertelstunden lang in der größten Spannung und Erbauung erhielt, und die ich so gediegen, so Herz und Verstand ansprechend, so reich an Gedanken und ohne Wiederholung, so dem Evangelium und dem Feiertage angemessen gefunden habe, daß ich dafür halte, der Vikarius besitze ein ungewöhnlich reiches Prediger-Talent."

Trotz alledem hatte Wilhelm v. Ketteler bei seiner Heimkehr nach Münster noch immer nicht den entscheidenden Entschluß gefaßt. Die unüberwindlich scheinenden Bedenken von früher waren zwar in den Hintergrund getreten, und hatten nichtigeren Einwänden Platz gemacht. Diese gaben nur kund, daß an der Berufswahl eigentlich nichts mehr fehle als die endliche Ermannung zum Entschluß.

Noch 4. Juli 1840 schrieb er an seinen Bruder:

„Hätte ich nur Talent und Ausdauer bei dem Arbeiten: die große Masse des zu Erlernenden schreckt mich mehr als alles andere zurück."

Damit hatte sich die Sachlage gegen die frühere Zeit wesentlich geändert. Vordem hatte eine innere Stimme zum Priesterstande gerufen, und die Erwägungen der Vernunft hatten eingestimmt. Aber von der andern Seite hatte die ganze Natur sich wider solche Entscheidung gesträubt. Jetzt war Wilhelms innerstes Wesen mit der Wahl ausgesöhnt: nur Demuth, Gewissenhaftigkeit und Mißtrauen in die eigene Kraft ließen noch schwanken, ob er es wagen dürfe. Mit diesem Wandel war auch sein Inneres bereits

ruhiger geworden. Die Sommermonate verlebte er in Münster, eifrig mit Lektüre beschäftigt, dann folgten die gewöhnlichen Herbstvergnügungen und Jagden in Dinklage und Harkotten.

„Wärest Du, mein lieber Bruder, unter uns gewesen," schreibt Wilhelm 20. Oktober 1840 an Wilderich, „so hätte ich seit dem Tode unseres geliebten Vaters keinen ungetrübteren Aufenthalt in Harkotten gemacht, wie diesen Herbst." Aber, er fügt hinzu: „So ist auch diesmal wieder die Zeit dahin, die uns so oft in unserm geliebten Harkotten vereinigte, und die mich immer, wenn sie vorüber, mehr wie jede andere des Jahres an die Eitelkeit aller irdischen Vergnügen erinnert."

Mit fortschreitender Jahreszeit widmete er sich wieder mehr und mehr der Lektüre. Im übrigen führte er, auf Harkotten zurückgezogen, bei seinem Bruder Clemens, „ein sehr stilles, ländliches Leben". Täglich machte er mit dem Bruder einen Spaziergang, am liebsten nach dem „Sternbusch", wo eben die Bäume gefällt wurden, um die „wunderschönen" Stämme noch einmal zu bewundern. In einiger Entfernung von seinem Zimmer, auf dem „Apfeldamm" hatte er sich eine Scheibe errichtet, und ergötzte sich von Zeit zu Zeit damit, vom Fenster aus „Meisterschüsse darauf zu machen".

Den Schriften des Antistes Friedrich Hurter, des nachmaligen Convertiten, folgte er mit lebendigem Interesse. Dann schreibt er wieder an Wilderich: „Einige Stunden des Tages fülle ich jetzt immer mit einer über die Maßen interessanten Lectüre aus: Les soirées de St.-Pétersbourg vom Grafen de Maistre, worin er die Leitung der Vorsehung in den Angelegenheiten dieser Welt in fortlaufendem Gespräch nachweist und gelegentlich eine Menge der interessantesten Fragen immer von dem strengsten religiösen Gesichtspunkte aus behandelt. Diese Schrift gehört gewiß zu den Büchern, die jeder in der Welt lebende Katholik gelesen haben müßte."

Schon im nächsten Briefe kommt er darauf zurück:

„Uebrigens führe ich hier jetzt ein Leben, das mir ganz behaglich sein würde, wenn ich darin eine schuldige Benutzung der Zeit finden könnte. Was diesem Leben eine ganz besonders angenehme Seite gibt, ist, daß ich außer den Stunden, die ich mit Mütterchen und Sophie zubringe, die Zeit einer über die Maßen interessanten Lektüre widme. „Die Soireen von St. Petersburg," von denen ich Dir neulich schrieb, „sind eine wahre Fundgrube der tiefsinnigsten Ideen, die nur in einem ganz katholischen Gemüthe aufsteigen konnten. Jetzt lese ich Du Pape vom selben Verfasser und zugleich Fenelon's Werke. Du Pape vom Grafen de Maistre gefällt mir zwar noch nicht in dem Maße wie das erstgenannte Buch; dagegen bin ich ganz glücklich über die Bekanntschaft mit Fenelon's Werken, von dem ich mich hoffentlich nicht trennen werde. Da gehen einem freilich Tausende von Räthseln des eigenen Herzens auf, die man bisher nach unendlicher Mühe und Selbstqual doch so vollständig nicht zu lösen im Stande war. Ich bedaure jeden, dem Fenelon im Leben nicht begegnet: denn einen gründlicheren und freundlicheren und nütz-

licheren Führer in den Untiefen des eigenen Herzens wird man schwer finden, und wer erst dahin gekommen, dort und nirgend anders Ruhe zu suchen, für den ist gewiß Fenelon ein Bote des Himmels."

„Sehr angenehm beschäftige ich mich auf meinem Zimmer," berichtet er wieder 27. Januar 1841. „Das Leben von Fenelon in drei Theilen von Bischof Bausset habe ich in letzter Zeit wahrhaft verschlungen. Es ist unendlich interessant, das Leben eines so ganz Christus und der Entsagung hingegebenen Gemüthes in immerwährenden Verwickelungen mit dem intriguantesten Hofleben in Folge seiner Stellung als Erzieher des Enkels Ludwigs XIV. und im Kampfe über die schwierigsten theologischen Fragen mit Bossuet zu sehen. Seine Erziehung des Herzogs von Burgund und sein Einfluß auf ihn während seiner Ungnade und Entfernung vom Hofe ist ganz göttlicher und unbegreiflicher Art."

„Mein Aufenthalt hier ist jetzt bald zu Ende," meldet er endlich, 27. Februar 1841, „und ich werde mich in diesen Tagen zu Mütterchen und den Geschwistern nach Münster machen. Ich verlasse unseren stillen einförmigen Aufenthalt hier nur mit schwerem Herzen. Ich habe die angenehmste Zeit hier auf meinem Zimmer hinter den Büchern zugebracht und die Bibliothek wieder neuerdings schätzen gelernt."

Dem stillen Einwirken einer solchen Herz und Geist erquickenden Nahrung gingen von außen erhebende, Hoffnung schwellende Eindrücke zur Seite. Friedrich Wilhelm IV. hatte mit Thaten der Gerechtigkeit und Güte seine Regierung angetreten, der Friede war angebahnt, allenthalben schien die Kirche zu neuem Leben zu erwachen. Da trat noch ein Umstand hinzu, geeignet, mächtiger als alles auf das Herz Wilhelm v. Kettelers einzuwirken. Sein jüngster Bruder Richard, 1836 bei den Husaren eingetreten, war ein tüchtiger, aber auch ein flotter und lebenslustiger Offizier geworden. Später nach seinem Tode stellte ihm der Bruder als Bischof öffentlich das Zeugniß aus [1]), daß er „so ehrenhaft wie irgend jemand seine Stellung in der Welt jederzeit ausgefüllt habe . . . . und so viele Freunde, die ihn achteten und liebten, in der Welt verließ, als ihn Menschen näher gekannt hatten".

Gegen die stillen Hoffnungen der Mutter und entgegen den Wünschen seines Bruders Wilhelm hatte Richard die Offizierslaufbahn gewählt. Aber schon nach wenigen Jahren fühlte er sich von derselben unbefriedigt. Ein lebhafter Drang nach Selbstvervollkommnung, nach Tugend und Frömmigkeit machte sich in ihm geltend. Er selbst erschließt sein Inneres in einer Aufzeichnung vom 20. Februar 1840 zu Benrath, seinem Garnisonsort:

„Ich war lange nicht mehr einen ganzen Tag hier gewesen, da mich die Gesellschaften immer nach Düsseldorf gezogen hatten. Und so mußte ich denn

1) Wilhelm Emmanuel, Bischof von Mainz, an die Bewohner von Mainz, 21. Dezember 1858. S. 5.

mich förmlich wieder hier eingewöhnen. Es ist wirklich ein wahrer Jammer, wenn man es bedenkt, wie wenig inneren Gehalt man doch eigentlich besitzt. Wenn man so ein paar Tage aus seinem gewöhnlichen Einerlei herausgerissen ist, so ist man gleich ganz für ein ruhiges, in sich selbst zurückgezogenes Leben verdorben, und es kostet einem förmlich Mühe, sich wieder da hineinzufinden. Und doch ist gerade dieses Leben das mir am meisten zusagende.

„Düsseldorf mit seinen großen Gesellschaften kann wohl für eine kurze Zeit meinen Geist in Anspruch nehmen, oder, ich will lieber sagen betäuben, aber das hält nicht lange vor, und dann fühle ich mich wieder so einsam und verlassen in der großen weiten Stadt, daß ich es kaum aushalten kann. Das Aeußere von Düsseldorf ist auf die Dauer zu monoton, als daß es einem lange fesseln könnte, und das innere Treiben ekelt mich, aufrichtig gesagt, nur an. Alles ist eitel und flitterhaft, alles nur auf den äußeren Schein bedacht, gänzlich ermangelnd aller Gediegenheit. Es ist in ganz Düsseldorf keine Seele, oder vielmehr, ich habe noch keine gefunden, in welcher ich Anklänge meines Grundcharakters wiederfände, und ich glaube, daß ich auf die Dauer entweder zum schlechten, oder zum ganz unglücklichen (wenn nicht das erstere das größte Unglück wäre) Menschen werden könnte oder gar muß. Zwar kann sich auf die Dauer da manches ändern und auch ich lerne vielleicht mehr mich in Alles schicken. Aber einstweilen ist mir noch nicht zu Muthe, als wenn ich je gerne in Düsseldorf für immer sein möchte.

„Dagegen bin ich hier (in Benrath) in einer solchen Lage, wie ich sie mir nur, entfernt von den geliebten Meinigen und in meiner Stellung, wünschen kann. Die Gegend ist freundlich und, was für mich viel werth ist, ich bin ja auf dem Lande und nicht in die langen dumpfen Gassen einer Stadt eingesperrt. Hier kann ich ganz so leben wie ich es wünsche, und, wenn ich doch nicht zufrieden mit mir selbst bin, so ist daran nur mein Leichtsinn und meine zu wenig, oder auch vielleicht gar nicht beherrschten bösen Neigungen (schuld). Wo könnte ich z. B. eine bessere Gelegenheit haben, mich zu einem recht frommen und braven Menschen auszubilden? An Zeit fehlt es mir nicht, um über mich nachzudenken und meine bösen Eigenschaften kennen zu lernen und sie dann mit Gottes Hilfe auszurotten. Unser Pastor hier [1]) ist ein so würdiger Mann, wie man wohl wenige findet; er verbindet mit der tiefsten Frömmigkeit ein sehr freundliches und angenehmes Wesen, was seine Gesellschaft um so angenehmer macht. Er hat mich mit der größten Freundlichkeit aufgenommen, und gewiß wird es von unberechenbarem Vortheil für mich sein, wenn ich mich seiner Leitung anvertraute. Doch nicht allein, daß das unterblieb, nein, in den letzten Monaten habe ich ihn nicht einmal gesehen, auch nicht ein einziges Mal seines Rathes erholt oder mich an seiner Frömmigkeit erbaut."

Ein Jahr später, 13. April 1841, notirt der junge Offizier wieder für sich:

„Heute haben wir das vierzigstündige Gebet hier in der Kirche, welches am ersten Ostertag begann, beendigt, und ich kann nicht beschreiben, wie mich diese Andacht in diesen 3 Tagen angesprochen und befriedigt hat. . . . . An

1) Pastor Ferd. Heubes, als Geistesmann und tüchtiger Prediger in der Kölner Erzdiöcese bekannt.

den beiden letzten Tagen hielt der Pastor in den Schlußandachten kleine, aber sehr schöne und inhaltsreiche Anreden. Am Montag machte er uns darauf aufmerksam, wie es eine besondere Gnade sei, daß uns Gott noch einmal diese für uns, wenn wir wollten, so sehr heilbringende Zeit habe erleben lassen, während so manche aus unserer Pfarre uns im Laufe dieses Jahres vorangegangen seien, und für diese sich die Zeit des Wirkens verschlossen habe. Viele von uns würden auch wohl jetzt zum letzten Male diese Andacht mit uns feiern, und nur der Allmächtige kenne diese. Vielleicht treffe es ihn zuerst, daß er von uns scheiden müsse, da er schon so vorgerückten Alters sei, vielleicht einen der anderen, der Jüngern. Jedenfalls sollten und müßten wir uns eben alle bereit halten, um fertig zu sein, wenn der Herr uns rufe. So sollten wir denn mit demüthigem Herzen den Herrn anflehen um seine Gnade, und aufs eifrigste mit dieser Gnade zu unserem Heile mitwirken. Beten sollten wir für uns selbst, für unsere Pfarrgenossen und besonders für den, welchen der Herr zuerst aus unserer Mitte nehme, damit er vorbereitet sei, vor dem Richterstuhle Gottes zu erscheinen."

In ähnlicher Weise wird auch der Inhalt der dritten Predigt skizzirt, dann schließt der 22jährige Husaren-Lieutenant mit dem Gebet: „Gebe mir Gott seine Gnade, daß auch an mir diese väterlichen Ermahnungen unseres verehrten Pastors würdige Früchte tragen, daß sie mir stets gegenwärtig bleiben, und ich mich beeifere, immer mehr mein Leben danach einzurichten. . . ."

Die Umwandlung, welche sich in dieser Weise stets fortschreitend in dem jungen Offizier vollzog, konnte den Geschwistern nicht entgehen. Man erkannte klar, daß Richard nicht an seiner richtigen Stelle sei, und schon 20. Oktober 1840 berichtet Wilhelm über diese Sache an seinen Bruder Wilderich:

„Richard habe ich leider nicht so viel und so lange gesehen, wie ich es gewünscht hätte. Ich finde, daß er auffallend stiller und zurückhaltender geworden ist. Da er früher etwas an Vorlautigkeit laborirte, so steht ihm diese Art sehr gut an. Ich bin sehr neugierig — wenn man sich so gemein ausdrücken darf — wie sich der Junge noch entwickeln wird. Ohne Kopfhänger zu sein, haben wohl wenige junge Menschen in der ganzen Welt in ähnlicher Umgebung so viel Ernst und Solidität in ihrer Jugend bewahrt. Dadurch ist er schon aus der Art der gewöhnlichen Menschen sehr vortheilhaft herausgetreten. Nach dem, was ich gesehen, muß er sich recht fleißig und gut beschäftigen. In seinem positiven Wissen macht er einem überall zu schaffen, denn er weiß eine ganze Menge von Einzelheiten der Geschichte und aus dem Leben und hat von uns allen allein ein sehr gutes Gedächtniß. Wenn Du nur hier wärest, so würde ich mit Dir für ihn etwas anderes überlegen. Nach meiner Ansicht muß er aus seinem jetzigen Leben doch endlich heraus und da ist jeder Monat der größte Zeitverlust. Ich habe schon gedacht, ob er nicht vielleicht vorläufig bei einem Landrath sehr zweckmäßig zu beschäftigen wäre, um sich zuerst zum Landrath und später vielleicht zum großen Examen vorzubereiten. Er scheint dazu die größte Lust zu haben. Da er erst einundzwanzig Jahre alt ist und leicht von dem Abiturientenexamen entbunden

werden würde, so sehe ich gar nicht ein, warum er nicht bald umsatteln sollte. — Was hältst Du von solchen Plänen?"

Das Neujahr 1840/41 brachte endlich ein längeres Wiedersehen, und nun schüttete Richard dem Bruder Wilhelm sein ganzes Herz aus. Sein Verlangen war kein anderes, als die Welt zu verlassen und sich als Priester ausschließlich dem Dienste Gottes hinzugeben. Wilhelm hielt ihn noch zurück zum Zwecke reiferer Prüfung und Ueberlegung, berichtete aber sofort 5. Januar 1841 an seinen Bruder Wilderich:

„Mit Richard habe ich über dessen Zukunft verhandelt und wir sind darüber übereingekommen, daß er vorläufig noch eine bestimmtere Entwickelung seiner Ideen mit Hilfe Gottes abwarten muß, bevor er feste Entschlüsse fassen kann. Er geht mit zu ernsten Gedanken um, als daß man gleich an deren Ausführung in der jetzigen Zeit, die allen hochherzigen, starken Entschlüssen so feindlich ist, denken könnte, und bei seiner religiösen Richtung bezweifle ich nicht, daß ihm die Gnade noch größere Klarheit über seinen Beruf gewähren wird."

Genau ein halbes Jahr später, 5. Juni 1841, notirt Richard seinerseits über diese wichtige Unterredung:

„Seit vielen Jahren war Wilhelm schon mein besonderer Freund und Vertrauter, und aus leider nur zu oft eintretenden kleinen Zerwürfnissen ging meine Liebe und Anhänglichkeit an ihn immer glänzender hervor. Seit einem halben Jahre, wo ich ihm meine geheimsten Pläne, innersten Wünsche, ja ich kann wohl sagen, mein ganzes Herz aufgedeckt hatte, und wo er mir die tröstliche Versicherung gab, daß sich unsere Wege wohl noch wieder zusammenlenken könnten, seit dieser Zeit sage ich, war meine Liebe womöglich noch gewachsen, indem ich in ihm nicht mehr allein meinen Bruder und Freund, sondern auch meinen Führer und Rathgeber erhalten hatte."

Dieser Führer und Rathgeber hatte aber bis zur Stunde für sich selbst noch keinen Rath, oder doch keine Entscheidung finden können. Am 20. Oktober 1840 hatte er an Wilderich geschrieben:

„Ich darf unmöglich ein ferneres halbes Jahr der Unschlüssigkeit, was ich beginnen soll, zusetzen. Nur diese Rücksicht hält mich davon ab, zu Euch zu gehen. Daß ich die endliche Entscheidung über meine Zukunft dem Rath und der Meinung eines Andern anheim geben wollte, habe ich Dir schon gesagt. Durch die deßfallsige Rücksprache bin ich veranlaßt worden, mich noch schriftlich dem Bischof von Eichstätt über diesen Gegenstand mitzutheilen. Du siehst hieraus, daß meine Zukunft in guten Händen ist, und ich warte getrost und ganz ruhig ab, was so gotterleuchtete Männer weiter über mich beschließen. Der Gedanke, daß ich in dieser

Art selbst der Bürde des Entschlusses fast ganz überhoben bin, und daß dieser Weg keine Eselsbrücke, sondern ein von allen frommen Männern angerathener Weg ist, den man mit der sicheren Ueberzeugung betreten kann, den zu Rath gezogenen Männern werde die höhere Erleuchtung nicht fehlen, gewährt mir eine solche Beruhigung, daß ich nie im Leben ruhiger als in dieser für mich so wichtigen Zeit gewesen bin."

Allein die Zuversicht schien verfrüht; Reisach antwortete nicht. Kettelers Lage wurde immer peinlicher. Schon im Oktober hatte er die Bemerkung fallen lassen: „Uebrigens ist es jetzt nicht leicht, sich hier ohne bestimmten Entschluß über einen zu ergreifenden Stand aufzuhalten, da man von allen Seiten aufgefordert wird, die gute Zeit zu benutzen und in Dienste zu treten."

Zwei Monate vergingen; noch war keine Antwort da. An den Bruder schreibt Ketteler 6. Dezember 1840:

„Ich gedenke bald nach Münster zu gehen, wenn ich nicht eine Antwort erhalten sollte, um mir dort weiteren Rath zu erholen. Du bist natürlich der Erste, dem ich sofort alles mittheile, was mich in dieser Beziehung einem Entschluß näher bringt. Wenn ich übrigens von den Gebrechen meiner Natur absehen wollte und nur meinem Gefühl folgte, so wäre mein Entschluß sofort gefaßt. Ich sage Dir das, mein geliebter, Wilderich, damit Du, wenn Du meiner und meiner Ungewißheit gedenkest, ja nicht glaubst, die Wahl des geistlichen Standes komme mir nur aus der Vernunft und ihren Gründen. Sie allein hält mich vielmehr jetzt davon ab, mich auf eigene Faust dafür zu entscheiden, denn mein ganzes Gefühl — und da nach meiner Ueberzeugung im Herzen der eigentliche Mensch steckt — mein eigentliches Ich zieht mich zu demselben hin."

Wieder einen Monat später und er berichtet 5. Januar 1841: „Was mich betrifft, so habe ich in Ermangelung aller Antwort auf mein erstes Schreiben ein zweites auf sicherem Wege dorthin abgesendet und hoffe jetzt baldigst eine Antwort zu erhalten."

Allein abermals verstrich ein Monat, und eine Antwort wollte nicht kommen. Statt dessen meldete in den ersten Tagen des Februar ein Billet des Grafen Ferdinand Galen, Bischof Reisach von Eichstätt weile in Münster. In direktem Auftrage des Papstes war dieser dahin gekommen, um mit Clemens August über die endgiltige Beilegung der Kölner Wirren zu berathen und denselben auch beim Erzbischof selbst die Wege zu ebnen.

Eine freudigere Ueberraschung als die so ganz unverhoffte Anwesenheit des ersehnten Rathgebers konnte es für Wilhelm v. Ketteler in seiner eigenthümlichen Lage nicht geben. Sofort eilte er nach Münster, und wurde auch von Reisach alsbald vorgelassen.

In zwei Briefen hatte er dem Prälaten seine Gründe für und gegen den geistlichen Stand auseinander gesetzt, und erwartete jetzt natürlich, daß Reisach auf diese Gründe eingehen und eine weitläufige Erörterung derselben anstellen werde. Allein für den erleuchteten Kirchenfürsten lagen die Dinge bereits klar, der ausgesprochenste Beruf war vorhanden, die Gegengründe, wenn vielleicht noch subjectiv verwirrend, aber objectiv bedeutungslos. Er nahm daher ohne weiteres als feststehend an, daß Ketteler zum Eintritt in den geistlichen Stand entschlossen sei, und begann sofort nur über die Art und den Ort der Vorbildung eine Berathung.

Ketteler war überrascht, aber es war ihm geholfen.

„Da war ich also über alle Schwierigkeiten des Entschlusses, die mir früher zehntausend chinesische Mauern zu übertreffen schienen, mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit ganz ohne Entschluß hinweggekommen. Ich folge also jetzt ohne Entschluß seinem Rathe und seiner Leitung und habe zu Gott das Vertrauen, daß ich damit weiter kommen werde, als mit meinen bisherigen eigenen felsenfesten Entschlüssen, mit denen ich so im Morast stecken geblieben bin. Ich bin entweder von Gott ganz verlassen und einem fürchterlichen Leichtsinn überantwortet, oder Gott hat sich meiner trotz meiner Elendiglichkeit auf eine unendlich väterlichgütige Art erbarmt."

Er war sich indeß klar bewußt, was in dieser Entscheidung lag; in dem gleichen Schreiben vom 7. Februar hatte er es seinem Bruder bereits ausgesprochen:

„Entbehren und Entsagen im Dienste und zur Ehre Gottes ist unsere Parole geworden, und je mehr wir ihr treu sind, desto mehr werden wir gewiß auch schon hier auf Erden glücklich und zufrieden sein."

Er konnte dies bereits an sich erproben. „Denn," fährt er später fort, „wie Gott mir hiernach den Entschluß zugetragen hat, so hat er mich bisher bei dem Gedanken an die Ausführung dieses Entschlusses so wunderbar getröstet und gestärkt, daß ich keine ruhigere Zeit hätte verleben können."

Drei Wochen waren seitdem dahingegangen, als 27. Februar Wilhelm noch ganz im gleichen Sinne schrieb:

„Ueber meinen Entschluß und die Art, wie ich ihn endlich gefaßt, jetzt nur so viel, daß ich mich noch immer in derselben wohlbehaglichen Stimmung in Betreff desselben befinde, wie in meinem letzten Briefe ich es ausgedrückt, so daß ich entweder tollen Leichtsinn besitze oder eine unendliche Barmherzigkeit erfahre. Ich erwarte nur noch einen Brief von Reisach und hoffe jedenfalls schon nächsten Sommer bei ihm zu sein. Meine Stimmung bei dieser Trennung von Hause kann natürlich nur eine gemischte sein, denn so sehr sie mir auch Gott erleichtert und zwar in der Wirklichkeit mehr wie ich es in der Erwartung je für mich möglich gehalten, so verlangt doch Gott auch bei jedem Schritte eigenes Mitwirken. Die Trennung von der Welt ist eine Operation, die nicht ganz ohne Schmerzen erfolgen kann. Ich verlasse mich aber mit voller Zuversicht darauf, daß der göttliche Arzt erfinderisch an Salben ist, die den Schmerz lindern."

Von jetzt ab gab es kein Schwanken und Zweifeln mehr. „Von meinem Entschluß, den geistlichen Stand zu ergreifen," schreibt Ketteler 23. August 1841 an seine Schwester, „macht doch nirgends mehr ein Geheimniß. Mit Gott ist er ja doch unabänderlich gefaßt." Nur einmal, am Ostersonntag 1843, also zwei Jahre später, kam er noch einmal auf die Frage seiner Standeswahl zurück:

„Wenn Du in der Nähe von Mütterchen bist, so sage ihr doch, daß sie meinen letzten Brief ganz mißverstanden, wenn sie daraus den leisesten Zweifel an meinem Beruf zum geistlichen Stand entnommen hat. Ein solcher ist mir noch keinen Augenblick in den Sinn gekommen. Im Gegentheil wüßte ich mir gar nicht die Möglichkeit irgend eines andern Standes oder irgend einer andern Lebensbeschäftigung, als die des geistlichen Berufes, für mich auf Erden mehr zu denken. Meine Furcht, die ich gegen Mütterchen ausdrückte, war durchaus anderer Natur. Diese stört keinen Augenblick den Frieden meiner Seele, so groß sie auch ist, während ein Zweifel an meinem Beruf mich gänzlich unglücklich machen würde. Ich bitte Gott für mein ganzes Leben um keine größere Sicherheit über meinen Beruf, als wie er sie mir bis auf diesen Augenblick gewährt, während ich zugleich eine große Furcht bei der Gefahr dieses Berufes nie entbehren möchte."

Beides, die richtige Sicherheit wie die richtige Furcht, hatte er bereits 25. März 1841, kurz nach getroffener Entscheidung seinem Bruder Wilderich dargelegt. Seine Worte zeigen, wie tief im innersten Geiste er den Ruf von Oben erfaßt hatte:

„Ich bin ganz beglückt, daß Du meinen endlichen Entschluß über meine Zukunft so ganz verstehst und billigest. In demselben Maße, wie ich meine eigene Kraftlosigkeit und Elendigkeit täglich mehr einsehe oder mir vielmehr offen gestehe, was ich auch früher überall empfand, aber mir und der Welt verbergen wollte, erkenne ich auch täglich mehr die Bedeutung, welche die uns angebotene Gnade Gottes für uns haben könne, und ich bin bei meinem eigenen Elend und der ungeheuren Größe der zu lösenden Aufgabe ganz beruhigt in der sicheren Erwartung dieses Beistandes der Gnade. Wenn ich mit meinen eigenen Kräften einen Nachtwächterposten übernehmen sollte, so würde ich weniger beruhiget über die befriedigende Lösung dieser Aufgabe sein, als ich es jetzt bin, wo ich ganz vorzüglich und vor allem auf die Gnade Gottes rechne, um zu seiner Ehre einen Stand zu bekleiden, der so hohe Kräfte und Heiligkeit vor allen Ständen erfordert. Wenn mir Gott nur, wie er mir alles Selbstvertrauen genommen hat, so auch alles Selbstscheinen vor der Welt nehmen wollte. Damit bin ich noch lange nicht im Reinen. Vor der Welt möchte ich noch überall bemerkt werden, mir Schein und Ehre verschaffen und bei der festen Ueberzeugung, vor Gott und zu seiner Ehre zu wandeln, würde ich dennoch nicht vollständiges Verschwinden und Vergessensein und noch weniger Verachtung und Schmach vor der Welt ertragen können. Diese Disposition allein ist es, die mich noch mit Angst erfüllt, und ich erkenne mit voller Gewißheit, daß, wenn ich sie nicht überwinde, ich die größte Gefahr der Untreue gegen Gott laufe. Wenn ich diese Teufelsfalle aber vermeide, dann befürchte ich sonst wenig von meiner totalen Nichtigkeit, von der ich wahrhaftig bedaure, mein alter

Wilderich, daß sie Dir nicht so ganz bekannt ist, da Du dann auch nie die Erbarmung Gottes an mir in ihrer ganzen Größe erkennen kannst. Es ist unglaublich, wie die menschliche Natur den einfachsten Standpunkt des innern Gnadenlebens immer zu verrücken versteht. So klar wie ich die Sonne am Himmel sehe, sehe ich in meinem Innern, daß ich zu keinem, zu absolut keinem einfach edeln Gedanken oder Act fähig bin. Mein Streben nach Wahrheit ist mit viel größerer Dunkelheit, mein Wunsch nach Kenntniß mit ungeheurer Unwissenheit, mein persönlicher Muth mit durchgängiger Feigheit, mein Verlangen nach Thätigkeit und Arbeit mit unüberwindlicher Trägheit verbunden, und wenn ich mich so überall zurückgeschlagen und verdemüthigt sehe und nun endlich meine, in meinem edelsten Sein, in meiner Liebe und Treue zu Eltern, Geschwistern und Freunden, sei ich eines ganz reinen Gefühles fähig, so entdecke ich eben da, je mehr ich mich kennen lerne, immer mehr eine so triviale Selbstsucht und bemerke, daß von den niedrigsten Bewegungen der Eigenliebe auch dieses Gefühl bedingt und getragen ist. So aus mir selbst herausgeschlagen, sollte man doch glauben, sei nun nichts leichter, als sich ganz der Urwahrheit, der Urschöne und Urkraft und Urliebe anheim zu geben und nicht mehr seine eigene Ehre, die, wenn sie erlangt wird, nur Lüge sein kann, sondern die Ehre Gottes zu suchen — und diesen einfachen Schluß in sich zur Wahrheit zu machen, ist doch so unendlich schwer. Doch Gott kann auch das geben und darauf vertraue ich."

Die gewonnene Klarheit und Sicherheit über seinen Beruf betrachtete Ketteler hinfort, und gewiß mit Recht, nicht als das Resultat eines natürlichen Processes, sondern als ein ihm zu Theil gewordenes übernatürliches Gnadengeschenk und als eine Erhörung seiner Gebete. Namentlich brachte er sie in Verbindung mit seiner Wallfahrt nach Altötting. Als er im ersten Jahre seiner bischöflichen Verwaltung unter dem 20. März 1851 die Bruderschaft „vom unbefleckten Herzen Mariä zur Bekehrung der Sünder" in die Diöcese Mainz einführte, schrieb er an die gesammte Geistlichkeit dieser Diöcese [1]:

„Die kindliche Verehrung der heiligen Gottesmutter Maria ist ohne Zweifel ein Erbtheil, das wir gemeinschaftlich von unsern frommen Eltern empfangen haben. Wir alle verdanken gewiß dem mütterlichen Herzen unserer lieben Frau von Jugend auf große Gnaden, vielleicht auch die größte, die des Berufes zum geistlichen Stande. Insbesondere aber halte ich mich zum innigsten Danke gegen Maria verpflichtet, da ich es ihrer Fürbitte zuschreibe, daß ich, selbst im reifern Alter noch, unter die Diener des Altares des lebendigen Gottes gestellt worden bin."

---

1) Ausschreiben an die Geistlichkeit der Diöcese vom 20. März 1851 zur Einführung der Bruderschaft vom heiligsten Herzen Mariä. Vgl. Liesen, Letzte Lebenswochen S. 45.

Zweites Buch.

Wilhelm v. Ketteler im geistlichen Stand bis zur Erhebung zur bischöflichen Würde 1841—1850.

1. Die Frage der theologischen Ausbildung (Februar bis November 1841).

Mit dem Senior der Familie, der um die Mitte Februar 1841 nach Münster zum Provinziallandtag mußte, vertauschte auch Wilhelm v. Ketteler den „stillen einförmigen Aufenthalt" im winterlichen Harkotten wieder mit dem Stadtleben. In Münster wollte er mit Mutter und Geschwistern noch einige Zeit zusammen sein. In mehr als einer Beziehung war seine Stellung daselbst die „zwischen Luft und Wasser". Sein Entschluß sollte einstweilen nur dem engern Familienkreis bekannt bleiben, und während er nach außen nicht als Sonderling erscheinen mochte, mußte er doch auf der andern ein Weltleben vermeiden, das seinen hohen Endzielen unangemessen schien.

Ueber Ort, Zeit und Art des Beginns seiner theologischen Studien war er noch im Ungewissen. Reisach hatte „eine vollständige Ausbildung in Rom", und zwar im Collegium Germanicum angerathen. „Ich kann nicht leugnen," meint Ketteler dazu 7. Februar, „daß ich vor diesem unerwarteten Gedanken etwas zurückschreckte." Seine Bedenken waren nicht nur die Furcht vor der langen Trennung von den Seinen, sondern auch noch eine Art von Beamten-Skrupel. „Mein guter Herr Regens," schreibt er nach einer Berathung über den gleichen Gegenstand mit Dr. Ernst in Eichstätt 25. August 1841, „hätte mich am liebsten sofort wieder eingepackt und nach Rom ins Collegium Germanicum expediert. Ich verdanke es auch lediglich den freundlichen preußischen Gesetzen, daß es nicht dazu kommen wird. Die dortige Ausbildung ist gewiß so unbedingt die beste für einen Geistlichen, daß ich keinen vernünftigen Grund hätte entgegensetzen können. Aber bei der Unmöglichkeit einer Anstellung für die Zukunft und schon

der Verdächtigkeit wegen, die man dadurch auf sich laden würde, stand der Regens, abgesehen von den positiven verbietenden Gesetzen, ganz davon ab."

Um so verlockender war für Ketteler die Einladung Reisachs, sich vorläufig in das bischöfliche Seminar von Eichstätt zurückzuziehen, dort unter der Führung des trefflichen Regens Dr. Ernst seine Studien zu beginnen und mit dessen Rath eine weitere Entscheidung zu treffen. Am 27. Februar 1841 äußert er sich hierüber ziemlich entschlossen gegen seinen Bruder Wilderich:

„Die Aussicht, in voller äußerer Ruhe unter Reisachs Leitung in dessen Seminar zu leben ist mir äußerst ansprechend, und seinen Seminar-Director, den er von Rom mitgebracht, hat er mir so liebenswürdig beschrieben, daß ich mich auf sein Regiment schon herzlich freue. Ich hoffe nur, daß mich dort Deine Selbstquälerwuth[1]) auch befallen wird. Denn das weiß ich, die Herren gehen nicht sehr schonend mit dem natürlichen Menschen um. Doch Glück zu! Ich werde ihnen freudig mit Gottes Hilfe den Schacht in mein tiefes Innere hinein offen legen, und wenn es ihnen gelingt, den Egoisten herauszuziehen, mit ihnen Te Deum laudamus anstimmen."

Die schmerzliche „Operation" einer Trennung von Hause, und mehr noch die Hoffnung, vor dem endgiltigen Scheiden noch eine längere Zeit mit seinem ebenso tief religiösen, wie ihm innig vertrauten Bruder Wilderich zu verbringen, ließ für's Erste mit dem Abschied noch zögern. „Aber," schrieb er 27. Februar an Wilderich, „wenn Ihr vorläufig mich nicht brauchen könnt, so erwarte ich nur noch einen Brief von Reisach, und hoffe jedenfalls dann schon nächsten Sommer bei ihm zu sein." Erst allmählich kam ein bestimmter Plan zur Reife. Unterdessen folgte Ketteler zu Hause mit gespanntem Interesse den Verhandlungen des Provinziallandtags und der allmählichen friedlichen Ausgleichung der kirchlichen Wirren. Am 18. April vereinigte ein schönes Familienfest, die erste hl. Communion des kleinen Fritz Galen, noch einmal den größeren Theil der nächsten Angehörigen, dann wurden Papiere und Effekten geordnet, und mit Ende Juni war der Tag des Abschieds da.

Das Fest der Apostelfürsten, 29. Juni, führte die Brüder Wilhelm und Richard v. Ketteler noch einmal in Düsseldorf und Benrath zusammen, dann ging es rheinaufwärts zu Besuchen in Coblenz bei Gräfin Amalie Merveldt und nach Erbach zu der Familie des Grafen Westphalen. Am 2. Juli 1841 trennten sich die beiden Brüder in der Stadt, die schon ein Jahrzehnt später für beide eine so hohe Wichtigkeit erlangen, und sie später

1) Wilderich v. Ketteler führte ein sehr abgetödtetes und strenges Leben, so daß sein Bruder Wilhelm ihn häufig ermahnt, sich doch nicht alle Erholung und Freude zu versagen.

für Jahre auf's innigste vereinen sollte. Ahnungslos verzeichnet Richard am 5. Juli 1841 in seinem Notizbuch:

Um 1/2 4 waren wir in Mainz, und um 4 Uhr fuhr Wilhelm schon nach Mannheim. Es war mir nicht wenig sonderbar zu Muthe, als ich mich hier für lange Zeit von dem geliebten Bruder trennen mußte, um den Weg, den wir zusammen so vergnügt gemacht hatten, nun allein zurückzukehren. Ich sah ihm so lange nach, als ich konnte, und dankte Gott, der ihn so großer Gnaden gewürdigt hatte, und bat ihn, auch mir recht bald meinen bestimmten Weg zu zeigen. Als Wilhelm meinen Augen entschwunden war, suchte ich mir durch die Gassen von Mainz den Weg zum Dom, den ich auch sehr bald fand. Mainz hat durchaus meinen Erwartungen nicht entsprochen. Ich hatte mir eine so großartige Stadt wie Köln darunter vorgestellt, noch recht erinnernd an die alte schöne Zeit des heiligen römischen Reichs, wo es ja eine so große Rolle als Sitz des ersten geistlichen Fürsten spielte. . . ."

Wilhelms Reise führte zunächst nach Oberitalien, wo Wilderich mit seiner kranken Gattin auf einer Vigna in Cravanzana unfern Turin sich eingemiethet hatte. Drei idyllisch schöne Wochen des Friedens und Glückes wurden hier verbracht. Wilhelm diente täglich bei der hl. Messe; und gemeinsam betrieb man während des Tages belehrende Lektüre. Umsonst versuchten jedoch die Geschwister, ihn länger festzuhalten und zu einer Reise nach Genua ihn als Begleiter zu gewinnen. Statt dessen gab ihm Wilderich bei der Rückreise noch das Geleite durch einen Theil der Schweiz. Am 12. August 1841 trennten sich dann die beiden Brüder auf dem Vierwaldstätter See. Wilderich kehrte nach Italien zurück, Wilhelm traf am 17. August in Eichstätt ein, seinem „wahrscheinlichen Bestimmungsorte für die nächste Zukunft". In Augsburg hatte er Tags zuvor den kräftigen Vollbart sich abnehmen lassen, um nun auch äußerlich die Aenderung in der Standeswahl hervortreten zu lassen.

Das erste und wichtigste in Eichstätt war für Ketteler, mit Bischof Reisach zu sprechen, allein in der Nacht, die Kettelers Ankunft vorherging, war Reisach in neuer päpstlicher Sendung nach Münster abgereist. Vor Ablauf von 14 Tagen konnte seine Rückkehr nicht erhofft werden. In das Seminar durfte der Regens in Reisachs Abwesenheit den fremden Edelmann nicht aufnehmen „zwar nicht des Bischofs, aber anderer Rücksichten wegen". Ohnehin waren die Ferien nahe, wo alle das Seminar verlassen mußten. Dr. Ernst schlug vor, Ketteler solle einstweilen noch eine Vergnügungsreise machen, aber mit dem Vergnügen hatte dieser jetzt abgeschlossen. „Ich habe mich in den letzten Jahren so viel vergnügt," meinte er, „daß es höchste Zeit ist, dem ein Ende zu machen; und dann ist mir das Nichtsthun und Herumtreiben gleichfalls ganz zuwider."

Es blieb nichts übrig, als sich einstweilen im „Gasthaus zum Bayerischen Hofe" ein Zimmer zu nehmen, und dort als Hotelgast auf eigene Faust sein theologisches Studium zu eröffnen. Er selbst beschreibt 25. August die feste Tagesordnung, die er sich dabei vorgezeichnet hatte: Gleich nach dem Aufstehen um 6 Uhr kam ein kräftiges Kaltwasser-Bad nach den in Freiwaldau gemachten Erfahrungen. „Dann gehe ich zu der einige Schritte entfernten Domkirche, habe dort die Freude, für alle meine entfernten lieben Angehörigen beten zu können, ein Trost, den ich für nichts auf der Welt entbehren möchte. Nach dem Frühstück, wo ich schnell die neueste „Allgemeine Zeitung" durchblättere, studire ich die Philosophie von Staudenmeier. Um $12^1/_2$ wird gegessen und während dessen und nachher die Zeitung vollendet. Dann studire ich einige Stunden Klee's Dogmatik und lese darauf ein höchst interessantes Werk von Theiner: „Neueste Zustände der katholischen Kirche in Polen", das ich nicht genug empfehlen kann und das durchaus jeder Katholik kennen muß. Von 5 bis $7^1/_2$ gehe ich zuerst zu einer kleinen Wallfahrtskapelle der Mutter Gottes, die eine kleine halbe Stunde entfernt auf einer Höhe gelegen ist, und von dort spazieren an eine Stelle, die allen meinen Anforderungen zu einem schönen Spaziergang entspricht — sehr, sehr freundlich, wo ich schon einige herrliche Abende zugebracht habe und wo ich heute noch zur Krone sechs Rehe und einen Kapitalbock auf der Aesung antraf. Dann trinke ich einen Schoppen Bier und bringe das Ende des Tages endlich mit so lieben Correspondenzen zu wie die ist, mit der ich jetzt beschäftigt bin."

„Ich bringe täglich herrliche Abende im Freien zu," kann er 2. September nachtragen, „von 5—8 Uhr genieße ich die schöne Luft und habe einen wahren Schatz an prächtigen Spaziergängen hier in der Umgegend entdeckt. Zuweilen habe ich auch noch mit Erfolg auf Rehe gepirscht, was für mich ein prächtiger Zeitvertreib ist. Zu meinen Hausbeschäftigungen sind jetzt noch die deutschen Concilien von Binterim hinzugekommen, die mich wegen der genauen Beschreibung der einzelnen Bischofssitze in Deutschland und ihres Entstehens sehr interessiren."

Er kam sich dabei vor, wie ein Einsiedler. „Das Gasthausleben in Eichstätt," schrieb er nach den ersten 8 Tagen, „hat den Vortheil, den ich noch in keinem Gasthaus angetroffen, daß man darin ein Einsiedlerleben führen kann wie in einer ägyptischen Wüste." Es ging das anfangs nicht ganz ohne Opfer.

„Das Alleinsein," schreibt er 18. August dem Bruder, „ist eine Sache der Gewohnheit, und ich muß mich erst daran gewöhnen, um es in rechtem Geiste und ohne solche kleine Hilfsmittel, wie das Schreiben über alle möglichen Kleinigkeiten ist, ertragen zu können. Jetzt ist mir dieser Brief, mein

geliebter alter Bruder, eine große Wohlthat gewesen und ich bedaure, ihn nicht wieder anfangen zu können. So elend klein ist die Menschenseele! Was ist eine Zurückgezogenheit, wie die, welche ich beginne, gegen jene, der sich die Männer der ersten Jahrhunderte unterwarfen — und dennoch wird sie mir so schwer! Weil ihre Opfer um so viel größer waren, sind aber auch ihre Handlungen und Werke für uns lauter Riesenwerke. Möchte es doch demselben Gott, der sie geschaffen, gefallen, auch uns wieder größere, mächtigere Seelen zu geben, um gegen eine nicht weniger verderbte Welt mit gewaltigern Mitteln ankämpfen zu können! Der gütige Gott nehme uns unter seinen gütigen Schutz und führe unser Leben zu seiner Ehre und unserm Heile!"

Doch schon eine Woche später versichert er, daß sein Einsiedlerleben ein solches sei, das ihm „sehr gut gefalle und worin er sich durchaus heimisch fühle". Das Gleiche versichert er am 24. August seiner Schwester:

„Diese acht Tage meines Hierseins haben mir übrigens schon den angenehmsten Vorgeschmack meines hiesigen Lebens gegeben, da das Städtchen so klein und öde ist, daß das Wirthshausleben sich mit einem ganz zurückgezogenen Leben sehr gut verbinden läßt. Wenn Gott so mich zu unterstützen fortfährt, so gehe ich hier einem unendlich friedlichen, ansprechenden Leben entgegen und ich vertraue jetzt um so mehr auf seine gnadenvolle Unterstützung, als er sie mir diese ersten acht Tage in einem unerwartet reichlichen Maße gegeben. Wenn er mir die Ruhe und Freudigkeit erhält wie in dieser Zeit, so verlange ich für diese Erde kein größeres Glück. Natürlich, meine beste Sophie, ein ungetrübtes, kampfloses Glück war es auch jetzt nicht. Schon die Entfernung von Euch wird mir, wo immer ich mich befinde, eine große Entbehrung sein und am wenigstens verlange ich, daß sie je in meinem Leben aufhöre, eine recht große schwere Entbehrung zu sein. Ich bitte nur Gott, daß er mir die Gnade gibt, sie, wo es seine Ehre erfordert, mit Freude als eine wahre Entbehrung und als mein Kreuz ihm nachzutragen. In dieser Bitte finde ich gewiß Deine liebevolle Unterstützung."

Auch während der Abwesenheit des Bischofs war der Einsiedler des „Bayerischen Hofes" sich nicht ausschließlich selbst überlassen.

„Mein einziger Umgang," schreibt er 2. September, „ist hier der Regens des Seminars, den ich bei jeder Unterredung lieber gewonnen habe und dem ich mein Schicksal mit aller Freude ganz und gar in die Hände geben würde. Er hat so milde, die menschliche Schwäche berücksichtigende Ansichten über die Art, wie ich das neue Leben beginnen müßte, und begreift so ganz die Beschaffenheit des menschlichen Herzens und Gemüthes, daß mir während unserer Gespräche jede Furcht darüber schwand, ob ich die Leistungen erfüllen könne."

Dies wirkte zunächst bestimmend auf seine Zukunftspläne und, soweit es ihn selbst anging, war er schon 18. August ziemlich mit sich im Reinen:

„So viel scheint mir doch schon klar, daß ich den nächsten Winter hier unter Leitung des Regens meine Studien beginnen werde. Er meinte zwar, daß ihm selbst wenig Zeit dazu übrig bleibe. An den Studien der Seminaristen kann ich keinen Antheil nehmen, weil diese nur neun Monate hier zubringen und erst eigentlich nach vollendeten Studien in das Seminar kommen. Doch glaubte er meine Privatstudien ausreichend leiten zu können, was mir vorläufig genügt, da es mir bei weitem wichtiger ist, erst als Geistlicher leben zu können, ehe ich gerade alle seine Kenntnisse mir angeeignet habe, und zu einem geistlichen Leben scheint er mir ebenso willig seinen Rath ertheilen zu wollen, als er mich ins Seminar selbst aufzunehmen bereit ist."

Allein es kam anders. Bischof Reisach, endlich zurückgekehrt, fand doch, daß der Mangel einer vollständigen theologischen Schule Kettelers dauernden Studienaufenthalt in Eichstätt unrathsam mache. Er rieth zum Seminar von Passau, mit welchem eine theologische Studienanstalt verbunden war.

So ungern Ketteler den Bischof wie den Regens von Eichstätt verließ, so „zog ihn doch von der andern Seite die Persönlichkeit des Bischofs von Passau auch wieder in hohem Grade an". Was kann man sich lehrreicher und segensvoller denken," schreibt er 2. September, „als einen solchen Mann als Hirte seine ihm anvertraute Heerde in diesen schweren Zeiten vertheidigen zu sehen!"

„So kann ich mir also," meint er 11. Sept., „den Tausch gefallen lassen, der mir sonst durch die paar Tage meines Zusammenseins mit Bischof Reisach noch viel schwerer werden würde. Dieser ist ein ebenso frommer Mann, wie angenehm und munter im Umgang. Ich sehe ihn viel mehr, als ich erwartet hatte. Regelmäßig bringt uns schon das Frühstück, Mittags- und Abendessen und außerdem ein Spaziergang des Nachmittags zusammen. In einigen Tagen werde ich ihn auf einer Firmungsreise begleiten, und dann auch das Knabenseminar besuchen, welches sich jetzt der Ferien wegen auf dem Lande befindet. Auf dieser Reise werde ich schon als geistlicher Begleiter auftreten, da der Bischof, als ich ihm erzählte, daß ich schon in früherer Zeit wegen einer Präbende die Tonsur erhalten, gleich darauf bestand, mir eine Soutane machen zu lassen, die bis dahin fertig sein soll. Der Bischof freut sich, den Regens damit zu überraschen, der sich nicht wenig über diese schnelle Beförderung wundern wird. Ich freue mich, durch die Tonsur das Recht auf die geistliche Kleidung zu haben, da man mit der Absicht, Geistlicher zu werden, in weltlicher Kleidung doch immer nur ein halber Mensch ist. Die ersten Tage werde ich mir selbst noch höchst fremd vorkommen, aber mich ebenso rasch daran gewöhnen, wie

an die Bartlosigkeit, die mir zuerst in Augsburg auch sehr sonderbar vorkam."

Bischof Reisach fand sogar seine Freude daran, den imposanten Cleriker sofort in kirchlicher Funktion auftreten zu lassen. Als er im Städtchen Beilngries zur Firmung einzog, trug Wilhelm v. Ketteler im Chorrock ihm das Bischofskreuz voraus [1]). Beilngries lag am Fuße des Berges, auf welchem Hirschberg, das ehemalige Jagdschloß der Eichstätter Fürstbischöfe, eben den Seminaristen von Eichstätt als Ferienaufenthalt diente. Reisach machte seinen Seminaristen einen Besuch und brachte auch seinen Begleiter mit. „Seine schon damals imponirende Gestalt," erzählt Dr. Morgott, einer jener Seminaristen, „noch mehr aber seine Frömmigkeit und sein Gebetseifer, wodurch er uns Jüngeren allen zum Muster war, ist noch frisch im Gedächtniß der damaligen Alumnen."

Die Schritte, welche Reisach Kettelers halber beim Bischof von Passau gethan, waren, wie es scheint, nicht von ganz befriedigendem Erfolge gekrönt und allmählich trat der Gedanke in den Vordergrund, daß Ketteler nunmehr als Theologe in seine alte Universitätsstadt München noch einmal zurückkehren solle. Da unter allen Umständen die Ferien an den Hochschulen sich noch länger hinauszogen, so rieth der Bischof dem angehenden Theologen, die freie Zeit zu benutzen, um noch in einem Hause der Jesuiten die geistlichen Uebungen des hl. Ignatius durchzumachen. Ketteler ging gerne darauf ein. „Auf meinen Aufenthalt bei den Jesuiten freue ich mich sehr," versichert er seiner Schwester 11. September, „ich könnte mir keine bessere Vorbereitungszeit denken. . . . Die Exercitien werde ich Dir später beschreiben und Du wirst dann sehen, wie sehr ich Grund habe, mich darauf zu freuen. Schon seit Jahren gehe ich mit dem Gedanken um, und wußte nie ihn zu realisiren. Der Bischof hat mir jetzt gesagt, daß die Jesuiten jeden, der sich zu den Exercitien meldet, aufnehmen und ihm einen Pater zur Abhaltung zuweisen müssen. Daß ich deßhalb kein Jesuit werden werde, kannst Du, geliebte Sophie, Mütterchen versichern."

Diese ersten Exercitien machte Ketteler zu Anfang Oktober 1841 im Collegium von Innsbruck unter Leitung P. Ch. Thuiner. Sie währten volle 10 Tage bei täglich 4 selbständigen Betrachtungen. Noch liegen die ausführlichen Aufzeichnungen vor, welche Ketteler sich damals über die Bedeutung der verschiedenen „Wochen" der Exercitien, wie über die wichtigeren besonderen Geisteslehren des Exercitienbuches (die Unterscheidung der Geister,

---

1) Reisach als Erzbischof von München an Ketteler 2. März 1850: „Es wird mich freuen, wenn ich denjenigen, der mir in Beilngries das Kreuz vorgetragen hat, recht bald als meinen Mitbruder umarmen kann."

die Grade der Demuth, die Standeswahl u. s. w.) gemacht hat [1]). Seine eigene Lebenswahl oder Lebensordnung ist datirt vom 11. Oktober 1841:

„1) Im gewöhnlichen Leben täglich eine Betrachtung ganz in der Art, wie ich sie in den Exercitien gehalten, mit Vorbereitung am Tage vorher. — Die Dauer?

2) Täglich ein General-Examen und ein Partikular-Examen, wie es in den Exercitien vorgeschrieben. (Fehler einschreiben). [2])

3) Im gewöhnlichen Leben Schlafzeit 7 Stunden.

4) Im gewöhnlichen Leben nur Wasser trinken.

5) Alle 8 Tage meine Andacht halten, [d. h. die hl. Sakramente empfangen] wenigstens.

6) Nach diesen Anforderungen eine Gewissenserforschung entwerfen.

7) Mein Partikular-Examen etwa mit meiner Erforschung dieser meiner Lebensweise verbinden.

8) Im nächsten Jahre die Exercitien wiederholen.

9) Bis dahin alle Monate wenigstens einmal die Betrachtungen vom Fundament [der Exercitien] wiederholen.

10) (Tägliches Tragen des Ciliciums) [2])

11) (Rauchen und Schnupfen außer Gesellschaft und ohne Noth unterlassen)." [2])

Auch nach Vollendung der Exercitien blieb Ketteler noch einige Tage in Innsbruck; erst 21. Oktober traf er wieder in Eichstätt ein. Er war von der geistlichen Schule, die er durchgemacht, tief ergriffen. An die Schwester schreibt er 27. Oktober:

„Mütterchen wird Dir wohl erzählt haben, daß ich meinen Dir damals mitgetheilten Plan ausgeführt und mich vierzehn Tage in Innsbruck bei den Jesuiten aufgehalten habe, wie auch, welche Freude und welchen

1) Einen andern Theil der damaligen Aufzeichnungen hat Domdechant Dr. J. B. Heinrich später veröffentlicht: Des seligen Bischofs von Mainz Wilh. Emmanuel Frhrn. v. Ketteler Erste Exercitien . . . von ihm selbst aufgezeichnet und aus seinem schriftlichen Nachlasse herausgegeben, Mainz 1877.

2) Diese eingeklammerten Sätze sind von Ketteler selbst mit späterer Schrift, wahrscheinlich bei Gelegenheit der zweiten Exercitien 1843, nachgetragen. Dagegen ist ein ursprünglicher Zusatz zu 4), der eine etwas zu strenge Controlirung der körperlichen Ernährung zum Gegenstand hat, später zur Unleserlichkeit durchgestrichen worden. Am unteren Ende des Blattes, auf welchem noch mehrere asectische Werke als Hilfsmittel für die Betrachtung und das geistliche Leben überhaupt verzeichnet sind, finden sich mit noch spätern Zügen die Worte: „Obige Vorsätze, besonders 1. 2. 3. 4. 8. 10. 11. heute wiederholt, am Tage vor der Subdiakonatsweihe, den 1. März 1844."

Genuß ich dort gefunden. Es ruht ein unendlicher Segen auf den geistlichen Uebungen des hl. Ignatius. Sie sind vom Anfange bis zum Ende bewunderungswürdig in Betreff der tiefen Weisheit, mit der sie geordnet, und der besonderen göttlichen Gnade, die diese Uebungen begleitet.[1] Um sein geistiges Leben auf eine sichere Grundlage zu bauen dem Schwanken und der Ungewißheit gegenüber, in der wir durch unsere Schwäche und die immerwährenden Berührungen mit der Welt gerathen, kenne ich kein besseres Mittel wie diese Exercitien. Auch sind sie recht eigentlich für den Weltmenschen eingerichtet, um in geistlicher Einsamkeit von Zeit zu Zeit gleichsam die Rechnung über sein geistiges Leben abzuschließen und nach den da gesammelten Erfahrungen über das geistige Vermögen Pläne für die Zukunft zu fassen."

Für kurze Wochen ging es nun noch einmal ins Einsiedler- und Studienleben nach Eichstätt und aus dieser Zeit scheint Kettelers erster Anlauf zu einer publicistischen Selbstbethätigung zu stammen. Ein mäßig großer Aufsatz, in der einleitenden Zuschrift an den Redakteur einer Zeitschrift oder Zeitung gerichtet, von Kettelers Hand außergewöhnlich sorgfältig geschrieben, offenbar seinem eigenen Gedankenkreis, wie dem Aeußeren nach der damaligen Zeit angehörend, fand sich nach seinem Tode in seinem Nachlaß. Die intakte Sauberkeit der Reinschrift schließt den Gedanken aus, daß die Arbeit zum Druck gelangt sei. In diesem Aufsatze knüpft Ketteler seine Gedanken über die gegenwärtige Weltlage an einen prophetischen Ausspruch des hl. Engelbert, welchen er in seinem Eichstätter Studien-Buch, in Klees Dogmatik[2]) gefunden hatte.

Nach Engelberts Ausspruch wird dem Erscheinen des Antichrists ein dreifacher Abfall vorausgehen, von denen einer mit Nothwendigkeit aus dem andern sich entwickelt. Es sind: der Abfall der Reiche vom Imperium Romanum, der Abfall der Kirche von der Obedienz des Apostolischen Stuhles, der Abfall der Gläubigen vom Glauben, so daß, „da weder geistliche noch weltliche Gewalt die schismatisch gesinnten Menschen in der Einheit des Glaubens und des Gehorsams erhält, wie es früher geschah, jeder Einzelne seiner individuellen Neigung und Begierde folgend, dem Irrthum sich hingiebt".

Kettelers Aufsatz soll nun den Nachweis erbringen, daß die Periode des dritten Abfalles, wenn auch nicht siegreich, doch bereits angebrochen ist:

---

1) Besondere Freude fand er, und 1843 mit ihm auch sein Bruder Richard, wie Ketteler in späterer Zeit selbst notirt, an „der Lesung über die Standeswahl, die uns beide so unaussprechlich angeregt hat".

2) III. Bd. S. 436. (1. Aufl.); S. 440. Anm. 4 (3. Aufl.)

Wir haben in der Vergangenheit einen so umfassenden Abfall von dem Glauben an eine göttliche und weltliche Auctorität gefunden, daß es Thorheit wäre, noch eine andere Erfüllung der Prophetie Engelberts aufzusuchen, ja wir behaupten, daß keine adäquatere Erfüllung auch nur gedacht werden kann. Wir sind jedoch weit von der Meinung entfernt, daß dieser Abfall in seinen beiden ersten Stadien schon ganz vollzogen sei. Im Prinzip kann er bis an das Weltende nicht mehr konkreter ausgesprochen werden, und deshalb glauben wir auch, daß wir in die letzte Periode dieser Weltordnung eingetreten sind; in der Praxis dagegen fehlt noch viel an der vollen Durchbildung dieses Princips. Noch ist die Masse des Volkes, noch sind die Staaten, die vom Geiste des weltlichen Schwertes, noch sind die Kirchen, die vom Gehorsam des geistlichen Schwertes, noch sind das ganze Erkennen und Wollen der Menschen und damit alle Theorien, wie alle sittlichen Begriffe und Gewohnheiten der Menschen von dem alten Sauerteige durchdrungen. Gleich einem alten Gemäuer, das seiner Stützen längst beraubt, gleichsam aus alter Gewohnheit die über sie hingebauten Bogen erhält, so steht noch die alte Ordnung. Der Zeitgeist hält dies zwar für einen schlagenden Beweis, daß der kühnste Ueberbau keiner Stütze mehr bedürfe, und diese Ansicht der geistigen Finsterniß des Mittelalters ihren Ursprung verdanken. Er setzt daher sein begonnenes Werk munter fort, und immer mehr die alten Banden zerreißend bewundert er immer mehr die Kühnheit seines Weges und seiner Baumethode und die Thorheit des alten Wahnes.

Uns dagegen erscheint die Zeit viel, viel besser wie ihre Grundsätze zu sein; ähnlich einem in der Sinnlichkeit versunkenen Menschen, der eben wegen der Geistesverwirrung, die mit der Sinnlichkeit verbunden ist, weit besser ist als seine Principien, ein Beispiel, das uns im Leben täglich begegnet. Wie gesagt, noch stehen viele Streber, die sich von den beiden großen Grundpfeilern abgesondert, und halten die Ordnung auf Erden. Das ihm schon lange zugefallene Eigenthum hat der Geist des Abfalls mit seinem Pesthauche noch nicht ganz zu durchdringen vermocht, und wie er viele Jahrhunderte lang gebraucht, um seine Grundlage zu legen in dem Princip der Reformation und Revolution, diesen beiden Schwertern, die der Geist der Negation und Lüge auf Erden gegründet, diesen beiden Geschwistern, die der ewige Widersacher geboren, so wird es noch anderer Jahrhunderte vielleicht bedürfen, um ein nur auf diesem Grunde ruhendes Gebäude aufzuführen, und in letzter Konsequenz dem Reiche Gottes auf Erden gegenüber zu stellen. So lange der Mensch noch mit tausend Banden den alten Ordnungen eingegliedert ist, kann sein Abfall von Gott im Ganzen und Großen nicht vollzogen werden. Erst wenn er sich hiervon ganz frei gemacht, wenn er die ganze Atmosphäre seines Lebens von allen göttlichen Einflüssen gereinigt, wenn er seines Gebietes ganz Herr geworden, erst dann kann er die letzte That, den letzten Abfall vollbringen und Gott leugnen mit seiner ganzen Erkenntniß, seinem ganzen Herzen und allen seinen Kräften; d. h. im vollen Sinne des Wortes vom Glauben abfallen. Nur dem eignen Ich glaubend, nur dem eignen Ich gehorchend, wäre ein Kampf Aller gegen Gott, und Aller gegen Alle die nothwendige Folge dieses Principes in seiner letzten Instanz.

Denkt man an die bisherige Erfüllung der ersten Glieder unserer Prophetie, und wirft dann einen Blick in die Zukunft, so kann diese uns nur unter dem Bilde eines Weltkampfplatzes erscheinen, auf dem zu dem letzten entscheidenden

Kampfe Gott und sein Widersacher, das Göttliche und das Teuflische in der Kreatur, zusammentreffen werden. Nicht in dem Ausspruche Engelberts allein liegt die Gewähr für diese Ansicht, sondern in der katholischen Weltanschauung überhaupt. Auch die Kirche würde von diesem großen Umsturze mit ergriffen werden, insofern auch sie in ihrer jetzigen Gestalt auf das genaueste zusammenhängt mit der Bildung der christlich-germanischen Staaten. Die Kirche wie der Staat des Mittelalters sind einem göttlichen Gedanken entwachsen, und sehen wir ab von den Entstellungen, die bei der Ausbildung desselben Menschenhände verursacht haben, so erkennen wir eine so erhabene Idealität in ihrem Vereine, daß wir wohl mit Recht annehmen, es werde keine andere Ordnung mehr an ihre Stelle treten. Wie das Dogma von der ewigen Dauer der Kirche uns aber nicht abhält, jene, die in den unterirdischen Höhlen, und jene, die in Himmelanstrebenden Domen den Gekreuzigten anbeteten, für eine und dieselbe Kirche zu halten, so kann uns der Glanz ihrer Herrschaft im Mittelalter gleichfalls nicht behindern, die Möglichkeit einer Zeit zu denken, wo sie wieder, wie in den ersten Tagen, als ein Auswurf der Welt, als ein Abscheu von allen [1]) betrachtet werden; wo sie um des Namens Jesu willen allen Völkern ein Gegenstand des Hasses [2]) sein wird.

Wir sollen Acht haben auf die Zeichen der Zeit. Nicht im Verschweigen der Gefahr und muthwilliger Selbstverblendung liegt das Mittel gegen die Wetter der Zeit, sondern in ihrer klaren Erkenntniß. Die Thoren lachen über die Gefahr und gehen in ihr unter, die Klugen durchschauen sie und entkommen. Nicht zum entmuthigen ist daher auch dies gesagt, sondern um zur Vorsicht anzuregen, zum Muth zu entflammen. Wucherten endlich einmal die Katholiken in vollem Maße mit der ihnen anvertrauten Kraft, stellten sie dem menschlichen Unglauben die Fülle des Gottesglaubens, der Rebellion den Gehorsam um Gotteswillen entgegen, zeigten sie der Welt, was sie im Glauben bekennen, daß sie Glieder des Eingeborenen des ewigen Vaters sind, was könnte ihnen widerstehen? Selbst dazu soll diese Betrachtung nicht dienen, was noch am Gerüste des Kirchen- und Staatenwesens von der alten Ordnung übrig geblieben, für rettungslos zu erklären. Wir wissen nicht, was Gott wieder zu beleben, nicht, welchen Lohn er dem treuen Schutze seiner Ordnung zu gewähren gedenkt. Ja möchte Gott, der die Herzen der Könige in seiner Gewalt hat, uns einen Geist wiedererwecken, der hocherhaben über das kleine Intriguengetriebe gegen die von dem Gottmenschen gestiftete Kirche, sich mit heiliger Liebe als ihren Sohn und ihren Beschützer zu einer ganz freien Entwicklung ihrer Kräfte bekennen würde, ich glaube in der That ein schon gefälltes Gottesurtheil wäre er im Stande noch wieder abzuwenden.

2. Das Theologie-Studium in München 1841—1843.

Endlich waren alle Zweifel über den fernern Studienlauf überwunden. „Für meine Studien ist München unbedingt der beste Aufenthalt," schreibt Ketteler, 27. Oktober, in die Heimath, „und wenn sich meine Schritte endlich dorthin wenden sollten, so sehe ich darin den Willen Gottes, daß ich mich nicht äußerer Verhältnisse wegen von diesem besten Wege meiner Ausbildung in seinem Dienste abhalten lassen sollte." Sechs Tage später saß er bereits

1) 1 Cor. 4, 13. 2) Matth. 24, 9.

zu den Füßen Döllingers; vom 3. November datirt sein erstes Collegienheft; am 4. November begannen auch die Vorlesungen aus der Dogmatik. Vierzehn Tage später schreibt er an seine Schwester: „Ich bin hier mit allen nothwendigen Winter- und Studien-Einrichtungen zu Ende und kann also jetzt an's Werk gehen. Mit Gott wird es nicht der nutzloseste Winter meines Lebens werden.“

Hinsichtlich der Wohnung hatte er es anfangs nicht günstig getroffen; die Bedienung war mangelhaft, und bereits Anfangs Februar 1842 meldet er nach Hause, daß er jetzt nach vollbrachtem Umzug in Amalienstraße Nr. 9 „viel angenehmer wohne“. Um so mehr war er von Anfang mit seinen übrigen Verhältnissen zufrieden. Schon als die Uebersiedelung nach München zuerst in Frage kam, hatte er über den dortigen Aufenthalt von Eichstätt aus geschrieben: „Meine hohen und höchsten Gönner und Freunde würde ich dann dort ignoriren, meine niedern Bekanntschaften dagegen mit vieler Freude frequentiren, was eine recht angenehme Nebenaussicht ist.“ In den „Reihen der Bekannten“, alle im ganzen Sinn des Wortes „katholische Männer“, fand er auch jetzt wieder zu Phillips und dessen vortrefflicher Gattin sich hingezogen. Es scheint sogar, daß er gleich Anfangs mit dieser Familie die Mahlzeiten theilte. Wenigstens schreibt er 17. November 1841 mit Rücksicht auf die schwere Erkrankung seiner Schwägerin:

„In meiner hiesigen Umgebung fand ich nicht nur die treueste Theilnahme, sondern auch die aufrichtigsten Fürbitter für die Genesung unserer lieben Paula. Besonders waren es meine Tischgefährten, mit denen ich diese Sorge theilen konnte, und bei denen ich den treuesten Trost fand. So liebe brave Leute, wie sie sind, lassen sich in der That kaum denken. Madame Phillips scheint wirklich dem eigenen furchtbaren Unglücke des Erblindens immer näher zu gehen, um in den letzten Jahren ihres Lebens mit desto größerer Liebe und Theilnahme das Leiden ihrer Mitmenschen zu tragen und zu lindern.“

Die Hauptsachen waren indeß jetzt für ihn die Studien. Er hörte täglich die Vorlesungen über Dogmatik von Prof. Dr. Herb, und zwar, nebst der Einleitung in's dogmatische Studium, die Traktate von der geoffenbarten Religion und der Kirche. Prof. Stadtlbauer las über die grundlegende Moraltheologie. Bei Döllinger hörte Ketteler zwei Collegien, sowohl die Vorlesungen aus der Kirchengeschichte, wie über einen andern Gegenstand, den er mit besonderem Interesse verfolgte: „Die Lehre vom Opfer, verbunden mit einer dogmatisch liturgischen Erklärung der hl. Messe [1]).“

1) Ueber diese 4 Vorlesungen liegen die Collegienhefte vor. Ob Ketteler noch andere besucht habe, ist ungewiß und für das erste Semester unwahrscheinlich, da so schon ohnehin (mit Einschluß das Repetitoriums aus der Dogmatik) fast auf jeden Tag 4 Stunden trafen.

„Meine Collegien sind interessant, meine Lehrer vortrefflich," schreibt er 17. November 1841, „und der Geist, mit dem jetzt diese Wissenschaften vorgetragen werden, ist der der Frömmigkeit. Eine tüchtig benutzte Kniebank ist mir bei einem Professor namentlich der Dogmatik von größerem Werth wie einige Folianten mehr im Kopfe."

Ketteler nahm es denn auch mit dem Studieren sehr ernst. So ungern er sonst die Feder führte, seine Collegienhefte sind sehr fleißig und sorgfältig geschrieben. Bei dem über die Lehre vom Opfer findet sich überdies noch ein umfassender Auszug aus de Maistre über den gleichen Gegenstand [1]), ebenso eine Gegenüberstellung und Verbindung der Theorie Döllingers mit der bei P. Judde S. J., eine noch umfänglichere und mühsamere Arbeit. Selbst die Lektüre, die ihm sonst Bedürfniß war, trat in den Hintergrund. Außer den Historisch-politischen Blättern und einigen Zeitungen nennt er gelegentlich nur die Werke des hl. Alphons Liguori, und die Schrift der hl. Katharina von Genua über das Fegfeuer. Die sonst so rege betriebene Correspondenz mit den Angehörigen zu Hause wurde gleichfalls stark eingeschränkt.

„Es ist mir ein recht drückendes Gefühl in der letzten Zeit in so seltenem Verkehr mit Dir gestanden zu haben," schreibt er 13. Dezember 1841 an die Schwester, „und dennoch kann ich mir die Nothwendigkeit nicht verhehlen, auch in der Zukunft eine wenigstens ebenso strenge Diät befolgen zu müssen. Das Wenigste, was ich sagen kann, ist, daß ich die Zeit meiner Studien nicht vermindern darf, um einer mir sonst so lieben Beschäftigung mehr obzuliegen. Bis zur Rigorosität, dessen kannst Du sicher sein, werde ich es auch in dieser Beziehung nicht treiben. Ich thue nur, was dringende Pflicht ist."

So blieb es auch bis zum Ende seiner Universitätszeit Briefschulden gegenüber sein Grundsatz: „Von meiner Studienzeit darf ich nichts abgeben."

Es war dies nicht blos der Ernst der Pflichterfüllung, sondern trotz seines verhältnißmäßig vorgerückten Alters trieb ihn ein wirkliches Interesse. „Die theologischen Studien," schreibt er noch 8. Januar 1843, also 1 ½ Jahr seit er dieselben aufgenommen, „haben einen so hohen Reiz für mich, daß ich mich gleich dazu entschließen könnte, mein ganzes Leben ihnen zu widmen."

Die nothwendige körperliche Bewegung indeß gönnte er sich trotz seines Studieneifers, und dies um so mehr, da er von seinem früheren Jägerleben her stark daran gewöhnt war. „Da um 6 Uhr meine Collegien geschlossen sind," schreibt er im Sommer 1842, „so begebe ich mich dann gewöhnlich

1) In demselben Collegienhefte findet sich auch ein kleiner Zettel, mit einem verkürzten Auszuge unter der Ueberschrift: „Wiederholung, 10. II. 1849."

gleich auf einen Spaziergang und labe mich auf demselben mit Pludermilch, die man zu meiner Freude hier sehr gut bekommt. So genieße ich dann auch das Wetter täglich mit vollen Zügen, wobei ich nur unsere lieben Nachtigallen sehr entbehre, die leider sich hier nicht halten können."

Erinnerungen an die alten Jagdfreuden stellten sich freilich zuweilen noch bei ihm ein, und noch 24. Mai 1843 bekennt er von sich scherzend, daß er „in seinem ganzen Leben keinen andern Geschmack als den der Jägerei ausgebildet habe". In sein erstes Collegienheft bemerkt er bedeutungsvoll: „Angefangen den 3. November 1841, am Tage des hl. Hubertus." Die Theilnahme bei der Nachricht von der Erkrankung des alten Jägers auf Harkotten, und eine rührende Sorge für den einstigen Jagdhund die „alte Miß", die jetzt bei dem Grafen Merveldt das Gnadenbrod erhielt, wechseln in seinen Briefen aus dieser Zeit, mit dem lebhaften Eingehen auf alle Jagd-Nachrichten, die aus der Heimath ihn erreichen. „Euere Jagderfolge in Lembeck haben mich sehr erfreut," schreibt er z. B. im Januar 1843, „und ich habe mich nur gewundert, daß nicht noch einige Hirsche abgeschossen sind. Das war doch mal ein kleiner Lohn für die Mühe, die sich Ferdinand (Graf Merveldt) mit der Jagd schon gegeben." Andrerseits rühmt er sich wieder 5. Juni 1842, daß ihm „die Jagd von jetzt an nicht mehr das Gesetz für die Zeit seiner Landbesuche vorschreiben werde".

Doch solche Reminiscenzen konnten nur zuweilen in unbewachten Augenblicken zum Durchbruch kommen. Mit dem Eindringen in das Wissen von Gott, die Theologie, hatte Ketteler noch ernster als zuvor auch ein Leben für Gott, ein inneres geistliches Leben begonnen. In den Exercitien in Innsbruck hatte er sich für dasselbe ausgerüstet und sein Leben in dieser Richtung geordnet. Er hatte nun das Glück, in München einen vortrefflichen Seelenführer zu finden in der Person des Professors und Geistlichen Rathes Windischmann. Dieser war von Bonn gebürtig und erst später nach München gekommen. So war es natürlich, daß er als seeleneifriger Priester sich auch vorzüglich der Norddeutschen unter der Münchener Studentenschaft mit Liebe annahm. In verschiedener Richtung war Windischmann eine hervorragend tüchtige Persönlichkeit, wie schon die Vertrauensstellung beweist, welche er Jahre lang bei dem spätern Erzbischof, Grafen Reisach, eingenommen hat. Aber Ketteler meinte von ihm, daß „im unmittelbaren Verkehr mit jungen Leuten die eigentliche Kraft seines Wirkens bestehe". Er kann diesen seinen „unendlich liebenswürdigen Beichtvater" nicht genug rühmen. „Er ist," schreibt Ketteler von ihm 8. Januar 1843, „für alle jungen Leute vom Rhein und Westfalen der Mittelpunkt, um den sich ihr Leben dreht, und von dem sie alle scheiden, wie von ihrem geistlichen Vater."

Windischmann übte auch Einfluß auf Kettelers Studien. Gleich anfangs fragte dieser seinen Rath über ein Handbuch der Dogmatik, welches er noch neben seinen Collegien her studieren könne, schon im Hinblick darauf, daß er für seine Universitätsstudien sich nur wenige Semester gönnen zu sollen glaubte. Windischmann rieth ihm zu Perrone. Allein Ketteler, ein Liebhaber geistreicher Lektüre, gewohnt an die Sprache eines de Maistre und Fenelon, konnte dem trockenen Schulbuche nur wenig Geschmack abgewinnen. Nach einiger Zeit bat er Windischmann, ihm eine andere Dogmatik zu bezeichnen, da ihm Perrone nicht zusage. Windischmann aber erwiederte: „Bleiben Sie bei Perrone." Ketteler machte den Versuch auf's Neue, fand aber noch immer Schwierigkeit und wiederholte bei Windischmann noch mehrmals seine Klagen. Da schlug dieser die ganze Sache durch die Bemerkung nieder: „Wenn Sie denn dieses Buch zunächst um der Wissenschaft willen nicht studieren können, dann obliegen Sie dem Studium desselben der Ascese willen, um Ihren Willen abzutödten."

Dies machte Eindruck. Ketteler gab sich auf's Neue daran, die feste Beharrlichkeit überwand bald die Schwierigkeit und mit fortschreitendem Studium wuchs Kettelers Geschmack an Perrones klarem sicheren Gang. Er zog großen Nutzen aus diesem Werke, und hat es Windischmann später gedankt, ihn so geleitet zu haben. Es war der »sensus catholicus«, den er daraus schöpfte, und die klare Unterscheidung zwischen dem, was definirte Glaubenswahrheit, und dem was der ferneren Diskussion anheim steht. Als er einmal während seines Seminariums-Jahres (1843/44) über unverständiges Gerede einiger Seminaristen sich entrüstet hatte, welche in ungeschickter Weise Glaubenswahrheiten zum Gegenstand eines Disputes machten, gestand er einem seiner nächsten Freunde [1]: „Ach es würde mir nicht besser ergangen haben, wenn ich nicht, als ich in München Theologie studirte, einen so ausgezeichneten Führer und Lehrer für meine Studien gehabt hätte."

Derselbe Führer bewährte sich auch auf dem Gebiete des geistlichen Lebens. Ketteler bedurfte in jenen ersten Jahren der Leitung sehr nothwendig, und daß dieselbe eine weise und umsichtige war, erhellt aus der Thatsache, daß er trotz des ihm eigenen Ungestüms vor schädlichen Uebertreibungen in der äußern Abtödtung bewahrt, und seine ganze Kraft auf die Erfüllung der Pflicht, die Beherrschung des innern Menschen und die Vereinigung mit Gott gelenkt wurde.

Mit der Betrachtung hatte er seit den Exercitien Ernst gemacht. „Nachdenken und Betrachten," so kommt es ihm in einem Briefe an die Schwester, Juni 1842, aus der Feder, „das ist es, was uns überall

1) Pfarr-Kaplan Wesener in Recklinghausen, nach dessen ausführlicher schriftlicher Darlegung vom 22. August 1878.

fehlt. Wir leben in einer fortgesetzten Selbsttäuschung und Unwahrheit, und nur das betrachtende Gebet kann uns davon befreien.“ Immer mehr und mehr tritt seitdem in all seinen Anschauungen und Interessen, im Großen und im Kleinen, das Uebernatürliche und auf Gott Gerichtete hervor.

„Das Glaubensauge und das Auge der Welt sieht ganz verschiedenen Zusammenhang der Dinge,“ schreibt er der Schwester 13. Dezember 1841, „und es ist ein unendlich hemmendes Bemühen, welches uns nie zur geistigen Ruhe kommen läßt, wenn wir hier eine Vereinigung bewirken wollen.“

„Könnten wir doch immer,“ wiederholt er 17. April 1842, „in allen uns umgebenden Verhältnissen, die uns oft so unbedeutend und zufällig erscheinen, den inneren Gehalt und Geist erblicken, wie oft würden wir als die Seele derselben den allliebenden Willen, die unendliche Barmherzigkeit Gottes antreffen, verborgen in der unscheinbarsten Gestalt! Alles, alles, was uns umgibt, ist ja gleichsam ein unendliches Mysterium, ein heiliges Sakrament. Wie wir unter den Gestalten des Brodes mit den Augen des Glaubens den Gottmenschen Jesus erblicken, so müssen wir dahin streben, unter allem Wechsel und Werden der uns umgebenden Erscheinungen als ihr eigentliches Wesen, ihre tiefere Wahrheit, den allenkenden, allliebenden Willen Gottes zu erkennen. Denn Gott ist es, der uns zu sich und für sich erzieht; uns dazu die besten Verhältnisse sendet: und wer wollte mit seiner Naseweisheit die Weisheit Gottes bekritteln, mit seiner kleinen Liebe die unendliche Liebe Gottes verdrängen!“

Tief bewegte ihn um diese Zeit der Tod der ausgezeichneten Gräfin Sophie Stolberg († 8. Januar 1842), seiner verehrten Gönnerin, zugleich der Mutter seiner ihm nahe vertrauten Schwägerin Paula.

„Unsere liebe selige Gräfin,“ heißt es in seinem Brief 6. Februar, „hatte so recht im vollsten Sinne des Wortes die Bedeutung und Bestimmung des Erdenlebens erkannt, und nahm Gott sie dann auch endlich zu sich, als er ihr nicht mehr länger seine beseligende Anschauung vorenthalten wollte. Was sollte sie noch auf Erden und in der Welt, nachdem sie mit Christus über beide gesiegt hatte. Vielleicht hatte Gott schon ihrer Nebenmenschen wegen ihre Tage verlängert und sie länger hier auf Erden zurückgehalten, als es ihre eigene Seele bedurft hätte? Nur nach dem Tode dürfen wir uns des Sieges rühmen; bis dahin ist noch alles zweifelhaft. Es wäre daher lieblos, wo einmal das herrliche Loos über eine ganze Ewigkeit gefallen ist, den Zustand der Ungewißheit zurückwünschen zu wollen. Unser einziger Wunsch kann nur sein, unsern Aufenthalt bei ihr zu finden, nicht, den ihrigen zu uns herab zu sehnen. . . . . In dreißig Jahren, meine liebe Sophie, mögen wohl nur wenige mehr von dem Kreise übrig sein, mit denen wir hier in dem innigsten Bande der Liebe und des Familienvereins die irdische Wanderung zurückzulegen bestimmt waren. Wenn wir uns dann im Jenseits um unsere verehrte Gräfin wieder so vollständig versammeln können, wie wir es hier auf Erden oft gethan! Dafür mag uns dann hier jede Trennung und jedes Leiden treffen, das in Gottes Rathschluß gelegen ist.“

Seiner Schwägerin aber, welche durch die Verhältnisse vom Todtenbett und von der Begräbnißstätte der Mutter ferngehalten war, sucht er zu trösten:

„Ein recht angelegentlicher Wunsch ist es auch mir, geliebte Paula, daß es Dir bald vergönnt sein möge, am Grabe Deiner theuren Mutter zu beten und mit Deinen Schwestern recht nach Herzensverlangen zu beweinen, was Euch und uns Gott Großes genommen hat. Ich weiß ja, daß Deine Trauer um Deine Mutter nach den Worten des hl. Paulus nicht wie die Trauer jener ist, welche die Hoffnung nicht haben, und mit diesem heiligen Troste im Herzen möchte ich Dir recht wünschen, nun auch die natürliche Trauer am Grabe so begehen zu können, wie es Dein Verlangen ist. Uns, die wir gelernt haben, im Geiste die Wahrheit und in der ganzen erscheinenden Welt nichts wie Unwahrheit zu schauen, ist ja auch der Tod des Gerechten nicht mehr der Tod, sondern der Tod des Todes; und wenn daher die Augen unseres Körpers den Sinnen, denen sie angehören, ihren Tribut bringen und Thränen vergießen, so kann sich unsere Seele doch im selben Augenblicke eines Gedankens der Freude gewiß nicht entschlagen in der Betrachtung des seligen Loses, das dem Geiste des Gerechten zu Theil geworden. Einen Schmerz, wie die Welt ihn um ihre Todten empfindet, können wir, aber auch freilich in unendlich erhöhtem Grade, nur dann empfinden, wenn wir einen geliebten Menschen sterben sehen, für den wir nicht die Hoffnung der Auferstehung haben. Vor diesem Gedanken habe ich ein wahres Entsetzen und Gott wolle uns vor dem fürchterlichen Unglücke behüten, mit solchen Empfindungen jemals an dem Sterbebette eines Menschen und nun gar eines besonders geliebten Menschen stehen zu müssen. Gerne, gerne will ich Gott alle meine Lieben von dem Leben hinwegnehmen sehen, wenn er ihnen nur die Gnade gibt, wie Deine fromme Mutter in Jesus zu entschlafen und keinen in der Trennung von ihm hinweg nimmt, denn nur dies ist ja der eigentliche, wahrhaftige, entsetzliche Tod."

Der „Sieg über die Welt", den er der verstorbenen Freundin nachrühmte, war das, wonach er selbst unabläßig rang, und was ihm bei seinem Thun vor Augen schwebte. Eine kleine etwas lebhaftere Auseinandersetzung mit seiner Schwester Sophie beschließt er 13. Dezember 1841 mit den Worten:

„Ach du lieber Gott! Was liegt daran, wer recht hat! Ich habe es geschrieben und Du wirst es lesen zur größern Ehre Gottes, und so muß es uns beiden zum selben Zwecke dienen. Das ist ja eben die herrliche, unbezwingbare Herrschaft, die wir über die Welt ausüben, das ist unsere ewige Freiheit, der Welt ewige Knechtschaft, daß wir in kein Verhältniß zu ihr kommen können, ohne sie zu besiegen. Was sie uns immer bringen mag, Freud oder Leid, selbst etwas harte Worte von einem Bruder, der Unrecht hat, — wir nehmen es hin zur Ehre Gottes, und haben einen neuen Sieg davon getragen. O möchte uns doch der Allmächtige Gott das Leben seiner Kinder geben!"

So war er dahin gelangt, daß er angesichts eines drohenden Familien-Unglücks mit Fassung schreiben konnte:

„So recht eigentlich fürchte ich überhaupt kein Unglück mehr für einen Menschen, der Religion hat, denn wahrhaft zu bedauern ist nur der, der ohne Religion von Leiden heimgesucht wird."

Mit diesem neuen Geiste blickte er nun auch prüfend und urtheilend in die eigene Vergangenheit, wie in die Zukunft.

„Wir müssen uns recht hüten," bemerkt er einmal seiner Schwester, 13. Dezember 1841, „bei Beurtheilung eines Gegenstandes eine vorgefaßte Meinung mit hineinzutragen. Solche vorgefaßte Meinungen dienen dann einer großmächtigen Brücke zur Unterlage, auf die wir bauen und weiter bauen ohne nur ein Spänchen Wahrheit zu ihrer nothwendigen Festigkeit zu haben. Denke nur daran, wie viele Handlungen von Dir und von mir und uns allen zu solchen Gebäuden benutzt worden sind, und dennoch waren sie Windschlösser. So haben auch wir manches Luftschloß zusammengetragen. . . ."

Die fortschreitende Losschälung seines innern Menschen von allem Irdischen und zugleich die richtige Erkenntniß der eigenen Ohnmacht spiegelt sich deutlich in der Aeußerung vom 6. Februar 1842:

„Es ist nichts eitler und elender als die Welt, und dennoch ist sie so unendlich verführerisch. Ich wollte, daß mir Gott zu seinen vielen Gnaden auch noch den Beruf des Klosterlebens gewährte und den Muth diesem Beruf zu folgen. Nichts ist eitler und vergänglicher als die Welt, mit einziger Ausnahme des Menschenherzens, und wenn ich das betrachte, so erscheint mir die Welt als eine große furchtbare Macht. Gottes Wille geschehe, aber er erbarme sich meiner mit der Gnade und der Kraft vom Kreuze, wenn er mich mit dem Berufe eines Geistlichen wieder in die Welt hineinsetzen will."

Bei alle dem fühlte er sich innerlich befriedigt und beruhigt wie nie zuvor. Seine „Lebensbestimmung war unmittelbar die Religion, die ja in allen Theilen der volle Gegensatz von Trennung und Scheidung ist". Er fürchtete deßhalb nicht, daß eines seiner Angehörigen sich ihm je entfremden könnte. Auch den schmerzlichsten Verhältnissen innerhalb seiner Familie wußte er nun eine trostreiche und wohlthuende Seite abzugewinnen.

In diesem Geiste weiß er seine Schwester zu trösten in der durch die besondern Verhältnisse doppelt erschwerten Trauer über ihre Kinderlosigkeit:

„Es muß Dir in dieser Beziehung Dein größter Schmerz, zugleich Dein größter Trost sein. Für die Ewigkeit entbehrst Du nichts, denn Du hast ja dort Deine Kinder in dem Schooße des ewigen Vaters untergebracht und er, der sie Dir gegeben und genommen, wird Dir dort in dem Schauen seines unendlichen Wesens mehr gewähren wie die reichste Nachkommenschaft. Für die Zeit aber hast Du dadurch neben Deiner so glücklichen zeitlichen Lage einen Schmerz, der Dich den Armen gleich und noch unter sie gestellt hat und dafür sei Gott hochgelobt, denn Du stehst nun nicht mehr unter dem Fluche jenes Ausspruches [1]), der um so gefährlicher wird, je mehr seine Wahrheit verkannt, ja fast von keinem mehr in seinem vollen Ernste verstanden wird."

So hatte er sich in seinem neuen Beruf ganz und gar zurecht gefunden, und jeder seiner Briefe nach Hause bekräftigt seine Versicherung vom 30. Juli 1842:

1) Luc. 6, 24. „Wehe euch, ihr Reichen!"

„Nur der geistliche Stand bietet mir nicht nur das Glück, das ich zu Hause immer mehr und mehr von mir sich entfernen sah, sondern ein noch unendlich viel größeres und erhabeneres."

Einen fühlbaren Zuwachs erfuhr dieses innere Glück dadurch, daß er es bald auch mit seinem jüngsten Bruder Richard theilen konnte, auf den er seit Jahren mit uneingeschränkter Hochschätzung hingeblickt, und zu dem er in der letzten Zeit in ein ähnlich inniges Vertrauensverhältniß getreten war, wie das, in welchem sein älterer Bruder Wilderich zu ihm selbst stand. Am 5. Juni 1842 schreibt er an die Schwester:

„Seit meinem letzten Briefe an Dich hat ja auch Richard einen großen entscheidenden Schritt für die Zukunft seines Lebens gethan, den ich zwar wohl für möglich gehalten, aber doch in keinem Fall so nahe geglaubt hatte, da ich mit ihm ja nur in einem sehr spärlichen Verkehr gestanden und diesen Punkt schriftlich nie berührt hatte. Eine große Gnade Gottes ist es, daß er ihn unter so widersprechenden Verhältnissen seinen wahren Beruf hat erkennen lassen. Befreit von diesem schweren innern Kampfe über die Wahl seines Standes, wird er bald eine ungeahnte Ordnung und Kraft in sein Inneres einkehren sehen. Es hat vielleicht noch nie eine Zeit gegeben, in der alle äußeren Verhältnisse sich so vereinigt haben, um einem jungen Menschen, der zum geistlichen Stande berufen ist, die Erkenntniß seines Berufes wie dessen Ergreifung zu erschweren, als die Gegenwart. Hingegen ist damit bei der großen Gefahr seinen Beruf zu verfehlen der Vortheil verbunden, daß die endliche Entscheidung für den geistlichen Stand um so gewisser den Willen Gottes erkennen läßt."

Ueber die Berufswahl seines Bruders war Ketteler vollständig beruhigt. Er kannte die Reinheit der Beweggründe, und Richard hatte als Mann und Charakter sich bereits bewährt. Als im Herbste des gleichen Jahres ein Dispens-Gesuch desselben von der Regierung ungünstig beschieden wurde, äußerte sich darüber Ketteler:

„Ich erkenne in dieser Antwort nur die ganz natürliche Folge des Benehmens von Richard, so lange er als selbstständiger Mensch aufgetreten. Wenn dieses Benehmen eine nothwendige Folge seiner Ueberzeugung war, so muß er nun dessen Consequenzen mit Ruhe hinnehmen. Charaktere, aus denen man Bestandtheile des bekannten Pulvers Clemens August in chemischer Zersetzung herausfindet, können auf milde Behandlungsweise keinen Anspruch machen."

Schon vorher, 30. Juli, hatte er seine Anschauung über Richards Entscheidung in die Worte gefaßt:

„Gott hat ihn so eigenthümlich gnädig geführt, ihn so ungewöhnlich rein an Sitten und Gesinnung erhalten, daß ich von seinem Berufe durchaus überzeugt bin; und so möge Er an ihm das Werk vollbringen, das

auch nur Er begonnen hat." In der Freude seines Herzens hatte Ketteler bald nach Empfang der guten Nachricht noch einmal eine Wallfahrt nach Altötting unternommen. An diesem Ort der Gnade, der für seinen eigenen Beruf zum Priesterstand so ausschlaggebend gewesen, wollte er seinen Dank darbringen auch für den Bruder.

Das große Ereigniß mit Richard bot nun aber auch eine angenehme Nebenaussicht. Gleich auf die ersten Nachrichten hin hatte Ketteler derselben Ausdruck gegeben:

„Ich hoffe sehr, daß unsere Wege, die nun so innig verknüpft sind, auch äußerlich für einige Zeit sich vereinigen, und sehe dieserhalb mit Spannung der Entscheidung Richards entgegen. Wenn gute Gründe im Wege stehen, dann dürfte natürlich die Annehmlichkeit unseres Zusammenseins in keiner Weise in Betracht kommen; wenn das aber nicht der Fall ist, dann sehe ich wenigstens nicht ein, warum wir nicht die von Gott uns gegebenen Verhältnisse zur Erleichterung seines Dienstes benutzen sollten. Wilderich meinte zwar, ob nicht seine große Anhänglichkeit an mich ein Grund unserer Trennung sein könnte. Ich gestehe aber offen, diesen Grund nicht ergründen zu können, und muß daher, wenn das Eure gemeinschaftliche Ansicht sein sollte, bitten, dieses Bedenken mir zuvor deutlicher zu machen. Doch wird Richard das alles schon mit tüchtigen Männern überlegen und dann nach dem Willen Gottes einen Entschluß fassen. Fällt dieser gegen sein Hierherkommen aus, so bin ich damit um so mehr zufrieden, als ich für mich selbst vor jeder Zerstreuung etwas zurückschrecke."

Die Entscheidung fiel günstig aus. Richard wollte ohne längern Aufschub mit seinem Bruder Wilhelm sich vereinigen, die Ferienmonate mit ihm auf einer Reise durch's Tirol verbringen und dann an seiner Seite in München die theologischen Studien beginnen. Ein Brief vom 30. Juli verräth darüber Kettelers große Befriedigung:

„Mit großer Sehnsucht sehe ich jetzt der Ankunft von Richard entgegen, dem die nächsten Tage durch die Trennung von Haus noch manche bittere Stunde bringen werden. Doch handelt es sich ja nicht darum, auf Erden die Bitterkeit des Lebens zu beseitigen, sondern sie mit Freuden und selbst mit Liebe zu tragen, und dazu findet er in seinem neuen Berufe alle Mittel vereinigt, die andere Stände nur vereinzelt und stückweise besitzen."

Mit Ende Juli schlossen in München die Collegien. Kettelers rastloser Fleiß war auch in diesem zweiten Semester nicht erlahmt, wie seine noch erhaltenen Hefte glänzend bezeugen. Neben der Moraltheologie bei Prof. Stadtlbauer hörte er in diesem Semester auch das Kirchenrecht bei Phillips und folgte mit großem Eifer den Vorlesungen Reithmayrs über das Evangelium Johannis vom 7.—14. Kapitel und die Briefe des hl. Paulus an die Colosser und die Philipper. Er konnte sich sagen, daß er seine

Ferien verdient habe, als er 15. August zum Wiedersehen mit seinem Bruder nach Tirol aufbrach.

Innsbruck und Meran waren als Mittelpunkte der mannigfaltigsten Gebirgsausflüge gewählt, und da Richard seines Bruders „Passion für Tirol" bald schon völlig theilte, so verlief die ganze Reise unter vorwiegend erfreuenden und wohlthuenden Eindrücken. Von Meran aus kann Ketteler, 9. September, in die Heimath berichten:

„In manches Thal und manche Hütte haben wir die Erinnerung an die geliebten Angehörigen getragen, wo wohl seit der Welt Anfang Eure Namen noch nicht genannt worden. Unter diesen Menschen läßt sich so heimlich das Entfernteste besprechen, als wenn alles eine große Verwandtschaft mit dem hätte, was uns die Heimath so lieb macht.

Schon über drei Wochen sind wir nun am Wandern. Hätten wir nur den Zweck einer Reise vor Augen, dann hätten wir diese Zeit wohl nicht besser anwenden können. Neben vielem, was ich schon gesehen, haben wir herrliche Seitenthäler besucht und Gebirge bestiegen, die mir noch unbekannt waren. Und da auch Richard bald die erste Müdigkeit des Bergsteigens überwunden hatte, so haben wir auf unserer Reise bisher nur alle jene Freuden genossen, die immer der gütige Gott auf diesem Wege dem Menschen zufließen lassen kann. Ein Jammerthal bleibt dabei die Welt freilich auch dort, wo sie dem Menschen noch die reinsten Genüsse darbietet, und kleine Erinnerungen an Kälte auf den Bergen, furchtbare Hitze in den Thälern, große Ermüdungen, kleinliche Mißstimmungen ꝛc. verfehlen nicht, die Wünsche auch über solche Vergnügungen noch immer weit hinauszutragen und zu Gott hinzuführen. Doch ist dies keine Eigenthümlichkeit unserer Reise und wir sind davon keineswegs in einem hohen Grade heimgesucht worden."

Was den beiden Brüdern in diesem schönen Lande besonders wohlthat, hat Ketteler im gleichen Briefe in den Worten ausgesprochen: „Hier ist der Glaube noch wahrhaft lebendig." Er wird nicht müde, die hundert kleinen Züge des Volkslebens aufzuzählen, in welchen er dies bestätigt findet:

„Hier ist noch das ganze äußere Leben so recht in Besitz der Religion. Wer die Irreligiosität, den Unglauben und die Unsittlichkeit nicht aufsucht, kann ganz Tirol durchreisen, ohne sie anzutreffen; ein Umstand, der das hiesige Leben besonders scharf von dem unseres Volkes unterscheidet, das von einem tief religiösen Bedürfniß doch Gott Dank auch noch durchdrungen, aber so vieler eigenthümlichen Erscheinungsformen des katholischen Glaubens durch die Macht der Verhältnisse beraubt ist. Dazu gehören vor allem die verschiedenen Ordensgeistlichen, namentlich aber die Kapuziner und Franziskaner, die man in jedem Oertchen antrifft. Kapuziner gibt es gegenwärtig über dreihundert in Tirol. Kirchen und Kapellen werden in ächt katholischer Weise zu jeder Tageszeit benutzt und sind zu diesem Zwecke fortwährend geöffnet. Eine bei Tage geschlossene Kirche kennt man hier nicht. Fast nie, auch nicht in den entlegensten Kirchen, findet man sich lange allein; wenigstens trifft man irgend ein altes Mütterchen, das ihr Gebet zu Gott erhebt."

Auch die alten Gedanken und Betrachtungen wachten bei Ketteler wieder auf, nur so, daß jetzt das religiöse Moment alle übrigen Empfindungen überwog: „Jeder angenehme Eindruck, den mir Tirol schon früher gemacht, ist auf diesem Wege in mir gestärkt und gehoben worden, und ich weiß nicht, ob ich mehr Freude an den schönen Gebirgen oder dem tüchtigen katholischen Volke habe, das sie bewohnt. Noch mehr aber als ihrer Schönheit wegen sind mir die Berge theuer und werth als mächtige Schutzwehren gegen alle Niederträchtigkeiten der Civilisation, als Mauern, hinter denen in ungeschwächter Kraft der alte Glaube und mit ihm alte Sitte, Ordnung und Gewohnheit sich gegen die in aller Welt überfluthende Verflachung erhält. Wenn die entnervten Papierseelen jetzt alle Zeitungen in Deutschland vollschreiben von der wieder erwachenden deutschen Gesinnung, von der deutschen Ehrlichkeit, Treue und Einfalt, während sich ein so schauderhaftes Lügengewebe und Lügenleben über ganz Deutschland verbreitet, daß wir selbst die schlauen Römer zu Tölpeln machen, so muß man in der That nach Tirol gehen, um eine Vorstellung von dem alten Deutschland zu bekommen, wie auch um zu erkennen, wem und welchem Glauben die sogenannten deutschen Tugenden ihr Dasein verdanken."

Es war der bestimmte Plan der beiden Brüder gewesen, die Reise durch längere Exercitien in Innsbruck zu beschließen, entsprechend Kettelers Vorsatz vom vorigen Jahre und zur Einleitung für Richards theologische Laufbahn. Große Umgestaltungen und Raummangel im Collegium zu Innsbruck machten dies jedoch für jetzt unmöglich. Dafür entschädigte einigermaßen der tiefe Eindruck eines Besuches, zu welchem die Reise durch Wälsch-Tirol nach Mailand die Gelegenheit bot. Am 10. Oktober 1839 hatte Ketteler mit großer Erbauung in Kaltern Maria Mörl besucht. Jetzt suchte er mit seinem Bruder in Capriana die Domenica [1]) auf. Beide Wanderer waren von dem, was sie sahen und beobachteten, tief ergriffen [2]).

Am 20. Oktober waren die beiden Wanderer wieder in München und so glücklich, für das angehende Wintersemester gemeinsam in dem befreundeten Phillips'schen Hause Wohnung nehmen zu können. Einzelne Collegien wie die Kirchengeschichte bei Döllinger [3]) hörten sie gemeinsam; gemeinsam waren ihre Kirchgänge, Windischmann der Berather und Beichtvater beider. Eine besondere Bedeutung erlangte von jetzt an, seit Ketteler nicht mehr Einsiedler, die gemeinsame Theestunde, wo die beiderseitigen Eindrücke und die gemeinsamen Interessen traulich besprochen wurden. Wiederholt kommt Ketteler auf diese erquickendste Stunde seiner strengen Tagesordnung zurück, wie in seinem Briefe vom 8. Januar 1843:

---

1) Ueber diese vielgenannte Stigmatisirte vgl. Beda Weber, Charakterbilder (Frankf. 1853) 195 f.

2) Vergl. Raich, Briefe 125, vergl. ebenda 39.

3) Auch in diesem Semester hörte Ketteler bei Döllinger zwei verschiedene Collegien, neben der Kirchengeschichte auch die „Theologische Literärgeschichte". Das Collegienheft Kettelers vom 7. November 1842 bis 29. März 1843 ist überaus fleißig geschrieben und bezeugt das Interesse, mit welchem er folgte.

„Unsere vaterländischen Verhältnisse geben uns oft Stoff zu sprechen, und in Richard ist noch eine hinreichend lebendige politische Ader, um meine, die schon ganz in den letzten Zügen lag, hie und da anzufrischen. Freilich würde dies nicht sehr lange anhalten, und wenn wir noch ein Jahr zusammen wären, die Politik wohl ganz zu Grabe getragen sein. — . . . . Eine viel angenehmere Conversation, als die Politik, bietet uns die Kirchengeschichte, von der wir in diesem Semester den Theil von Gregor VII. bis zur Reformation durchnahmen. Sie hat uns für unsere Theestunde schon oft das Thema zur angenehmsten Unterhaltung geboten, da ja doch namentlich diese Periode für uns Deutsche so außerordentliches Interesse hat. Meine Ignoranz preßt mir dabei manchen Seufzer über verlorene Zeit ab, die ich überhaupt täglich mehr zu beklagen Ursache finde. Wie viel geistreicher und lehrreicher hätte ich, ohne den Vergnügungen den mindesten Abbruch zu thun, so viele, unzählig viele Stunden anwenden können!"

Mehr noch als die kirchlichen Fragen der Vergangenheit fesselten die der Gegenwart. Die Eindrücke und Erregungen vom November 1837 wirkten noch immer in den beiden Männern fort. Als im ersten Frühling 1843 Clemens Augusts Schrift „Ueber den Frieden unter der Kirche und den Staaten" erschienen war, hatte die gute Mutter sofort ihren Söhnen ein Exemplar nach München geschickt. Ketteler war davon entzückt:

„Ich kenne das Urtheil meiner Umgebung darüber noch nicht; sie sind aber alle zu katholische Männer, als daß es ein sehr verschiedenes sein könnte. Richard und ich haben das Buch mit wahrem Heißhunger verschlungen, und wenn es erst seinen schnellen Verlauf durch die Reihen der Bekannten gemacht hat, so will ich es mir noch tief und tiefer einprägen. Das Buch scheint mir von ungeheuerer Bedeutung zu sein und tausend Werke der Gelehrten aufzuwiegen. Ich kann nicht beschreiben, welche Freude ich in mir empfinde, solche Grundsätze wieder einmal von einem Kirchenfürsten ausgesprochen zu sehen und dazu von einem solchen. Neues hat der Erzbischof zwar nicht gesagt, aber sein unendliches Verdienst ist es eben, daß er das Alte nicht länger mehr verschwiegen hat. Erst wenn die Kirche ihre Grundsätze wieder so offen und klar mit allen ihren Consequenzen der Welt vor Augen legt, kann sie werden, was sie sein soll, wenn auch vielleicht zunächst ein Kampf auf Leben und Tod entsteht. Aber der Tod kann ja nie das Loos der Kirche sein und so braucht sie einen solchen Kampf nicht zu fürchten. Ich habe immer die unerschütterliche Ueberzeugung gehabt, daß es ein Verrath an Christus sei, wenn so viele Kirchenobern einen Theil des ihnen von Christus übergebenen Auftrages, wegen irgend einer Rücksicht auf Erden, unerfüllt lassen. Zu dieser Ansicht tritt nun die Autorität eines Mannes, den der heilige Geist nicht nur zu einer der höchsten Stellen seines Reiches auf Erden berufen, sondern den er zugleich auch zu dem auserlesensten Werkzeuge seiner Lenkung und Leitung der Kirche in dieser Zeit gemacht hat. Warum sollte uns, wenn unser Glaube wahr ist, daß die Kirche und der Geist, der sie lenkt, ewig ist, diese Stimme weniger Gewicht haben, als die der alten Kirchenlehrer? In der That, mir ist dieses Urtheil über das so unendlich schwer zu besprechende Verhältniß der Kirche in den

Staaten nicht das eines bloßen Menschen, sondern das eines auserlesenen Werkzeuges des heiligen Geistes, und mit unendlichem Jubel erfüllt mich der Gedanke, daß meine eigenen Grundsätze jetzt nicht mehr blos dies sind, sondern bestätigt und bekräftigt durch die Autorität der Kirche. Was aber aus diesem Lebensfunken werden wird, weiß Gott, der ihn durch den Erzbischof in die Welt hinein gelegt hat. Wie das einzige wahre, unerschütterliche Fundament der Staaten, so enthält die Kirche, wenn sie bekämpft wird, auch die Zerstörung der Staaten. Jedenfalls kann es nicht fehlen, daß der Ausspruch des Erzbischofs Wiederhall finde in Millionen Menschenherzen, und was dieser Keim dort erzeugen werde, muß die Zukunft lehren. Möchten doch die Welt und ihre Lenker an diesem ihrem Tage noch erkennen, was ihr allein zum Heile gereichen kann!"

Die Plauderstunde der „theologischen Brüder", wie sie scherzweise sich nannten, gewann noch durch den Anschluß eines theologischen Vetters. Das Semester war bereits im Gang, als Graf Leopold Spee, der nachmalige Aachener Stiftsherr, gleichfalls zum Zweck theologischer Studien in München eintraf. Die Freude über dieses Eintreffen war groß, und durch seine Theilnahme an der Theestunde verlebte man Drittsammt „einige recht angenehme Abende". Aber schon nach acht Tagen blieb er aus; er war krank geworden, und an die Stelle gemüthlicher Zusammenkünfte trat der Krankenbesuch. „Denn wenn dies (Erkranken)," schreibt Ketteler 8. Januar 1843, „auch in keinem Moment gefährlich war, so nahm es doch jeden freien Augenblick um so mehr in Anspruch, als wir ja hier seine einzigen Bekannten sind." Schon als Ketteler dies schrieb, war Graf Spee auf dem Wege der Genesung. Er blieb dann auch bis zum Schluß des Semesters in München, im nahen Verkehr mit den Brüdern v. Ketteler, deren freie Zeit er zum großen Theil gemeinsam mit ihnen zubrachte.

Außer der Erkrankung des Grafen Spee war noch ein anderer Umstand, welcher das idyllische Zusammenleben der Brüder ein wenig beeinträchtigte. Richard v. Ketteler war einst beim Militär eingetreten, ohne seine Gymnasialstudien zum Abschluß gebracht zu haben. Jetzt aber bedurfte er, um als Priester in der Heimathsdiöcese angestellt werden zu können, des Abiturientenzeugnisses. So gut er auch begabt war, empfand er es doch, nach sechsjährigem Soldatendienst, bei gereiftem Alte ebenso lästig als zeitraubend, die Gymnasialstudien nochmals aufzunehmen. Er kam bei der Regierung um Dispens ein, dieselbe wurde aber rundweg abgeschlagen. Ketteler äußert sich darüber im Oktober 1842 gleichmüthig und gefaßt:

„Gott gebe, daß sich ihm keine größeren Hindernisse wie dieses in Weg stellen. Auf Hindernisse müssen wir bei jedem Schritt unsers Lebens zählen und jemehr Hindernisse, desto sicherer können wir darauf bauen, daß unsere Wege nicht die Wege der Welt sind, sonst würde sie uns nicht entgegen treten. . . . Wie sich die Sache entwickelt, weiß ich noch nicht; glaube aber kaum, daß ein

Abiturienten-Examen für ihn zu vermeiden sein wird, da mir jeder Bitt- und Gnadenweg nun einmal nicht nach dem Sinne steht. Er könnte neben der Vorbereitung zu diesem Examen zugleich theologische Studien beginnen und namentlich die philosophischen, die selbst nach preußischen Schulordnungen damit verbunden werden können. Richard geht diesen neuen Hindernissen mit der Ruhe entgegen, die ihm Gott in's Herz gegeben, und ist mit mir davon durchdrungen, daß Gott solche Kreuze nur schickt, die unsern geistigen Bedürfnissen besonders entsprechen, und daß es gerade für ihn vielleicht ein Gott wohlgefälligeres Werk ist, ein einfältiges Abiturienten-Examen zu machen, als in einer hohen kirchlichen Stellung unter dem Aufsehen der ganzen Welt auf eine Festung geschleppt zu werden. Wer sich Gott mit Ernst widmet, den nimmt Gott auch in ganz besondere Behandlung, von der dann die Welt nichts mehr, und nur das eigene Herz alles versteht."

Richard nahm muthig das Kreuz auf sich und bei Erwähnung der gemeinsamen Studien, 8. Januar 1843, bemerkt Ketteler:

„Dabei habe ich immer meine Freude an Richard, der, einmal über das Abiturienten-Examen hinweg, leicht sehr große Fortschritte machen wird. Jetzt muß er freilich fast seine ganze Zeit den Sprachstudien zuwenden, was er ohne irgend eine Klage mühsam und fleißig thut. Ich zähle sicher darauf, Gott werde die Dinge so leiten, daß man ihm, wenn er in den alten Sprachen bestanden, wenigstens die andern Fächer erlassen werde, denn das Studium dieser so ganz nutzlosen Gegenstände würde ihn entsetzlich aufhalten."

Ueberhaupt erwähnt Ketteler in seinen vertrauten Briefen dieses Bruders stets mit gesteigerter Hochachtung. Nach mehr denn halbjährigem Zusammenleben schreibt er einmal über ihn nach Hause:

„Eine unbeschreibliche Freude hat es mir gemacht zu sehen, wie wirksam gnädig Gott das Leben von Richard leitet. Die Consequenzen, die mit dem Entschluß Geistlicher zu werden verbunden sind, sind viel größer, als man es ahnt, bevor man zu demselben kömmt. Nicht das kleinste Theilchen darf davon unberührt bleiben. Du kannst Dir denken, daß schon meine Liebe zu Richard es mit sich brachte, ihn recht scharf dabei zu beobachten, wie er eben diesen Kampf durchführe. Gott wolle fortfahren ihn so gnädig zu bedenken, ihn so unermeßlich liebreich zu leiten wie bisher; dann zweifle ich nicht, daß er einmal ein recht wirksames Werkzeug zu seiner Ehre werden wird. Nebenbei macht es mir auch große Freude zu sehen, wie große Fähigkeiten ihm Gott gegeben hat, um in seinem Dienste wirksam zu sein."

Kaum war mit dem Anfang April 1843 das Ende des Semesters herangerückt, da machten sich die beiden Brüder wieder auf den Weg nach Tirol, aber diesmal nicht zum Vergnügen, sondern zur Abhaltung der Geistes-Uebungen, welche im vorigen Herbst hatten unterlassen werden müssen. Am Ostersonntag kann Ketteler darüber in die Heimath berichten:

„Unser hiesiger Aufenthalt war für uns wieder mit sehr großen Freuden jeder Art verbunden. Es ist halt ein einziges Land — das Tirol; schön und groß in allem, was Gott den Menschen auf Erden nur zuweisen kann. Sechs volle Tage haben wir bei den Jesuiten gewohnt. Die

übrigen Tage haben wir damit zugebracht, so viel wie möglich an allen Feierlichkeiten der Charwoche Antheil zu nehmen und dann noch viele angenehme Bekanntschaften zu machen."

Unter diesen Bekannten nennt Ketteler neben dem Grafen Reisach, einem Onkel des Eichstätter Bischofs, besonders die Redemptoristen, bei welchen er „einige kapitale Männer" kennen gelernt habe, und deren „unbeschreiblich liebenswürdiger" Rektor Madlener ihm einen bleibenden Eindruck zurückließ. Das Ereigniß dieser Reise waren und blieben aber die vom 7. bis 12. April mit männlichem Ernste abgehaltenen Exercitien, über welche Ketteler selbst sich ausspricht:

„Am meisten haben wir aber natürlich wieder mit den Jesuiten verkehrt, wo ich mich ganz besonders freute, den Mann wieder zum Führer während der Exercitien zu erhalten, der mich schon vor 1 ½ Jahren geleitet hatte. Mir hat Gott unter den großen Gnaden, die er im ganzen Leben mir erwiesen, nach meiner Einsicht nie eine größere zugetheilt als diese geistlichen Uebungen. Man muß sie öfter machen, um ihren ganzen Geist zu durchdringen, und so glaube ich mich auch jetzt noch tiefer in sie hineingedacht zu haben. Auch Richard ist von ihrer Bedeutung ebenso wie ich durchdrungen. Ich bin überzeugt, daß er von nun an mit noch viel größerer Klarheit auf die Bedeutung des geistlichen Standes für sein ganzes Leben hinblicken wird. Wir werden nun gemeinschaftlich unser Leben noch besser verstehen, noch besser es einsehen, von welchem einen Grunde unser ganzes Thun ausgehen, nach welchem einen Ziele unser ganzes Leben hinstreben muß. Denn diese Einheit in dem Grunde und dem Ziele des ganzen Lebens zu bewirken ist die alleinige Absicht der Exercitien."

Mit frischer Kraft ging es in's Semester, das nach Wilhelm v. Kettelers Plan für seine Universitätsstudien das letzte sein sollte. Schon zur Zeit der Jahreswende hatte er sich mit seinen Angehörigen darüber auseinandergesetzt und 8. Januar 1843 auch an seine Schwester geschrieben: „Meine Seminarprojekte wirst Du wohl gebilligt haben. Wenn ich auch zum Eintritt im Herbst noch nicht befähiget bin, so werde ich wohl in Münster oder auf dem Lande meine Studien fortsetzen, bis ich damit soweit bin, um eintreten zu können. Ich hätte sehr gerne noch ein Jahr den Studien zugesetzt, aber mein Alter drängt und so muß ich abwarten, wie sich mir der Wille Gottes in den Verhältnissen kund geben wird." Das Verlangen, noch länger den Studien zu leben, regte sich zwar zuweilen noch mächtig, aber sein Entschluß war das Resultat reiflicher Erwägung und stand fest. Am Ostertag 1843 schrieb er hierüber von Innsbruck aus:

„Wenn es nicht gegen mein Princip wäre, in unverschuldeten Verhältnissen etwas anderes zu wünschen oder etwas zu bedauern, so würde ich jetzt sehr gern auf einige Zeit mit Richard zusammen nach Rom gehen, um dort

unsere Ausbildung fortzusetzen. Es scheint mir aber nicht Gottes Wille zu sein, während die Vernunft sehr viele Gründe dafür anzuführen weiß."

So rüstete er sich denn zum Abschied von der Universität und Stadt München. Am 4. Juli nahm ihn Windischmann als Direktor in die bei der Liebfrauenkirche bestehende „Bruderschaft des hochheiligen und unbefleckten Herzens Mariä zur Bekehrung der Sünder" als Mitglied auf. Am 27. Juli war das letzte Collegienheft abgeschlossen, gegen Abend des gleichen Tages stand Ketteler zum letzten Mal am Beichtstuhl Windischmanns. Es war dies für ihn ein Ereigniß, dessen Andenken er schriftlich niederlegte:

„Heute Abend 6 ½ Uhr, den 27. Juli 1843, zum letzten Mal bei Windischmann gebeichtet. Er hat mich vorzüglich auf folgende drei Punkte aufmerksam gemacht:

1) Nie bei meiner Vorbereitung zur heiligen Communion nachzulassen.
2) Immer mein eigenes Seelenheil vor allem andern im Auge zu behalten.
3) Mich immer dem Sakramentalischen Gehorsam, wenn auch gegen einen ganz einfachen, wenn nur guten Priester zu unterwerfen."

---

3. Im Clerical-Seminar 1843—1844.

Nicht lange war Ketteler nach Münster zurückgekehrt, so ersuchte er den jungen Priester Wilhelm Stumpf, welcher gerade als Hauslehrer die Söhne der Gräfin Galen, seine Neffen, in ihren Studien leitete, ihn mit einem der Theologie-Candidaten bekannt zu machen, welche gleich ihm selbst der demnächstigen Aufnahme ins Seminar entgegensähen. Stumpf führte ihm seinen jüngeren Bruder Ferdinand zu, der bald zu Ketteler in ein recht freundliches Verhältniß trat und während Kettelers Aufenthalt in Münster bis zum Eintritt ins Seminar bei den täglichen Spaziergängen sein Begleiter war. So konnte sich Ketteler über vieles orientiren und in den Gesichtskreis seiner künftigen Mit-Alumnen etwas hineinleben. Wiewohl nur 3 Semester zählend, war Ketteler bei der Aufnahme-Prüfung ins Seminar der sechszehnte unter den 34, die im Oktober 1843 daselbst eintraten. Mit ihnen verblieb noch eine Anzahl neugeweihter Priester, welche bis zur Anstellung ein zweites Jahr im Seminar zuzubringen hatten.

Regens des Seminars war zur Zeit Joh. Heinrich Schmülling. Derselbe war bereits im Alter vorgerückt, von den Alumnen deßhalb stets „der Alte" genannt, und nicht ohne mancherlei Eigenheiten, wirkte jedoch

schon durch „seine gesammte Persönlichkeit wohlthätig sowohl auf die Theologie-Studirenden als auf die Alumnen des Seminars“ [1]).

„Er war im Seminar ein sehr geachteter, väterlich wohlwollender und sorgfältiger Vorstand der Alumnen, hielt streng auf gute Ordnung und Sitte, erbaute sehr durch sein würdiges, andächtiges Vorbeten der Abendgebete, wobei er auch Stoff für die Betrachtung am folgenden Morgen zu diktiren pflegte. Er wohnte auch regelmäßig den praktischen Uebungen der Alumnen im Predigen und Katechisiren bei und gab dabei mit Klarheit und Bestimmtheit sein Urtheil ab. Im Uebrigen überließ er den Unterricht und die praktischen Uebungen in der Liturgik, im Ritus, Pastoral und Pädagogik dem Subregens [2]).“ Dieser Subregens war Hölling, den noch Overberg ans Seminar berufen und der mehrere Jahre an dessen Seite gearbeitet hatte.

Neben den Uebungen des Seminars waren die Alumnen gehalten, während eines Jahres an der Akademie die Vorlesungen über neutestamentliche Exegese und über Pastoraltheologie zu hören. Die ersteren hielt Schmülling in seiner mehr philologischen Weise. Dafür entschädigte sich Ketteler an den Vorträgen des Domkapitular Kellermann über Pastoral, die ihm überaus anregend waren und über die er oft seine Freude äußerte. Namentlich das Kapitel über den „Krankenbesuch“ entzückte ihn.

Für die Mit-Alumnen war der ehemalige Cavalier, der vielgereiste und viel erfahrene Mann von 32 Jahren mit seiner vornehmen Herkunft, seiner weltmännischen Bildung und seiner mächtigen fast fleischlosen Ascetengestalt natürlich eine imponirende Persönlichkeit. Ketteler gab sich jedoch von Anfang an die größte Mühe, jeden Unterschied verschwinden zu lassen. Nicht nur begegnete er allen mit Freundlichkeit und selbst Bescheidenheit, er legte auch Werth darauf, mit allen auf dem Dutz-Fuße zu stehen, was er auch später als Bischof von Seiten seiner Mit-Alumnen beibehalten wissen wollte. Auch harmlosen Spielen, mit welchen zuweilen an Winterabenden die Seminaristen die Erholungsstunde ausfüllten, entzog er sich nicht, sondern machte alles mit wie die übrigen. Am meisten aber liebte er es, einen engeren Kreis von gleichgestimmten Bekannten um sich versammelt zu sehen, mit denen er über die Lage und Bedürfnisse der Kirche, über die Pflichten des Priesters oder über Fragen des geistlichen Lebens in sehr anregender und lehrreicher Weise sich unterhielt. Diejenigen, die von allen damaligen Seminaristen ihm am nächsten standen, und bis zu seinem Tode mit ihm

1) Hipler, Joh. Heinrich Schmülling, der Nachfolger Overbergs, Braunsberg 1886 S. 191.

2) Hipler a. a. O. 211 aus einem Briefe des Cardinal Melchers.

in den freundlichsten Beziehungen blieben, waren Ferdinand Stumpf [1]) und Gottfried Wesener. Beide haben von seinem Leben im Seminar übereinstimmende Berichte hinterlassen. Wesener schreibt:

„Ein kleines schmales Stübchen mit einem Fenster in einem abgelegenen Theile des Seminars, von den Alumnen „Ober-Sibirien" genannt, beherbergte ihn. Für die Zeit der Studien im Winter, am Morgen und Abend und während des Tages in den Silentien wohnte er mit den übrigen in dem sogenannten „Museum", einem großen geheizten Saale, welcher in Bretter-Verschläge, „Kasten" benannt, die immer je drei aufnahmen, abgetrennt war.

Hier in diesem Kasten fand man ihn schon jeden Morgen um 4 Uhr, wenngleich die Seminaristen erst um 5 Uhr geweckt und 5½ Uhr zur Betrachtung in die Hauskapelle berufen wurden. In der letzten Hälfte dieser Frühstunde hörte ich, da ich meinen Kasten ihm gegenüber nur durch ein Brett getrennt hatte, ihn schreiben, wie er denn überhaupt während seines Seminarlebens viel mit der Feder zu arbeiten pflegte.

Mit der größten Pünktlichkeit befolgte er die im Seminar vorgeschriebene Tagesordnung. Er wußte die Zeit auf das sorgfältigste und lehrreichste, durch Gebet, Lesung und Studium zuzubringen, während er die Zeit der Erholung andern lehrreich und interessant zu machen suchte . . .

Bei Tische, wo im Seminar zu Münster damals keine öffentlichen lauten Lesungen stattfanden, sondern jeder für sich dieselben vornahm, las er gewöhnlich die Historisch-politischen Blätter, oder sonstige ausgezeichnete Werke der Tagesliteratur. Was er hier Nützliches und Interessantes gefunden hatte, pflegte er uns dann mitzutheilen, und knüpfte daran seine weiteren Auseinandersetzungen, Vergleichungen und Beleuchtungen mit vergangenen und gegenwärtigen Zeitverhältnissen.

Tief war der Herr v. Ketteler als Seminarist durchdrungen von der Ohnmacht des armseligen Menschen und von dem Bedürfnisse der Gnade Gottes. Deßhalb betete er außerordentlich viel und suchte durch seinen Eifer in dem Herzen derer, welche mit ihm verkehrten, den Gebetsgeist mächtig anzuregen.

Er stiftete unter den Seminaristen den lebendigen Rosenkranz. Im Sommer des Jahres 1844, wo nach der Gewohnheit des Seminars die

---

1) Auf einem alten vergilbten Blatt aus Kettelers späterer Bischofszeit stehen in kaum lesbaren Zügen mit Bleistift geschrieben, wie es scheint als Entwurf der Aufschrift für ein Geschenk, die Worte: „Meinem liebsten Freunde dem Pfarrer Stumpf in Hopsten, neben dem ich im Seminar sitzend mich auf eine glückselige Priesterweihe vorbereitet habe, welcher dann mein Nachfolger in der mir unvergeßlich gebliebenen geliebten Pfarrei Hopsten geworden, mit dem ich seitdem immer in innigstem Freundschaftsverhältniß gestanden bin."

Alumnen einen Ausflug auf das Land zum Vergnügen machten, wurde auf dem Rückwege nach Hause der Rosenkranz gemeinschaftlich und von Herrn v. Ketteler laut vorgebetet. Das war in damaliger Zeit ein Ereigniß zu nennen, weil gebildete und namentlich studierte Leute nicht wagten, diese Waffe des Rosenkranzes öffentlich zu zeigen, viel weniger öffentlich zu gebrauchen.

Auch hatte er im Seminar einigen wenigen Alumnen sich angeschlossen, welche sich in Predigt-Vorträgen privatim übten, ohne daß es von den Vorgesetzten gefordert wurde.

In der Stille des Seminarlebens war er auf das eifrigste bemüht, seine Seele nach dem Leben der Heiligen unserer hl. Kirche zu bilden und seine Mitalumnen dazu zu ermuntern. Er sprach damals einen heiligen Gedanken aus, den er aus den theologischen Vorlesungen zu München mitgebracht hatte und dessen Ausführung er uns ans Herz legte. Jeder junge Geistliche möchte sich aus den vielen Heiligen einen herauswählen, welcher ihm besonders zusage, mit dessen Leben sich durch genaues Quellen-Studium vertraut machen, in das Leben des Heiligen selbst sich hineinleben, nach langjährigem Studium und Leben eine Biographie desselben verfassen und der christlichen Mitwelt durch Herausgabe derselben bekannt machen [1]. Auf diese Weise würden wir ein allseitig behandeltes Leben der Heiligen, welches das innere Leben und die allmähliche Entfaltung und Vollendung derselben uns aufdeckte, bekommen, während jetzt so manche derartige Bearbeitungen mangelhaft erschienen.

Der vorwiegende Gegenstand seiner Unterhaltungen während seines Seminarlebens war die Lage unserer heiligen Kirche in unserem deutschen Lande, wie der Bureaukratismus die Kirche so gefesselt habe, und wie die Kirche, seitdem sie durch den glorreichen Kampf des Erzbischofs Clemens August angefangen, sich der vielen Fesseln zu entledigen, auch jetzt den Kampf fortsetzen und vollenden müsse, um ihr reiches Gnadenleben in aller und jeder Hinsicht entfalten zu können. Er schilderte uns, noch 4 Jahre vor dem Sturme von 1848, wie durch Volksmissionen und Exercitien, welche damals bei uns kaum dem Namen nach gekannt waren, das gläubige Volk und der Clerus überall geheiligt werden müsse [2]."

---

1) Er selbst scheint sich den hl. Karl Borromeo dafür ausgewählt zu haben, über dessen Schriften und Lebensbeschreibungen er noch als Bischof Nachforschungen anstellen ließ. Die diesbezügliche Correspondenz aus dem Jahre 1858 stimmt mit dem hier entwickelten Plan.

2) Während der Jahre, welche er zu Brig im Wallis verbrachte, zum Theil auch in Tirol, hatte Ketteler diese und andere Mittel der außerordentlichen Seelsorge in voller Uebung gesehen und konnte sich einigermaßen von deren Wirkung auf das Volk einen Begriff bilden.

Der einzige Brief von Kettelers Hand, der aus dieser Zeit bekannt geworden, ist ganz erfüllt mit dem Gedanken an das Uebernatürliche. Er war veranlaßt durch einen Trauerfall in der Familie und trägt das Datum des 6. Januar 1844:

„O vermöchten wir einen Augenblick mit den geistigen Augen das Leben zu erschauen, das Christus in den Wiedergeborenen begründet und mit seinem Fleische und Blute das ganze Leben hindurch genährt hat — wie könnten wir dann noch in dem Hinwegfallen des Körpers einen Tod erkennen und beweinen! Wie wunderbar schön muß oft in solchen Klöstern, wo das geistige Leben einen hohen Grad der Ausbildung erlangt hatte und ein starker Glaube schon in annäherndes Schauen übergegangen war, das Hinscheiden eines heiligen Bruders gewesen sein! Ja, wir stecken noch viel, viel zu tief in einer starren, ungeistigen sinnlichen Auffassung der Dinge fest. Welche Macht hat noch die sinnliche Trennung und Vereinigung auf uns, obwohl sie in durchaus gar keiner Beziehung zur Wahrheit, d. i. zur wahren Verbindung in Christo Jesu steht! . . . Keinen Namen gibt sich unser Heiland lieber als solche, die das Leben ausdrücken, das er der Welt zugetragen, und alle andern Gaben wären nichts, wären Staub und Asche, wenn diese fehlte. Dieses neue Leben ist es, das wir uns gewöhnen müssen in unsern lieben Angehörigen zu erkennen und allein zu lieben. Dieses Leben vermag uns aber keine Gewalt zu nehmen, am wenigsten der Tod des Leibes. . . . Nicht den Leib, der auch im Besten gegen den Geist ankämpft, sollen wir lieben, sondern den Geist, der ja doch schon hier auf Erden fast um so mehr unserm Verkehr entzogen ist, je inniger er mit Christus vereinigt ist."

Zum ersten Male schließt der Brief mit dem Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus!"

So kam die Zeit der heiligen Weihen heran. Am 29. Februar 1844 erhielt Ketteler die vier niederen Weihen; am Samstag, 2. März, im Dom von Münster das Subdiakonat. Seine gute Mutter wohnte der Feier bei, auch seine Schwestern und sein Bruder Max. An diesem Tage war Ketteler bei den Seinigen zu Tisch; am Abend fuhr er mit der Mutter zur Fasten-Andacht in der Liebfrauenkirche nach Ueberwasser. Fünf Tage später, 7. März, eben aus dem Colleg heimkehrend, erfuhr er durch seinen Bruder, die Mutter sei ernstlich erkrankt. Sofort eilte Ketteler zu der Kranken; die Nacht verbrachte er an ihrer Seite, während die Brüder im Vorzimmer sich bereit hielten. Für die folgende Nacht übernahm eine barmherzige Schwester die Pflege, aber auch Ketteler war die ganze Nacht über zur Stelle; dreimal brachte er den Schwestern Nachricht. Bis zum nächsten Abend waren auch die Brüder Clemens, Wilderich und Richard eingetroffen. Während des Tages besuchte Ketteler, trotz der wachsenden Sorge um die Mutter, gewissenhaft seine Collegien, aber die freien Stunden war er an ihrer Seite, um mit ihr zu beten. „Ich mußte ihr sehr viel vorbeten," heißt es zum dritten Mal am 11. März in seinen Aufzeichnungen, „zuerst viele Krankengebete aus dem „Baumgarten", dann die

sieben Bußpsalmen; endlich nahm sie selbst den Vacatenus, um uns ein Gebet zu zeigen . . . das Gebet vor den Bußpsalmen. Ich mußte endlich gewaltsam abbrechen . . . Sie schien mir in diesem Augenblicke so gefaßt und klar und ruhig über ihren ganzen Zustand, daß ich mich des bestimmten Gefühles ihres Todes nicht erwehren konnte."

Am 12. März empfing die Kranke „mit allem Bewußtsein" die Sakramente der Sterbenden. Sie litt schwer, und mit ihr die ganze Umgebung; namentlich die Nächte waren böse. Als Ketteler in der Frühe des 13. März zur hl. Messe ging, sagte sie ihm, er möge beten, daß Gott sie den Ihrigen noch erhalte. Sie habe nie so gelitten. Er war an ihre Seite zurückgekehrt, als mit einem Male der Schmerz nachließ. Die Kranke sank in Schlummer, aus dem sie sanft hinüberging. Ketteler, noch im rechten Augenblick gerufen, drückte ihr die Augen zu. Die beiden folgenden Tage verbrachte er zum großen Theil an der Seite der Leiche. Samstag den 16. März half er selbst, die theuere Leiche in den Sarg legen; es waren eben 14 Tage seit seiner Weihe. Beim Todten-Amt für die Mutter fungirte er zum ersten Mal als Subdiakon am Altar. Montag den 18. März fand zu Harkotten das Begräbniß statt [1]). Für Ketteler war es die Vorbereitung zu seiner Diakonats-Weihe, welche am 10. April 1844 Weihbischof Melchers im hohen Dom ihm ertheilte.

Am 11. Mai schreibt er tröstend an seine kranke Schwägerin:

„Es sind freilich oft furchtbar schmerzliche Mittel, die Gott anwendet, und dazu gehört gewiß in hohem Grade Deine Krankheit. Aber wenn Er nur endlich unser Herz so bereitet, daß es würdig ist mit Ihm vereinigt zu werden, wie klein wird uns dann die Spanne Zeit unserer Wanderschaft, wie gering selbst das größte Leiden für einen solchen Lohn erscheinen! Ich verlange recht nach der Zeit, Dich, liebe Paula, wieder einmal zu sehen. Was liegt nicht alles zwischen der Zeit unsers letzten Zusammenseins und dem heutigen Tage, und doch ist es auch damit wie mit Deiner Krankheit: viel Schmerzen für den natürlichen Menschen, die mit dem Winde vorübergehen, viele Freude für den geistigen Menschen, eine Freude, die ewig andauern wird! Ich möchte wahrhaft unserem Mütterchen den höchsten Schatz, den Tod der Gerechten, nicht wieder rauben. Gelobt sei Jesus Christus!"

Samstag den 1. Juni 1844 folgte die Priesterweihe. Seine Seminarsfreunde Stumpf und Wesener wurden am gleichen Tage geweiht. „Wenn je einer," so schrieb später Ferdinand Stumpf, „so hat Ketteler sich mit dem größten Ernste auf die Erlangung der priesterlichen Würde vorbereitet."

Tags nach der Weihe, am Dreifaltigkeits-Sonntag, den 2. Juni 1844,

1) Unter dem Titel „Einige Notizen über Mütterchens Tod" hat Ketteler aus jener Zeit zwei handschriftliche Berichte über den Verlauf der letzten Krankheit seiner Mutter hinterlassen. Beide combinirt, sind von Dr. Raich in Kettelers Briefsammlung aufgenommen worden. Vgl. Briefe S. 140.

feierte er in der fürstbischöflich v. Galen'schen Kapelle im Dom sein erstes heiliges Meßopfer; seine nächsten Freunde dienten ihm dabei; das weiße Meßgewand, das er trug, war von seinen beiden Schwestern Gräfin Merveldt und Gräfin Galen gefertigt. Im Seminar unter den Alumnen, wie im Ketteler'schen Familienkreise wurde der Tag festlich begangen.

„Am Abend dieses heiligen Tages," erzählt Wesener, „hatte ich noch die Freude, einige Zeit bei ihm allein auf seinem Stübchen zuzubringen. Gar sehr bewegt war sein Herz von heiliger Freude und Wonne. Er zeigte mir das Bild seiner seligen Mutter, welches man von ihr als Leiche abgenommen hatte, und das Meßgewand, welches aus dem schwarzen seidenen Kleide der hochseligen gefertigt, ihm von seinen Schwestern geschenkt war, und gedachte ihrer mit so liebendem, treuen Kindesherzen."

Einstweilen blieben die neugeweihten Priester noch im Seminar, allein es fehlte ihnen nicht an Gelegenheit, in den seelsorglichen Verrichtungen sich zu üben. Bereits als Diakon hatte Ketteler einmal öffentlich die Kanzel bestiegen. „Seine erste Predigt im Jahre 1844," schreibt 27. November 1877 eine alte Dienerin des Hauses, „am (zweiten) Sonntag nach Ostern über den Text: „Ich bin der gute Hirt" ist mir noch heute sehr erinnerlich [1])." Jetzt nach der Priesterweihe war seine erste öffentliche Funktion die Mitwirkung bei der feierlichen Frohnleichnamsprozession. Unterdessen arbeiteten seine Schwestern auf dem gräflich Merveldt'schen Familiensitze zu Lembeck an seiner Ausstaffirung. Auf eine briefliche Ermahnung von ihm, dies doch ja rein zur Ehre Gottes zu thun, schreibt ihm seine Schwester Sophie liebevoll noch im Laufe des Monats Juli:

„In jede unserer Handlungen schleicht sich so leicht die irdische Liebe und Gesinnung ein, und so danke ich es Dir doppelt, daß Du mich bei der Freude, Deine Priester-Ausstattung zu machen, auf den rechten Weg geleitet hast, geliebter Wilhelm, und mit der Gnade Gottes will ich mich nun recht bemühen, künftig nur in diesem Sinne für Dich, meinen geliebten Bruder zu schaffen, und dem lieben Heiland dadurch einen kleinen Beweis meiner Dankbarkeit für die großen Gnaden, die er Dir und durch Dich uns erzeigte, darbringen zu

---

1) Ketteler, der sonst seine Predigten sehr genau registrirt, zumal in den ersten Jahren, hat diese nicht verzeichnet. Auf dem Blatte, auf welchem er nach dem Tod der Mutter den ersten Bericht von ihrer Krankheit entwirft, findet sich jedoch der angefangene Entwurf dieser selben Predigt. Sie beginnt mit der Anrede: „Geliebte Brüder und Schwestern in unserm Herrn Jesu Christo!" und behandelt 3 Punkte:

1. Nothwendigkeit, zu den Schafen Jesu Christi zu gehören, um selig zu werden.

2. Nicht alle, die in der Kirche sind, gehören zu diesen Schafen.

3. Kennzeichen, woran wir erkennen, ob wir zu der Heerde Jesu Christi gehören.

können und auch das Andenken unseres geliebtesten Mütterchens dabei auf die rechte Weise vor Augen zu haben. Du, geliebter Wilhelm, mußt unsere Gaben dann aber auch so aufnehmen und nun den lieben Heiland bitten, unsere Herzen immer mehr von der irdischen Liebe zu reinigen und mit seiner heiligen Liebe zu erfüllen."

Es war für Ketteler eine besondere Freude, seine erste Predigt als Priester in Harkotten halten zu dürfen. Er sprach über das Evangelium des 7. Sonntags nach Pfingsten [1]), (in jenem Jahr den 14. Juli). Den Entwurf seiner Homilie überschreibt er: „Zwei wichtige Lebensregeln." Die Regeln lauteten nach seinem Texte: „Hütet euch vor den falschen Propheten"; „Jeder gute Baum bringt gute Frucht". Vierzehn Tage später, 28. Juli, verwerthete er nochmals den ersten Theil dieser Predigt vor der Militärgemeinde in der Jesuitenkirche zu Münster; 31. Juli predigte er zu Havixbeck über Mariä-Heimsuchung; 18. August in der Aegidikirche zu Münster über Mariä-Himmelfahrt.

Die Herbstferien dachte Ketteler in Lembeck bei seiner Schwester zu verbringen, wo man ihn zum 14. September erwartete. Von hier plante er schon lange zuvor eine Wallfahrt nach Trier zur Verehrung des hl. Rockes. Da bot sich unerwartet eine Gelegenheit, nach $1\frac{1}{2}$ Jahren wieder einmal regelrechte Exercitien zu halten. Zwar lag die Priesterweihe eben erst hinter ihm, und waren derselben vom 23. Mai bis 2. Juni gleichfalls eine Art von Exercitien vorausgegangen. Allein diese hatten nur darin bestanden, daß den Alumnen Büchlein mit den Meditationspunkten ausgetheilt wurden, mit welchen sie sich zur bestimmten Zeit im Gebet zu beschäftigen hatten.

Nun vernahm er, daß Pfarrer Westhoff von Diestedde, ein hochangesehener, im Collegium Germanicum gebildeter Priester, Exercitien für Geistliche gebe. Bald hatte er einige Freunde für den Plan gewonnen, und im Pfarrhause zu Hagen bei Osnabrück unterzogen sie sich gemeinsam diesen heiligen Uebungen, die wohl unter die ersten Priesterexercitien zu zählen sind, die seit langer Zeit im Norden Deutschlands wiedergegeben wurden. Ketteler hatte darum bereitwillig die Wallfahrt nach Trier geopfert; er überredete aber jetzt auch seinen Schwager Grafen Galen, das ihm gehörige Haus Göttendorf bei Münster zur Abhaltung solcher Uebungen zur Verfügung zu stellen. Eine Reihe von Jahren hindurch ist diese geistliche Wohlthat dort Vielen zu Theil geworden.

Noch eine andere Angelegenheit hielt Ketteler in diesen Tagen lebhaft beschäftigt. Aus der Zeit des Seminarlebens erzählt sein Freund Wesener: „Was seine Seele schon damals am meisten bewegte, war die

1) Matth. 7, 15.

Sorge, welche die hl. Kirche hat, diejenigen, welche sich zum geistlichen Stande berufen fühlen, nach ihrem Geiste und den hl. Vorschriften hierfür von früher Jugend an zu erziehen. Deßhalb wünschte er nichts so sehr, als daß in allen Diöcesen Knaben-Seminarien errichtet werden möchten. Er erzählte mir oft von dem Knabenseminar in Eichstätt, das der Bischof Graf v. Reisach errichtet und unter die Leitung des Regens Ernst gestellt, welches er persönlich besucht und kennen gelernt habe. Er sprach den innigsten Wunsch aus, ein ähnliches für die Münster'sche Diöcese errichtet zu sehen. Daher hat er mich, in welchem er Liebe und Beruf für Erziehung der Jugend zu erblicken meinte, ermuntert, in Eichstätt im Knaben-Seminare einige Zeit zu weilen und dort die Leitung und Führung der jungen Leute kennen zu lernen, um darnach, zurückgekehrt, in dem in unserer Diöcese zu errichtenden Institute das auszuführen, was ich daselbst kennen gelernt hätte."

Als der Herbst nahte, war Wesener bereits von der Bischöfl. Behörde als Lehrer für die Rectoratsschule in Xanten ausersehen, aber ein mehrmonatlicher Urlaub zum Zweck einer solchen weiteren Ausbildung war schon zu erlangen. Ketteler selbst schrieb an Regens Ernst nach Eichstätt und machte unterdessen für den Freund die Mittel flüssig. Schon in den ersten Tagen der Ferien konnte er ihm mittheilen, daß vorläufig 100 Thaler für ihn disponibel seien, und drängte ihn, da Dr. Ernst mit der Antwort zögerte, doch auch seinerseits sich nach Eichstätt zu wenden. Er fährt fort:

„Ueber diese 100 Thaler kannst Du auch dann verfügen, wenn das Eichstätter Projekt sich nicht ausführen ließe, und Du auf einem andern Wege dann etwa versuchen solltest, dasselbe Ziel in Betreff Deiner Ausbildung zu erreichen. Möchte doch Gott diese schreibfaulen Eichstätter antreiben, endlich, und zwar günstig zu antworten, denn nur mit dem größten Schmerze würde ich es sehen, wenn Du auf Deinem von der Vorsehung so bestimmt auf die Kindererziehung geleiteten Lebenswege, Dir nun nicht die volle Ausbildung verschaffen könntest, wie sie zu diesem Berufe und höchstmöglichster Wirksamkeit zur Ehre Gottes so wünschenswerth und Deinem Herzensdrange so entsprechend wäre. Gott stehe uns bei mit seiner Gnade in unserem ernsten Berufe."

Aber aus Eichstätt kam keine Antwort, und 2. Oktober schrieb Ketteler abermals an den Freund:

„Gelobt sei Jesus Christus! Lieber Wesener! Recht ungerne habe ich aus Deinem Briefe ersehen, daß Du Dich noch immer in der peinlichen Lage der Ungewißheit über Deine nächste Zukunft befindest, obwohl auch solche Lagen gewiß in unsere Erziehung für unseren lieben Heiland hineingehören, und, da sich nur hiernach der Werth aller Dinge bestimmt, für uns nützlich und gut sind. Da es sich bei Dir, wie mir scheint, vorläufig durchaus nicht so sehr um eine fernere wissenschaftliche Ausbildung handelt, die ja durch das ganze Leben sich durchzieht, aber auch nach gelegtem Grunde überall mehr und weniger erlangt werden kann, sondern vielmehr um's Kennenlernen der praktischen Er-

ziehung für den Nebenmenschen und der ewigen Grundlage der katholischen Ascese für Dich selbst, so scheint es mir allerdings als wenn Du diesen Doppelzweck unter den gegebenen Umständen nur in Eichstätt erreichen könntest, wo Du im Knabenseminar die Erziehung praktisch durchgeführt und im Regens einen ganz sicheren Rathgeber antreffen würdest. In München und an andern Orten würden dagegen diese Zwecke ganz unbefriedigt bleiben; und nach Rom zu gehen würde ich gewiß in keiner Weise widersprechen, aber auch nicht anrathen, da mir Deine ganze Lage zu wenig bekannt ist. . . . So wünsche ich denn herzlich, daß Du bald Gewißheit erhaltest, wobei ich noch bemerke, daß ich Dir das Geld sofort, und wenn Du es wünschen solltest, auch noch 50 Thaler mehr zuschicken kann. Mit herzlicher Liebe Dein Freund Ketteler.

Die Ausführung des Projektes scheiterte jedoch endlich an der Bescheidenheit des Regens Ernst, welcher sein Knaben-Seminar nicht als Muster-Anstalt aufgestellt wissen wollte, und deßhalb, ungeachtet dringlicher Vorstellungen bei Bischof Reisach, die Aufnahme des jungen Priesters in sein Seminar ablehnte. Wesener kam nach Xanten. Unter den Zöglingen, die dort seiner besonderen Sorgfalt anvertraut wurden, war auch Albrecht Frhr. v. Nagel, der Stiefsohn Wilderich v. Kettelers.

Auch Ketteler, wiewohl er nur ein Jahr im Seminar gewesen war, kehrte nicht mehr dahin zurück. Bevor die Ferien zu Ende waren, erfuhr er seine Bestimmung für die dritte Kaplansstelle in Beckum. Am 5. Oktober erhielt er seine Facultäten, am 5. November wurde sein Ernennungsdekret ausgefertigt, beides noch unterschrieben von dem greisen blinden Oberhirten Caspar Max. Schon 1. Oktober, am Kirchweihfest, hatte der neue Kaplan durch eine Festpredigt [1]) in seinem Wirkungskreise sich eingeführt.

---

4. Kaplan in Beckum 1844—1846.

Drei Wochen nach seinem Amtsantritt konnte Ketteler an die Seinen schreiben:

„Ich beginne nun etwas den mir hier von Gott angewiesenen Berufskreis zu überschauen und habe keinen andern Wunsch, als daß ich nach den paar Tagen, wo ich auf dem Sterbebette liegend wieder auf ihn zurückblicke, mit ruhigem Geiste möge hinblicken können. Menschenkraft vermag nichts auf einem so hohen geistigen Gebiete; aber daran liegt nichts, wenn wir nur die Gotteskraft, die in uns und durch uns wirken will, nicht behindern. Gott gebe uns ein demüthiges einfältiges Herz: das ist die Bedingung des Wirkens des göttlichen Geistes in uns; bis dahin ist unser

1) Vgl. Raich, Predigten des H. H. v. Ketteler I, 3. Am 20. Oktober hielt Ketteler daselbst zum ersten Male in der Reihe der Kapläne die Sonntagspredigt und zwar über „den todten Glauben". Dagegen notirte er selbst, daß seine erste Predigt in Beckum überhaupt am 1. Oktober auf das Fest der Kirchweih gewesen sei.

Rennen ein eitles Vertrauen auf eigene Kräfte. Der große wunderbare Apostel Paulus sagte: „Ich rühme mich meiner Schwachheit“ und warum? — weil er eben bei seiner natürlichen Schwachheit in seinem ungeheuren Wirken die Kraft Christi erkannte. . . . Diese Gedanken haben mich in dieser Zeit viel beschäftigt; deßhalb sind sie meiner Feder entschlüpft.“

Beckum war freilich nur eine kleine Stadt und zählte damals kaum mehr als 4000 Einwohner, allein da die Pfarrei noch weithin über das Land und eine Anzahl von Bauerschaften sich erstreckte, so gab es vollauf zu thun. Stadt- und Land-Seelsorge, Kirchen- und Schul-Dienst waren hier vereint, und Ketteler fand seinen Wunsch erfüllt, vor allem unter einem tüchtigen, seeleneifrigen Pastor einige Jahre als Kaplan seine Schule zu machen. An der Spitze der Beckumer Geistlichkeit stand der Pfarrer und Landdechant Victor Hagemann, der erste Kaplan war Bernhard Zurhorst, der zweite Joh. Bernh. Brinkmann, später Bischof von Münster. Auf einer Eingabe vom 20. August 1845 werden im ganzen 8 Priester in Beckum genannt: Ein Jubilarpriester, der dem Kapuziner-Orden angehörte, Joh. Lucke, ein emeritirter Priester Heinrich Hasenfus, ein Vicar und Rector Bernhard Bahlmann und der Curatpriester Wilh. Stumpf. Schon 10. November berichtet Ketteler: „Ich stehe in einem sehr angenehmen Verhältniß zu den übrigen Geistlichen.“

Eine besondere Freude hatte er an der Beckumer Kirche. „Wenn wir aus der Schönheit der Kirche,“ so sagte er bei seiner Kirchweih-Predigt, 1. Oktober 1844, „auf die Gottesfurcht jener schließen, die ihrem Gott und Heilande eine solche Wohnung erbaut haben, so gab es damals (bei der ersten Einweihung) wohl im ganzen Münsterlande keine frömmere Gemeinde als die hiesige, denn ich wüßte kaum ein schöneres Gotteshaus aufzufinden. . . . . Wie ich sehe, habt Ihr (auch) schon angefangen, und die Altäre neu und schön hergerichtet. Es bleibt aber (freilich) noch manches zu thun übrig.“

Hier begann nun der neue Kaplan ein sehr strenges, arbeitsames und seeleneifriges Leben. „Wie staunte ich,“ erzählt Wesener, der ihn nach einiger Zeit besuchte, „als ich ihn auf einem schmalen niedern Stübchen wohnen fand, welches derartig war, daß er, wenn er aufrecht stand, mit seinem Kopfe fast bis an die hölzernen Bretter reichte. Aus dem Wenigen, was ich dort sah, was er mir erzählte und wohin er mich führte, erkannte ich, wie sein Herz brennend voll Seeleneifer in der kurzen Zeit seines Wirkens in alle heiligen Interessen der Pfarrkinder eingegangen sei. . . .“

Dies konnte ihn jedoch nicht abhalten, durch Studien sich geistig weiter zu bilden. Schon 10. November schickt er an seine Verwandten eine Liste von Büchern, die für ihn angeschafft werden sollten. Als er einige Monate später seinem Bruder ein philosophisches Werk anempfahl, das er selbst

eben durchstudiert hatte, fügte er bei: „Das Buch erfordert aber einige Monate hindurch täglich einige Stunden anhaltendes und zurückgezogenes Studium."

Für das Predigtamt wurde Ketteler gleich anfangs ziemlich in Anspruch genommen. Die Reihe für die Sonntagspredigt traf ihn zwar nur alle 14 Tage, aber an den Festen und bei besondern Gelegenheiten, wie Charfreitag, Frohnleichnam, Erste Kinder-Communion und dergl. mußte gewöhnlich er die Kanzel besteigen. Auch nach auswärts wurde er zuweilen zur Predigt eingeladen. Am 23. September 1846 hielt er die Festpredigt bei der Einweihung der neuen Pfarrkirche zu Füchtorf, zu welcher das Haus Harkotten gehörte. Schon dies zeigt, daß seine Predigten gefielen und Eindruck machten. Dabei lag es aber in seiner ganzen damaligen Richtung, daß er vorwiegend als Bußprediger auftrat und die erschütternden Themata mit Vorzug behandelte. „Am Feste Maria-Heimsuchung," so erzählt eine nahe Verwandte Kettelers, „ist in der Assener Kapelle vollkommener Ablaß, und es muß im Jahre 1845 gewesen sein, als er vor einer großen Schaar von Landleuten, die zum Feste zusammengeströmt waren, auf dem Hof die Predigt hielt. Sein Vorspruch war: „Viele sind berufen, aber wenige auserwählt." Er sprach mit einem solchen Feuereifer und einer solchen Gewalt, daß alles erschüttert war. In seinen spätern Jahren, als wir ihn daran erinnerten, gereute es ihn noch, an einem Muttergottesfeste eine so schreckliche Predigt gehalten zu haben."

Dies Beispiel steht nicht allein. Zum Schutzengelfeste 1846 wählte er den Text Matth. XVIII, 7 „Wehe der Welt um der Aergernisse willen," und sprach über das Aergerniß der Eltern, Herrschaften und Obrigkeiten; auf Maria Geburt 1845 predigte er anknüpfend an die Demuth Marias über den vierfachen Stolz: den der Engel, der Menschen, der Thiere und den ohne Namen. Unter letzterem verstand er den auf irdischen Besitz, Geld und Kleiderpracht; mit „Stolz der Thiere" bezeichnete er die ungeordnete Hochschätzung seiner selbst wegen dessen, was dem Menschen mit dem Thier gemein, Eigenschaften des Körpers, Schönheit, Kraft, aber auch Geburt und Stand. Seine Abschiedspredigt von Beckum war über die Ewigkeit der Höllenstrafen.

Ein echt apostolischer Geist trieb ihn jedoch, auch über den Kreis des Gewöhnlichen hinaus auf der Kanzel Gutes anzuregen. Am 2. Februar 1845 sprach er in sehr eindringlicher Predigt über den „Missionsverein" und die Pflicht der Gläubigen, denselben zu unterstützen [1]). Noch im selben Jahre gelang es ihm, die Einführung der „Herz Mariä-Bruderschaft zur Bekehrung der Sünder", in welche ihn Windischmann in München als Mitglied aufgenommen hatte, für die Pfarrei durchzusetzen. Im Oktober

1) Raich, Predigten I, 406.

war alles in Ordnung und nach mehreren vorbereitenden Predigten im Advent erfolgte die Errichtung.

Eine besondere Veranlassung zu ernster Belehrung bot dem Prediger eine Anzahl von Kirchendiebstählen, die in letzter Zeit in der Umgegend vorgekommen waren. Am meisten Eindruck machte auf die Bevölkerung die Entwendung des in hoher Verehrung stehenden wunderbaren Kreuzes von Stromberg. Die hl. Kreuzkirche daselbst war in der Nacht vom 21. auf 22. November 1845 gewaltsam erbrochen und alle Werthgegenstände, Kirchengefäße wie Weihgeschenke und das Kreuz selbst waren gestohlen worden. Ketteler veranstaltete mit seinen Pfarrkindern an den Ort des Verbrechens eine Sühne-Wallfahrt [1]). Unterwegs wurden die Stationen gebetet, wobei das Volk jedesmal niederkniete, ein frommer Gebrauch, der sich auch in den spätern Jahren erhielt. Kurz nach der Sühne-Prozession, am 12. Juli 1846, hielt dann der Kaplan eine Predigt über die Kirchendiebstähle:

„Schon lange, Geliebte, hatte ich vor, mal in Eurer Gegenwart den Kirchenraub zu besprechen, der in diesem Jahre in Stromberg stattgefunden, und ich komme nun bei Gelegenheit unserer kürzlich stattgefundenen Wallfahrt auf diesen Gegenstand zurück. Von der Wallfahrt selbst will ich heute also nicht sprechen. Ich hätte vollen Grund, alle, ohne Ausnahme, die an dieser Wallfahrt Anteil genommen, wegen ihres durchaus guten Betragens recht sehr zu loben. Ich hätte ebenso Grund, manche zu tadeln, die sich von der Theilnahme ausgeschlossen. Aber, wie gesagt, nicht hiervon will ich heute sprechen, sondern die Frage will ich beantworten: Wer sind die Kirchenräuber, die das Kreuz in Stromberg gestohlen haben?

Die Frage, die ich zu beantworten unternommen, will ich nicht aus den Gerichtsakten und Polizeiverhandlungen entscheiden, sondern aus der hl. Schrift . . .“

Nun entwickelt der Prediger die allgemeinen Grundsätze, weßhalb Gott solche Verbrechen nicht durch Eingreifen seiner Allmacht hindere. Er zeigt, daß wie vor den Kirchenräuber, so vor jeden Menschen „Segen und Fluch“ zur freien Wahl hingelegt sei, und schließt dann:

„Was folgt nun, Geliebte, aus dem Gesagten für unsern Gegenstand? Woher kommt es, daß Gott das Gnaden-Kreuz von Stromberg aus unserer

1) Die Wallfahrt zum wunderthätigen Kreuzbilde von Stromberg stand schon seit 1602 in Büthe. Ursprünglich war der Termin für dieselbe der Sonntag nach dem Feste der Geburt St. Johannes, des Täufers, seit 1784 aber die ganze Oktav vom Donnerstag vor bis zum Donnerstag nach diesem Sonntag. Die Zahl der Wallfahrer während der Oktav betrug im Beginn des Jahrhunderts manchmal 60,000. Vermuthlich ging von Beckum auch schon vor 1846 jährlich eine Procession nach Stromberg. Allein seit der Entwendung des verehrten Kreuzbildes blieben die Wallfahrer aus. Unter diesen Umständen hatte die von Ketteler veranstaltete Procession für den Wallfahrtsort ihre besondere Bedeutung, abgesehen von dem moralischen Eindruck einer solchen Sühne-Feier. Ueber das Krucifixbild von Stromberg und dessen Entwendung vgl. F. Kislember, Fragmentarische Nachrichten über das berühmte Krucifixbild und die Kreuzkirche zu Stromberg, dritte vermehrte Auflage 1893 S. 21 f.

Mitte hat stehlen lassen? Sind die Diebe die Hauptursache? Nein, sondern unsere Sünden! Gott entzieht uns seinen Segen; es ist der Fluch über unsere Sünden.

Woher kommt es, daß Gott die andern Kirchenraube zugelassen? Dieselbe Ursache! Doch, Geliebte, Gott hat noch andere Strafen für die überhandnehmenden Sünden, und auch von diesen hat Gott schon Drohungen ausgeschickt. Vor einigen Jahren eine ansteckende Krankheit (Pest); jetzt Schaden an Kartoffel und Korn (Hungersnoth); die größte endlich ist, wenn Gott uns den Glauben entzieht. Möchten wir alle diese Drohungen verstehen, und unter dem Schutze des Herzens Mariä Buße thun, so lange es Zeit ist. Amen."

Eine Gelegenheit, auf einen weiten Kreis von Hörern durch sein mächtiges Wort einzuwirken, fand Ketteler während der glänzenden achttägigen Feier des goldenen Bischofsjubiläums des Münsterer Oberhirten 6. bis 13. September 1845. Für den Abend des letzten Tages improvisirte er im Verein mit mehreren andern Priestern „eine allgemeine Versammlung zur Besprechung kirchlicher Fragen" im Schloßgarten. Unter den drei Rednern, die hier vor einer ungeheuern Volksmenge das Wort ergriffen, Dr. Ed. Michelis, einst der Geheimsekretär Clemens Augusts, und Kaplan Ruland von Berlin, sprach Ketteler an erster Stelle und brachte großen Eindruck hervor.

„So hat Wilhelm Emmanuel," schließt der Bericht eines Augenzeugen über seine Rede, „schon als Kaplan von Beckum jenes Programm aufgestellt, woran er alle Stadien seines segensreichen Wirkens hindurch mit der Devise: „Für die Kirche und für das Volk" unverbrüchlich treu bis an sein rührend erbauliches Ende festgehalten hat."

Nicht minder thätig als auf der Kanzel erwies sich Ketteler im Beichtstuhl. Es wird von ihm gerühmt, daß er auch an Werktagen Vormittags oft bis 10 und 11 Uhr im Beichtstuhl zu treffen gewesen sei. Ein Denkmal dieses seines Eifers hat er hinterlassen, indem er hinter dem Hochaltar der Kirche von Beckum auf eigene Kosten einen neuen Beichtstuhl errichten ließ, der bei besondern Veranlassungen, wenn mehrere Beichtväter anwesend waren, gute Dienste that.

„Kaplan v. Ketteler," so heißt es nach den Berichten eines Seminarfreundes, „war wie ein Rathgeber und Tröster der Erwachsenen, so ganz besonders ein Freund der Kinder. Er hatte für die Schulkinder, die so weit von Beckum entfernt wohnten, daß sie Mittags nicht zum elterlichen Hause gehen konnten, ein eigenes Zimmer einrichten lassen. Dort saßen sie an kalten Winterstagen in der freien Zeit am warmen Ofen, und der Kaplan mitten unter ihnen. Er scherzte mit ihnen, belehrte und ermunterte sie und erzählte ihnen heitere und ernste Geschichten."

„So lange ich den Beruf habe, als Seelsorger Kinder zu beaufsichtigen," hat Ketteler später einmal erzählt [1]), „habe ich solchen Kindern, die an dem Herzen einer schlechten Mutter gelegen, die sorgfältigste Pflege angedeihen lassen." Es griff diese Erinnerung zurück bis zu seiner Kaplanszeit in Beckum. Er fand die Unterberger Gegend, einen Theil der Beckumer Landgemeinde, sittlich stark gesunken, und wie es scheint auch seelsorglich vernachlässigt. Hier traf er auf viele von „jenen Kindern, die ihren Vater nie gekannt, vielleicht auch ihre Mutter nicht, oder in der Mutter ein Bild der Verworfenheit" [2]). Er nahm sich sehr um diese armen Geschöpfe an, und war bemüht, dieselben aus den Händen der Mütter weg, und wo möglich bei einem braven Bauern unterzubringen.

Von dem gesammten Wirken des Kaplans v. Ketteler in Beckum gibt ein Brief seines damaligen Mitkaplans, des Bischofs Joh. Bernhard von Münster, (16. Februar 1878) ein anschauliches Bild:

„Im allgemeinen kann ich sagen: Wenn Sie unter Berücksichtigung der v. Ketteler'schen Individualität das Leben und Wirken eines durch Frömmigkeit, Seeleneifer und natürliche Begabung ausgezeichneten Priesters, der in jeder Beziehung als Muster für die Seelsorge-Geistlichkeit aufgestellt werden kann, beschreiben, so haben Sie den Kaplan v. Ketteler richtig gezeichnet. Er führte ein streng ascetisches Leben, hielt mit der größten Pünktlichkeit jeden Tag seine Betrachtung, geistliche Lesung, Visitatio SS. Sacramenti, betete wenigstens einmal täglich den Rosenkranz, geizte, darf ich sagen, mit der Zeit, indem er jeden freien Augenblick, der ihm von seinen Berufsarbeiten übrig blieb, zum Studieren oder Beten benutzte, beichtete alle acht Tage, war ein warmer Verehrer der lieben Mutter Gottes und suchte die Andacht zu derselben, namentlich das Rosenkranzgebet auf alle Weise unter den Pfarreingesessenen zu fördern. . . .

„Seine Berufspflichten erfüllte er mit der strengsten Gewissenhaftigkeit und zeichnete sich besonders aus durch Eifer im Beichtstuhl, im Besuche der Schulen, der Kranken, durch liebevolle Theilnahme für die Armen, welche er durch reichliche Almosen unterstützte, und namentlich durch seine Predigten und Volkskatechesen. Letztere hielt er zur Sommerzeit jeden Sonntag in einer von der Pfarrkirche $^3/_4$ Stunden entfernten Bauerschaftsschule. Der Zudrang der Gläubigen zu derselben war regelmäßig so groß, daß die Schule die Menge der Zuhörer bei weitem nicht fassen konnte. Er hielt die Katechese deßhalb meistens draußen im Freien, wenn die Witterung es eben erlaubte. Nach der Katechese ging er in die Bauerschaft (oft) bis zum späten Abend, um Kranke und andere Pfarreingesessene in ihren Häusern zu besuchen."

---

1) Die großen sozialen Fragen der Gegenwart, Mainz 1849, S. 74 (Fünfte Predigt, 19. Dezember 1848). Auch in den spätern Ausschreiben als Propst in Berlin, wie als Bischof von Mainz kommt Ketteler wiederholt auf die Lage solcher unglücklichen Kinder zurück.

2) Hirtenbrief . . . über Gründung eines Knaben-Rettungshauses für die Diöcese Mainz 19. März 1863 S. 5.

Die Unterberger Schule, bei welcher diese Katechesen stattfanden, lag auf dem Wege nach Assen, wo die Familie von Kettelers Schwager, des Grafen M. Galen, damals ihren Wohnsitz hatte. Da machte denn der Kaplan nach gethaner Arbeit zuweilen auch einen Abstecher zu den Verwandten. „Onkel Wilhelm kam natürlich immer zu Fuß," erzählt eine derselben, „die Wege waren oft unpassirbar, und wer den dortigen Boden nicht kennt, macht sich keinen Begriff davon, was es heißt, sich Stunden lang hindurch zu arbeiten. Trotzdem trug er als Priester nie mehr Stiefel [1]), sondern hatte sich die Schuhe eigens zum Festschnüren einrichten lassen, sonst wären sie ihm bei jedem Schritte stecken geblieben.

„Seine Katechesen waren schon damals berühmt, so daß man aus den angrenzenden Kirchspielen hinging. Ich erinnere mich, wie oft die Dienstboten in meinem elterlichen Hause um Erlaubniß fragten, in die Christenlehre zur Unterberger Schule gehen zu dürfen, obschon es eine Entfernung von etwa $1^1/_2$ Stunden war."

„Durch seine Leutseligkeit und liebevolle Herablassung zu jedermann," so schließt Bischof Joh. Bernhard seine Erinnerungen an den Beckumer Kaplan, „hatte er sich eine ungewöhnliche Popularität erworben. Er besaß die Liebe und das Vertrauen der Pfarreingesessenen, wie seiner Amtsbrüder im höchsten Maße."

Von dieser Popularität, die er sich namentlich auch durch seine Besuche bei Bauern und Köttern, Arm und Reich, erworben, zeugen noch zahlreiche Anekdoten, welche lange nach Kettelers Entfernung von Beckum, und selbst nach seinem Ableben im Munde des Volkes sich erhalten haben.

Erzählungen aus dem Munde des Volkes (1895.)

Als der sel. Bischof Ketteler als Kaplan nach Beckum kam und in den Volksschulen über das Rosenkranzgebet nachfragte, merkte er, daß man den Rosenkranz fast gar nicht kannte. Er belehrte die Kinder darüber und gab ihnen in allen Schulen daselbst Rosenkränze. Auch sorgte er dafür, daß die Erwachsenen Rosenkränze bekamen, predigte und belehrte über das Rosenkranzgebet und später war dieses Gebet in fast allen Familien eingeführt. Seine Schulen auf den Filialen besuchte er trotz der damaligen schlechten Wege und schlechter Witterung wöchentlich ein- bis zweimal. Er sah auch nach, ob die Kinder trockne Füße hatten. Mit einem der am weitesten von der Schule entfernten Knaben (aus Göttrick) ging er eines Tages mit zu dessen Hause bei regnerischem Wetter. Durchnäßt dort angekommen, bat er um eine Tasse Kaffee und machte sich am Feuerherd seine Kleider trocken. Als der Großvater im Lehnstuhl ihm sagte, daß er doch als reicher Adliger sich in Kutschen könnte fahren lassen und seine Reitpferde haben könnte und nicht im Dreck herum-

1) Ketteler behielt dies auch später als Pfarrer bei. Es geschah in gehorsamer Hingabe an die Ermahnungen seines Regens Schmülling, für welchen das „geistliche Decorum" eine Hauptangelegenheit bei der Erziehung seiner Seminaristen gewesen war. Vgl. Hipler, Joh. Heinr. Schmülling S. 177.

laufen brauchte, gab er zur Antwort: „In Kutschen und auf Reitpferden geht's nicht zum Himmel, das ist der breite Weg. Ich bin Kaplan zu Beckum und habe jetzt andere Pflichten. Wie Sie, Großvater, noch jung und rüstig waren, saßen Sie auch nicht im Sessel."

Als Kaplan Ketteler sah, daß die Schulwege so schlecht waren, sorgte er dafür, daß ein Gestelle für Holzschuhe und Strümpfe in die Schule kam, damit die Kinder sich umkleiden konnten. Eines Tages blieb er auch über Mittag in der Schule, um zu sehen, ob auch alle Kinder was zu essen hätten. Als er merkte, daß mehrere Kinder keine Butterbrode hatten, sorgte er nun dafür, daß die Kinder der wohlhabenden Bauern für die armen Kinder Butterbrode mitbrachten und auch des Morgens, ehe sie zur Schule gingen, bei den Wohlhabenden etwas zu essen bekamen.

Ein Kind geringer Eltern hatte schlimme Augen. Mit dem Kinde ging er selbst zum Doctor und gab den Eltern Geld, daß sie es pflegen konnten, erkundigte sich, wo die älteren Kinder untergebracht waren, und gab Belehrungen. Seine Christenlehre in der Unterberger Schule war so besucht, daß er sich genöthigt sah, sie im Freien abzuhalten. Man kam stundenweit dahin, sogar aus anderen Pfarrgemeinden, aus Lippborg und Diestedde und Herzfeld.

Als er hörte, daß nicht sehr weit von der Schule entfernt auf einem Bauernhofe des Sonntagsnachmittags Karten gespielt würde, anstatt zur Christenlehre zu gehen, ging er gleich nach der Christenlehre dahin. Als die Spieler ihn merkten, sprangen sie durch das Fenster und ließen Geld und Karten liegen. Den betreffenden Bauern, der aus dem Bette kam, stellte er zur Rede und sagte ihm, daß dieses seinem Hause keinen Segen brächte, sondern Fluch.

Auch für die Dienstboten war er sehr besorgt. Eines Tages kam er bei einem großen Bauern in das Haus, als die Dienstboten am Essen waren. Er setzte sich sogleich in der Küche zu denselben an den Tisch, langte mit in die Schüssel und unterhielt sich mit ihnen. Als die Herrschaft, die in der Stube war, dies merkte, nöthigte sie ihn in die Stube. Er sagte: ich bleibe hier, und blieb da, und half nach dem Essen knieend den Leuten das Abendgebet verrichten. Bei einem andern Bauern setzte er sich mit den Dienstboten ebenfalls zu Tisch und als er das Essen gut fand, sagte er, das wäre aber gutes und kräftiges Essen; dabei ließe sich wohl arbeiten, worin ihm die Dienstboten Recht gaben. Auch fragte er oft die Herrschaften, was sie für Dienstboten hätten und wie sie sich machten.

Gegen arme und geringe Leute war er sehr gut. Er spendete selbst viele Almosen und hielt auch andere dazu an. Als er eines Tages sah, daß eine alte arme Person kein Bett hatte, sondern statt dessen sich alter Lumpen bediente, ging er zu einem wohlhabenden Bauern in der Nachbarschaft und sagte, er müßte ein Bett haben für die alte Person, das er schließlich auch bekam. Er schickte sich an, es sofort hinzutragen, 20 Minuten weit. Man wollte dieses nicht haben, und sagte, der Schweinehirt sollte es hinbringen. Er ging aber sofort mit, und er und der Schweinehirt brachten der alten Person das Bett. Auch half er selbst tragen.

Besonders sorgte er für die armen Kinder und die Jugend. Als er zu einer armen Kötter-Familie kam, deren Haus keine Fußböden hatte, sorgte er sogleich dafür, daß das älteste schulpflichtige Mädchen bei einer wohlhabenden

Familie untergebracht wurde. Auch brachte er zu dieser Familie noch einen Knaben von armen Heuerlingen, der ebenfalls schulpflichtig war, aber die Schule so oft ohne Grund versäumte. Einem wohlhabenden Bauern sagte er eines Tages, ob er gar nicht den armen Lazarus sähe, der vor seiner Thüre liege, und sich dessen gar nicht erbarmen wollte. Der Bauer verstand ihn nicht. Er sagte ihm dann, ob er nicht den alten gebrechlichen Mann bei seinen nächsten Nachbarn, den armen Köttersleuten, sähe; dessen müßte er sich erbarmen und ihn zu sich nehmen. Nach einer längeren Rede vom reichen Prasser und armen Lazarus that es der Bauer endlich.

Ein sehr wohlhabender Landwirth war früher bestohlen worden. Dem Kaplan Ketteler waren 300 Thaler zur Rückerstattung übergeben. Er ging darauf zu diesem Landwirth und sagte ihm, ob er das Geld, welches er aus dem Diebstahl wieder erhielte, zum Neubau des Kranken- und Armenhauses gäbe. Der Landwirth bejahte es, und er konnte die 300 Thaler dazu behalten.

Er ging auch zum Collectiren für's Krankenhaus zu einem in der Nachbargemeinde wohnenden Adeligen. Als dieser sich anfangs etwas weigerlich verhielt, sagte er zu demselben, er würde ihm doch wohl so viel geben als einer der nicht größten Bauern gäbe. Jener antwortete, er gebe das doppelte. So hat Kaplan Ketteler nun wirklich auch dort 600 Thaler erhalten.

Einst bekam einer der beliebtesten Bauern (seliger) Kaspar Jsinghoff den Blutsturz. Der alte Vater Jsinghoff war ein gesunder, starker Mann und verlangte von seinem Schwiegersohn Kaspar zu viel Arbeit. Infolge dessen bekam Kaspar den Blutsturz. Kaplan Ketteler mußte ihn mit den hl. Sterbesakramenten versehen. Kaplan Ketteler besuchte seinen Kranken öfter. Eines Tages kam er zu Jsinghoff zu Besuch, da war der junge Mann Kaspar am Weizeneinfahren. Kaspar that die Weizengarben auf den Wagen langen. Kaplan Ketteler sah den jungen Mann an und sagte: „Solche Arbeit ist für Sie noch zu früh. Geben Sie mir die Forke. Sie setzen sich hin. Kaspar sagte: „Der Schwiegervater will es so haben." Kaplan Ketteler (aber) langte den Weizen auf, ging mit zum Hofe zum alten Jsinghoff und gab demselben ernste Ermahnungen. Kaspar fühlte sich schon unwohl. Kaplan Ketteler bestellte den Doktor sobald er nach Beckum kam. Später kam Kaplan Ketteler bei Jsinghoff auf den Hof. Der alte Jsinghoff hatte die Deichsel gefaßt, um einen Wagen in die Scheune zu schieben und rief: „Kaspar, schieb tüchtig am Rad." Kaplan Ketteler stand gerade hinter Kaspar und sagte: „Kaspar bei Seite! Ich schieb' am Rad." Wie der alte Jsinghoff das gehört, hätte er schier gar die Deichsel fallen lassen. Kaplan Ketteler sagte: „Nur zu! Ich bin stark und gesund." Sie schoben nun wirklich mit einander den Wagen in die Scheune.

Einst hatte Kaplan Ketteler in der hl. Fastenzeit einen Kranken versehen und besuchte zu gleicher Zeit die ganze Nachbarschaft da herum. Gegen Mittag kam er zu einem Bauern O. S. und sagte zur Frau: „Ist der Mittagstopf gar? Es riecht nach Erbsen." Die Frau sagte: „Ja, Herr Kaplan, wir haben Erbsen gekocht. Die sollen Sie wohl nicht gut essen können." Kaplan Ketteler sagte: „Ich bin noch nüchtern, muß von hier noch heute nach Dolberg, wo Pastor Klostermann krank ist, den Kirchendienst morgen versehen. Dann gehe ich, sagte er, durch Göttfrick, die Dorfbauern (besuchen), und nach Elker Bauerschaft. So ist es Abend, wenn ich nach Dolberg komme." Der Bauer

wie die Frau sagten nachher: „Die Erbsen mit dem Stück Speck hat er mit dem besten Appetit gegessen."

Im vollen Einklang mit diesen treuherzigen Erinnerungen stehen andere Erzählungen, wie sie 1878 aus dem Munde des Volkes niedergeschrieben wurden:

Einmal besuchte der Kaplan eine kranke Frau und fand sie in einem Zimmer, das von Schmutz und Unrath starrte. Auf die Vorstellungen des Priesters erwiderte der Mann, es sei Sache der Frau, das Zimmer rein zu halten; er habe das nicht gelernt. Der Kaplan schaute sich schweigend nach einem Besen um und fing an, von oben bis unten das Zimmer zu reinigen und sauber auszukehren. Nachdem dieses geschehen, mußte der Mann frische Betttücher suchen und die Frau aus dem Bette heben. Dann brachte der Kaplan auch dieses in Ordnung. Von dem Augenblicke an war der Kötter überzeugt, daß diese Liebesdienste gegen seine Frau die Manneswürde nicht verletzten.

Eines Tages begegnete Kaplan v. Ketteler einem armen Kinde, welches weinte. Es war von einem reichen Bauern, bei dem es Brod gebettelt hatte, schnöde abgewiesen worden. Sofort ging Ketteler nach dem Bauernhaus. Voller Freude über den hohen Besuch bot man ihm das Beste, was im Hause war. Er dankte für alles und bat um ein Butterbrod. Nicht ohne einige Verwunderung wurde ihm dieses gebracht. Aber die Aufklärung folgte: „Ihr habt mich geehrt," sagte der Gast, weil ich Kaplan, weil ich Freiherr bin; das Butterbrod ist aber für ein armes Kind, für einen Gast, der höher steht als ich; denn: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder thut, sagt Christus, das habt ihr mir selbst gethan."

Am meisten aber lebt in der Erinnerung eine Einrichtung fort, zu welcher auf Kettelers Anregung hin die Beckumer Kapläne im Herbste 1845 sich entschlossen. Es waren außer Ketteler der Kaplan Joh. B. Brinkmann und jener selbe junge Priester Wilhelm Stumpf, der früher Hauslehrer bei der Familie v. Galen gewesen war, die sich zu einer „Vita Communis" nach Art des Holzhauser'schen Institutes vereinigten. „Die drei Priester," schreibt Stumpfs jüngerer Bruder Ferdinand, „bewohnten zusammen die Kaplanei, ein kleines Häuschen, führten gemeinschaftliche Kasse und hatten eine bestimmte Tagesordnung, wie sie für Weltpriester anpassend war. Morgens um 4 Uhr standen sie auf, hielten im Refektorium eine einstündige Betrachtung und bereiteten sich zum hl. Meßopfer vor. Alles war gemeinschaftlich mit Ausnahme der Berufsarbeiten, denen jeder in seiner Weise oblag."

Am 20. Oktober 1845 fehlte es nur noch an der Bedienung, aber Wilderich v. Ketteler hatte bereits auf Wunsch seines geistlichen Bruders einen gut gearteten frommen Bauernjungen in sein Haus aufgenommen, damit er dort mit den Geschäften von Küche und Haushaltung sich etwas vertraut machte. Dieser sollte dann in der Kaplanei von Beckum die Haushaltung führen. „Wenn wir an ihm wirklich einen frommen ausdauernden Bruder

bekommen," schreibt Ketteler dankend an Wilderich, „so ist unser Priesterhäuschen in der That für's erste ganz hinreichend in Ordnung und bietet schon große Vortheile für's geistliche Leben." „Bruder Hermann," so nannten die Kapläne ihren Diener, scheint jedoch für Haushaltungs- und Küchen-Angelegenheiten kein sehr feines Verständniß gehabt zu haben. Eine nahe Verwandte Kettelers äußert sich darüber:

„Es mag keine kleine Abtödtung gewesen sein, die Unsauberkeit und Ungeschicklichkeit dieses „Bruders" zu ertragen. Aber man setzte sich mit Heroismus darüber hinweg. Als jedoch der Kaffee Tag für Tag einen so unerträglichen schlechten Geschmack hatte, daß es endlich nicht mehr möglich war, ihn herunter zu bringen, wurde der „Bruder" befragt, was er doch damit angefangen habe. Ganz harmlos erwiderte dieser: er habe sich alle Mühe gegeben, ihn gut zu bereiten, und ihn sogar, um ihn recht klar zu machen, durch einen wollenen Lappen laufen lassen. Es war dies aber derselbe Lappen, womit er die Lampen putzte."

Das so hoffnungsreich begonnene gemeinsame Leben sollte schon bald ein betrübendes Ende nehmen. Am 14. Juli 1846 schrieb Ketteler an seinen alten Freund, den Conrector Wesener in Xanten:

„Gelobt sei Jesus Christus! Lieber Freund! So sehr mich das Herz dazu drängt, so erlaubt mir meine Zeit es dennoch nicht, heute einen andern Gegenstand zu berühren als den, der zunächst diesen Brief veranlaßt. Wie in Dir so ist auch in mir großes Verlangen nach einer äußern Ordnung des Lebens, die mehr den Bestimmungen der Kirche entspricht, und einer geistlichen Communität sich annähert. Um dies Verlangen zu befriedigen, weißt Du, sind wir hier zu Dreien zusammengetreten, und nun hat Gott in seinem heiligen Rathschlusse zuerst durch die Kränklichkeit meiner beiden Freunde die Ausführung dieses Planes unmöglich gemacht, und nun es so gefügt, daß der eine (Stumpf) schon 3 Monate bettlägerig ist und unheilbar darnieder liegt, der andere (Brinkmann) gleichfalls seit 3 Wochen alle Funktionen hat daran geben müssen. So ist unser Häuschen ein Krankenhaus geworden, meine Geschäfte aber sind so angehäuft, daß ich die Minuten zählen muß. Also zur Sache.

Wir haben hier einen sehr frommen und braven Küster. Der älteste Sohn dieses Mannes (jetzt 17 Jahre alt) hat den entschiedenen Wunsch, den geistlichen Stand zu ergreifen, und dazu die nöthigen Studien zu machen. Stumpf und Brinkmann haben ihn, so lange ihre Gesundheit es zuließ, unterrichtet. Beide sind der Ansicht, daß er ein junger Mensch von *sehr gutem Talente* ist, und seinen Kenntnissen in Mathematik, Griechisch und Latein nach in der zweiten Schule bestehen kann. Dabei hat er ein frommes, recht liebenswürdiges Gemüth, ein aufgewecktes heiteres Wesen, ein recht angenehmes Aeußere und gute Gesundheit. Die Eltern sind nun wohl bereit, das Kind studieren zu lassen, wenn sie es irgend durchsetzen können, aber auch nur dann, wenn sich Beruf zum geistlichen Stande entschieden herausstellt.

Wo dieses Kind nun unterbringen? Mir liegt nun Alles bei solchen Kindern an einem liebevollen Führer. Da bist nun Du mir eingefallen, lieber Freund, da Du mit so besonderer Liebe Dich Deiner Zöglinge annimmst.

Was hältst Du von dem Projecte, dieses Kind zu Euerer Lehranstalt zu schicken? Kannst Du ihn dort billig und bei recht braven Leuten unterbringen? Wie viel würde es wohl kosten? Willst Du Dich seiner als Führer und Leiter besonders annehmen? Bis zu welcher Schule kann er bei Euch gebracht werden? Stumpf glaubt, daß er auf der zweiten Schule gut bestehen und leicht zwei Schulen in einem Jahre abmachen kann [1]).

Ich bitte hierüber um eine baldige Rückäußerung. Herzlichen Dank für Deine Lieder, die wir schon tüchtig gesungen haben. Grüße Deinen Zögling Albrecht herzlich. Mit inniger Liebe Dein aufrichtiger Freund Wilhelm v. Ketteler."

Kaplan Stumpf litt an der Schwindsucht, die noch im Herbste desselben Jahres seinen Tod herbeiführte. „Während dieser Krankheit," so erzählt Stumpfs jüngerer Bruder, „war Kaplan v. Ketteler der barmherzige Bruder, welcher den Kranken pflegte, ihm das Bett machte, ihn von einem Bett in's andere trug und ihm alle Dienste, welche die Krankenpflege mit sich bringt, mit größter Liebe und unermüdlicher Geduld leistete, bis er in seinen und des Kaplan Brinkmann's Armen starb."

Auch bleibende Andenken an sein Wirken als Kaplan hat Ketteler in Beckum zurückgelassen. Es sind dies vor allem die „Siechenkapelle", welche ihm die Wiederherstellung verdankt, und das Krankenhaus.

Schon in frühern Jahren, lang vor dem Eintritt in die piesterliche Laufbahn, hatte Ketteler ein lebendiges Interesse gezeigt für die Nothlage seiner Mitmenschen, vielleicht ein Erbstück der Menschenfreundlichkeit und Wohlthätigkeit seiner so sehr verehrten Mutter. Die Frage über die Ungleichheit in der Vertheilung der Erdengüter und das Problem des Leidens schienen oft seinen Geist nachdenkend zu beschäftigen und blicken gar manchesmal aus den Zeilen seiner Briefe. Seine Schwester tröstend über ein tiefes Herzeleid, schreibt er an sie 5. Juli 1839:

„Bei dieser Ueberzeugung, daß Dir auch das größte Leiden nur zu Deinem größten Glücke gesendet worden, überrascht mich Dein mir sonst so unerklärliches Unglück nicht mehr, und ich möchte mich eher wundern, daß nicht wir alle gleich Dir mit ähnlichem unermeßlichem Unglück heimgesucht werden. Denn wie können wir bei einer so günstigen äußeren Lage, bei so vielen schönen Genüssen des Lebens zur selben Seligkeit gelangen, wie die große Ueberzahl derer, die in Jammer und Kummer und Elend und Verzweiflung hier existiren, oder derer, die in früherer Zeit im Kerker, in den Fesseln, unter den furchtbarsten Qualen ihr Leben aushauchten, wenn wir nicht für dieses unendliche Elend ein Aequivalent aufopfern können!"

---

1) In einer Fußnote bemerkt Wesener, er glaube, jener Küster-Sohn sei der nachmalige Professor der Philosophie in Münster Dr. Georg Hagemann, geb. zu Beckum 17. November 1832. Der Umstand, daß dieser als junger Priester längere Zeit eine Erzieherstelle im Hause des Erbkämmerers Grafen Galen bekleidete und 1860 Präses im gräflich Galen'schen Convicte zu Münster wurde, scheint diese Vermuthung zu unterstützen. Hinsichtlich des Alters könnte sich Ketteler verschrieben haben.

Gegen Ende des Jahres 1841 theilte eben diese Schwester ihm mit, daß der längst verabredete Plan, bei der Kapelle, in welcher die gräflich Merveldt'sche Familiengruft sich befand, ein Krankenhaus zu errichten, in der Ausführung begriffen sei. In seiner Antwort 13. Dezember war er darüber voller Freude:

„Doch nun zu Eurem Spitälchen, das mich ganz mit Freude erfüllt. Das nenne ich mir einen Baum für die Ewigkeit, ein wahrhaft adeliges Unternehmen, einen neuen Beweis, wie Ferdinand (Graf Merveldt) in der That so vielseitig, allen zum guten Beispiele, sein Geld zur Ehre Gottes verwendet. Das wird Euren Seelen mit tausend und abertausend Seufzern von den Betten der Kranken aus gelohnt werden. Recht gelegen ist Euch in dieser Beziehung gewiß die Anwesenheit der Barmherzigen Schwestern. Das wird eine große Freude sein, wenn wir, so es Gottes Wille ist, einst zusammen dorthin wandern können. Es existirt in der Welt kein Denkstein an einem Grabe wie dieser und in heimlicherer Umgebung kann man nicht begraben sein. Ueber die Lage des Platzes haben wir uns ja doch schon oft so befriedigt gemeinsam ausgesprochen."

Am 5. Juni 1842 kam Ketteler von München aus abermals darauf zurück:

„Herzlichen Dank für Ferdinands Zeichnung des kleinen Krankenhauses, bei dem ich zuweilen hoffe, durch hohe Protektion meines Herrn Schwagers einst als Vikarius zu funktioniren. Gott weiß, ob in diesem von Ferdinand gebauten Häuschen nach seinem Rathschluß nicht der Keim gelegt ist zu einer Einrichtung, die ihre Segnungen über das ganze Land verbreiten soll. Wundern sollte es mich wenigstens nicht, wenn dies Beispiel viele zur Nachahmung aneiferte. . . . Wenn meine Zeit und Gottes Wille es erlauben wird, so soll nach meiner Rückkehr der Besuch der Michaels-Kapelle einer meiner ersten Wege sein. Es muß wahrhaft eine große Beruhigung sein, einst die müden Glieder zu der großen Ruhe in der Nähe eines so gottgefälligen Werkes niederlegen zu können. Wenn nur der übrige Adel überhaupt ein Beispiel an Ferdinand nehmen wollte, wie er die großen ihm anvertrauten Güter für den Nutzen der armen Seele anwenden kann."

Ungleich anders blickte Ketteler auf die leidende Menschheit, seitdem er in den priesterlichen Stand eingetreten war. Ein Bekannter erzählt über seine Thätigkeit in Beckum: „Die Armen und Kranken priesen ihn als ihren Engel: bei den Kranken verrichtete er die Dienste eines barmherzigen Bruders." Der öffentliche Angriff eines politischen Gegners im Jahre 1848 hat Ketteler vertheidigungshalber dazu gedrängt, sich in dieser Hinsicht am 17. September 1848 in einem offenen Schreiben auszusprechen:

„Ich berufe mich kühn auf mein bisheriges Leben. Und wer nur den entferntesten Schein eines selbstsüchtigen Strebens oder eines materiellen Interesses in der Verwendung meiner Geistes- und Leibeskräfte oder meines Vermögens mir nachweisen kann, der mag es aussprechen. . . . Mein Beruf ist es, in der Kirche und in den Hütten der Armen und Kranken . . . für das Wohl der Menschen zu wirken.

Mein Brief sagt: „Ein politisches Interesse kenne ich für mich nicht mehr,"

und ich wiederhole es hier aus ganzer Seele. Wer diese Worte als eine Unzufriedenheit mit der politischen Gestaltung der Gegenwart, als eine blasirte Gleichgültigkeit gegen das zeitliche Wohl und Wehe des Volkes deuten will, der zeigt nur, daß er sich auf den Standpunkt eines katholischen Priesters nicht zu versetzen vermag. Nicht erst seit gestern oder seit den März-Tagen, sondern von dem Augenblicke an, wo ich in den geistlichen Stand getreten bin, habe ich mir gesagt: Von nun an darfst du auf Erden kein anderes Interesse mehr haben, als das Seelenheil der Menschen und die Linderung ihrer Noth."

Zur Linderung wenigstens eines Theiles der leiblichen Noth hatte man aber in Beckum keine auch nur einigermaßen genügende öffentliche Einrichtung; weder in Stadt noch Land war ein Krankenhaus oder eine barmherzige Schwester. Das bestehende „Armenhaus" vermochte aber allen Anforderungen der gewöhnlichen Armenpflege nicht zu genügen. Ketteler war entschlossen, die Errichtung eines Krankenhauses und die Berufung von barmherzigen Schwestern für Beckum durchzusetzen. Sein Plan wurde „bedeutend gefördert", als der durch Wohlthätigkeit ausgezeichnete Pfarrer Joh. Bernh. Grothuß von Herzfeld zu diesem menschenfreundlichen Zwecke eine Schenkung von 2500 Thalern zur Verfügung stellte.

Am 1. Februar 1846 reichte Kaplan v. Ketteler den förmlichen Antrag auf Errichtung des Krankenhauses beim Magistrat von Beckum ein: Stadt- und Land-Gemeinde Beckum, denen beiden die Wohlthat des Krankenhauses zugedacht war, sollten auf gemeinsame Kosten von etwa 800 Thalern ein Local fertig stellen, welches 10 bis 12 Krankenbetten und 2 barmherzige Schwestern zur Leitung aufnehmen könne. Das Inventar hoffte Ketteler durch freiwillige Beiträge in der Stadt aufzubringen. Für den fortlaufen-Unterhalt waren jährliche 100 Thaler gesichert und das übrige hoffte Ketteler vom „Segen des Himmels, der bei einer solchen Anstalt nicht ausbleiben kann".

In der Stadt fand Kettelers Vorschlag die „lebendigste Theilnahme"; die Bedingung, die er gestellt hatte, daß der kathol. Pfarrer die Oberleitung habe, erschien als selbstverständlich. Die Schwierigkeit lag nur an der Betheiligung der Landgemeinde. Diese besaß bis dahin „weder Armenmittel noch irgend ein anderes Institut für ihre armen leidenden Mitbrüder". Durch eine Ablehnung würde sie sich für immer von dem Mitgenusse an einer bedeutenden Schenkung ausgeschlossen haben. Allein Ketteler schien von Anfang eine Vorahnung davon zu haben, was es heiße, mit westfälischen Bauern und Kleinbürgern um Geld handeln.

Stadt-Magistrat und Stadtverordnete von Beckum gingen auf den Antrag des Herrn Kaplan mit Freuden ein, beschlossen aber, in Anbetracht, daß auch die Landgemeinde aus dem Unternehmen Nutzen habe, keinesfalls mehr als die Hälfte der Kosten zu übernehmen. Auch die Landgemeinde

war der Sache nicht ungünstig gestimmt. Ketteler hatte sich selbst brieflich an den Landrath gewendet und dieser hatte seinen Antrag mit Wärme unterstützt. Allein da es offenbar war, daß die Landgemeinde nicht in gleich hohem Maße wie die Stadt aus der neuen Gründung Vortheil ziehen werde, so hielt sie es für unbillig, ebenso viel beisteuern zu müssen als die Stadtgemeinde. Die Stadtgemeinde wollte in keinem Fall über die Hälfte der Kosten tragen, die Landgemeinde aber nicht über ein Drittel. Beide Entschließungen waren unbeugsam fest. Ketteler, der die von der Landgemeinde geltend gemachten Gründe nicht unrecht finden konnte, suchte auf die Stadtväter einzuwirken, das noch fehlende Sechsttheil zu übernehmen, aber alle Anträge wie auch die persönlichen Bemühungen bei Magistrat und Stadtverordneten blieben umsonst. Alles, was er erreichte, war, daß man ihm gestattete, bei einer Versammlung der Stadtverordneten über die Angelegenheit zu sprechen.

„Ich machte," schreibt er darüber an den Bürgermeister, „bei dieser Gelegenheit vier Punkte geltend, wodurch die Stadt weit mehr bei dieser Anstalt interessirt sei wie die Landgemeinde; ich stellte ferner dar, daß es sich durchaus nur um die einmalige Aufbringung der Baukosten handle, während schon bei der Einrichtung des Hauses ein weit höherer Zuschuß der Landgemeinde zu gewärtigen sein werde; ich legte endlich den Herrn Stadtverordneten vor Augen, wie traurig es sei, wenn dieser kleinlichen Differenz wegen diese ganze Anstalt nicht zu Stande komme. Alle diese Gründe wurden, wie ich glaube behaupten zu dürfen, nicht mit Gründen widerlegt, dennoch aber mein Antrag abgelehnt."

So hatte man sich angesichts einer so großen Wohlthat für die Stadt wegen einiger hundert Thaler herumgestritten von Februar bis tief in den August hinein. Manch anderer hätte vor Aerger die Hand zurückgezogen und den weisen Stadtvätern von Beckum den Schaden gelassen. Allein Ketteler dachte an seine Armen und brachte es nicht über das Herz. Am 17. August 1846 schrieb er an den Bürgermeister:

„Der Gedanke, wegen einer so kleinlichen Differenz von ein Sechsttheil der Baukosten vielleicht für immer der hiesigen Gemeinde eine solche Anstalt zu entziehen und unsere armen Kranken, worin wir nach den Grundsätzen unserer Religion die Person Christi verehren sollen, wieder ihrem bisherigen elenden Zustande zu überlassen, war mir zu schmerzlich, und die Stimme vieler edlen Menschenfreunde in dieser Gemeinde brachte mich auf einen neuen Ausweg, um dieses trostlose Ende des Unternehmens abzuwenden. Deßhalb mache ich Ew. Wohlgeboren nun folgenden Vorschlag. Die Stadt hat die eine Hälfte, die Landgemeinde das eine Dritttheil der Baukosten für ein Krankenhaus übernommen. Für das fehlende Sechsttheil trete ich ein und übernehme es für mich. Damit ist also für die ganze Summe der Baukosten gesorgt."

Auf Antrag Kettelers wurde nun für das Unternehmen eine Kommission gewählt. Die Stadt stellte 3, die Landgemeinde 2 Mitglieder;

als sechstes Mitglied gehörte Ketteler dazu; am 9. Oktober war die erste Kommissionsberathung über das Bauprojekt. Noch hatte die Landgemeinde wiederholt feierlich ausgesprochen, unter keinen Umständen mehr als ein Dritttheil von höchstens 1000 Thalern stellen zu wollen. Dann konnte endlich nach vielen Berathungen und Projekten am 8. März 1847 der Landrath erklären: alles sei in Ordnung, der Bau könne beginnen.

Nun ging es gut voran. Der Bau begann, Schenkungen kamen ein. Am 21. Januar 1848 schenkte eine Wittwe Zurhorst 500 fl. (holländ.). Am 27. September berichtete Ketteler über die zu eröffnende Anstalt an das General-Vikariat nach Münster. So freudig hier diese Stiftung begrüßt wurde, gab es doch auch hier neue Anstände. Aus Rücksichten der Klugheit wünschte der Weihbischof und Generalvikar Melchers nicht, daß die Kirche von Beckum Rechtssubjekt der Spital-Fundation werde; vielmehr sollte man sich für das neue Spital um Corporationsrechte bewerben.

Diese Antwort vom 12. November 1847 legte nicht nur Ketteler die Nothwendigkeit auf, von vielen Seiten neue Erkundigungen einzuziehen, und stellte weitläufige Verhandlungen mit der Regierung in Aussicht, sondern weckte in ihm auch mancherlei Bedenken, so daß er 3. Dezember nochmals beim Generalvikariat vorstellig wurde. Durch die Erlangung des Corporationsrechtes kam nach damaliger Lage der Gesetzgebung das Spital auch unter die Oberaufsicht des Staates, und das war es gerade, was er bei seiner Gründung hatte vermeiden wollen, bei „diesem mit so vieler Mühe und unter Gottes besonderem Segen so weit geförderten Werke, wodurch so mancher großen Noth abgeholfen werden" sollte. Er schreibt:

„Wie ich selbst aus dem Munde des seligen Herrn Erzbischofs von Köln (Clemens August) oft vernommen habe, befürchtete derselbe für derartige milde Anstalten nichts so sehr als die Tutel des Staates, die dieser in seiner unbequemen Fürsorglichkeit so gern überall hin und besonders auf milde Anstalten auszudehnen sucht. Schon jetzt sprechen die Gesetze bei dieser Aufsicht für den Staat, und wenn erst Heiden und Juden Minister sein werden, wohin ja der Zeitgeist mit Gewalt drängt, so können leicht neue Gesetze dem so gelenkten Staate noch größere Vorrechte einräumen. Deßhalb war es mein Wunsch, den Staat außer aller möglichen Berührung mit der Anstalt zu lassen."

Er bat nun aus mehreren besondern Gründen, wenigstens einstweilen in der von ihm vorgeschlagenen Weise die Anstalt errichten und eröffnen zu dürfen, um dann erst nachträglich die Gewährung der Corporationsrechte zu betreiben. Dies wurde unter dem 8. Februar vom Generalvikariat gestattet, und so stand der Eröffnung nichts mehr im Wege. Als jedoch diese Entscheidung kam, hatte Ketteler seit bereits 1 ½ Jahren die Kaplanei von Beckum mit einem andern Wirkungskreise vertauscht.

Segensreich hat sich diese Stiftung Kettelers in der Folgezeit ent-

wickelt. Im Jahre 1851 schrieb darüber ein Priester der Münsterer Diöcese [1]:

„Zu Beckum besteht seit längerer Zeit ein geräumiges, zweistöckiges Armenhaus, womit das vor ein paar Jahren daselbst errichtete Krankenhaus fast unmittelbar verbunden ist. Drei barmherzige Schwestern üben gemeinschaftlich die Pflege in beiden Anstalten, in deren ersterer sich im Februar 1850 neunzehn altersschwache und andere hilfsbedürftige Personen befanden. Mit dieser neuen Einrichtung hat das Armenwesen in Beckum einen bedeutenden Aufschwung genommen. In der Armenanstalt, wo man vorher wegen Schmutz und Unordentlichkeit kaum Menschen hätte suchen mögen, herrscht jetzt Reinlichkeit, Ordnung, Arbeitsamkeit, Frömmigkeit, Zufriedenheit. Die sorgsamen Beckumer . . . wollten, wie sie für die armen Kranken und die alten Armen und Hilflosen ihres Kirchspiels Sorge getragen hatten, auch für die jungen Armen, für die minder oder mehr verwahrlosten Kinder besser sorgen. Dazu war das geräumige Armenhaus groß genug und es sind darin mit Anfang des Jahres (1851) 16 solche Kinder von etwa 5—14 Jahren aufgenommen."

Mit sichtbarer Genugthuung konnte Ketteler später als Bischof beim Kampf für die Einführung der Barmherzigen Schwestern in Hessen auf das Aufblühen dieser seiner ersten Gründung hinweisen [2]:

„Ich selbst habe dort (im Bisthum Münster) an Gründung einer Anstalt mitgewirkt, zu der wir jeden Balken am Dach und jeden Stein in der Wand erbetteln mußten, und jetzt werden dort in zwei stattlichen Häusern, in einem 40 Kranke gepflegt, in dem andern sämmtliche arme Kinder der Umgegend erzogen, so daß ein bettelndes Kind (in jener Gemeinde) etwas Unerhörtes ist."

---

5. Die Pfarrei Hopsten 1846—1848.

„Als höchstes Ideal," schreibt ein Studiengenosse über Ketteler, „schwebte ihm im Seminar eine einfache Pfarrstelle auf dem Lande vor, in welcher er wie ein Vater unter seinen Kindern stände." Noch nach Jahren bischöflicher Verwaltung war Ketteler von diesem Gedanken beherrscht, und 24. Mai 1855 beginnt er einen Brief an einen Freund: „Du weißt, ich bin ganz und gar ein Bauern-Pastor."

Das Ziel seiner Wünsche war daher erreicht, als er auf das Fest Allerheiligen, Sonntag 1. November 1846, als Pfarrverwalter in Hopsten seine Antrittspredigt halten konnte. Nachdem noch das Pfarr-Examen bestanden war, wurde er von seinem Bruder Wilderich als damaligem Be-

---

1) Dr. Wulf, Das segensreiche Wirken der barmherzigen Schwestern, Münster 1851 S. 113 f.

2) Eingabe an das Großherzogl. Ministerium d. J. in Darmstadt 31. Dezember 1851. (Raich, Briefe S. 227.)

sitzer von Alst für die Pfarrei präsentirt; am 13. Januar 1847 ward dieselbe ihm übertragen und 28. Januar die Investitur ertheilt. Sein Bruder Richard wurde sein Nachfolger als Kaplan in Beckum.

„Mit der Stellung, die mir Gott jetzt überwiesen," schreibt der neue Pfarr-Verweser von Hopsten 17. November 1846, „habe ich das Höchste erreicht, was ich mir auf Erden erdenken konnte. Schon ehe ich den geistlichen Standpunkt richtig zu begreifen vermochte, erschien mir die Stellung eines Pfarrers ganz erhaben, und seitdem ich den Einfluß eines Geistlichen auf schlichte einfache Naturen schon vielfach kennen gelernt habe, vermag ich natürlich auch die Bedeutung meines jetzigen Amtes um so viel besser zu erfassen. So fehlt es mir denn nicht an Hochschätzung der Stelle, die mir Gott angewiesen, aber mit Angst und Furcht sehe ich auf mich bei dem Gedanken, wie ich sie ausfüllen werde. Laufen, rennen, arbeiten und viel und stark sprechen vermag ich wohl; aber wenn sich mir nur die Gnade nicht entzieht, die mit dem Einfältigen und Demüthigen so allgewaltig wirkt, von jedem Selbstsüchtigen, selbst in dem edelsten Gewande der totalen Hingabe an den Nebenmenschen, sich zurückzieht. Jeder andere Feind, außer meinem eigenen Ich, macht mir keine Furcht, und in dem eigenen Ich fürchte ich nur das Selbstsüchtige, und das ist leider von Beckum heil und ganz und wohlbewahrt mit hierher transportirt worden."

Es war indeß durch die Umstände gesorgt, daß dieses Selbstsüchtige des eigenen Ich einstweilen in Hopsten nicht viele Befriedigung finden sollte. Sein damaliger Freund, später sein Nachfolger in der Pfarrei, F. Stumpf, entwirft auf Grund eigener Anschauung und Erfahrung von dem damaligen Zustand der Gemeinde ein düsteres Bild:

„Die über 2000 Seelen zählende Gemeinde [1]) war äußerst verwahrlost. Der kurze Zeit vorher gestorbene Pfarrer (Joh. Heinr. Jos. Bonnike) war 98 Jahre alt, und hatte erst in den letzten zwei Jahren dazu gebracht werden können, einen Cooperator zu halten. Er war ein würdiger Priester gewesen, aber doch ein Mann seiner Zeit. Alle Marienbilder waren aus der Kirche entfernt und alles specifisch katholische verbannt. Der Empfang der hl. Sakramente war ein sehr lauer, und es herrschte allgemeine Gleichgiltigkeit, dabei aber auch eine große Unsittlichkeit aller Stände. Die Taufbücher gaben Zeugniß von dem traurigen Zustande Hopstens [2]). Dazu herrschte in manchen vermögenden Familien eine ge-

---

1) Näherhin nach amtlicher Angabe: 67 Bauern resp. Pferdehalter, 140 Eigenthümer von Marken-berechtigten Häusern und 201 Heuerleute(=Pächter).

2) Von 1707—1738 war in Hopsten kein einziges uneheliches Kind; 1827—1847 waren deren 67.

wisse Freigeisterei und vollständiger Unglaube. Es war dem neuen Pastor eine gewaltige Aufgabe gestellt . . ."

Die Eindrücke, welche Ketteler hier als Nachfolger eines „Jubel-Priesters" von dem Zustand einer durch die Altersschwäche ihres Hirten heruntergekommenen Seelsorge-Gemeinde erhielt, sind ihm unauslöschlich geblieben. Auf seine Verwaltung der Mainzer Diöcese haben sie später einen sehr bedeutenden Einfluß ausgeübt. Die geistliche Verwahrlosung war es indessen nicht allein, was den Anfang schwer machte, wie er 17. November selbst weiter erzählt:

„Im Uebrigen habe ich hier einen mir ganz fremden und neuen Boden angetroffen, von dem ich deßhalb noch nichts zu sagen weiß. Ich habe hier eine ganz arme Sandgegend, wo vereinzelte Bauernhöfe zwischen unzähligen Heuerhäusern liegen, die denn mit armen Miethsleuten ganz angefüllt sind. Dabei habe ich eine recht verbreitete Krankheit hier vorgefunden, die mir die Armuth dieser Heuerleute gleich in der traurigsten Gestalt gezeigt hat. Da macht mir jetzt der Leib der mir Anvertrauten noch mehr zu schaffen wie die Seele, und es ist eine recht bittere Erfahrung, dabei so wenig helfen zu können."

Ausführlicher verbreitet sich hierüber Pfarrer Stumpf:

„Der liebe Gott ließ in den Jahren 1846 und 1847 großes Elend über Hopsten kommen, wodurch dem Pfarrer Gelegenheit geboten wurde, durch die That zu beweisen, daß sein in der ersten Predigt gethanes Versprechen: „nichts für sich, sondern nur die Rettung der Seelen und ihr wahres Wohl zu suchen" keine leeren Worte gewesen waren.

Zuerst trat große Hungersnoth ein, durch verschiedene Umstände war es schon früher gekommen, daß hier sehr viele Arme waren, so daß die Straßenbettelei ganz an der Tagesordnung war und viele Kinder die Schule versäumten, um zu betteln. Jetzt aber in Folge des Mißwachses war die Noth eine sehr große, da der eigene Boden nichts geliefert hatte und das Getreide nur um einen sehr hohen Preis zu erlangen war, den die meisten nicht erschwingen konnten."

So erklärt sich nur allzuwohl der Bericht über den ersten Besuch der Gräfin Merveldt bei dem neuen Pastor von Hopsten. Ein Bekannter erzählte darüber 1869: „Ketteler ging von Haus zu Haus, suchte alle Verhältnisse der Bewohner bis ins einzelne kennen zu lernen, häuslichen Uebelständen abzuhelfen, und besonders den Armen, deren es viele gab, beizustehen. Einst weilte seine Schwester bei ihm und er lud sie ein, nach Tische mit ihm Besuche in der Gemeinde zu machen. Es waren aber die Armen und Kranken, zu denen er sie führte. Bei jedem mußte sie ihre

Gaben spenden, bis ihre ganze Baarschaft erschöpft war und ihr Bruder am folgenden Tage für seine Schwester Geld zur Weiterreise leihen mußte."

In welcher Weise der neue Pfarrer der Noth entgegentrat, schildert der treuherzige Bericht eines Augenzeugen, eines schlichten Mannes vom Lande, 27. April 1879:

„Vor allem steht die Wohlthätigkeit obenan. Es war im Jahr 1846 eine Art Hungersnoth, als der Hochselige in Hopsten kam, und die Noth war groß. Da ging er selbst die ganze Gemeinde durch mit ein(em) Bauersmann (der gerade gestorben ist, als ich jetzt wieder hinkam), theils um zu sehen, welche etwas geben konnten, und auch, wo die Noth am größten war. Dieses war gerade im Winter, wo der Schnee ein Schuh tief lag, und dann (ging er auch noch) mit niedrigen Schuh. Einige Mal ließ er sich bei den Leuten Strümpfe geben, und dann (ging's) wieder weiter. Diese Almosen brachten (diejenigen), die was geben konnten, bei (=zu) ihm, und er vertheilte es dann größtentheils selbst, unter Verschwiegenheit, wodurch viele Leute von einer gänzlichen Verarmung gerettet wurden."

Das hier Fehlende ergänzt Pfarrer Stumpf: „In dieser Noth wurde der (neue) Pfarrer wirklich ein Engel für die Gemeinde. Nicht blos gab er selbst alles, was er hatte, sondern errichtete unter den Wohlhabenden einen Verein, der wöchentlich eine bestimmte Summe zusammenbrachte, und nahm auch seine Verwandten in Anspruch, so daß ganze Fuder Roggen von auswärts hierhergebracht und nun das Getreide den Armen ganz umsonst, den weniger Bemittelten um einen geringeren Preis überlassen werden konnte[1]) . . ."

Nichts gewährt mehr Einblick in das innere Leben einer Gemeinde als die Predigten eines seeleneifrigen Pfarrers. Bei seiner Antrittspredigt auf Allerheiligen hatte Ketteler die wahre Heiligkeit beschrieben als die „vollkommene Erfüllung unserer Pflichten, und zwar für Gott". Schon am nächsten Sonntag predigte er über die Hölle, am folgenden über die Verehrung Gottes, am dritten aber über das — Nervenfieber. Denn dieses hatte sich dem Hunger zugesellt. In den 2 ersten Theilen dieser Predigt macht der Pfarrer seinen Bauern klar, alles habe seinen Grund, und Gott habe dem Menschen dazu die Vernunft gegeben, um den Dingen auf den Grund zu gehen. Man müsse aber den nächsten und den entfernteren Grund wohl unterscheiden.

1) Vgl. auch Liesen, Bischof W. E. v. Ketteler und die soziale Frage 1882 S. 6. Frankf. zeitgem. Broschüren. Neue Folge III. 358.

Nun zieht er die Folgerungen:

„Der Christ also, Geliebte, d. h. der wahrhaft einsichtige vernünftige Mensch macht es nicht wie der Hund mit dem Stein, d. h. wie jene ungläubigen thörichten Naturvergötterer mit den natürlichen Ursachen, sondern er erhebt sich über sie mit seinem vom Glauben erleuchteten Verstande, und erkennt da den allmächtigen ewigen Gott als die letzte wahre Ursache von Theuerung und Krankheit, Pest, Hunger und Elend. Der Christ weiß, daß Gott die Natur lenkt und leitet. Der Christ weiß, daß es schon oft gerade solches Wetter gegeben, ohne daß die Kartoffeln, ohne daß der Roggen verdorben wäre. Und wenn er daher sieht, wie die Menschen sich noch immer zanken, welches die eigentliche Ursache der Kartoffelkrankheit gewesen, so denkt der Christ: Es war so Gottes Wille, der bei demselben Wetter uns schon oft eine gute, jetzt eine Mißernte gegeben hat. Der Christ weiß, weil er zugleich vernünftig ist, daß schon dieselben Witterungsverhältnisse dagewesen sind, ohne daß Krankheiten entstanden sind. Er weiß, weil er vernünftig ist, daß wenn die Witterung die alleinige Ursache wäre, die Krankheit in allen Häusern und in allen Orten eintreten müßte, und so denkt er: Es war so Gottes Wille, nicht das Wetter, der in anderen Jahren uns bewahrte, wo er andere heimsuchte, in diesem Jahre uns heimsucht, wo er andere verschont.

Weil der Geist nun alles auf den lebendigen Gott bezieht, deßwegen fragt er sich zuerst: Warum schickt uns Gott solche Leiden? Und er antwortet: Wegen unserer Sünden. Hungersnoth und Krankheit sind den Christen Zuchtruthen Gottes. Wehe dem Volke! Geliebte, Wehe der Gemeinde, die dies nicht mehr erkennt! Der Christ thut also Buße in solchen Zeiten.

Weil der Christ alles auf den lebendigen Gott bezieht, deßwegen wird er (aber auch) nicht muthlos und übertrieben furchtsam. Er erfüllt mit um so größerer Liebe seine Pflichten, die Werke der christlichen Liebe und überläßt die Folgen der Lenkung des allmächtigen Gottes."

Mitten in diese böse Zeit hinein fiel die Feierlichkeit der amtlichen Einführung des neuen Pastors in die Pfarrei. Ueber dem Predigtentwurf für den dritten Fastensonntag, 7. März 1847, stehen von Kettelers Hand die Worte: „Erste Predigt seit meiner Einführung." Er begann dieselbe mit der Erzählung, wie Christus beim letzten Abendmahl den Jüngern die Füße gewaschen. Er fuhr dann fort:

„Niemand," sagt der Apostel Paulus, „gibt sich selbst diese Ehre, sondern wer dazu wie Aaron von Gott berufen ist." Diese Berufung, unmittelbar von Gott, hat (sonst) niemand auf Erden, und sie macht die Würde des katholischen Priesters aus. Ich will aber nicht über diese Würde im allgemeinen heute sprechen, auch nicht über meine Rechte Euch gegenüber, oder über Eure Pflichten, sondern über *meine Pflichten* gegen Euch fühle ich mich heute gedrungen, einige Worte an Euch zu richten.

Kein Mensch auf Erden hat eine Macht, die so groß ist, als die Gewalt des kathol. Priesters, und die Macht des größten Kaisers ist nur ein Schattenspiel gegen die Macht eines kathol. Priesters. Aber, Geliebte, und das ist das Merkwürdige, wir besitzen diese Macht nicht, um damit unter Euch gewaltsam zu herrschen, sondern um Euch im Namen Jesu Christi zu bedienen in Euern

geistigen Bedürfnissen. Sehet, Geliebte, das ist der merkwürdige Sinn der Fußwaschung am letzten Abendmahle . . .

Sehet die Stellung des kathol. Priesters in seiner Gemeinde und die Schwere seiner Pflicht. Er hat große Gewalt, aber er soll sie nur dazu gebrauchen, um allen gleichsam die Füße zu waschen, um alle zu bedienen in ihren Bedürfnissen. Das ist denn auch meine Pflicht, meine heiligste, erste und letzte Pflicht. Ich erkenne ganz den Umfang der Würde, die Gott auf meine Schultern gelegt, aber, Geliebte, ich weiß auch, daß mir Gott diese Würde auferlegt, nicht um über Euch zu herrschen, sondern um Euch zu bedienen, den Greis wie das Kind, den Reichen wie den Bettler.

Das ist denn auch mein Wille, den ich heute vor Euch ausspreche. Um Jesu Christi willen will ich Euer Diener sein, der Diener des Aermsten, wie des Reichsten, des Kindes wie des Erwachsenen. Ich will Euch dienen mit meiner Zeit; sie soll Euch ganz angehören. Ich will Euch dienen mit meinem Einkommen und Vermögen. Ich will Euch dienen mit den Kräften meines Leibes. Ich will Euch dienen mit meinem Verstande. Ich will Euch dienen mit meinem Herzen [1]."

Was Ketteler seinen Pfarrkindern von der Kanzel predigte, hatte er bereits begonnen, sie durch das lebendige Beispiel zu lehren. Pfarrer Stumpf erzählt:

„Zu dieser Armuths-Noth gesellte sich nun der Typhus, der namentlich in armen Familien grassirte, so daß in einem Hause oft mehrere krank darniederlagen, andere vom Tode hingerafft wurden. Barmherzige Schwestern waren noch nicht hier und der Bewohner Hopstens hatte sich eine solche Furcht bemächtigt, daß Niemand in ein Haus, wo Typhuskranke lagen, hineinzugehen wagte. Da zeigte sich der Pfarrer als den wahrhaft barmherzigen Samaritan. Ohne Furcht ging er in die Häuser, pflegte die Fieberkranken, machte ihnen die Betten, besorgte die Leichen und war allen alles. Diese Krankenpflege hat er auch später beibehalten, besonders bei solchen, die an ekelhaften eiternden Wunden litten, welche er mit großer Selbstüberwindung reinigte und verband."

---

1) Diese Worte gehören einer handschriftlichen Skizze an. Selbstverständlich wurden sie in der Predigt weiter ausgeführt. Den Eindruck, welchen der neue Pastor auf den Mann vom Volke ausübte, veranschaulicht die folgende Anekdote: Bald nachdem Freiherr v. Ketteler Pfarrer in Hopsten geworden war, kam eines Tages ein Bauersmann aus Hopsten in den Laden eines Pfeifenhändlers zu Münster, der ihn mit der gewöhnlichen Redensart empfing: „Wat giwt't Nies in Hopsten? Ji hewt en nien Pastor?" (Was gibt es Neues in Hopsten? Ihr habt einen neuen Pastor?) „Jou (Ja), sagte der Bauer, „wie hewwt 'n däftigen Pastor; he ist stark!" (wir haben einen tüchtigen Pastor; er ist stark). „Wo son stark?" (Wie so stark?) sagte der Pfeifenhändler. „He is stark in'n Kopp, he is stark in'n Büel, he ist stark in Budden!" antwortete der Bauer. — Er ist stark im Kopf (gescheidt), er ist stark im Geldbeutel (mildthätig), er ist stark in Knochen (von kräftigem Körperbau).

„Ich bin wohlvertraut mit allen Schrecknissen, welche die Todesstunde mit sich führt," konnte daher Ketteler ein Jahr später öffentlich versichern [1]. „Es ist mein täglicher Beruf, den Menschen auf ihrem letzten und ernsten Lebenswege zur Seite zu stehen, in der Todesstunde ihnen mit dem Troste der Religion zu Hilfe zu eilen, nach dem Tode ihnen die Augen zuzudrücken . ."

Die Tage der Heimsuchung währten bis zur Ernte des folgenden Jahres [2]. Am „Freudentag vor der Ernte", auf Jacobi, den 25. Juli 1847, konnte der Pfarrer einen Rückblick werfen auf die „verflossene Zeit der großen Theuerung und Noth." Er begann:

„Wir haben heute einen Tag erreicht, Geliebte, nach dem wir alle uns lange gesehnt haben. Jacobi ist seit Monaten in dem Munde aller. Jene, die selbst keine Noth zu leiden hatten, haben nach diesem Tage sich gesehnt, um die Leiden ihrer Mitbrüder enden zu sehen, und die Hungernden und Leidenden, um endlich ihren Hunger stillen zu können. Es sind nur einige Punkte, die ich über die verflossene Zeit der Noth und über die Gegenwart Euch vorzulegen habe, und dieserhalb wende ich mich zuerst an jene, die ihre Pflicht gegen ihre armen Mitbrüder nicht erfüllt haben, dann an jene, die ihnen redlich zu Hülfe geeilt sind, und endlich an alle, die nun im Begriffe stehen, die Gaben Gottes einzusammeln . . ."

So schwer der Anfang der Pfarrverwaltung in Hopsten auch war, so hatte er doch vieles Gute. Der neue Pfarrer wurde auf diese Weise gleich in allen Häusern und mit allen Verhältnissen der Familien vertraut. Er entwaffnete die widerstrebenden Gemüther und errang sich in wenigen Monaten ein Ansehen und einen Einfluß, wie sonst Jahre der eifrigsten Pastoration sie ihm nicht hätten erwerben können. Auch hierüber äußert sich Stumpf:

„Er wurde zuerst hier mit großer Furcht, von einigen mit Haß empfangen. Aber diese Furcht machte bald einer tiefen Ehrfurcht, inniger Liebe und unbegrenztem Vertrauen Platz . . . Durch seine selbstlose Liebe und heldenmüthige Aufopferung hatte er sich bald die Herzen aller mit Ausnahme der Freigeister und Ungläubigen erobert und sich den Weg zu der Bekehrung der meisten geöffnet."

Damit war der Grund gelegt zu den außerordentlichen Erfolgen, die er hier erzielte. „Er hat," schreibt Pfarrer Stumpf, „man darf sagen, hier in wunderbarer Weise gewirkt, er hat die ganze Gemeinde wie umgewandelt, so daß er, als er nach drei Jahren auf einen höheren Posten

---

1) Leichenrede gesprochen am Grabe der 18. September zu Frankf. a. M. gewaltsam Ermordeten. Leipzig 1848 S. 3.

2) Der Typhus hatte schon im Frühjahr nachgelassen. Bei Verkündigung des von Papst Pius IX. ausgeschriebenen Jubiläums 25. April 1847 mahnt der Pfarrer: „Wir haben in dieser Zeit wahrer Hungersnoth, nach eben überstandener ansteckender Krankheit so besonders nothwendig Erhörung unseres Gebetes."

berufen wurde, sie als Muster-Gemeinde verlassen konnte. Daher rührt auch seine große Anhänglichkeit und Liebe, die er dieser Gemeinde bis in seinen Tod bewahrt hat."

In einem Briefe, den Stumpf, bereits als Pastor von Hopsten, 16. November 1857 an den Bischof von Mainz richtete, nennt er ihn im Sinne seiner Pfarrkinder „ihren alten Pastor, den alle als ihren Vater und Regenerator ehren."

Das Leben des neuen Pastors selbst beschreibt dessen Freund Wesener, nach einem Besuche, den er ihm zum Namenstag den 28. Mai 1847 abgestattet: „Die häusliche Einrichtung in dem alten zerfallenen Gebäude des Pfarrhauses erinnerte an die apostolische Armuth. Ein kleines Stübchen, unten im Gange des Hauses liegend, diente zu seiner Wohnung und Amtsstube, an welche sich ein kleines Schlafkämmerlein anreihte, welches ohne Fenster, nur durch eine Glasthüre mit dem Wohnzimmer verbunden war. Die Fremdenstube oben bot den Gästen außer einem kleinen Tisch und zwei Stühlen und dem Bette nichts weiteres zum Comfort.

„Auch hier in Hopsten setzte er auf das strengste seine gewohnte Tagesordnung fort. Um 4 Uhr ging er zur Kirche, von der er nur durch wenige Schritte von seinem Hause entfernt war, um seine Betrachtung vor dem Allerheiligsten zu halten. Um 5 Uhr fing er seine Studien an, da er gewöhnlich 8 Uhr morgens die hl. Messe celebrirte. Zu seinen Studien hatte er damals die Reichsgeschichte von K. Adolph Menzel von der Reformation an gewählt.

„Wenn er am Morgen die meiste Zeit im Hause zu weilen pflegte, so eilte er am Nachmittag bis gegen Abend spät durch die Pfarre zum Besuche der Kranken, denen er außer dem geistlichen Zuspruche alle möglichen persönlichen leiblichen Dienste, namentlich in den Hütten der armen Kranken leistete, so die barmherzigen Schwestern ersetzend, welche damals noch nicht da waren, für deren Herüberkunft er (aber damals) schon Sorge trug. Auch die übrigen Pfarrkinder besuchte er dann, mit denen er Angelegenheiten für das öffentliche Wohl der Pfarre zu besprechen hatte .... Er wußte jeden einzelnen der Bewohner der Bauernhäuser mit Vornamen zu nennen und mit demselben sich in Platt zu unterhalten. Alle Beziehungen, welche das Band des Pfarrers und seiner Pfarrkinder fest machen konnten, wußte er hervorzurufen, zu pflegen und zu vervollkommnen."

„Im Umgang mit seinen Pfarrkindern," berichtet ein Bekannter aus jener Zeit 1869, „war er die Liebe und Zutraulichkeit selbst; einfacher und schlichter konnte keiner mit den Pfarrkindern reden als er. Er bediente sich meist der plattdeutschen Sprache, und jetzt noch erzählen Leute mit Freuden, wie der adelige Pastor mit ihnen an einem Tische gesessen

und ihre karge Mahlzeit, wobei der Buchweizen-Pfannenkuchen die Hauptrolle spielte, nicht verschmähte. Jeder vergaß dabei über dem einfachen, liebevollen Pfarrer den adeligen Herren."

Dem Auge der Leute entging es nicht, daß er oft spät am Abend noch zum Gebet in die Kirche ging und daß sein Eifer fürs Gebet mit seiner Wohlthätigkeit wetteiferte. Pünktlich ging er alle Woche zum Pfarrer und Landdechanten J. Rahfeldt, einem ehemaligen Ordensmann, nach Halverde zur Beicht. Die Leute, die bei ihm dienten, konnten seine Güte und Fürsorge nicht genug rühmen.

Auch hier in Hopsten wirkte Ketteler bedeutendes schon durch sein Auftreten auf der Kanzel. „Seine Predigten," berichtet sein Nachfolger Stumpf 1878, „waren meist Bußpredigten, die wie ein Blitz einschlugen. Noch jetzt erzählen die Leute, welchen Eindruck es auf sie gemacht, wenn er, der große Mann in seiner hagern Gestalt — er war damals ein bloßes Knochengerüst — mit seinem ernsten Gesichtsausdruck, in faßlicher aber erschütternder Weise die ewigen Wahrheiten vortrug . . . . Nicht Geringeres wirkte er durch seine Katechesen, welche ebenso wie seine Predigten, nicht blos von Einheimischen, sondern auch von Auswärtigen zahlreich besucht wurden."

„Vom Anfange meines Hierseins," so konnte 7. Mai 1848 der Pfarrer eine Predigt beginnen, „ist es meine angelegentlichste Sorge gewesen, die Verehrung der hl. Jungfrau Maria in dieser Gemeinde recht zu verbreiten[1])."

Unter dem langjährigen Regimente seines unmittelbaren Vorgängers war die Verehrung der reinsten Gottesmutter nicht nur vernachlässigt, sondern allem Anscheine nach mißbilligt und bekämpft worden. Die dritte

1) Er fährt fort: „Es ist daher für mich eine besondere Freude gewesen zu hören, daß auch der Hochwürdigste Herr Bischof eine ganz besondere Verehrung der allerseligsten Jungfrau Maria an den Tag legt und eifrigst bemüht ist, ihre Verehrung recht zu verbreiten. Da nun das Urtheil und die Meinung unseres Hochwürdigsten Bischofs gewiß für Euch alle ein neuer Antrieb sein wird, Euch der besonderen Verehrung Marias zu widmen, so will ich Euch davon erzählen, wodurch derselbe bisher seine besondere Verehrung Marias an den Tag gelegt:

Das Erste . . . ist, daß er zu seiner ersten Predigt in Münster ein Muttergottesfest gewählt hat. Bei Gelegenheit dieser Predigt sprach er einen Gedanken aus, auf den ich Euch nicht genug aufmerksam machen kann. Wenn er, sagt der Herr Bischof, in eine Stadt käme und finde dort keine Muttergottesbilder, keinen der Mutter Gottes gewidmeten Altar, so schließe er, in dieser Stadt sei der Geist des Katholicismus erloschen.

Das zweite, wodurch unser Hochw. H. Bischof seine Verehrung gegen Maria gezeigt hat, ist der Besuch der Sodalitäts-Andacht, wo er 400 Jünglingen die heilige Communion reichte und eine Ermahnung zur treuen Nachfolge Marias an sie richtete . . . "

Predigt, die Ketteler überhaupt in Hopsten hielt, 15. November 1846, handelte daher von dieser Verehrung, und dieselbe läßt es überall durchmerken, daß sie auf Beseitigung von Vorurtheilen abziele.

„Ob es Menschen gegeben hat," sagt er schon im Eingang, „die Maria zu viel zulegen, weiß ich nicht. Wenn es solche gegeben hat, so haben sie unrecht gethan. Dagegen ist es gewiß, daß es viele gegeben hat und noch gibt, die Maria zu wenig beilegen. Dazu haben gehört von jeher die Ketzer, in der jetzigen Zeit aber auch viele „kluge" Kinder der Kirche. Beides ist offenbar verkehrt, das Zuviel und das Zuwenig; letzteres aber noch verkehrter wie das erste. . . . Ob Maria zu viel verehrt wird . . . weiß ich nicht; wohl aber weiß ich, daß sie zu wenig verehrt wird. . . . ."

„Wir müssen Maria," so skizzirt Ketteler den dritten Theil dieser Predigt, „auch die ihr gebührenden äußern Andachtsübungen erweisen. Auch diese müssen der Wahrheit gemäß sein. Hier weiß ich kein zu viel, aber sehe überall zu wenig. Was die Kirche seit Jahrhunderten zu ihrer Ehre gethan hat, wird jetzt unterlassen: Ihre Bilder werden nicht mehr verehrt, der Rosenkranz nicht mehr gebetet, der Englische Gruß gleichfalls nicht, der Samstag nicht mehr ihrem Dienste gewidmet, ihre Feiertage nicht mehr geheiligt."

Von Anfang stand es bei Ketteler fest, die „Bruderschaft vom reinsten Herzen Mariä für die Bekehrung der Sünder" auch in Hopsten einzuführen. Bald waren die nöthigen Schritte geschehen, und 9. Mai 1847 begann der Pfarrer eine Reihe von Predigten, welche den Gläubigen Sinn und Zweck dieser Bruderschaft klar machen sollten. Durch ein eigenthümliches Zusammentreffen waren es gerade 100 Jahre, seit sein zweiter Amtsvorgänger, Pastor Kloppenburg, ebenfalls ganz kurz nach seiner Uebernahme der Pfarrei, die Rosenkranz-Bruderschaft eingeführt hatte.

„Es ist mir eine besondere Freude," äußerte denn auch Ketteler 29. Juni 1847 auf der Kanzel, „in diesem Bestreben, die Verehrung Marias in dieser Gemeinde zu vermehren, mit dem seligen Pastor Kloppenburg, von dessen segensreichem Wirken in dieser Gegend ich schon oft gehört habe, zusammenzutreffen. O möchte es mir gelingen, die Verehrung Marias in Eurem Herzen ebenso zu begründen, wie sie in den Herzen unserer Voreltern begründet war! . . . Die Menschen, die damals hier auf den Bänken saßen, als der Pastor Kloppenburg hier die Bruderschaft einführte, liegen jetzt hier in den Gräbern um die Kirche. Gewiß waren damals viele, die sich Maria zur Führerin ihres Lebens wählten, und wir brauchen nicht zu zweifeln, daß sie von diesem Stern geführt, ihren Erlöser gefunden haben. Viele haben aber gewiß auch damals es verschmäht, der Mahnung des Pastors zu folgen, und haben auf einem andern Wege versucht, zu Christus zu gelangen, als geführt von dem Sterne Maria. — So werden auch Eure Gebeine, die Ihr mich jetzt predigen hört, nach 100 Jahren lange auf dem Kirchhof ruhen. O wohl dem, der sich entschließt, in dieser Bruderschaft ein Kind Marias zu werden! Wehe dem, der es verschmäht, Maria zu verehren!"

Am 4. Juli 1847 wurde die Bruderschaft in aller Form eingeführt. Am Nachmittag aller Muttergottes-Feste und jedes ersten Tages im Monat

war besondere Andacht und zwar gemeinsam für die Rosenkranz- und die Herz-Mariä-Bruderschaft. Außer den vorgeschriebenen Gebeten war gemeinschaftliches Rosenkranzgebet und regelmäßig Predigt des Pastors. Während der Andacht ging der Klingelbeutel um, wodurch die Mittel aufgebracht werden sollten zur Stiftung einer wöchentlichen Armenseelenmesse.

In Hopsten hatte Ketteler manches vorgefunden, was geeignet ist, einem Pfarrer Freude zu machen, vor allem treffliche, von religiösem Geiste durchdrungene Lehrer und Lehrerinnen, an welchen er eine große Stütze fand. Er schätzte dieselben sehr hoch und begegnete ihnen auf's Freundlichste. Ueberdies hatte Hopsten eine hübsche Kirche und namentlich den schönsten Thurm weit und breit. Dazu führte ihm die Vorsehung einen ausgezeichneten Mann als Küster zu, einen frühern Kaufmann, der sich ganz dem Dienste Gottes geweiht hatte, und in jungfräulichem Stande lebend, sich freiwillig dem Dienste der Kirche widmete. An diesem fand er Hülfe bei seinen Bemühungen für die Ausschmückung des Hauses Gottes. Aber schon gleich nach seiner Uebersiedelung 17. November 1846 hatte er noch von einem andern Kleinod der Gemeinde Erwähnung gethan: „Besondere Freude habe ich an meiner außerordentlich hübschen Kirche und meiner allerliebsten Mutter-Anna-Kapelle, die ein großes Vermögen hat, womit sich später noch manches wird machen lassen.“

In dieser St. Anna-Kapelle, in welcher wöchentlich zweimal die hl. Messe gelesen wurde, war ein Gnadenbild, das in großer Verehrung stand. Dies war die Veranlassung gewesen, daß im Jahre 1757 vier und vierzig Männer von Hopsten zu einem St. Anna-Verein sich zusammenschlossen zu besonderer Verehrung von Jesus-Maria-Anna. Der Verein, vom damaligen Pfarrer unterstützt und vom Fürstbischof Clemens August bestätigt, hatte jährlich in der Octav von Mariä Himmelfahrt seine besondern Festlichkeiten, welche am 22. August mit einer Prozession schlossen.

„Diese Feier hier an der Anna-Kapelle,“ erzählt Ketteler selbst in seiner Predigt 22. August 1847, „ist eben hauptsächlich durch die vielen Gebetserhörungen entstanden, die sich hier ereigneten. Es verbreitete sich überall hin die Nachricht, daß Gott so viele Gnaden an Leib und Seele jenen austheile, die die drei heiligen Personen Jesus, Maria und Anna bei diesem ehrwürdigen Bilde verehrten, und daher strömten Menschen aus der ganzen Umgegend zusammen, um dieses Bildniß und durch dasselbe Jesum zu verehren.

Schon lange, Geliebte, haben wir dagegen nichts mehr von solchen Erhörungen der Gebete gehört, und wenn auch gewiß nicht zu zweifeln ist, daß Gott noch manche geheime Bitte hier erfüllt, so hat er doch absichtlich so auffallende Gnaden wie früher lange nicht mehr ausgetheilt. Der Grund, Geliebte, liegt nicht an Gott, der noch immer bereit ist, uns zu erhören, und auch nicht an der Mutter Anna, die nicht weniger unsere Seele liebt, wie jene unserer Voreltern, die hier beteten und Hülfe fanden, sondern die Schuld liegt an uns, die wir nicht mehr würdig sind erhört zu werden.“

Der innere Geist der Andacht war in Hopsten bei dieser Feier abhanden gekommen, weltliche Belustigungen spielten dabei die Hauptrolle, selbst die Prozession war von Mißbräuchen nicht frei geblieben. Ketteler leitete daher die Feier zum ersten Male 8. August 1847 mit sehr ernsten Worten ein; er sprach über den Text (Luc. XIX, 46). „Es steht geschrieben, mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber macht eine Mördergrube daraus." Als sein „innigstes Verlangen" sprach er es aus, in die Feier den alten Geist der Andacht zurückzuführen:

„Einzig und allein um diesen Zweck zu erreichen habe ich nun eine besondere Gnadengabe für die Anna-Kapelle von dem hl. Vater mir erbeten, und Se. Heiligkeit hat meine Bitte erhört, und für ewige Zeiten der Kapelle einen Ablaß verliehen [1]), den ich Euch heute verkündige. Ich habe diesen Ablaß in keiner andern Absicht erbeten, als weil ich glaubte, daß dies das beste Mittel sei, um die wahre innere Andacht bei der Prozession zu haben und die innere lebendige Verehrung der drei heiligen Personen in dieser Gemeinde wieder zu vermehren. Ich kann nicht leugnen, daß ich nur mit einer gewissen Furcht diesen Ablaß verkünde, wenn ich bedenke, daß auch diese Gnade wieder mißbraucht werden kann. — Doch das muß man Gott überlassen!"

Ketteler sorgte auch für das kleine Heiligthum selbst mit großer Liebe. Er bewirkte, daß die Messe, welche die Herz-Mariä-Bruderschaft für alle Samstage zu fundiren übernommen hatte, bei der Annakapelle gestiftet wurde. „Alles in der Kapelle war sehr ärmlich," erzählt Pastor Stumpf, „durch sein Bemühen wurde die Kapelle über das Doppelte vergrößert, lauter neue Meßgewänder angeschafft, und fast alles zum Gottesdienst Erforderliche wurde erneuert [2])."

Auch später bewahrte Ketteler eine besondere Vorliebe für diese Kapelle. Im Jahre 1855 [3]) hielt er als Bischof von Mainz die Schlußfeier der Anna-Octav 22. August. Nachdem er in der Pfarrkirche Pontificalamt gehalten hatte, trug er in der Prozession das Allerheiligste und hielt dann bei der Kapelle vor der versammelten Menge die Festpredigt. Im Jahre 1866 stiftete er in die Kapelle ein vom Maler Lasinsky gemaltes Votivbild, das bei der Gemeinde große Freude hervorrief. Noch in seinem Testamente bestimmte er für diese Kapelle ein schönes von seiner Nichte ihm gesticktes Meßgewand.

Zwei Dinge werden in Ketteler's Pastoration noch besonders hervorgehoben. Das Volk rühmte es ihm nach, daß er bei allem glühenden Eifer,

1) Ein vollkommener Ablaß, welcher die ganze Oktav hindurch gewonnen werden kann nach andächtigem Empfang der hl. Sakramente und Verrichtung der Ablaßgebete in der Kapelle.

2) Mit Genehmigung des Generalvikariats wurden 15. November 1847 aus den Einkünften der Kapelle 100 Th. für die Armen verwendet. Am 2. Mai 1848 aber für den Neubau 1000 Th. als Darlehen aufgenommen.

3) Pfarrer Stumpf schreibt 1854, was sich jedoch mit andern sicheren Daten nicht vereinbaren läßt; 1855 läßt am meisten Wahrscheinlichkeit übrig.

den er selbst auf der Kanzel wie im Beichtstuhl bethätigte, zuweilen fremde Prediger und Beichtväter kommen ließ. Er selbst notirt zum 29. August 1847, daß er diesmal für die Sonntagsarbeit mit seinem Bruder Richard, welcher Kaplan in Beckum war, den Platz vertauscht habe.

Ein anderes, wodurch er sich auszeichnete, war seine große Sorgfalt für die Kinder. Seine beiden Freunde Wesener und Stumpf heben gerade dies besonders hervor. „Die Kinder lagen ihm vor allem am Herzen," schreibt Wesener, „es war ungemein rührend zu sehen, wie er nach sorgfältigem persönlich ertheiltem Unterrichte . . . die Kinder zur Ablegung der ersten Beichte vorbereitete. Es lag ihm alles daran, daß die Kleinen von ihrer ersten hl. Beicht an lernten, auch für die nachfolgende Zeit gut zu beichten. Er ließ, wie er mir sagte, jedes einzelne Kind vor seiner ersten hl. Beicht zu sich in's Haus kommen und machte ihm alles vor. Später, wenn die Kinder beichten gingen, ließ er jeden Morgen nur eine kleine Anzahl jedesmal zur Beicht kommen, um desto ausschließlicher jedem einzelnen eine längere Zeit widmen zu können."

Als Wesener den Freund zum ersten Male in Hopsten besuchte, im Mai 1847, fand er ihn auf einem Ausfluge mit seinen Schulkindern zur Feier seines Namenstages. In ähnlichem Sinn erzählt Pastor Stumpf:

„Eine ganz besondere Sorgfalt wendete er den Schulen zu. Er war, wie sein göttlicher Meister, ein wahrer Kinderfreund. . . . Die Kinder waren ihm ganz zutraulich und waren voll Freude, wenn sie ihm ein Händchen geben konnten. . . . Große Sorgfalt verwendete er auf die Vorbereitung der Kinder zur ersten hl. Communion, und verband mit der ersten Kinder-Communion eine solche Feier, wie sie bis dahin in Hopsten gar nicht gekannt war, damit dieser heiligste Tag lebenslänglich im Gedächtniß bleibe."

Aus Liebe zu den Kindern geschah es wohl auch, daß Ketteler aus einer Münchener Kunstanstalt eine Krippe mit mehreren hübschen Figuren für die Weihnachtszeit auf eigene Kosten beschaffte, welche er der Kirche von Hopsten als Geschenk überließ.

„Ich zweifle nicht," hatte Ketteler unmittelbar nach Antritt seiner Pfarrverwaltung geschrieben, bevor er noch die Gemeinde kannte, „daß ich hier nicht weniger der Gnade zugängliche Seelen finden werde, als ich in meiner frühern Stelle mit so großer Freude angetroffen habe. Denn das ist ja die größte Freude des Seelsorgers, wenn er sieht, wie sich eine Seele nach und nach dem Gnadenleben eröffnet und dadurch, wie eine verdorrte Pflanze durch den Regen, zu einem neuen Leben heranwächst."

Nach 8 Monaten Wirksamkeit in der verwahrlosten Pfarrei konnte er 11. Juli 1847, in der Predigt feststellen, daß in letzter Zeit „viele" aus der Gemeinde öfter zu den hl. Sakramenten gekommen waren, und

dies in solcher Ausdehnung, daß er „sich gedrungen fühlte", in einer Reihe von Sonntags-Predigten die Grundsätze der Kirche über die häufige Communion darzulegen.

Freilich eine lange vernachlässigte Gemeinde umzuwandeln, und tief eingewurzelte Uebel auszurotten, war nicht das Werk weniger Monate, und überdies hatte es der Pastor mit den harten Köpfen westfälischer Bauern zu thun. „Das weiß ich gewiß," äußerte er jedoch selbst bei Empfehlung einer seiner frommen Unternehmungen, 8. August 1847, „daß, wenn auch manche in unserer Gemeinde nicht guten Willens sind, so doch die große Mehrzahl meinen Wunsch unterstützen wird."

Schwere Klagen preßten die Ausschreitungen der Fastnachtstage 1848 ihm ab.

„Christus ward vom hl. Geiste in die Wüste geführt," begann er seine Predigt am I. Fastensonntag, 12. März, „möchten wir doch alle so vom hl. Geiste geführt diese Fasten angefangen haben! Leider kann ich das nicht von allen sagen, da die Fastnachtstage uns die Gewalt des Satans über so manche Seele unserer Gemeinde vor Augen gelegt haben. Die so mit dem Satan die Fasten angefangen, werden sie auch wohl in seiner Gesellschaft fortsetzen und beschließen, und sie müssen ja nicht glauben, daß ich von ihnen etwas anderes erwarte wie Spott und Hohn. Denn das ist ja gerade ein Zeichen ihrer Verwerfung, daß sie über das Wort Gottes spotten und lachen."

Doch auch jetzt konnte er fortfahren: „Dagegen ist es mein großer Trost, daß so viele Eingesessene dieser Pfarre sich in diesen Tagen vom Geiste Gottes haben führen lassen." Jedenfalls bildeten die guten Elemente in der Pfarrei bald bedeutend die Oberhand. „Die Folge seiner aus glaubensstarkem, seeleneifrigem Herzen kommenden Belehrungen," versichert sein Amtsnachfolger, Pastor Stumpf, „war eine fast allgemeine Bekehrung. Fast alle legten gründliche Generalbeichten ab. Bis spät in die Nacht verweilte der Pfarrer oft an Samstagen im Beichtstuhl."

So hatte sich Ketteler in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine Stellung geschaffen, wie ein echtes Priesterherz sie kaum schöner wünschen kann. Mit ehrgeizigem Streben hatte er längst gebrochen, bevor er zu den hl. Weihen hinzugetreten war. Er fühlte sich jetzt befriedigt und von Herzen glücklich. Bei ernster und feierlicher Gelegenheit konnte er 21. September 1848 öffentlich ein Bild seines Wirkens entrollen [1]): „Ich kenne auch das deutsche Volk. Ich kenne es zwar nicht aus den Volksversammlungen, ich kenne es aber aus seinem Leben. Ich lebe mit und unter dem Volke, ich kenne es in seinen Leiden und seinen Schmerzen. Es fließen nicht viele Thränen in dem Volke, dessen Leitung mir anvertraut ist, die es mir nicht klagt, die ich

1) Leichenrede, gesprochen am Grabe der am 18. September zu Frankf. a. M. gewaltsam Ermordeten. Leipzig 1848, S. 7.

nicht mit ihm theilte und zu lindern suchte. Ich habe mein ganzes Leben dem Dienste des armen Volkes gewidmet, und je mehr ich es kennen gelernt, desto mehr habe ich es lieben gelernt. . . ."

Noch bei seiner Erhebung auf den Bischöflichen Stuhl von Mainz konnte er sich eines schmerzlichen Rückblickes [1]) nicht erwehren auf die Zeit stillen Glückes, das ihm nun entrissen war:

„Möge es Gott gefallen haben, mich in der Stelle eines Seelsorgers meiner abgelegenen Pfarre auf dem Lande zu belassen! An der Pflege dieser einfachen Seelen, bei denen es mir eine heilsame Lust war, den Werth des Blutes Jesu unter der demüthigen äußern Erscheinung zu erkennen, hing ich mit der ganzen Glut meines Herzens, und wenn ich ihren Werth in den Augen Gottes nach Christi Lehre betrachtete, und ihn verglich mit allem, was die Welt besitzt, so hielt ich mich dort unter armen Landleuten, von denen viele Gott wahrhaft suchten und liebten, für reicher als den König Salomon in aller seiner Pracht und Herrlichkeit. Keine Macht der Erde hätte mich von ihnen trennen können."

---

6. Im Frankfurter Parlament (Juni bis October 1848).

„Was der Apostel sagt: „Niemand, der Gott dienen will, mengt sich in weltliche Geschäfte" . . . , das glaubte ich befolgen zu müssen," bekennt Ketteler in einem „offenen Briefe" 17. September 1848, „deßhalb habe ich mich von allem, was mir in der Welt lieb und theuer war, und auch von allen politischen Parteiungen und Bestrebungen getrennt, um ausschließlich meinem Berufe leben zu können." Das gleiche betheuerte er kurz darauf 17. Dezember von der Kanzel des Mainzer Domes [2]):

„Seit ich in den Priesterstand eingetreten, habe ich es mir zu einem heiligen Grundsatze für mein ganzes Leben gemacht, keiner politischen Partei mehr anzugehören, weil ich mich allen Menschen, jeder politischen Partei als Schuldner erkenne, denen ich als Diener des Herrn und Verkünder des göttlichen Wortes zum Heile der Seelen meine Kräfte und Dienste zu opfern habe. Bis zu dieser Stunde bin ich diesem Grundsatze treu geblieben, und werde nimmermehr davon abweichen."

Allein es kamen die politischen Stürme des Jahres 1848. An das Volk des Münsterlandes trat wie an das übrige Deutschland die Nothwendigkeit, Männer seines Vertrauens als Vertreter zu wählen für das Parlament in Berlin, wie für das in Frankfurt. Der Kreis Tecklenburg, welchem Hopsten zugehörte, bildete mit dem Kreis Warendorf und Stadt

---

1) Beschreibung des festlichen Empfanges . . . nebst dem bischöfl. Hirtenbrief, Mainz 1850, S. 70.

2) Die großen socialen Fragen der Gegenwart, Mainz 1849, S. 38.

und Kirchspiel Rheine einen Wahlkreis, in welchem zur Zeit die Katholiken die Oberhand behaupteten. Landdechant des Kreises Tecklenburg war der Pastor Rahfeldt von Halverde, lange Zeit Lehrer des Gymnasiums zu Meppen, dann Direktor (Präfekt) am Carolinum zu Osnabrück, ein tüchtiger Mann und Eiferer für die katholische Sache. Mit dem später so wohlverdienten katholischen Landtagsabgeordneten Rohden, der ihn als „väterlichen Freund“ ehrte, stand er in nahen Beziehungen. Ketteler hatte diesen vortrefflichen Mann von Anfang an zu seinem Beichtvater gewählt und fand an ihm einen aufrichtigen Gönner. Als Ketteler wieder einmal zur Beichte zu ihm kam, theilte dieser ihm mit, daß er als Abgeordneter für Frankfurt in Aussicht genommen sei, und daß der Dechant selbst im Kreise Tecklenburg alles aufbieten würde, die Stimmen auf ihn zu vereinigen. Für Ketteler war dies ein unerwarteter Schlag. Der Gedanke, im Augenblick des besten Wirkens und des beginnenden Erfolges aus einem geliebten Wirkungskreis herausgerissen zu werden, war ihm höchst schmerzlich. Umsonst versuchte er es, den Dechanten umzustimmen. „Sie haben von Anfang an,“ erwiderte dieser [1]), „als Sie mich zu Ihrem Beichtvater erwählt haben, versprochen, in allem, was zur Ehre Gottes und dem Heil der Seelen dienen könne, gehorsam zu sein. Ich erkenne den Willen Gottes darin, daß Sie dorthin gehen, und ich werde persönlich durch den ganzen Kreis Tecklenburg gehen und die Leute ermuntern, daß Sie gewählt werden.“

Die Auswahl war gut getroffen. Ketteler gehörte der Geburt nach dem Kreise Warendorf, der Pfarrei nach dem Kreise Tecklenburg an, seine Familie und Verwandtschaft war in den beiden Kreisen bekannt und begütert, er persönlich hatte bei Klerus und Volk sich Vertrauen erworben.

Candidat der Protestanten war Dr. Karl Heinr. Brüggemann, der damalige Chef-Redakteur der „Kölnischen Zeitung“, ein Hopstener von Geburt. Die Wahl für Berlin, bei welcher der kathol. Pastor G. Bartmann von Ibbenbüren mit knapper Majorität gesiegt hatte, bewies, daß die Protestanten eben so einig wie exclusiv jedem katholischen Candidaten gegenüber stehen würden. Um so schlimmer war es, daß in den Reihen der Katholiken Uneinigkeit herrschte, indem die Wahlmänner der Stadt Rheine Rohden als ihren Candidaten festhalten wollten. Nur dem klugen Zusammenwirken des Dechanten Rahfeldt mit dem Pfarrer Elbers von Brochterbeck gelang es, eine theilweise Einmüthigkeit herzustellen. Bevor man zur Wahl schritt, waren 58 Stimmen gesichert, allein da es 122 Wahlmänner waren, bildete dies noch nicht die Hälfte.

In der Kirche von Lengerich fand die Wahl statt; Ketteler war als

1) Nach den Aufzeichnungen Weseners, welcher die Aeußerungen aus dem Munde des Dechanten selbst erhielt. Rahfeldt starb 19. Nov. 1865.

Wahlmann persönlich zur Stelle. Er hatte Mühe, sich der Zudringlichkeit einiger Freunde zu erwehren, die, besorgt um den Ausgang, in ihn drangen, sich selbst die Stimme zu geben. Der Landrath Freiherr v. Grüter-Diepenbroick hielt als Wahl-Commissar eine kurze Anrede. Er wies darauf hin, daß in dieser selben Kirche einst von Münster und Osnabrück aus die Gesandten zusammen gekommen, und im eigentlichsten Sinne hier in der Kirche der „Westfälische Frieden" geschlossen worden sei. Nun seien die Wahlmänner versammelt, um Deutschland, welches hier vor 300 Jahren auseinandergerissen worden, wieder zu vereinigen.

Die Wahl war mit einem Wahlgange beendet; Brüggemann erhielt nur 52 Stimmen; eine Stimme, wahrscheinlich die Kettelers selbst, fiel auf den derzeitigen Subregens im Seminar von Münster, Paulus Melchers. Ketteler hatte also glänzend gesiegt. Als Stellvertreter, wurde in Folge der Uneinigkeit mit den Wahlmännern von Rheine, Rechtsanwalt Thüssing von Warendorf gewählt.

Im Posthause Berkemeier war dann große Tafel, an welcher, da zugleich Pferde-(Remont-)Markt war, über 150 Personen sich betheiligten. Hier kam es zu lebhaften politischen Erörterungen, welche für den gewählten Deputirten eine peinvolle Wendung nahmen, und für den Augenblick einen heftigen Streit hervorzurufen drohten. Der protestantische Pastor Lenhard von Ladbergen, vielleicht etwas verdrießlich über den Ausgang der Wahl, suchte dem erwählten Volksvertreter über die specifisch preußischen Tendenzen in der Deutschen Frage Aeußerungen zu entlocken, und der Kreisrichter Te Perdt aus Tecklenburg entwickelte offen die Idee von „Preußen bis zur Mainlinie". Ketteler, der den Standpunkt des Rechtes betonte, bekannte sich als Großdeutschen. Dieser Auftritt, der nur mit Mühe durch die Geistesgegenwart eines kathol. Pastors vorübergeführt wurde, hinterließ Ketteler einen tiefen Eindruck. Fast 20 Jahre später hat er denselben geschildert [1]:

„Ich war damals Pfarrer in Hopsten, in meiner Heimath Westfalen. Das Vertrauen der Bewohner der dortigen Gegend nöthigte mich im vollen Gegensatze zu allen meinen Wünschen, eine Wahl für das deutsche Parlament in Frankfurt anzunehmen. Zum dortigen Wahlbezirke gehörte auch die Grafschaft Tecklenburg, ein altpreußisches Land und protestantisch. Bei einer Versammlung aller Wahlmänner, die damals in Tecklenburg [2]) gehalten wurde, wurde insbesondere die Aufgabe des Deputirten in Frankfurt bezüglich der deutschen Verfassungsfrage besprochen und bei dieser Gelegenheit trat ein im übrigen höchst achtungswerther Mann mit der Ansicht auf, es sei vor allem

1) Deutschland nach dem Krieg von 1866, Mainz 1867, S. 35/36.

2) Pfarrer Elbers von Brochterbeck (später Pastor in Emstetten) als Augenzeuge und Mitbetheiligter bei den damaligen Wahlvorgängen, versichert ausdrücklich, daß dies nur jener Wahltag in Lengerich gewesen sein könne.

Beruf des Parlaments, die Grenzen Preußens bis an den Main zu erweitern und so ein norddeutsches Königthum unter Preußens Krone zu constituiren, und es sei meine Pflicht als Deputirter, in dieser Richtung zu wirken. Damals hörte ich zum ersten Male die Idee aussprechen, die sich jetzt, 20 Jahre später, verwirklicht hat. Ich war ganz erstaunt, in einer Zeit, wo ohnehin alles Recht erschüttert war, aus einem solchen Munde eine neue colossale Rechtsverletzung als Heilmittel anpreisen zu hören und lehnte natürlich mit aller Entschiedenheit die Zumuthung ab, an einem solchen Plane der Zerreißung Deutschlands mitzuarbeiten."

Sonntag den 14. Mai predigte Ketteler noch einmal in Hopsten, am 20. Mai war er bei der Eröffnung der Nationalversammlung in Frankfurt. Er hatte den Trost, daß sein Bruder Richard, welcher 6. Juni 1846 die Priesterweihe empfangen, und seitdem als Nachfolger des Bruders in der Kaplanei von Beckum sich in der Seelsorge erprobt hatte, während seiner Abwesenheit die Gemeinde Hopsten als Vicecuratus verwaltete.

In Frankfurt fand Ketteler trübe Verhältnisse vor. Der Gedanke, der ihm auf dem Wege dahin vorgeschwebt hatte, war: „möglichste Freiheit für alle, aber auch für die katholische Kirche." „Nur ein kirchliches Interesse konnte mich bestimmen, die Wahl anzunehmen und auf einige Zeit aus meinem Berufe herauszutreten," schrieb er 19. August an seinen Stellvertreter, Anwalt Thüssing, und 17. September fügte er erklärend hinzu:

„Bei der Kirche gedenke ich nur der Anstalt zur Erlösung und Beseligung der Menschen, und das kirchliche Interesse, das ich hier verfolgen wollte, ist die Freiheit der Kirche, um ihr die Mittheilung der ihr anvertrauten geistlichen Güter möglich zu machen. Nicht für mich wollte ich diese Freiheit der Kirche, sondern für das Volk, das seinen Glauben behalten will. Ich konnte in dieser Absicht um so unbedenklicher das Mandat annehmen, weil ich dieselbe Freiheit für alle Confessionen fordern wollte."

Dieses fast schwärmerische Sehnen nach Freiheit ließ ihn anfangs auf der äußersten Linken seinen Platz suchen; doch schon nach wenigen Tagen waren ihm über das Treiben dieser Freiheits-Tyrannen die Augen aufgegangen. Seit der zweiten Juniwoche tagte auf Betreiben des Fürstbischofs v. Diepenbrock der „katholische Club", in welchem die der Nationalversammlung angehörigen Katholiken mit Rücksicht auf die besondern Interessen der Kirche ihre Vorberathungen hielten. Hier fand Ketteler nicht nur hervorragende Männer aus allen Gauen Deutschlands, sondern auch manche alte Freunde und Bekannten, vor allem Professor Phillips aus München, dessen Anwesenheit in Frankfurt er schon vorher ganz besonders gewünscht hatte. Außer ihm fand er noch andere seiner Münchener Professoren. Ein ihm damals noch ferne stehender Theilnehmer dieser katholischen Versammlung

erzählt aus seiner Erinnerung [1]: „Bei den Verhandlungen innerhalb unserer Fraktion betheiligte sich v. Ketteler nur selten; sehr lebhaft aber, als das Schulwesen besprochen ward. Ueberhaupt war er sehr anspruchslos, so daß ich — und gewiß auch nicht wenige mit mir — mich nicht wenig wunderte, als er später so glänzend hervortrat. Er mochte damals wohl glauben, daß er als Pfarrer von Hopsten gegenüber den kirchlichen Würdenträgern und den Illustratioren der Versammlung solche fast demüthige Zurückhaltung zu beobachten habe."

Es waren nicht die Fragen über die Schulfreiheit allein, welchen er sein Interesse zuwandte. Wie einst als Theologe in München folgte er den Verhandlungen in der Paulskirche und im Club mit dem Bleistift oder der Feder in der Hand. Noch liegen die Skizzen ganzer Debatten, mit mancherlei Zeichen am Rande in seiner kleinen, schwer leserlichen Handschrift vor, dabei Entwürfe, Anträge und mehrere vollständig ausgearbeitete Reden, wie über das Prinzip der Volkssouveränetät, über die Stellung des Frankfurter Parlaments zur Berliner Nationalversammlung, über den Adel. Es war nicht seine Schuld, daß er in der Paulskirche nicht zum Worte kommen konnte. Wiederholt hatte er sich zum Sprechen sorglich vorbereitet und zum Wort gemeldet, aber jedesmal machte der Schluß der Diskussion sein Eingreifen unmöglich. Er klagte darüber lebhaft in einem Briefe an seinen Bruder Richard, der vielleicht allein ermessen konnte, welche Ueberwindung es dem heftigen Charakter seines Bruders kostete, in die tyrannische „Ordnung des Hauses" sich zu fügen.

Den Hauptinhalt dessen, was Ketteler damals in Frankfurt durchdacht und durchgearbeitet, hat er später in anderer, fruchtbarerer, vielleicht auch gereifterer Weise an die Oeffentlichkeit gelangen lassen in seinem 1862 erschienenen Werke „Freiheit, Autorität und Kirche". Aber die noch vorliegenden Concepte einzelner Reden (wiederholt sind es mehrere verschiedene Entwürfe über denselben Gegenstand) enthalten auch sonst manches merkwürdige Wort:

„Nach meiner Ansicht besteht jetzt thatsächlich und rechtlich das Prinzip der Volks-Souveränetät. Diese aber als eine Allmacht zu fassen ist eine Lüge. Es ist (das Volk) ebenso gebunden durch die ewigen Gesetze der Sittlichkeit, des Rechtes und der Liebe, wie es jeder Monarch sein sollte. Absolutismus ist hier wie dort verwerflich. Die Allmacht des Volkes und der Volkssouveränetät werde ich anerkennen, sobald mir allmächtige Menschen entgegentreten. So lange diese aber nicht allmächtig sind, können sie auch keine Allmacht auf andere übertragen."

1) Vgl. Theodor Palatinus, Entstehung der Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands und die erste grundlegende zu Mainz im Jahre 1848, 2. Aufl. Würzburg 1894, S. 131.

Stark hervortretend ist in all diesen geschriebenen Reden wie der Drang nach Freiheit, so das Interesse für das Volk:

„Eine Wahrheit, die nicht oft genug wiederholt werden kann, ist die, daß mit jeder Staatsform die schmählichste Knechtschaft geübt werden kann. Nicht dadurch ist schon ein Volk frei oder unfrei, daß die Form der Republik oder der Monarchie irgendwo besteht. Je mehr dem Volke zu seiner unmittelbaren Selbstbestimmung überlassen ist, desto politisch freier ist es. An dieser Freiheit erst nimmt auch das niedere Volk Antheil. An Staatsgeschäften kann es seiner Bildung wegen keinen Antheil nehmen. Geht daher vom Staate die Bestimmung und Regel seines ganzen Lebens aus, so kann das Volk sich wieder selbst nicht bestimmen und ob die hohen Herren dann in seinem Namen es knechten, oder im Namen eines Despoten, ist ihm gleich. Ketten im Namen der Volkssouveränetät ihm angelegt, sind ebenso bitter, als die im Namen eines Souveräns. Nun will aber das Volk in seiner Familie und Gemeinde sich selbst bestimmen. Das ist Germanisch, das ist Deutsch, das macht ein edles Volk. Dann hat erst das Volk Antheil an den Errungenschaften der Vorzeit. Man kann daher ein wahrer Feind der Freiheit des Volkes sein und dennoch den Namen der Volkssouveränetät tagtäglich im Munde führen. Wenden wir diese Sätze auf die vorliegende Frage an. Das Volk hat nicht gekämpft, um im Namen der Volkssouveränetät geknechtet zu werden, sondern, um unmittelbar sich selbst zu bestimmen."

Das merkwürdigste Stück unter allen ist jedenfalls ein Vortrag über den Adel, der sich aus der idealen Begeisterung der ersten Parlamentsanfänge und der politischen Unsicherheit jener Tage wohl erklärt [1]:

„Wie das Königthum, so ist auch der Adel größtentheils von seiner Idee abgefallen und ist größtentheils eine Karrikatur seines ersten Gedankens geworden. Nicht aus Haß, sondern aus Liebe, nicht weil ich den Adel für eine Usurpation, sondern weil ich ihn für eine Wahrheit halte, (erkläre ich dies), nicht weil ich ihn tödten, sondern weil ich ihn beleben will, wenn er noch lebensfähig ist, und ihn nur dann für todt hierdurch erklären will, wenn er wirklich todt ist, und dann ist es gut, wenn er so bald als möglich als solcher erklärt wird.

Der Adel besteht nicht in seinem Titel. Er geht weit über die Titelzeit hinaus. Sein Titel ist wohl erst später durch ein hinzugetretenes Amt entstanden, während er lange vorher bestand. Je mehr er seinen innern Werth verlor, desto mehr warf er sich auf die Titel. In alten Urkunden findet man selten den Zusatz der Titel; später hat die Titelsucht immer zugenommen. Je leerer im Innern, desto reicher nach Außen. Das Hofleben, die infamen Titel- und Adels-Erhebungen ohne Rücksicht auf innern Werth, alles dies vermehrte seine innere Verwüstung (Verpestung?) und seine äußere Titel- und Ehrensucht.

Die Feinde und Freunde des Adels müssen sich deshalb in der Aufhebung des Adels vereinen. Die Feinde, um ihn zu zerstören, die wahren Freunde, um alle jene, die keinen andern Werth als ihre Titel haben, daher namentlich den eingebildeten Adel, von seiner Selbsttäuschung eines eingebildeten Werthes

---

1) Mehrere Hauptgedanken dieses Vortrags finden sich wieder in der vom 9. Oktober 1868 datirten Widmung der Schrift des W. Peraldus über „die Pflichten des Adels" an den „Gesammten christlichen Adel Deutschlands", welche Ketteler der von Dr. Bone besorgten Uebersetzung dieser Schrift voraussandte.

zu entkleiden, jene aber, die noch lebensfähig sind, anzutreiben, sich wieder ihrem ursprünglichen Berufe zu widmen, sich namentlich dem Bauernstande wieder zu nähern, sich wieder nach Aufhebung alles Schuldner- und Gläubiger-Verhältnisses jenem Stande zuzugesellen, zu dem er gehört, dem Bauernstande.

M. H. Die Wurzeln, woraus der Adel sein Leben ziehen soll, sind nicht Titel und Vorrechte: es ist die Geschichte, die Erinnerung, das Beispiel der Vorfahren, das Landleben. Darin müssen die Wurzeln schlagen und treiben, aus denen er sein Leben schöpfen kann. Hat er diese Wurzeln nicht mehr, so ist es gut, wenn er stirbt. Hat er sie, so wird er seine Stellung zur Wiedergeburt Deutschlands sich zu gewinnen wissen. In beiden Fällen stimme ich für Aufhebung der Titel."

Im Parlamente wurde es immer unbehaglicher, und auch im katholischen Club fand Ketteler nicht gerade alles nach Wunsch.

„Lieber Freund," schreibt er im Lauf des Juli [1]) seinem Bruder Richard, „Wir leben hier augenblicklich wieder in ungeheurer Aufregung, die sich jedoch auch wohl wieder, wie früher verlaufen wird. Die Annahme des Waffenstillstands ist die Ursache dieses Sturmes. Ich habe auch für die Annahme gestimmt, so widerwärtig es mir war, das Preußenthum so durchschlüpfen zu lassen. Mich hat der Zustand an der Ostsee lediglich dazu bestimmt.

Die Tagesordnung sollte uns nun morgen zur Schulfrage führen und es könnte damit dann diese Woche wohl zu Ende gehen. Doch fürchte ich nach dieser Aufregung Zwischenfälle. In unserem Katholischen Club ist eine große Aufregung. Viele wollen durchaus ihn auch zu einer politischen Partei umgestalten, um dadurch mehr Gewicht in der Versammlung zu gewinnen. Es kann dies ein großes Schisma veranlassen, da Radowitz dann unfehlbar austreten würde. Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll, neige mich jedoch mehr dafür als dagegen hin. Radowitz hemmt uns offenbar und bindet uns in preußischem Interesse, und, so sehr ich ihn schätze und hochachte, so ist dies unbedingt vom größten Nachtheil. Wenn mich der „Geistliche" nicht abhielte, so wäre ich ganz entschieden für eine politische Partei aus einigen Rheinländern, Westfalen und Bayern, denn es ist kaum auszuhalten in unserem politischen Indifferentismus. —"

Ein wahrer Trost für ihn war es, daß er am Sonntag in der Frohnleichnamsoktav, 25. Juni, in Frankfurt zum Predigen eingeladen war. Die Predigt spiegelt, was in seiner Seele vorging [2]):

„Er (der Sohn Gottes) hat den Armen das Evangelium gepredigt; er hat den Armen eine frohe Botschaft verkündigt, wie sie noch keine gehört hatten. Er erhob den Armen und Verachteten zu einem Kinde Gottes, er erhob ihn zu sich selbst und machte ihn sich gleich. Er wählte auf Erden das Kleid und das Leben der Armuth, er machte den Reichen arm und den Armen reich. Er führte den Armen und Reichen, den Bettler und König zu einem Tische; er stiftete auf Erden einen großen Bruderbund; er erfüllte die Herzen der Reichen mit Liebe zu den Armen. Er zeigte, daß er der einzige und wahre Volksfreund sei. Und was geschieht in der jetzigen Zeit? O gerade die Armen

1) Der kleine offene Zettel von Kettelers Hand ist undatiert, aber die Debatte über den Waffenstillstand fand 11. Juli statt. Auch die übrigen Momente gestatten nicht den Brief später anzusetzen.

2) Raich, Predigten I, 395/6.

sind es, die ihn verlassen. Es stehen falsche Propheten auf, Feinde Christi und Feinde des Volkes, und ihnen folgen die Armen und hoffen auf sie."

Vereinzelte Male wurde indessen auch im Parlament sein Name genannt. Abgesehen von etwaigen Vorgängen innerhalb der 11. Abtheilung, welcher er angehörte, von denen jedoch nichts Ausdrückliches berichtet wird, unterschreibt Ketteler 21. August das Amendement v. Nagel und v. Lasaulx auf unbeschränkte Religionsfreiheit [1]), und dringt 31. August mit den übrigen Katholiken auf Fortsetzung der Berathung über die Grundrechte [2]). Eine mehr hervortretende Rolle fiel ihm zu, als Gritzner, ein Oesterreicher, unterstützt von einer Anzahl seiner Landsleute und etwa 20 andern, einen Antrag auf Abschaffung des Cölibates eingebracht hatte. Unter den Unterstützern des Antrages befanden sich auch 2 verkommene katholische Priester [3]).

Diesem öffentlichen Skandal gegenüber reichte die katholische Fraction 28. Juli eine Verwahrung ein [4]). Unter den 68 Namen stand an 15. Stelle der Name Kettelers. Dieser wurde auch beauftragt, den Protest der Geistlichkeit der Diöcese Münster gegen den Antrag Gritzner zu überreichen. Derselbe trug 405 Unterschriften, als Ketteler 29. August seinem Auftrag nachkam [5]).

Unterdessen hatte sich aber Ketteler, kaum ins politische Leben eingetreten, in der eigenen Heimath einen öffentlichen Streit zugezogen, den ersten der zahlreichen Zeitungskämpfe, die er bis zu seinem Tode sollte zu bestehen haben. In der Sehnsucht nach dem Frieden seiner Seelsorgethätigkeit hatte Ketteler 19. August an seinen erwählten Stellvertreter Justiz-Commissar Thüssing geschrieben, daß der Voraussicht nach in 2—3 Wochen „die Fragen, die ein religiöses Interesse berühren", würden abge-

1) Sten. Ber. III. 1637, vgl. 1767.

2) Sten. Ber. III. 1816.

3) „Die zwei katholischen Priester, Sprißler und Kuenzer, der erstere aus Sigmaringen, der letztere aus Konstanz, Männer mit grauen Haaren, und dem Fluche innerlicher Zerrissenheit, daher von Freunden und Feinden mißachtet, erhielten bei dieser Gelegenheit (einer Karrikatur auf den Antrag Gritzner) als Mitunterzeichner den Lohn, womit die Welt auszahlt . . . Sprißlers Stellung wurde sogleich unhaltbar, weil er durch seine ärgerliche Mitstimmung alle Nachsicht auf sein Leben verwirkt hatte. Er nahm zuerst Urlaub und gab bald darauf die Stellung in der Reichsversammlung ganz auf, durch „mißgünstige Umstände", soll heißen durch selbstgeflochtene Stricke genöthigt." (Hist.-polit. Bl. XXII. 430 f.) Sprißler, Pfarrer von Empfingen in Sigmaringen zeigte 11. Sept. 1848 der Nationalversammlung seinen Austritt an. (Sten. Ber. III, 1967). Kuenzer wurde 31. August 1848 von Erzbischof v. Vicari excommunicirt. Vgl. Maas, Gesch. der kath. Kirche im Großherzogthum Baden, 200—204.

4) Hist.-pol. Bl. XXII. 261 ff.

5) Sten. Ber. III. 1771.

handelt sein. „Ein politisches Interesse,“ so versicherte er aber, „kenne ich für mich nicht mehr.“ Er wünschte daher sein Mandat niederzulegen, und Thüssing an seine Stelle treten zu lassen. Er hoffte dabei mit Zuversicht, daß dieser als Katholik mit den drei obersten Grundsätzen des Frankfurter katholischen Club (Unabhängigkeit der Glaubensgesellschaften vom Staat, Lehr- und Lernfreiheit, Selbstregierung der Gemeinde auch in Bezug auf die Volksschulen) werde einverstanden sein. In der Voraussetzung demnach, daß Thüssing im Wesentlichen im katholischen Sinne stimmen würde, wollte er diesem den Platz räumen und fragte nun vorläufig bei ihm an.

Thüssing nahm jedoch den Brief sehr übel auf, und statt einer Auskunft veröffentlichte er denselben 6. September im „Warendorfer Wochenblatt“ zugleich mit der von ihm unter dem 2. September an Ketteler gerichteten scharf polemischen Erwiederung. Er hatte in derselben einen solchen Standpunkt eingenommen, daß eine prinzipielle Erörterung unerläßlich war, und Ketteler antwortete 19. September in einem „offenen Briefe an seine Wähler“, worin er einerseits die Vorwürfe entkräftete, die durch Thüssings Vorgehen gegen ihn hervorgerufen werden konnten, anderseits sich über verschiedene Rechtsgrundsätze mit ihm auseinandersetzte.

Bereits waren auch an anderer Stelle Angriffe auf Ketteler erfolgt. Ein Blatt hatte die beiden ersten Briefe unter der Spitzmarke abgedruckt „Feldflüchtige aus der National-Versammlung“. Ketteler wandte sich an die Redaktion und verlangte die Aufnahme einer Entgegnung. Der Brief enthielt viel Bemerkenswerthes:

„Bei Herrn Thüssing setzte ich zur richtigen Würdigung meiner Worte hinreichende Kenntniß meiner Gesinnung voraus, die natürlich den Lesern Ihres Blattes gänzlich abgeht. Wenn ich Herrn Thüssing schrieb, daß nur ein religiöses Interesse mich habe bestimmen können, die Wahl für Frankfurt anzunehmen, so setzte ich voraus, daß er mich nicht für einen gemeinen Miethling halte, der bei den „religiösen Interessen“ an zeitliche Güter denkt, sondern daß er mich für einen redlichen Priester halte, der bei jenen Worten an die höchsten Güter der Menschheit denkt. Und wenn ich demselben Herrn schrieb, daß es für mich kein anderes mehr gebe, als das religiöse, so glaubte ich gleichfalls einem Manne zu schreiben, dem es nicht ganz unbekannt sei, daß ich mich von dem Augenblicke des Eintrittes in den geistlichen Stand ganz und ausschließlich meinem Berufe hingegeben habe. Ich erwartete, er werde meine Worte in dem einfachen Sinne verstehen, daß ich für meine Wirksamkeit, für meine Thätigkeit kein anderes Interesse, kein anderes Ziel mehr kenne, als das religiöse Leben im Volke und die Armenpflege, die ich natürlich als eine Hauptaufgabe meiner geistlichen Wirksamkeit betrachte, — nicht aber, als ob ich theilnahmslos und gefühllos alles andere, was das Volk betrifft, an mir vorübergehen lasse.

„Dagegen hat Ihr Correspondent mein Schreiben in der gehässigsten und niedrigsten Deutung aufgefaßt und mir Motive in die Seele hineingelegt, die mir durchaus fremd sind. Ich bedaure deßhalb nicht mich, sondern den Correspondenten selbst, ich bedaure dieses Schreiben als eines der vielen Be-

weise der ungerechten Verkennung und des tiefen Hasses, der in unserem Vaterlande gegen ganze Stände vorhanden ist. Solange wir fortfahren werden, uns gegenseitig so das Allergemeinste und Niederträchtigste in die Seele hineinzulegen, und uns nach diesem selbst erdachten Maßstabe zu messen, so lange wir selbst die unwahrsten Thatsachen uns vorwerfen, wenn sie nur unserem Partei-Interesse dienen, — z. B. die Behauptung des Correspondenten, im Münsterlande sei der Beichtstuhl zu Wahlumtrieben mißbraucht, was ich für so unmöglich halte, daß ich Leben und Ehre dafür einzusetzen bereit wäre, — können wir wohl neue schwere Kämpfe über unser Vaterland hereinziehen, nie und nimmer aber das schöne Ziel der Einheit Deutschlands erreichen."

Thüssing replicirte nochmals in einem „offenen Schreiben an Jedermann", das seinen früheren Brief an Umfang wie an Unfreundlichkeit des Tones noch bedeutend übertraf, und veröffentlichte nun die gesammte Correspondenz als eigene Brochüre unter dem Titel „Vier Briefe über das Verhältniß von Kirche, Schule und Staat". Ketteler hatte nicht nothwendig, ein zweites Mal zu antworten, er konnte das Urtheil ruhig der öffentlichen Meinung überlassen.

Es war eine eigenthümliche Fügung, welche Ketteler, trotz seines Wünschens und Bemühens, im Parlament in der Paulskirche nicht zum Worte kommen ließ. Bei dem Ungestüm seines Wesens, der rückhaltlosen Offenheit seines Charakters und seinem Mangel an politischer Erfahrung würde er vielleicht unter dem Einfluß des Augenblicks sich zu Aeußerungen haben hinreißen lassen, die seinem späteren Wirken große Schwierigkeiten hätten entgegenstellen können. Dieselbe höhere Fügung, die ihm hier den Mund verschloß, wußte auf anderem Wege Umstände zu schaffen, in welchen der unbekannte Bauern-Pfarrer von Hopsten plötzlich vor dem gesammten Deutschland in hell leuchtender Gestalt erschien und aller Augen auf sich lenkte.

Während des 18. Septembers hatte in den Straßen Frankfurts der Barrikadenkampf gewüthet. Als Ketteler des nächsten Morgens in der Frühe zur Kirche des Hl. Geist-Spitals ging, um die hl. Messe zu lesen, erfuhr er, daß im Spital, eben in dieser Nacht um 1 Uhr, Fürst Lichnowsky, einer der angesehensten Abgeordneten, den furchtbaren Verstümmelungen erlegen sei, welche ein Haufen von Aufständischen Tags zuvor an ihm verübt. Man erzählte ihm die ganze Schreckensgeschichte von der Ermordung des Generals von Auerswald und des Fürsten Lichnowsky [1]).

1) Abends 5 Uhr waren die beiden Deputirten ohne Waffen und ohne Gedanken an Gefahr gegen Bockenheim hinausgeritten, um mit dem dort wohnenden Reichsverweser politische Fragen zu besprechen. Ein Haufe von Demagogen hatte sie verfolgt, dann in dem Versteck, in das sie sich geflüchtet, entdeckt und Auerswald scheußlich gemordet. Lichnowsky, trotz schwerer Wunden noch lebend, wurde zuerst in die Villa des Herrn v. Bethmann Hollweg, dann von da ins Spital gebracht, wo er in der Nacht verschied.

„Ich sah diese Männer," erzählte Ketteler später bei einer Predigt im Dom von Freiburg, 15. April 1866, „noch am Abende vor jenem grauenhaften Tage in ihrer vollen Manneskraft, und am frühen Morgen des andern Tages (fand ich den einen) leblos, am ganzen Leibe gräßlich verstümmelt im Blute liegen[1])." „Als ich die Leiche dieses Mannes aufsuchte," schilderte er schon damals in Frankfurt, 21. September, seine Eindrücke, „um mich an ihrer Seite niederzuknieen, und für die abgeschiedene Seele mein Gebet zu verrichten, da durchbebte ein kalter Schauer meine Glieder und meine Seele. Er schien mir nicht von Menschenhand ermordet, sondern von den Zähnen und Klauen wilder Thiere zerrissen zu sein."

Sei es, daß Ketteler selbst sich anbot, sei es, daß die von ihm bezeigte Theilnahme bei der Leiche die Wahl auf ihn lenkte, es fiel ihm zu, bei der feierlichen Beerdigung, welche für die beiden Ermordeten, wie für die bei Bekämpfung des Aufstandes gefallenen Offiziere und Soldaten veranstaltet wurde, die Leichenrede zu halten.

Am 21. September berichtete man aus Frankfurt an die „Allgemeine Zeitung"[2]):

„Ein Leichenzug, wie ihn Frankfurt wohl noch nie gesehen, bewegte sich diesen Morgen nach 9 Uhr vom Roßmarkte durch die Eschenheimer Straße nach dem Friedhofe, um die irdischen Reste Lichnowskys und Auerswalds, sowie der übrigen Opfer des unseligen Aufruhrs zur Erde zu bestatten. Die ganze Reichsversammlung, ihren Präsidenten an der Spitze, und ein unübersehbarer Zug von Truppen aller Waffengattungen und fast aller deutschen Stämme folgte dem Trauerwagen. Auf dem Roßmarkte richtete v. Bally aus Schlesien eine Ansprache an die Truppen. Auf dem Kirchhof selbst sprach zuerst v. Ketteler (Mitglied der Reichsversammlung, katholischer Pfarrer aus Westfalen). Derselbe hielt eine wahrhaft ergreifende Rede, worin er mit scharfen Zügen die Ursache der moralischen Verworfenheit zeichnete, die so schauderhafte Verbrechen hervorzurufen im Stande war. Die Untergrabung des religiösen Gefühls, das Aufstacheln der niedrigsten Leidenschaften, das Predigen einer Aufruhr-Theorie, die, ohne bestimmten Zweck, sich nur beständiges Umstürzen als Ziel vorsetzt — solche Ursachen haben in unserem, sich gerne so hoch über alle Vergangenheit erhebenden Zeitalter Schandthaten erzeugt, wie sie in den Jahrhunderten der tiefsten Barbarei nicht gräßlicher geschehen konnten. Nach ihm sprachen Zittel und v. Gagern nicht minder trefflich, und endlich Jordan von Berlin, welcher in seinem geistvollen Vortrage darauf hinwies, daß Lichnowsky nicht eigentlich durch die Schläge der Sensenmänner, sondern schon vorher durch Niederträchtigkeiten in der Presse . . . . . gemordet worden sei, denn ohne die frechste Verdrehung der Wahrheit würde es nie möglich gewesen sein, die rohen Massen zu einer solch cannibalischen Mordlust zu entflammen. Die Reden sollen gedruckt und im Volke vertheilt werden."

---

1) Leider liegen von dieser Predigt nur kleine Bruchstücke einer ungenauen fremden Aufzeichnung vor.

2) Nr. 269 S. 4249.

Wirklich wurde Kettelers Rede „mit Bewilligung des Herrn Verfassers“ alsbald in Leipzig gedruckt. v. Ballys Rede ist ohne Namen als Anhang beigegeben. Es ist bemerkenswerth, daß die Aufschrift den Verfasser nur nennt als „Pfarrer von Ketteler“.

Diese Leichenrede gehört unter den Erzeugnissen christlicher Beredsamkeit zu den historisch denkwürdigen und zu den klassischen Mustern psychologischer Anordnung. Sie war nicht studirt, sondern empfunden. Dem Abschen vor dem begangenen Verbrechen gab sie vor allem Ausdruck, wie der Hochachtung für die Gemordeten, wußte aber dann, nachdem allen menschlichen Empfindungen Genüge gethan war, zu mildern, zu versöhnen und höher zu erheben.

Mit einem Male war jetzt Pfarrer v. Ketteler ein berühmter Mann. Ein Druckblatt, das in diesen Tagen mit dem Datum des 16. September der damals hochangesehene Hofrath v. Buß ausgehen ließ, findet sich noch in Kettelers Nachlaß; es trägt die Worte in der Handschrift des Autors: „Sr. Hochwürden, Herrn v. Ketteler als Zeichen inniger Verehrung. Buß.“

Vierzehn Tage später tagte in Mainz die „erste Versammlung des katholischen Vereines Deutschlands“. Hofrath v. Buß war Präsident. Die Mitglieder des katholischen Club beim Frankfurter Parlament waren zu der Versammlung geladen, und zwanzig derselben, unter ihnen Ketteler, folgten der Einladung. Es war unter ihnen ausgemacht, daß mit Rücksicht auf die beim Parlamente noch schwebenden Fragen keiner der Abgeordneten sprechen sollte, mit Ausnahme Döllingers, der einen Bericht über den Stand der katholischen Fragen in den Frankfurter Verhandlungen vorbereitet hatte. Allein schon bei der ersten Begrüßung am Morgen des 4. Oktober wurden die Gäste aus Frankfurt vom Lokal-Comité so dringend zum Reden aufgefordert, daß eine größere Anzahl derselben trotz mangelnder Vorbereitung sich bestimmen ließ [1]. Der erste von allen war Förster, der spätere Fürstbischof von Breslau, nach ihm Ketteler. Er sprach von dem, was so lange schon sein Herz erfüllte, von der „Freiheit der Kirche“; er knüpfte daran in überraschendem Uebergang die Ausschau auf ein anderes Gebiet [2]:

„Aber wie die Religion der Freiheit bedarf, so bedarf auch die Freiheit der Religion. Wer die Lage der Gegenwart ernst geprüft hat, der muß sich gestehen: wenn das Volk zur Religion nicht zurückkehrt, dann kann es keine Freiheit ertragen . . .

---

1) Verhandlungen der ersten Versammlung des katholischen Vereins Deutschlands S. 39.

2) A. a. O. S. 51. f.

Ihr Vorsitzender hat nachgewiesen, wie die religiösen Vereine ihre Aufgabe erfüllen sollen. Eine Aufgabe für die nächste Zukunft rege ich in Ihrem Herzen nochmals an, die Aufgabe der Religion bezüglich der socialen Verhältnisse. Die schwerste Frage, die bei allen gesetzlichen Bestimmungen, bei allen Staatsformen noch nicht gelöst ist, das ist die sociale Frage. Ich kann es mit aller Wahrheit aussprechen: die Schwierigkeit, die Größe, die Dringlichkeit dieser Aufgabe erfüllt mich mit der größten Freude. Nicht die Noth freut mich, die ich in Wahrheit im tiefsten Herzen mitfühle, nicht das Elend meiner Brüder, — nein, sondern daß es jetzt sich zeigen wird und zeigen muß, welche Kirche die Kraft der göttlichen Wahrheit in sich trage. Es wird sich zeigen, daß der katholischen Kirche die endliche Lösung der socialen Frage vorbehalten ist; denn der Staat, mag er Bestimmungen treffen, welche er will, hat dazu nicht die Kraft. Einen ähnlichen Gedanken hat ein würdiger protestantischer Geistlicher in der Paulskirche ausgesprochen. Der Kampf zwischen protestantischem und katholischem Glauben auf dem Gebiete des Dogmas werde fortan ruhen, dagegen der Kampf entstehen auf dem Gebiete der socialen Fragen . . . ."

Den frischen Eindruck der Rede schildert als Augenzeuge Beda Weber [1]):

„Ihm (Förster) folgte als Redner . . . . Freiherr v. Ketteler aus Westfalen, armer Leute Pfarrer von Hopsten, eine hohe mächtige Gestalt, mit scharfgeschnittenem Gesichte, auf dem sich furchtloser Thatendrang ausspricht, gepaart mit altwestfälischer Treue für Gott und Kirche, für Kaiser und Reich. An diesem entschiedenen Geiste ist die deutsche Nation in ihrer Gesammtheit, in ihrer Geschichte, in ihrer katholischen Gesinnung noch frisch und lebendig . . Er trägt das große, muthige deutsche Volk mit dem unermeßlichen Frühling seiner Tugenden warm in seiner Seele, und aus dieser Einigung fließt der eigenthümliche Stolz seiner Rede, die in den Errungenschaften der Märztage die Mittel sieht, den Dom der deutschen Kirche auszubauen, früher und herrlicher als den Dom zu Köln. Daher schlug sein Wort mit regelloser Macht in die Zuhörer ein, die nur den Wiederhall ihres eigenen Herzens vernahmen. Wenn ich an den Redner Ketteler denke, so denk' ich mir stets einen ganzen Mann; er kann manches Herz in Furcht versetzen, aber er hat ein Recht zu sein."

Die außerordentliche und tiefgehende Wirkung, welche Kettelers Worte in der öffentlichen Versammlung hervorgebracht hatten, wurde noch erhöht, als er beim Festmahl am Mittag desselben 4. Oktober nach vielen glänzenden Trinksprüchen „den Armen des deutschen Volkes" sein Hoch ausbrachte [2]). Er erinnerte an „so viele Arme dieser Stadt . . ., welche die gegenwärtige Freude nicht theilten":

„Nicht ein Glas Wein ist es deßhalb, was ich Sie auffordern möchte, auf das Wohl der Armen zu leeren; meine Absicht ist, Sie einzuladen, daß Sie in der gegenwärtigen, für uns so frohen Stunde mit

1) Charakterbilder, Frankf. 1853, S. 400 f.; Hist.-polit. Bl. 1848 XXII, 664.
2) A. a. O. S. 86.

Herz und Hand zum Wohl des armen Volkes wirken, der Armuth helfend zur Seite treten."

Sogleich wurde von mehreren Reichstagsmitgliedern und fremden Vereins-Abgeordneten eine Collekte veranstaltet, die eine Summe von 125 fl. ertrug. Domkapitular Lennig, unter dem gesammten Klerus der Mainzer Diöcese damals unstreitig der angesehenste, erhob sich, um im Namen der Armen von Mainz den Dank auszusprechen.

Am folgenden Morgen, 5. Oktober, brach Ketteler auf, um zu seiner Gemeinde nach Hopsten zurückzukehren, und dort einen vierwöchentlichen Urlaub zu verbringen. Im Pius-Verein in Mainz wurden 9. Oktober die Beschlüsse der Generalversammlung verlesen; der Bericht bemerkt dazu[1]:

„Bemerkenswerth dabei war, daß als der Artikel von der socialen Wirksamkeit des Vereins, namentlich durch Förderung der christlichen Mildthätigkeit verlesen wurde, die ganze Versammlung in stürmischen Beifall ausbrach."

---

7. Abschied von Hopsten (October 1848—October 1849).

Sonntag den 8. Oktober 1848 stand Ketteler wieder auf der Kanzel seiner Pfarrkirche in Hopsten. Er sprach über den Text: „Gott hat sein Volk heimgesucht." Luc. VII, 16.

„Zuerst muß ich in Eurer Gegenwart Gott meinen innigen Dank abstatten, daß er mir vergönnt hat, in Eure Mitte zurückzukehren. Ebenso Euch für Eure Gebete. Sie sind vielfach mein einzigster Trost gewesen.

Es ist in der That eine Zeit der Heimsuchung Gottes, in der wir leben, eine der ereignißreichsten Zeiten in der Weltgeschichte. Es gibt Zeiten der Ruhe in der Natur wie in der Menschheit, und Zeiten des Sturmes. Unsere Zeit ist eine Zeit des Sturmes. Alles scheint der Sturm der Zeit fortzureißen. Die Throne der Fürsten wanken, die Macht der Gewaltigen erbebt, die Banden der Völker zerreißen, die Sitten und Gewohnheiten gehen zu Grunde. Nur zwei Dinge stehen fest:

Erstens die Kirche Jesu Christi, die heilige katholische Kirche. Sie ist kampf- und sturmgeübt. Sie ist 18 hundert Jahre durch alle Stürme hindurchgegangen, und noch kein Sturm hat sie niedergeworfen. Sie ist zuerst durch Blut und Verfolgung — sie ist dann durch Ketzerei und Irrthum, sie ist endlich durch Reichthum und Ansehen bekämpft worden. Sie hat alle Kämpfe bestanden und sie ist immer in neuer Schönheit erstanden aus den Kämpfen.

So auch in neuerer Zeit. . . In Frankreich — in England — endlich in Deutschland. Auch hier war sie tief gesunken. Ein Theil Deutschlands ist

---

1) A. a. O. XV.

von ihr abgefallen, ein anderer gehört noch zu ihr, aber er ist noch feindlicher als der abgefallene. Das haben wir in neuerer Zeit gesehen — auf dem Reichstage. Doch auch hier zeigt sich ein neues Leben und davon will ich Euch zum Beweise ein merkwürdiges Beispiel anführen."

Der Prediger erzählte jetzt von der Gründung des Pius-Vereins und dessen Verbreitung, schilderte den Katholikentag in Mainz und den Zusammenschluß sämmtlicher katholischer Ortsvereine zu einer großen Organisation, und erklärte des Weiteren die Zwecke und die Einrichtung der Pius-Vereine. Dann fuhr er fort:

„Zweitens stehen fest, die Männer, die mit der Kirche zusammenstehen, die ihr Leben in dem Felsen der Kirche eingesenkt haben." Damit knüpfte er an die Gedanken an, welche in Mainz Domkapitular Förster ausgeführt hatte: „Wachet — kämpfet — betet!"

Auch am folgenden Sonntag kam der Pfarrer auf die Zeitereignisse zurück. Er schilderte von der Kanzel die Mordthaten in Frankfurt, in Pest, in Wien, dazu die neuen „Drohungen ohne Unterlaß".

„Es sind keine vereinzelten Erscheinungen, sondern es ist ein Zustand. Es kann sich ähnliches auch bei uns ereignen; wir können auch dahin kommen. Wir leben also in einer Zeit, wo der Meuchelmord zur Sitte geworden ist. Das ist unser Zustand. Woher kommen diese Erscheinungen? Welche Ursachen liegen ihnen zu Grunde?

Diese furchtbaren Erscheinungen hängen mit der Vergangenheit der letzten 30 Jahre zusammen. Sie stehen nicht isolirt, nicht für sich da; sie folgen nothwendig aus den Grundsätzen, die gelegt sind, wozu sie die Schlußsätze sind, aus dem Samen, der gestreut ist, dessen Früchte sie sind. Wir wissen alle, welch ungeheure Veränderungen in den Menschen seit langen Jahren vor sich gegangen sind. Die Grundlage des Lebens ist der Glaube. Er ist das heiligste Kleinod unserer Voreltern! Jetzt ist der Glaube ein Spott! Aus dem Glauben lebte die Familie . . . das Verhältniß zwischen Kindern und Eltern ꝛc. . . . Jetzt! — Aus dem Glauben die Gemeinde. . . . Daher die Rechtlichkeit in Handel und Wandel, die Treue, der gute Glauben. . . ."

An der Gründung eines Pius-Vereins, über welchen Ketteler seinen Pfarrkindern schon gesprochen hatte, wurde sofort gearbeitet. Mit Hülfe des unermüdlichen Dechanten Rahfeldt kam auf der Versammlung zu Gravenhorst, 3. November 1848, ein solcher für das ganze Dekanat Tecklenburg zu Stande. Der neue Verein ließ sich als Filialverein dem Hauptvereine in Münster angliedern, während er sich wieder in die Ortsvereine der verschiedenen Pfarreien verzweigte. Die „Satzungen des katholischen Vereins in Hopsten" verfaßte Ketteler mit eigener Hand und ließ sie sofort drucken. Der Verein erhielt zum Patron den hl. Georg, zu dessen Ehre jedes Mitglied täglich bestimmte Gebete verrichtete. Einmal des Monats war Versammlung. Neben der Verbreitung bezw. Ausleihung guter Schriften war ein Hauptzweck des Vereins die „Uebung der christlichen Nächstenliebe". Die Mitglieder des Vereins sollten die Armen der Gemeinde in ihren

Wohnungen besuchen, von ihren Bedürfnissen sich überzeugen, durch leibliche und geistliche Werke der Barmherzigkeit ihnen zu Hilfe kommen. So hatte der Pfarrer, ohne die Namen zu nennen, Piusverein, Borromäusverein und Vincenzverein mit einem Male in seiner Gemeinde eingebürgert.

Eben während Kettelers Urlaub war wieder Wahltag, und zwar, in Folge der Mandatsniederlegung des Pfarrers Bartmann von Ibbenbüren, für die Nationalversammlung in Berlin, die freilich schon stark ihrem jähen Ende sich näherte. Zu der Wahlversammlung kam auch Ketteler nach Tecklenburg, da er wie die meisten andern Theilnehmer, sowohl für Frankfurt als für Berlin Wahlmann war. Auf die Einladung des Landraths v. Grüter-Diepenbroick erstattete er hier vor dieser mit Protestanten stark vermischten Versammlung Bericht über die Verhandlungen und Vorgänge in Frankfurt. Der Eindruck seines Vortrages war ein bedeutender, namentlich auf die Protestanten, die früher fast einmüthig gegen seine Wahl gewesen waren. Er hatte sich durch diese eine Rede die allgemeine Hochachtung erworben und der Landrath äußerte im Namen aller Anwesenden lebhaften Dank.

Noch ein anderes freudiges Ereigniß fiel in diese kurze Urlaubszeit. Das Spital zur Hl. Elisabeth in Beckum stand vollendet. Da von Seite des Ordinariates in Münster die Erlaubniß zur Eröffnung vorlag, so wurde diese jetzt in aller Feierlichkeit in persönlicher Anwesenheit der beiden geistlichen Brüder v. Ketteler vorgenommen. Ketteler führte an diesem Tage die Barmherzigen Schwestern in die Räume ein. Was für die allseitige Ordnung dieser frommen Anstalt an Formalitäten noch zu erledigen war, besorgte in des Bruders Auftrag Richard v. Ketteler [1]). Die Statuten, von Ketteler als dem Begründer selbst entworfen, erhielten die Bischöfliche Bestätigung. Von Frankfurt aus, wohin er inzwischen hatte zurückkehren müssen, sandte er 24. November eine Abschrift derselben an den Bürgermeister von Beckum zugleich mit einem Schreiben, das er in der Versammlung der Stadtverordneten zur Verlesung zu bringen bat. Er legte in dem Schreiben die Grundsätze und Rücksichten dar, welche bei Abfassung der Statuten ihn geleitet hätten, hob hervor, daß die Anstalt nur der „Stadtverordneten und Gemeindeglieder so eifriger Mitwirkung ihr Dasein verdanke und nur bei der fortgesetzten Theilnahme aller ihren wohlthätigen Zweck in vollem Maße erfüllen könne", und schloß:

„Möge Gott es Ihnen allen, meine Herren, lohnen, daß Sie so thätig und unverdrossen mitgewirkt haben, um dieses schöne Werk zu stande zu bringen, und ich danke Gott ebenso aus ganzer Seele, daß ich durch das Hospital zur Hl. Elisabeth mein Leben hindurch in einer Verbindung

1) Die förmliche Errichtung des Spitals als kirchlicher Anstalt durch den Bischof erfolgte 12. Dezember 1848 mit großen Lobsprüchen auf das Unternehmen.

mit meiner Gemeinde bleiben werde, die mir so fest am Herzen gebunden ist."

Anfangs November 1848 war Ketteler wieder in Frankfurt; am 8. Dezember hielt er daselbst die Predigt zu Ehren der unbefleckten Empfängniß. Unterdessen hatte er sich einer Einladung nicht entziehen können, welche der große Eindruck seines ersten Auftretens in Mainz zur Folge gehabt hatte. In seiner Rede vom 4. Oktober hatte er Mainz gepriesen [1]) als „die alte katholische Stadt, die gewiß ihren Glauben bewähren wird, wie ihre Vorfahren es gethan". Dieses Mainz, soweit es wirklich noch katholisch war, verlangte von dem Gefeierten weitere Belehrung und Erbauung. Am 19. November begann er dort eine Reihenfolge von Predigten über die „großen socialen Fragen der Gegenwart". Sechs Wochen hindurch erschien er wöchentlich einmal auf der Domkanzel [2]).

Schon in der ersten Predigt bezeichnet er die sociale Frage als „die wichtigste Frage der Gegenwart"; diejenigen Wahrheiten will er behandeln, die am innigsten mit derselben zusammenhängen. Nachdrücklich kommt er später hierauf zurück:

„Man kann, meine christlichen Brüder, von der jetzigen Zeit nicht reden, und noch weniger ihre Lage in Wahrheit erkennen, ohne immer wieder auf unsere socialen Verhältnisse und insbesondere auf die Spaltung zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden, auf den Zustand unserer armen Mitbrüder, auf die Mittel, hier zu helfen, zurückzukommen. Mag man auch auf die politischen Fragen, auf die Gestaltung des Staatslebens, ein noch so großes Gewicht legen, so liegt dennoch nicht in ihnen die eigentliche Schwierigkeit unserer Lage. Mit der besten Staatsform haben wir noch keine Arbeit, noch kein Kleid, noch kein Brod, noch kein Obdach für unsere Armen. Im Gegentheile, je mehr die politischen Fragen ihrer Lösung entgegen gehen, desto offenbarer wird es werden, was so Viele noch nicht erkennen wollen, daß dies nur der kleinste Theil unserer Aufgabe gewesen, desto gebieterischer wird die sociale Frage in den Vordergrund treten und eine Lösung verlangen. . . . Wollen wir also die Zeit erkennen, so müssen wir die sociale Frage zu ergründen suchen. Wer sie begreift, der erkennt die Gegenwart, wer sie nicht begreift, dem ist Gegenwart und Zukunft ein Räthsel."

„Ich habe," so erzählt er von sich in der zweiten Predigt, „schon seit längerer Zeit mit Aufmerksamkeit Vieles gelesen, was die Welt in Vorschlag bringt, um der drohenden Massenverarmung zu steuern, und gestehe, noch Nichts gefunden zu haben, was im Ganzen und Großen helfen könnte. So lange die Verfasser noch bei den allgemeinen Redensarten stehen bleiben, worin sie ihre Vorschläge einkleiden, sollte man glauben, sie seien die Volksbeglücker, die

1) Verhandlungen der ersten Vers. des kathol. Vereins S. 51.

2) „Nicht ohne Mitwirkung seines Kaplans (Dr. J. B. Heinrich) hatte der selige Dompfarrer Nickel im Advent 1848 den damaligen Parlamentsabgeordneten Herrn v. Ketteler zu einigen Predigten in unserem Dome eingeladen." Dr. Paulus L. Haffner, zur Erinnerung an Dr. J. B. Heinrich, Domdekan und Hausprälat Sr. Heiligkeit. Mainz 1891 S. 10.

das Geheimniß der Brodvermehrung aufgefunden; geht man dann aber zu ihren praktischen Vorschlägen über, so kann man sich des Mitleidens nicht erwehren."

Nach dieser zweiten Predigt war es, daß ihm folgenden Tages, am 4. Dezember, ein Schreiben mit einer Einlage von 60 fl. behändigt wurde, in welchem es hieß [1]):

„Ihnen, hochgeehrter und liebreicher Verkünder des Wortes Gottes, kommt es zu, Früchte Ihrer Predigt zu sehen, damit Sie sich überzeugt halten, wie dieselbe tief einschlug in die Herzen und Nieren Ihrer Zuhörer."

Ketteler sandte das Geld ungehend an die Redaction der „Katholischen Sonntagsblätter", indem er bemerkte:

„Da die Summe ohne Zweifel für die Armen der Stadt Mainz bestimmt ist, und ich vernommen habe, daß man beabsichtigt, hier eine Anstalt der Barmherzigen Schwestern zu errichten, so weiß ich kein besseres Mittel, um das mir anvertraute Geld für unsere armen Mitbrüder recht nutzbar zu machen, als indem ich es Ihnen als Beitrag zu dem gedachten Zwecke überreiche. Sollte dieses schöne Vorhaben nicht in Erfüllung gehen, so bitte ich, das Geld später dem Vincentius-Verein zur Verwendung zu übergeben."

Der Prediger behandelte der Reihe nach die Lehre vom Eigenthumsrecht, von der Freiheit, von der Bestimmung des Menschen. Bei dieser letzteren bricht er in die Klage aus:

„Unserer Zeit war es vorbehalten, das Verbrechen des Engels auf Erden zu wiederholen, der in voller klarer Erkenntniß seines Verhältnisses zu Gott dennoch wagte, sich gegen Gott zu empören; wir haben nicht blos einzelne Gottesleugner, sondern ein ganzes Geschlecht von Gottesleugnern in unserer Mitte. So alt die Steine sind, aus denen dieser Tempel gemauert ist, so lange die Sonne das Antlitz der Erde bescheint und die Glorie dessen verkündet, der sie erschaffen, so lange der Thau vom Himmel fällt, um die Blumen des Feldes zu erquicken, so lange der himmlische Thau der Gnade sich in die Seele des Menschen senkt, um in ihr ein göttliches Leben und eine göttliche Liebe zu entfalten, ist eine so eisigkalte teuflische Lehre aus dem Munde eines Menschen noch nicht hervorgegangen."

Die zwei letzten Vorträge beschäftigten sich mit der Ehe und Familie im christlichen Sinn und mit der Autorität der katholischen Kirche.

Alle sechs Vorträge sind reich an rhetorischen Prachtstellen, reicher als sonst Kettelers geschriebene Predigten es zu sein pflegen. Die Gegenstände, über die er sprach, waren eben jene, die vor andern tief sein innerstes Herz ergriffen. In vielem folgte er den Leuchten der alten kirchlichen Schule, aber das Beste griff er aus der eigenen Brust:

1) Kathol. Sonntagsblätter 1848 Nr. 50 u. 52; vgl. Liesen, Bischof W. E. v. Ketteler und die sociale Frage, S. 8.

„Wenn der Glaube an die Unsterblichkeit, an ein jenseitiges Leben ein Wahn ist, wie konnte er dann je entstehen und geglaubt werden? Wie kommt es, daß wir dann nicht wie das Vieh hier auf Erden vergnüglich grasen, und daß sich unter allem irdischen Treiben fort und fort ein Sehnen in dem Herzen des Menschen regt, wie das Sehnen nach einer geliebten Heimath? Wie mochte es dann geschehen, daß gerade die größten und tiefsten Geister diesem Glauben zu allen Zeiten anhingen, daß gerade edle Naturen, reine Seelen ihn mit Begeisterung bekennen? Was bedeutet es denn, daß, wenn wir im Herbste und Frühjahre die Schaaren der Vögel über unseren Häuptern dahin ziehen sehen, es auch uns nach einem anderen Lande zieht; daß wenn wir am Abende unsere Augen zu den funkelnden Sternen am Himmel erheben, der so weit, so hoch über uns steht, auch unser Herz sich dehnt und sehnt, als wollte es sich vom Körper trennen, um jenseits der Meere die thränenlose Heimath aufzusuchen? Das ist das Zeugniß der Seele, daß wir hier in der Verbannung weilen, daß wir für ein anderes besseres Vaterland bestimmt sind."

Mittwoch, den 20. Dezember 1848 war die letzte dieser Predigten gehalten; am folgenden Morgen eilte Ketteler der Heimath zu. Am 30. Dezember 1848 verschied nach längerem Leiden der Bischof P. L. Kaiser von Mainz. Schon den Todeskeim im Herzen, hatte er noch kurz zuvor eine letzte Ausfahrt unternommen, um dem Pfarrer v. Ketteler in dessen Wohnung für seine Predigten im Dome persönlich Dank zu sagen. In demselben Blatte, in welchem der „Katholik" noch am Tage des Hinscheidens selbst von der Krankheit und dem Tode des Oberhirten Kenntniß gab, und unmittelbar davor, stand eine Mittheilung aus „Mainz im Dezember" [1]):

„Die Predigten des Herrn Pfarrers v. Ketteler über sociale Zustände, gehalten im hohen Dome hierselbst, haben auf einen großen Theil unserer Bevölkerung den tiefsten und segensreichsten Eindruck hervorgerufen, der, wenn wir uns nicht gänzlich täuschen, auch ein nachhaltender sein wird. Wir müssen auf die hohe Freude verzichten, den Lesern des „Katholiken" die wahrhaft apostolischen Predigten im Auszuge in diesen Blättern mitzutheilen, einmal, weil es uns rein unmöglich dünkt, einen Auszug der in jedem Worte so inhaltsschweren Predigten zu geben . . . und dann auch darum, weil der hochwürdige Prediger dahin vermocht wurde, seine Vorträge durch den Druck . . . zu verbreiten [2])."

Einer der Frankfurter Abgeordneten, der am Abend des 3. Dezembers eben auf einem kleinen Ausflug nach Mainz gekommen war, schilderte damals den Eindruck, den diese socialen Predigten hervorriefen [3]):

---

1) Nr. 146. S. 588.

2) Sie erschienen als Kettelers erste selbständige Schrift: Die großen socialen Fragen der Gegenwart. Sechs Predigten, gehalten im hohen Dom zu Mainz von Wilhelm v. Ketteler, Pfarrer von Hopsten, Mitglied des deutschen Reichstags. Das Honorar zum Besten des wohlthätigen Vereins vom heil. Vincenz von Paul zu Mainz.

3) Histor.-polit. Bl. XXIII, 336.

„Zu meiner Freude fand ich die Mainzer, selbst im Gasthause, tief erregt durch die Predigt, welche der Fhr. v. Ketteler, Abgeordneter von Westfalen zur deutschen Nationalversammlung, am nämlichen Tage im Dome zu Mainz vor einem unermeßlichen Volksgedränge gehalten und die Gemüther ganz für sich eingenommen hatte. Dieser Mann ist ein lebendiger Beweis, wie viel ein entschiedener Geist über die schwierigsten Verhältnisse vermag. Er ließ sich herbei (in der folgenden Zeit) noch vier Missionspredigten zu halten, deren Eindruck nicht so bald verschwinden wird aus den Herzen der Mainzer. . . . Die sittliche Freiheit im Glauben an einen persönlichen Gott, die Unsterblichkeit der für Gott erschaffenen Menschenseele, das Familienleben in heiliger Ehe, das Eigenthum als Grundlage aller sittlichen Ordnung und das Ansehen der katholischen Kirche nach dem unabweislichen Bedürfnisse des menschlichen Herzens traten durch seine meisterhaften Predigten in scharfer Wahrheit vor die Zuhörer, welche, wohl 6000 jedesmal an Zahl, aus christlichen und nichtchristlichen Confessionen sich eifrig eingefunden hatten. Ein besonderes Gewicht erhielt Kettelers Auftreten durch den Umstand, daß er im Begriffe war, von der Frankfurter Nationalversammlung auszuscheiden und zu seiner Pfarrgemeinde Hopsten in Westfalen zurückzukehren."

Am IV. Adventssonntag, 24. Dezember, konnte Ketteler seine Gemeinde in Hopsten wieder begrüßen mit den Worten: „Ich kehre mit der Absicht zu Euch zurück, der Heerde Jesu Christi ein Diener Christi zu sein." Nun begann wieder ein rastloses opfervolles Leben als Seelsorger, nur selten durch außergewöhnliche Veranlassungen unterbrochen. Bei der Generalversammlung der vom Hauptverein in Münster abhängigen kathol. Vereine der Diöcese, 10. Januar 1849, gehörte Ketteler zu den Rednern. Er sprach über den Vincenz-Verein unter großem Beifall [1]).

---

1) So nach Wesseners Angabe. Unter Kettelers Papieren findet sich eine Bleistift-Skizze aus dieser Zeit, welche dieser Rede zu Grunde gelegen zu haben scheint, und deren Gegenstand genauer erkennen läßt. Die Skizze enthält außer den Hauptgedanken der Rede auch den Entwurf einer Geschäftsordnung und 2 Anträge:

„Die kathol. Vereine müssen sich über das gesammte Münsterland erstrecken, und alle Gemeinden einschließen, damit wir in Deutschland auch einen katholischen Volkswillen, eine katholische öffentliche Meinung erlangen. Diese fehlt uns, und deßhalb ist das katholische Interesse ohne die ihm gebührende Vertretung auf allen Landes- und National-Versammlungen, die in Deutschland bisher zusammen getreten sind. Hört man die Art und Weise, wie dort die kathol. Kirche, ihr Glaube und ihre Institutionen, behandelt wird, so sollte man in der That nicht glauben, daß es sich von einer Kirche handele, an deren Brust Deutschland in seiner Kindheit gelegen.

„Statt dessen, wie hat man uns behandelt? Wie haben uns die sogenannten Volksvertretungen behandelt?

a. Selbstregierung.
b. Die Juden — uns!
c. Unsere Petitionen — andere!
d. Die Kirchenfreiheit.
e. Die Unterrichtsfreiheit.
f. Das Associationsrecht.

Am 26. März predigte v. Ketteler zum Kirchenpatronstag in Schapen einen Panegyricus auf den Hl. Ludgerus. Er feierte dabei die Glaubenstreue seiner Münsterländer: „Diesen Glauben haben vor allem Eure Voreltern hoch geachtet und ihm treu angehangen. Ja, wahrhaft, Ihr stammt von glaubenstreuen und glaubensfesten Männern ab, und der Ruhm dieser Gemeinde wird fort und fort in der kathol. Kirche verzeichnet werden. . .“

In der Paulskirche in Frankfurt brachte unterdeß der Präsident Simson in der 156. Sitzung am 22. Januar 1849 zur Mittheilung, daß Pastor v. Ketteler sein Mandat niedergelegt habe [1]). Kurz zuvor hatte ein Parlamentsgenosse dem Geschiedenen öffentlich den Nachruf geschrieben [2]): „Sein Kommen, Weilen und Verschwinden in und um Frankfurt war tausend Herzen lehrreich, rührend unvergeßlich geworden, und wir sind überzeugt, daß er als mächtige Persönlichkeit für die katholische Kirche in unzähligen Gemüthern fortleben wird zum Heile unseres Volkes, das er so innig liebt, dem er sein Leben geweiht hat.“

Aber auch so wurde der Pfarrer von Hopsten der politischen Angelegenheiten nicht ganz ledig. Schon stand wieder eine Wahl für Berlin bevor, und bei der damaligen Erregung der Geister und den drohenden Gefahren des Umsturzes war es nicht nur die natürliche Pflicht der kirchlichen Organe, sondern auch der ausdrückliche Wunsch der Regierung, daß die Seelsorger ihre Gemeinden über die Pflichten hinsichtlich der Wahl der Volksvertreter belehrten. Auch Ketteler predigte 21. Januar 1849 über „die Wahlen zur preußischen Landesversammlung [3]).“

„Deßhalb müssen wir die kathol. Vereine bis in jedes Dorf Deutschlands hinein verbreiten. Um ihnen aber den wahren Geist und Segen von oben zuzuwenden, so müssen die socialen Verhältnisse mit in ihren Wirkungskreis gezogen werden, und mit ihnen die Armenpflege. Sie muß mit hineingezogen werden für die Mitglieder selbst — und für die Armen. Dies kann in doppelter Weise geschehen. . .

„Wir haben einen guten katholischen Ruf in Deutschland; wir müssen ihn verdienen! Die Zeit der Worte ist vorbei.“

Nun folgen besondere Bemerkungen in Bezug auf die Pius-Vereine auf dem Lande und der Entwurf einer speciell für diese berechneten Geschäftsordnung. Den Schluß des Ganzen bilden die Resolutionen:

„1. Die Versammlung erkennt es als eine ihrer Hauptaufgaben, der geistlichen und leiblichen Noth ihrer Mitbrüder abzuhelfen, und empfiehlt zugleich den Ortsvereinen, diesen Gegenstand als regelmäßige Geschäftssache vorzunehmen. (Diese beiden letzten Worte sind nicht mit Sicherheit zu entziffern).

2. Sie legt den Ortsvereinen den Entwurf einer Geschäftsordnung zur beliebigen Benutzung vor.“

1) Sten. Ber. VII, 4808. 2) Hist.-polit. Bl. XXIII, 336.

3) Die Predigt-Skizze lautet:

1. Wohin strebt die Partei des Umsturzes?

Das Leben der Menschen miteinander, das gesellschaftliche Leben hat 4 Pfeiler: die wahre Freiheit, die rechte Anschauung vom Ziel des Menschen, die Ehe, das

Ohne Wahlkampf scheint es auch jetzt im Dekanate Tecklenburg nicht abgegangen zu sein, und es traf wohl Ketteler persönlich, als einer der Wahlcandidaten, Dupré, 31. Januar 1849, einen Aufruf erließ „keinen Adeligen zu wählen".

Mit „unbeschreiblichem" Interesse [1]) war Ketteler im Herbste 1847 den Verwicklungen in der Schweiz gefolgt, welche damit endeten, daß seine alten Lehrer, die deutschen Jesuiten, durch einen Gewaltakt radikaler Intoleranz vom Boden der „freien" Schweiz vertrieben wurden. In Frankfurt hatte er dann miterleben müssen, wie eine religionsfeindliche Majorität Jesuiten und Redemptoristen „für ewige Zeiten" vom deutschen Reiche ausgeschlossen erklärte. Unterdessen hatten manche der aus der Schweiz Verwiesenen, welche in Deutschland beheimathet waren, für die Zeit des Sturmes und der Noth in der Heimath eine Unterkunft gefunden. Im Frühjahre 1849 erschien im Münsterland auch P. Heinrich Behrens S. J., ein geborener Hannoveraner [2]), der eben von Nordamerika zurückkehrte, wohin er eine größere Anzahl seiner Ordensgenossen geleitet hatte. Die Bekanntschaft mit dem Pfarrer von Hopsten war bald gemacht. Ketteler, von der Schweiz, wie von Innsbruck her mit dem Segen der Volksmissionen und der diesbezüglichen Thätigkeit der Jesuitenpatres wohlvertraut, einigte sich mit P. Behrens, daß dieser in Hopsten eine kleine Volksmission abhalten sollte. Dieselbe begann am Nachmittag des Palmsonntag, den 1. April, und endete am Abend des 9. April, am Ostermontag. Als Beichtväter fungirten die Brüder Ketteler, Joh. Bernh. Brinkmann, der spätere Bischof von Münster, und der Subregens Paulus Melchers. Ketteler notirte damals darüber kurz:

„Vom 1. April Abends bis 9. April Abends hat P. Behrens Mission gehalten, ganz allein, 20 Predigten; die erste Mission seit langen Jahren

---

Eigenthum. Diese 4 Säulen ruhen auf der Religion, auf dem wahren Gottesglauben, in der kathol. Kirche. Gegen diese Grundlagen ist nun der Kampf gerichtet. Die 4 Grundsätze der socialen Politik.

2. Wie wollen sie (die Umsturzmänner) dies erreichen?
   a. Durch Gewalt. b. Durch gesetzgebende Kammern.
3. Wie müssen wir sie bekämpfen?
   a. Durch Gewalt. b. Durch die Wahlen.
4. Wie wichtig also die Wahlen! Man kann in Bezug auf sie sündigen durch Unterlassung und durch That: a. durch Unterlassung, indem man aus sträflichem Leichtsinn nicht wählt; b. durch leichtfertige Wahl."

1) Vgl. Brief v. 23. November 1847, Raich, Briefe 156.

2) Geb. zu Munstadt in der Diöcese Hildesheim 10. Dezember 1815; seit 1850 Rektor des Collegs auf der Friedrichsburg bei Münster; 1856—1859 Provinzial der deutschen Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu; später viele Jahre Missions-Oberer in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Er starb in dem Rufe eines heiligmäßigen Ordensmannes im Canisius-Colleg zu Buffalo N. Y. am 17. Oktober 1895.

in Norddeutschland." Der letztere Umstand gab dieser Mission weit über die Grenzen der Pfarrei Hopsten hinaus Wichtigkeit und Bedeutung. Seitdem folgte eine Volksmission der andern.

Aber auch für Kettelers Gemeinde war die Mission nicht ohne bleibende Früchte.

„Die außerordentliche Wirkung dieser Mission hat sich noch überall gezeigt," heißt es in Kettelers Predigt-Entwurf für den Weißen Sonntag, 15. April, „und Ihr habt sie an Euch selbst erfahren. Die Wahrheiten, die Euch da gepredigt wurden, waren keine neuen. Ihr habt sie in der Schule auswendig gelernt, Ihr habt sie seitdem in jeder Predigt gehört, Ihr kanntet und wußtet sie allzumal. Sie sind Euch in der einfachsten Weise vorgetragen worden. Der Herr Missionar hat jede Uebertreibung, jede farbenreiche Schilderung vermieden. Er hat das Wort Gottes Euch so einfach, so natürlich, so schmucklos vorgetragen, wie es ihm nur immer möglich war. Woher denn nun dieser Eindruck, woher diese Erschütterung so vieler Gemüther, woher bei so vielen der Gedanke: „es muß anders werden, wenn es am Ende gut gehen soll?" Wir verdanken ihn freilich zuerst der Gnade Gottes, die in dieser Zeit überschwänglich wirkt. Wir verdanken ihn dann aber auch dem Eindruck, den der Zusammenhang der Lehren des Christenthums auf uns macht. . . ."

Ein Hauptzweck bei dieser Mission war die Einführung der Marianischen Congregation für die heranwachsenden Jünglinge und Jungfrauen. Es war gerade diese Klasse der Gemeindeglieder, welche bis dahin dem Pfarrer die meiste Sorge und Mühe bereitet hatte. Ueber den Zustand der Gemeinde bei Kettelers Amtsantritt bemerkt der Bericht eines alten Hopsteners: „Die Gemeinde war sehr heruntergekommen, die Vergnügungssucht war sehr groß; dabei die jungen Leute aus Rand und Band."

Die Statuten der Congregation wurden nun sehr sorgfältig mit P. Behrens durchberathen und dann vom bischöflichen Ordinariat bestätigt; andererseits wurde die Aggregation mit der Haupt-Congregation in Rom alsbald nachgesucht. Ketteler suchte in seiner Predigt, 15. April, noch die letzten Einwände zu entfernen und der Gemeinde von der Congregation den richtigen Begriff beizubringen, vor allem aber bezeichnete er sie als das geeignete Mittel „die Früchte, den Nutzen der Mission der Jugend zu erhalten und ihr behilflich zu sein, die Vorsätze auszuführen".

Vier Jahre später schrieb Richard v. Ketteler aus der Ferne an die Sodalen in Hopsten: „Ich weiß, daß die Congregation im großen und ganzen sich stets gut und musterhaft erhalten hat, und zu meinem unbeschreiblichen Troste kenne ich unter Euch viele wahrhaft christliche Jünglinge."

Der spätere Pfarrer von Hopsten, Stumpf aber urtheilt: „Die vom Hochw. Bischof (v. Ketteler in Hopsten) eingeführten Congregationen der Jünglinge und Jungfrauen haben unsäglich viel Gutes gestiftet und zum Aufblühen der Gemeinde sehr viel beigetragen."

Einstweilen folgte sich in der Pfarrei Hopsten noch Fest auf Fest. Kaum war am 30. April die erste Communion der Kinder mit großer

Feier begangen, so begann eine Reihe von 11 Predigten über die Firmung, welche während des Monats Mai die Gemeinde auf die Ankunft des Bischofs und die Spendung des Firmsakramentes vorbereiteten. Erst mit der feierlichen Frohnleichnamsprocession am 7. Juni schien die Ruhe wieder zurückzukehren. Allein bereits war über eine wichtige Veränderung die Entscheidung gefallen.

Ketteler hatte nie daran gedacht, die Gemeinde, in welcher unter seiner Hirtensorgfalt das christliche Leben so sichtbar emporblühte, und in der er sich glücklich fühlte, mit einer andern zu vertauschen. Der alte Landdechant Rahfeldt in Halverde mit den Verhältnissen der Diaspora-Gemeinden im Norden Deutschlands wohl vertraut, hegte den Lieblingsgedanken, es möchte für diese Norddeutsche Mission ein eigener Bischofsitz gegründet werden. Als ersten Bischof hatte er Ketteler dafür ausersehen, den er sowohl wegen seiner persönlichen Eigenschaften wie seiner verwandtschaftlichen Beziehungen zu solcher Stellung für hervorragend geeignet hielt. Ganz in der Stille, ohne Ketteler etwas merken zu lassen, arbeitete er höheren Ortes an der Verwirklichung dieses Plans. Aber Ketteler brachte es in Erfahrung und war darüber so erregt, daß wenigstens für einige Zeit das gute Verhältniß zu seinem Beichtvater und Gönner erschüttert war.

Als Ketteler am ersten Fastensonntag, 18. Februar 1849, die Fastenpredigten begann, vertheilte er sein Thema in zwei Theile und kündigte an, er werde den ersten Theil im Laufe dieser Fasten, den zweiten aber in der Fastenzeit des folgenden Jahres behandeln. Zwei Monate später erging an ihn der Ruf, seine Gemeinde zu verlassen.

Unter den mannigfachen werthvollen Bekanntschaften, welche Ketteler beim Frankfurter Parlament gemacht hatte, war auch der Geh. Ober-Regierungsrath Aulike, ein einflußreicher Beamter des preußischen Cultusministeriums, zugleich eines der ausgezeichnetsten Mitglieder der katholischen Gemeinde in Berlin. Dieser richtete 10. April 1849 im Auftrag des preußischen Cultusministers ein officielles Schreiben an Ketteler, welches von einem ausführlicheren vertraulichen Briefe begleitet war, und wodurch ihm mitgetheilt wurde, daß er zum Propst an der St. Hedwigskirche in Berlin ausersehen sei. Mit der Propstei war zugleich die Delegatur über die kathol. Gemeinden in dem größten Theil der Mark Brandenburg und Pommerns verbunden, sowie ein Ehrencanonicat an der Domkirche von Breslau. Der bisherige Propst Brinkmann wünschte mit Rücksicht auf seine angegriffene Gesundheit, den anstrengenden Posten baldmöglichst zu verlassen und erwartete in nächster Zukunft seine Ernennung für das Domkapitel in Münster. Fürstbischof Diepenbrock, welchem Berlin unterstand, war, wiewohl er ursprünglich die Besetzung der Stelle durch einen von Geburt der Diöcese Angehörigen gewünscht hatte, auf die Wahl von

Kettelers Person mit Freuden eingegangen; auch der Bischof von Münster hatte bereits seine Zustimmung gegeben, und bei Freunden und Bekannten fand der Gedanke großen Beifall.

Anlike fügte seinem vertraulichen Schreiben die Bemerkungen bei: „aufrichtig und entschieden wünsche er, daß der gemachte Antrag nicht abgelehnt werden möge . . . er sei sogar auf seinem Standpunkte überzeugt, daß derselbe mit zureichenden Gründen nicht abgelehnt werden könne"; komme Ketteler nicht, so „wisse er trotz zweijähriger Ueberlegung niemanden, dessen Berufung ihn — so weit er bei derselben Pflichten habe — vollständig beruhigen würde".

Ketteler erwiderte amtlich 17. April:

„Ew. Hochwohlgeboren erwidere ich auf das geehrte Schreiben . . ., daß ich mich leider nicht in der Lage befinde, dem hohen Vertrauen Sr. Excellenz des Herrn Cultusministers . . . durch Annahme der mir zugedachten Stelle zu entsprechen. Ich würde gewiß dieses Vertrauens gänzlich unwürdig sein, wenn ich eine Stelle annähme, zu der ich mich nach reiflicher Prüfung durchaus unfähig halten muß.

„Se. Excellenz bitte ich mit dem Ausdruck des Dankes für das mir erwiesene Vertrauen die Aufrichtigkeit dieser Rückäußerung zu vergeben und ich darf nicht verfehlen, die Gesinnungen der ausgezeichneten Hochachtung auszusprechen, in der ich verharre."

Im vertraulichen Begleitschreiben an Anlike führt Ketteler seine Gründe an. Er weist hin auf das innige Band, das ihn mit seiner Gemeinde verknüpfe, seine „natürliche Jugendliebe zum Landleben, zum Verkehr mit einfachen Menschen . . . seinen natürlichen Abscheu gegen das Stadtleben mit seiner Verbildung." „Auch meine mangelhafte wissenschaftliche Ausbildung," fährt er fort, „meine Unbeholfenheit in Geschäftssachen (ich denke noch immer mit Schrecken an mein Kopfzerbrechen bei den einfachsten Regierungsverhandlungen), meine Unfähigkeit, mich, im guten Sinne, zu beugen und zu schweigen, soll mich nicht bestimmen."

Als allein entscheidend führt er einen andern Beweggrund an: „Daß ich nie und nimmer eine größere und verantwortungsvollere Stelle als meine gegenwärtige aus freier Wahl annehmen werde. Der Gedanke, meine Stelle als Pfarrer niederzulegen und mir einen andern Wirkungskreis zu erwählen, ist mir zwar wohl hie und da gekommen, aber immer nur in der Richtung, daß ich mich sehne, meine Pflicht vermindert zu sehen, um sie dann besser erfüllen zu können. . . . Insbesondere habe ich deßhalb viel daran gedacht, mich der Mission [1]) zu widmen, und dieser Gedanke liegt mir

1) Den Sinn dieses Wortes erläutert ein durchgestrichener, unvollendet gebliebener Satz: „Da in jetziger Zeit viel von Mission die Rede ist, die ich glaube, durch meine natürliche Anlage (fördern zu können) . . ." Er meint die Thätigkeit eines Volksmissionärs.

seit Monaten unausgesetzt in dem Sinn. Ich glaube zu diesem Geschäft einige natürliche Anlage zu haben und würde so meiner großen Verantwortung der Seelsorge für die einzelnen Pfarrkinder enthoben sein. . . . „Es schwindelt mir bei dem Gedanken an eine Stelle mit solcher Verantwortung. Nur wenn ich den Befehl meines geistlichen Obern vor mir habe, und so den Willen Gottes in ihm vernehmen muß, werde ich mich blindlings jedem Berufe hingeben. Bis dahin aber muß ich durchaus die Uebernahme verweigern."

Kurz auf die Absendung dieser Ablehnungsschreiben folgte 20. April ein dringender Brief des bisherigen Propstes von Berlin:

„Ich darf voraussetzen, daß Ihnen in jetziger Lage, wo Sie vielleicht zwischen Ja und Nein schwanken, einige Worte von meinem Standpunkte nicht unwillkommen sein werden. Nach meiner Ansicht dürfen Ew. Hochwürden die Stelle nicht ausschlagen. Dieselbe ist nicht allein in engerer Beziehung für die in den nordischen Provinzen wohnenden Katholiken, sondern für die Kirche überhaupt von großer, vielleicht größerer Bedeutung als irgend ein Bisthum in Preußen. . . . Sie werden zwar ungeheure Arbeit, Nachstellungen, Kämpfe und Verdrießlichkeiten aller Art, aber auch Freuden finden, wie man sie sonst nicht erlebt. Die Hauptsache ist immer der Wirkungskreis, der geöffnet wird; alles Uebrige darf nicht in Betracht kommen. . . ."

Aulike hatte unterdessen Kettelers officielle Absage bei Seite gelegt, und bemühte sich 28. April, dessen Einwände im einzelnen zu widerlegen:

„Weniger hatte ich erwartet," bemerkt er, „daß Sie Zweifel in die Zulänglichkeit Ihrer wissenschaftlichen Ausbildung setzen würden: ich trage billig Bedenken, auf solche überhaupt auch nur mit einem Worte einzugehen. Gälte es etwa eine Professur, so wäre darüber vielleicht zu rechten; allein es gilt die Verkündigung des göttlichen Wortes, die Führung der Seelen durch Wort und Beispiel, und wenn auf *diesem* Felde — *Sie* nicht berufen sein sollten, dann ist es, verzeihen Sie, wenn ich's offen heraussage, kaum *einer* in unserem Vaterlande. . . . Sie dürfen . . . mit voller Zuversicht annehmen. Mir bürgt dafür die Freude, welche sich in der ganzen Gemeinde über das Gerücht, daß *Sie* ihr Seelenhirt werden sollen, ausspricht; mir bürgt dafür das Urtheil zweier hochgeehrter, einsichtsvoller Bischöfe. Deren Ruf werden Sie, Sie sagen es selbst, gewiß nicht ungehört lassen. . . ."

Der eine dieser Bischöfe ließ bald direkt seinen Ruf vernehmen. Der Bischof von Münster schrieb unter dem gleichen Datum, wie Aulike selbst in einem Briefe voll Achtung und wohlwollender Theilnahme für Kettelers Person. Der Brief gipfelte in den Worten: „Nach reiffster unter Gebet angestellter Erwägung der Sache . . . muß ich sagen, daß ich Gottes

Fügung in dem Rufe zu der erwähnten Stelle erkenne, und daß ich glaube, mein Gewissen zu beschweren und gegen höhere Interessen unserer hl. Kirche mich zu versündigen, wenn ich Ihnen nicht anriethe, dem Rufe zu folgen. Und zwar glaube ich, es Ihnen unbedingt anrathen zu müssen. . . . Ich darf Ihnen nicht erst auseinandersetzen wollen, wie unendlich wichtig die Stelle ist, um die sich's handelt. Es genügt Ihnen zu wissen, daß auf dem ganzen Europäischen Continent es keinen Missionsort gibt, der jetzt mehr in's Auge gefaßt zu werden verdient als Berlin. . . ."

Fürstbischof Diepenbrock weilte fern bei der Versammlung der Bischöfe Oesterreichs, aber an seiner Stelle schrieb der ihm als Vertrauensmann nahestehende Domherr Förster am 1. Mai:

„Haben Sie zu meinem tiefen Schmerze auf jene Anfrage hin bereits mit Nein geantwortet, so maße ich mir kein Urtheil darüber an, denn Sie sind besser, frömmer und gottbegnadigter als ich, und haben, was Sie gethan, sicher nicht in der Berathung mit Fleisch und Blut, sondern in der Anrufung des Herrn gethan. Gleichwohl zögere ich keinen Augenblick, mit der Bitte zu Ihnen zu treten: Lassen Sie diese hochwichtige Angelegenheit keine abgeschlossene sein! Gott zögert oft mit der Kundgebung seines heiligen Willens, wenn Zögern am Orte ist. Auch Diepenbrock, als er hierher berufen ward, sagte anfangs Nein, und meinte nach Gottes Willen zu handeln, und doch war es beim Herrn beschlossen, daß er gehe. Ich kann nimmermehr denken, daß Sie dauernd Nein sagen dürften, wo die Noth der Kirche so laut zu Ihnen schreit: „Komm!" wo es sich um das Heil so vieler Glaubensbrüder nicht nur in Berlin, sondern in der ganzen Delegatur handelt, wo es in Ihren Willen gegeben scheint, ob dort ein großer, herrlicher Garten Gottes, oder eine neue Sodomitische Wüste und ein todtes Meer sich ausbreiten soll, wo ein schweres aber herrliches Tagwerk Ihrer wartet, ein Tagwerk, für welches sich Gott Ihre Kraft, Ihr Herz, Ihren Sinn eigens zubereitet hat. . . . . Ich würde, stünde ich vor Ihnen, Sie mit Thränen beschwören: Weisen Sie den Ruf nach Berlin nicht zurück und verweigern Sie den Brüdern in der Diaspora die Hilfe nicht, die ihnen zu bringen Sie und eben Sie von Gott begnadigt und darum berufen sind. . . ."

Ketteler, von so vielen Seiten und in so autoritativer Weise zur Annahme gedrängt, entschloß sich, einem unbetheiligten Dritten die ganze Angelegenheit zur Entscheidung vorzulegen. Ein Jesuitenpater Fr. X. Riechers, wie die andern aus der Schweiz vertrieben, verwaltete einen Seelsorgeposten als Vicar in Eggermühlen. An diesen sandte er einen Boten mit der brieflichen Darlegung der Angelegenheit und der bei ihm noch vorherrschenden Bedenken. P. Riechers entschied noch 3. Mai für die Annahme:

„Ew. Hochwürden dürfen meiner Ueberzeugung nach an dem Ausdrucke des göttlichen Willens nicht länger zweifeln, wenn Sie die ebenso dringende, wie vielseitige Aufforderung einsichtsvoller Personen vernehmen, unter welchen sogar zwei Bischöfe sich so unbedingt für Ew. Hochwürden aussprechen. . . . Ich füge . . . noch die Bemerkung bei, daß es wohl nicht erst der Stimme

des Gehorsams bedarf, damit Ew. Hochwürden Sich von dem Rufe des Himmels für überzeugt halten. . . ."

Noch am selben Tage sprach Ketteler dem Geh. Rath Aulike zur Uebernahme der Stelle seine „Bereitwilligkeit" aus. Die Berliner Gemeinde begrüßte die Nachricht mit Freuden. Der Cultusminister v. Ladenberg machte 31. Mai Ketteler die Mittheilung, daß der König am 19. Mai die „Ernennung" zur Propstei bei der St. Hedwigskirche in Berlin vollzogen habe. Auch in dem Königlichen Dekret vom 6. Juni 1849 wird die „Ernennung" ausgesprochen.

Es wurde Ketteler schwer, dies hinzunehmen. In einem Briefe an Fürstbischof Diepenbrock 8. Juni äußert er sich darüber: „Mein einziger Trost in dieser Angelegenheit war und ist der Wille Gottes, den ich zu erkennen glaubte, und dem ich mit Verleugnung aller eigenen Gedanken und Empfindungen zu folgen entschlossen bin . . . . Ich erwartete nunmehr eine bestimmte Willensäußerung meiner geistlichen Obern und Ew. Fürstbischöfl. Gnaden, um ihrem gemeinsamen Rufe wie der Stimme Gottes folgen zu können, und statt dessen erhalte ich ein Schreiben des Herrn Ministers, in dem die Präsentation von Seiten der weltlichen Behörden eine erfolgte „Ernennung" und „Uebertragung des geistlichen Amtes" genannt wird."

Dem Minister notificirte Ketteler den Empfang seines Schreibens 12. Juni nicht ohne deutlichen Vorbehalt: „In dem geehrten Schreiben vom 31. Mai . . . . haben Ew. Excellenz mir die Mittheilung gemacht, daß ich in Folge der Allerhöchsten Ordre vom 19. Mai dem Herrn Fürstbischof von Breslau zu der gedachten Stelle präsentirt worden bin. Ich erwarte nunmehr die Entschließung des Herrn Fürstbischofs und werde nicht ermangeln, Ew. Excellenz den Zeitpunkt meines Eintreffens in Berlin anzuzeigen, wenn es dem Herrn Fürstbischof gefallen sollte, mir durch die canonische Institution dieses Amt zu übertragen."

Auf die Aufforderung des Fürstbischofs hin übersandte Ketteler 8. Juli seine Dimissorialien aus der Diöcese Münster. Er that es mit der Erklärung:

„Ich vermag zu der Stelle nichts mitzubringen als den festen Willen, im Gehorsam gegen die mir von Gott gesetzten geistlichen Obern zu leben und zu sterben." Am 10. Juli unterzeichnete der Fürstbischof das Deretum institutionis und so wäre alles für Kettelers Einführung in Berlin bereit gewesen. Der bisherige Propst Brinkmann, der sich nach Ruhe sehnte, ließ es an Drängen nicht fehlen. Allein Ketteler hatte gleich anfangs Ausstand verlangt bis um die Mitte August. Ihn beschäftigte vor allen Dingen noch das Wohl seiner bisherigen Gemeinde. An den Grafen Ferdinand Galen schreibt er 6. Juni:

„Du wirst schon die Nachricht erhalten haben von meiner bevorstehenden

Versetzung nach Berlin, worin ich, wenn auch mit vollständig verbundenen Geistesaugen, den Willen Gottes glaube erkennen zu müssen. Ich verlasse eine Gemeinde, die mir durch das Blut Christi in das innerste Leben meiner Seele eingeschrieben ist. Ihre Zukunft, die Zukunft jeder einzelnen Seele, liegt mir schwer auf dem Herzen. Du wirst als Patron entscheidend mitwirken und von Deinem Entschlusse hängt das Seelenheil vieler Tausenden ab. Ich habe aus Deinem eigenen Munde schon gehört, daß Du die Schwere der Verantwortlichkeit des Patronatsrechtes hinreichend erkennst und es ist in der That nicht Zweck dieser Zeilen, Dich darauf aufmerksam zu machen. Nur eine Anzeige wollte ich Dir zukommen lassen und mit ihr die Bitte verbinden, keine Zusicherung zu machen, bevor Du mit Männern Rücksprache genommen, die mit den hiesigen Verhältnissen genau bekannt sind. Der heilige Geist möge Deine Entschlüsse leiten. . . ."

Eingehender hatte er die Wünsche und Sorgen für seine theure Pfarrei dem Bischof der Diöcese dargelegt, und dieser erwiederte geneigt am 12. Juni:

„Auf Ew. Hochwürden Zuschrift vom 1. d. erwiedere ich schließlich noch, daß ich Ihren darin ausgesprochenen Wünschen, die nothwendig auch die meinigen sind, nach aller Möglichkeit zu entsprechen suchen werde. Ich habe mich darüber bestimmter gegen den Herrn Rath Melchers ausgesprochen, der Ihnen darüber Mittheilung machen wird. Wie sehr ich Ihr Scheiden von hier bedauere, darf ich nicht erst sagen. Es tröstet mich jedoch der Gedanke, daß Sie an Ihrer neuen Stelle der heiligen Kirche noch größere Dienste leisten werden, und daß diese auch dem Bisthum Münster zu gute kommen werden. Dieser Gedanke war es auch allein, der mich vermögen konnte, in dieser Sache so mich auszusprechen, wie ich's gethan."

Was der Bischof thatsächlich beschlossen hatte, enthält Kettelers nächstes Schreiben an Graf Ferdinand Galen vom 11. Juni:

„Deinen heute erhaltenen Brief eile ich vor meiner Abreise nach Beckum zur Abhaltung einer Mission noch kurz zu beantworten. Mit Richard habe ich noch kein Wort über die Besetzung der hiesigen Stelle gewechselt. Ohne meine Veranlassung erhielt ich vor einigen Tagen einen Brief von Melchers mit der Nachricht, daß der Herr Bischof ihm mündlich gesagt, er sei gern bereit, an Richard die Stelle zu übertragen, wenn er ihm vorgeschlagen werde. Ich gestehe, daß mich seit meiner Abberufung keine Nachricht in so hohem Maße erfreut hat. Da Du mich zum Urtheil aufforderst, so gestehe ich, daß ich Richard zu der hiesigen Stelle vorzüglich geeignet halte. Die Gemeinde würde ihn mit wahrem Jubel empfangen und er selbst würde nicht minder glücklich über diesen Beruf sein. Da sich hiernach Deine Aufmerksamkeit wohl zunächst auf Richard wenden wird, so behalte ich mir vor, im Falle es nicht geschehen könnte, daß ihm die Pfarre übertragen werde, Dir später über andere Persönlichkeiten mein Urtheil auszusprechen."

Wirklich wurde Ketteler der Trost zu Theil, daß er seinen Bruder als Nachfolger in der Pfarrei erhielt. Richard hatte dieselbe bereits während mehrerer Monate verwaltet, und Ketteler konnte nun sicher sein, daß die

Seelsorge für die theure Gemeinde ganz in seinem Geiste weiter geführt würde.

Bis Richard die Pfarrverwaltung selbst übernehmen könnte, sollte P. Behrens S. J., welcher in Folge der Mission mit der Gemeinde wohl bekannt war, die Seelsorge führen. P. Behrens hatte zugesagt und die Bischöfliche Behörde war einverstanden, aber unerwartet sah sich der Pater zu anderer dringender Arbeit berufen. Statt seiner übernahm der Vikar Knipping von Münster die einstweilige Verwaltung.

Die letzte Predigt, welche Ketteler für die Kanzel von Hopsten aufgezeichnet hat, ist vom 15. Juli 1849. Am 3. August meldete er von Münster aus dem Cultusminister v. Ladenberg, daß er in der letzten Woche des August sein Amt in Berlin anzutreten denke. Die noch übrige kurze Frist diente nicht blos einem nochmaligen Wiedersehen der Seinigen, sondern vor allem auch dazu, für den neuen Wirkungskreis durch geistliche Exercitien sich vorzubereiten. Vom 8. bis 16. August weilte er in tiefer Zurückgezogenheit in Lembeck auf dem Gut seines Schwagers, Grafen Merveldt, wo P. Stoppar S. J. [1]) bereits sich niedergelassen hatte, um solchen, die es wünschten, bei den Exercitien als Führer zu dienen. Noch sind die Aufzeichnungen aus diesen Geistesübungen vorhanden, welche von dem heiligen Ernste Zeugniß geben, mit dem sie hingebracht wurden. Am Schluß der besonders notirten frommen Vorsätze steht die Bemerkung: „Lembeck bei der St. Michaelskapelle, nach den unter P. Stoppar S. J. abgehaltenen Exercitien, am Tage der Profeß eines Bruders S. J., am 15. August 1849."

Am meisten beschäftigte Ketteler in diesen Exercitien der Gedanke an Kreuz und Leid:

„Christus nachfolgen, nach seinem Geiste leben, die Tugend üben, die er geübt, kann nicht geschehen, ohne mit großmüthigem Herzen schwere Kämpfe zu ertragen. Also auch in diesen Kämpfen sollen wir Christus nachfolgen — für Christus leiden, was er für uns gelitten — um so zu seinen Tugenden zu gelangen. Also Christus nachfolgen, es koste, was es wolle!" —

„Wie wenig habe ich bisher das Leiden Jesu für mein eigenes inneres Leben benutzt, und daher, wie wenig auch für andere z. B. bei Kranken 2c. So innig hängt das, was ich selbst bin, mit dem zusammen, was ich für andere bin. Ich habe auf mich, auf meine inneren Trostlosigkeiten, unsere Leiden und Verfolgungen, das Leiden Jesu nie recht lebensfrisch, geistig, innerlich wahr angewendet, sondern nur mit äußern Sentenzen, und daher auch bei Kranken, Armen 2c. nicht. Welchen Schaden habe ich dadurch meinen armen Pfarrkindern wohl zugefügt!"

Daß die Pfarrkinder unter Kettelers Seelsorge einen Schaden gelitten, war die Meinung anderer urtheilsfähiger Männer nicht. Der Weihbischof und Generalvikar Melchers schließt ein Schreiben an den scheidenden Pfarrer

1) Ueber seinen Tod 1874 vgl. Raich, Briefe S. 497.

von Hopsten 23. Juli 1849: „Indem wir für alles, was Sie der Pfarrei Hopsten geleistet haben, Ihnen unsern innigsten Dank hiedurch ausdrücken und es schmerzlich bedauern, daß Sie dieselbe jetzt, höherem Rufe folgend, verlassen müssen, wünschen und erflehen wir Ihnen zu dem neuen großen Wirkungskreise, in welchen Sie eintreten, die Gnaden und den Segen des Herrn im reichsten Maße. Gott sei mit Ihnen!"

---

8. Propst von St. Hedwig und Fürstbischöflicher Delegat. (Oct. 1849 bis Juli 1850.)

Zur anberaumten Zeit war Ketteler in Berlin eingetroffen und von dem dazu bevollmächtigten Pfarrer Schmale von Potsdam eingeführt worden. Die erste Predigt, die aus der Zeit seiner Berliner Wirksamkeit erhalten ist, fiel auf das Rosenkranzfest, den 7. October 1849. „Das Fest . . . lenkte seine Predigt von selbst einem Gegenstande zu, über den r e c h t b a l d zu sprechen er zugleich ein sehnliches Verlangen in sich trug."

So stand er also auf dem Arbeitsfelde, von welchem am 11. April der wackere Aulike geschrieben hatte: „Und diese Gemeinde! und der Delegaturbezirk! Welches herrliche, so wohl in Europa nicht zum zweiten Mal vorhandene Feld eröffnen sie für die seelsorgliche Wirksamkeit. Ein weiter, nach erquickendem Thau sich sehnender Acker: empfängt er denselben, wird er reiche Früchte tragen, und den Segen, der ihm geworden, tausendfach lohnen; empfängt er ihn nicht, so wird das Weizenkorn vertrocknen, oder am Wege zertreten werden." „Sie wünschen Missionsthätigkeit," hatte er in einem spätern Briefe hinzugefügt, „wo wäre die, wie hier! Sie werden ein Feld finden, ergiebig wie kein anderes. Sie werden viele Seelen retten."

Was dies in der Wirklichkeit bedeutete, sollte Ketteler bald aus Erfahrung kennen lernen. Er fand in der Gemeinde von Berlin einen kleinen Kern treu bewährter Katholiken, wahrhaft auserwählter Menschen. Diese waren es, von welchen er am Tage seines festlichen Empfangs in Mainz bekannte [1]), daß er „für jedes kleine Bemühen ein Uebermaß der Liebe und Dankbarkeit empfangen habe". Aber abgesehen von diesem vortrefflichen Kern fand er nur die ungeheuerste Noth und die ungeheuerste Mittellosigkeit dieser Noth abzuhelfen. „Ich sehe vor mir ein unermeßliches Seelenbedürfniß," schreibt er 12. Dezember 1849 an Fürstbischof Diepenbrock, „einen wahrhaft verwilderten Acker im Weinberge des Herrn, große Uebelstände, die gehoben werden müssen . ."

Ein Bild von der katholischen Gemeinde in Preußens Hauptstadt im Großen entwirft er in der Predigt vom 3. Februar 1850: „Eine Ge-

1) Beschreibung des festlichen Empfanges und der feierlichen Consecration des hochw. Bischofs von Mainz, Mainz 1850, S. 70/71.

meinde von 20 000 Katholiken und fast 5000 Soldaten, und nur eine Kirche und nur wenige Messen, und dabei ist die Kirche leer. Man spricht von dem Bedürfniß einer neuen Kirche! Meine christlichen Brüder, unsere Kirche ist zu groß. Die Katholiken kommen ja nicht zur Kirche. In anderen Gegenden sind für 20 000 Einwohner 10 Kirchen, und diese sind Morgens und Nachmittags angefüllt; hier haben wir eine, und die ist leer! Es gibt Sonntage und Feiertage, wo nur einige Hundert diese heilige Pflicht erfüllen. Und wie sieht es mit den andern Werken aus, wodurch wir den Sonntag heiligen sollen!"

Die Verhältnisse, unter welchen der neue Propst seiner Arbeit entgegentrat, waren auch sonst keine günstigen. Die Stellung zu den beiden ältesten der drei Kapläne bei St. Hedwig war aus persönlichen Gründen eine sehr heikle. Ketteler mußte es erleben, daß der erste derselben in öffentlichen Blättern der (Vossischen- und der Oder-Zeitung) seinem Unmuth gegen die kirchliche Behörde Luft machte. Die Anstellung eines eigenen Seelsorgers für die katholischen Soldaten hatte Aulike zwar 27. Mai 1849 in nahe Aussicht gestellt, aber dieselbe verzögerte sich, und es scheint, daß Ketteler als Propst diese Erleichterung nicht mehr erfuhr. Das Schlimmste aber war, daß der neue Propst durch das von Seite des Cultus-Departements 2. November 1812 einseitig erlassene „Statut" über die Verwaltung der St. Hedwigskirche nach allen Seiten sich gehemmt sah. Ueberdies fand er sich durch dasselbe „in der peinlichen Lage eines vollendeten Conflictes zwischen den Staatsgesetzen und seinem Gewissen". Dem gegenüber erklärte er seinem Fürstbischof unumwunden (12. Dezember 1849), daß er nicht gewillt sei, „an dem Verbrechen sich zu betheiligen, eine Vollmacht des Staates in Dingen anzuerkennen, die vermöge göttlichen Rechtes der Kirche übertragen sind". „In der That," fügte er bei, „mag wohl in keinem Lande und in keiner Kirche eine so in das Einzelne gehende Einmischung des Staates in die innersten Angelegenheiten der Kirche stattgefunden haben wie in diesem Statut."

Aber nicht nur stand Ketteler hier kleinlicher Einmischung einer ganz unberechtigten Behörde gegenüber: durch eine „dürftige Geschäftseintheilung", einen „armseligen leblosen Mechanismus", war auch genau vorgeschrieben, was jeder einzelne der vier bei St. Hedwig wirkenden Geistlichen in Bezug auf Predigt, Christenlehre, Schulbesuch, Beichthören u. s. w. zu leisten habe. So sah sich der neue Pfarrer der Rechte eines katholischen Pfarrers so gut wie beraubt und, den Kaplänen, wie der Gemeinde gegenüber, selbst in den eigentlichsten Seelsorgeverrichtungen eingeschränkt.

Auch die gesammte äußere Verwaltung der Pfarrei lag nicht in seiner Hand, sondern in der eines „Kirchen-Collegs", in welcher die Mehrheit der Stimmen entschied, und dem Pfarrer selbst nur eine einzige Stimme zu-

kam. „Dadurch hat die hiesige Kirche," klagt Ketteler dem Fürstbischof, „keine katholische Verfassung, sondern die rein protestantische Presbyterial-Verfassung, die sich kein katholischer Pfarrer gefallen lassen darf ohne an der innersten Idee der göttlichen Hierarchie der katholischen Kirche Verrath zu begehen . . . Ich will nicht auf die Geschäftslast hinweisen, die mir so entsteht, auf das bureaukratische Wesen mit seinen Weitschweifigkeiten, wenn ich jede unbedeutende Sache, die ich in wenigen Augenblicken abmachen könnte, auf dem Schleppwege collegialischer Verhandlungen behandeln muß, auf die Gefahr, daß der Pfarrer zur Schreibmaschine wird, und das höchste, die Seelsorge, vernachlässigen muß . . . Ich habe zwar gegenwärtig die ehrenwerthesten Männer zu Mitgliedern des Collegs, die ich hochschätze und liebe, und dennoch bin ich persönlich gelähmt, wenn ich meine Grundsätze und die Art, sie insbesondere den Behörden gegenüber auszusprechen, auf den Leisten collegialischer Formen schlagen muß . . ."

Aber auch der Fürstbischof konnte einstweilen nur auf die Zukunft vertrösten, abhelfen konnte er nicht. Er antwortete 1. Februar 1850: „Was das unselige Statut von 1812 betrifft, das wie ein bureaukratisches hölzernes Joch auf Ihnen lastet, so hoffe ich, daß es uns gelingen müsse, es abzuschütteln, sobald nur die Verfassung einmal gründlich feststeht. Einen schweren Kampf wird es allerdings kosten, da die Herren im Ministerium des Cultus sich dieses Gebiet als eine Art Leibgehege ausgepferdht haben. Ich hoffe aber, daß Aulike und Brüggemann raison annehmen werden."

Der Fürstbischof seinerseits hatte schon 1. Juni 1849 dem neu ernannten Propste einen Wunsch angedeutet: „Namentlich liegt ein näherer Verband der Herren Kapläne mit ihrem Herrn Vorstande, ein häusliches, priesterliches Zusammenleben vor allem in meinen Wünschen."

Ketteler beeilte sich daher, für die Geistlichen bei St. Hedwig den gemeinsamen Mittagstisch einzuführen. Der spätere Fürstbischof Dr. Förster rechnete ihm dies zu großem Verdienste an und bezeugte, daß diese Einrichtung „für die Seelsorge sich von unermeßlichem Nutzen erwies".

Ueber Kettelers Wirksamkeit in Berlin im ganzen berichtet dieser selbe damalige Freund 3. August 1878: „Gerühmt wurden besonders die kräftigen und ergreifenden Predigten („der Vortrag hat etwas Autoritatives," sagte der verstorbene Herr v. Savigny) . . . und die unerschöpfliche Liebe und Fürsorge für die Armen der Pfarrgemeinde zu Berlin. Eines Tages trug Herr v. Ketteler unter seinem Paletot einer armen Familie eines seiner Kopfkissen zu, und fand seine Pfleglinge, wie sie eben bei der gebratenen Gans sich gütlich thaten, welche sie von dem Gelde, das er ihnen kurz vorher geschenkt, angekauft hatten. Auf die Vorstellung (eines seiner Freunde) daß dies doch nicht wohl der Zweck seines Almosens gewesen sein könne,

erwiederte Herr v. Ketteler überaus mild: er habe sich doch recht gefreut, daß sich die Leute einmal einen fröhlichen Abend bereitet haben."

Von dieser Liebe zu den Armen und der Ehrfurcht für die „Würde der Armuth" zeugt auch die Predigt vom 9. Dezember 1849 über das Almosen [1]). Ueberhaupt streifen seine Berliner Predigten oft und vielfach die sociale Noth und die socialen Gegensätze. Es war das Ergebniß der Eindrücke des tausendfachen Elendes einer Großstadt.

Bemerkenswerth ist hiefür u. a. die Predigt auf Pfingst-Sonntag d. 19. Mai [2]):

„Es muß um die Gemeinschaft der zeitlichen Güter wohl etwas Großes sein, da sie eine der Erstlingsfrüchte des heiligen Geistes war. Aber wie ganz anders war diese Gütergemeinschaft der ersten Christengemeinde und ihr Zerrbild in unsern Tagen . . . Jetzt reden Menschen von Gütergemeinschaft, die nicht den heiligen Geist, sondern den Geist, dem die Welt dient, in sich haben, die nicht das Ihrige geben, sondern das, was dem andern ist, ihm rauben wollen. Dort kam die Gütergemeinschaft aus dem Geiste der Liebe, jetzt kommt sie aus dem Geiste der Habsucht. Ja, es ist eine große Aufgabe der Zeit, die furchtbare Kluft zwischen Arm und Reich wieder auszufüllen, und wehe uns, wenn sie nicht ausgefüllt wird! Dann werden Jahre kommen, gegen die das Jahr 1848 nur ein Tand und Spielwerk war. Diese Kluft kann aber nur der Geist wieder ausfüllen, der in der ersten Christengemeinde wirkte. Wir müssen zuerst wieder eines Herzens und eines Geistes werden!"

Aus dieser Liebe zu den Armen erklärt sich das, was Fürstbischof Förster 13. Juni 1878 als die unvollkommene Seite in Kettelers Berliner Geschäftsführung bezeichnet hat: „Für mich steht es fest, daß v. Ketteler, wo er gelebt und gewirkt — in Hopsten, in Berlin, in Mainz — segensreich gelebt und gewirkt, und ich bin nie jemanden begegnet, der diesem Urtheile nicht aus vollem Herzen beigestimmt. Dagegen hat sich Ketteler vom Hofe zu sehr zurückgezogen. Ja, er ist soweit gegangen, daß er es übel empfand, wenn seine Kapläne sich zu viel in adeligen Häusern bewegten, und daher kam es, daß er in dieser höhern Welt fremder blieb als gut war." Noch eines andern Mangels erwähnt der Fürstbischof: „Er hatte die Gewohnheit, jeden in mundo beantworteten Brief sofort dem Papierkorbe zu übergeben, bis einmal daraus eine arge Verlegenheit entstand. Erst von da an (verstand er sich dazu, daß er) das Wichtigere sicherte und aufbewahrte."

Ketteler war jedoch nicht nur der einzige katholische Pfarrer von Berlin, sondern auch Vertreter des Fürstbischofs für die kirchliche Verwaltung des ganzen Delegaturbezirkes. Der größte geistliche Nothstand blickte ihm hier überall entgegen. Sein Vorgänger, Domkapitular Brinkmann, schüttete gegen ihn noch 9. Oktober 1849 von Münster her seine „Sorgen" wegen der „Missionen" aus, die der Mittel zur Selbsterhaltung völlig entbehrten: „Ich hoffe, daß von dem Missionsverein von Lyon bereits Nachricht oder

1) Raich, Predigten I, 35.
2) A. a. O. I, 382.

gar Geldsendungen erfolgt sind, da wir für das laufende Jahr noch keinen Beitrag erhalten haben . . . die vier angestellten Geistlichen zu Neu-Ruppin, Prenzlau, Wrietzen und Hoppenwalde haben pró 1849 alles erhalten. Ein jeder bekommt 300 Th. — Wie aber, wenn das Geld von Lyon ausbleibt? Auch in Greifswalde und Luckenwalde muß nothwendig ein Geistlicher angestellt werden. In Fürstenwalde habe ich mit dem Vorstande nicht fertig werden können, daß er ordentlich Rechnung legt, was sehr nothwendig sein dürfte. In Nauen ist auch noch zu bezahlen, indessen Herr Busse zuverlässig, der den Bau geleitet hat. — Hauptsächlich kommt es auf Geldmittel an überall, weil die Leute meistens arm sind. Bedürfnisse finden sich in Menge."

Um so schlimmer war es, daß der fürstbischöfliche Delegat und Propst von Berlin, wie Brinkmann sich ausdrückt, „in seinen Einkünften so schmal bedacht war". Der baare Gehalt der Stelle betrug alles in allem 1200 Th. Außerdem warfen die Präbendial-Bezüge aus dem Breslauer Ehrenkanonicat etwas Geringes ab. Aulike schätzte sie auf 100 Th. Dabei war für Berlin allein die Mildthätigkeit des Propstes in außerordentlichem Maße in Anspruch genommen. Als Fürstbischof Diepenbrock 1. Februar 1850 Ketteler einlud, zum Zweck seiner Instituirung als Domherr nach Breslau zu kommen, was nach den bestehenden Observanzen einige Kosten verursachte, hielt er es deßhalb für angezeigt, dem so bescheiden situirten Propste von Berlin Geldvorschüsse aus eigener Kasse anzubieten.

Ueber Kettelers Thätigkeit für die Gläubigen der Diaspora sind nur wenige Nachrichten erhalten. Am 28. Oktober 1849 war er zum ersten Male in Brandenburg, um daselbst zu der neuen katholischen Dreifaltigkeitskirche, für welche in allen preußischen Diöcesen Sammlungen veranstaltet worden waren, den Grundstein zu legen. Er hielt dabei die Festpredigt, und suchte in der verlassenen Gemeinde Muth und Gottvertrauen zu heben. Wohl auf seine Anregung geschah es, daß die Gemeinde in diesen Tagen ein Immediatgesuch an den König einreichte um Ueberweisung der bei der Wiedereinrichtung der (ehemals katholischen) Domkirche verfügbar gewordenen Baumaterialien. Das Gesuch ging jedoch ohne weitere Bemerkung aus dem Cabinet an das Cultus-Ministerium, und von da an das Finanz-Ministerium. Letzteres antwortete mit dem Bescheid, daß es nicht in der Lage sei, die Bitte gewähren und höhern Orts befürworten zu können [1].

Ueberhaupt war die Lage der Katholiken des Delegaturbezirkes inmitten einer erdrückenden Mehrzahl von Andersgläubigen keine rosige [2]. Pastor Schmale, welchem der fürstbischöfliche Auftrag zufiel, Ketteler in seinen neuen

1) Katholik 1849 S. 588.

2) Vgl. die Aeußerungen des früheren Propstes Brinkmann oben S. 177.

Wirkungskreis feierlich einzuführen, ein wissenschaftlich gebildeter Mann und tüchtiger Prediger, welcher bereits 1829 von Münster aus an seinen Posten in Potsdam geschickt worden war, entwirft 11. Februar 1845, also nur 4 Jahre vor Kettelers Amtsantritt, dem Generalvicar und Weihbischof Melchers in Münster ein Bild seiner Lage:

„Die Verhältnisse hierorts haben sich in der letzten Hälfte des vorigen Jahres und bisher so gestaltet, daß ich einen über die wahre Sachlage berichtenden Brief via recta zu übersenden mir kaum getraute. Ich habe seit der religiösen Aufregung und der Anfeindung gegen mich allen eben nicht nothwendigen Briefwechsel vermieden und mich lediglich auf amtliche Berichte beschränkt. Und doch glaubt man, daß ich mit Jesuiten und mit jesuitisch Gesinnten in Verbindung stehe. Daß das religiös-kirchliche Leben seit mehreren Jahren immer sichtbarer wird und die hiesige Gemeinde extensiv und intensiv mehr und mehr zunimmt, ist den hiesigen sogenannten „Lichtfreunden" ein Dorn im Auge, den sie unmöglich ertragen können und auf alle mögliche Weise auszureißen und zu entfernen suchen. Die deßhalb angestellten Maneuvres waren bis zum 3. November anni praeteriti noch erträglich; aber das sogenannte Reformationsfest setzte die hiesige protestantische Bevölkerung in Extase, und wurde dann allerhand gesprochen und geschrieben d. h. gelogen, was ich, um den heiligen Tag zu verunehren und zu verhöhnen, sollte gethan haben. Ew. Bischöfl. Gnaden werden darüber in öffentlichen Blättern gelesen haben; aber weit mehreres ist hier von Mund zu Mund erdichtet und erlogen worden. Ich hielt es unter meiner priesterlichen Würde, auch nur eine Silbe darauf zu erwiedern. . . . . Meine einzige Erwiederung war: Dulden! Lieben! Beten! Jetzt erkennt auch die Gemeinde, daß mein Verfahren das richtige gewesen . . . Tagtäglich werden neue Lügen gegen mich fabricirt und nach allen Seiten ausposaunt. Um Ew. Bischöfl. Gnaden wenigstens ein Pröbchen protestantischer Toleranz aus Potsdam mitzutheilen, beehre ich mich, einige Kernstellen aus einem Briefe, den ich neulich an einem Sonntag Nachmittag von der hiesigen Stadtpost erhielt, niederzuschreiben:

„An den Herrn Ober-Pfarrer Schmale.

Ihr verdammten Volksverdummer,
Falscher Lehre Satansbrummer,
Finstre Feinde der Vernunft,
Aus der Hocus-Pocus-Zunft,
Ihr elenden Schriftverdreher,
Sündenböcke, Messenkräher,
Beichtstuhlhöcker, wohl erfahren
Alte Weiber derb zu narren,
Schöne Mädchen arg zu plagen,
Ihr Geheimniß zu erfahren.
O Ihr miserablen Heuchler,
Freche Lügner, freche Schmeichler rc. rc.

Nach einigen noch schönern Titulaturen schließt diese tolerante protestantische Epistel mit den Worten:

Drachen aus dem Höllenreich,
In die Hölle! Fort mit Euch!

Als P. S. folgt eine liebevolle Ermahnung an mich und Kaplan Lange, wir möchten uns doch bekehren und das wahre Licht verkünden . . . . . So lange es bei solchen leeren Schmähungen bleibt, können wir immer getrost lachen, aber die Aufregung und der Haß nimmt auf eine bedenkliche Weise zu, so daß ich wiederholt ersucht worden bin, am Abend doch nicht allein auszugehen. . . . . Die hiesige Behörde, die allen Lügen ein geneigtes Ohr zu schenken scheint, hat mich zu mancherlei Schreibereien veranlaßt und möchte mich wohl so ohne weiteres wegdemonstrieren. Kaplan Lange ist jetzt auch verklagt. Vor etwa 14 Tagen habe ich eine Apologie eingereicht, und bin in Erwartung, was im hohen Rathe beschlossen wird . . . ."

Um so trostreicher waren für den neuen Fürstbischöflichen Delegaten Erfahrungen anderer Art, welche ihm bei den verlassenen Katholiken der Diaspora zu machen beschieden war.

Auf der V. Generalversammlung des katholischen Vereins Deutschlands in Mainz sprach er davon schon bei seiner Begrüßungsrede 7. October 1851:

„In dem segensreichen Wirken unseres katholischen Vereins ist eines der segensreichsten Institute der Bonifatius-Verein. Pflegen Sie ihn treulich! Hätten Sie eine Reise mit mir machen können, als ich Propst in Berlin war, so hätten Sie sich überzeugt, welch unendliche Wohlthat Sie den armen Katholiken in Norddeutschland erweisen durch Ihre Beiträge für den Bonifatius-Verein, und wie dankbar Ihre Gaben aufgenommen werden [1]). Ich habe es gesehen und miterlebt, was ein gläubiges Herz empfindet, wenn ihm nach langen Entbehrungen endlich ein katholischer Priester erscheint und die Gelegenheit geboten wird, die heiligen Sakramente zu empfangen. Ich habe kaum je eine größere, reinere Freude erlebt, als am Ostsee-Strande bei den armen Katholiken, die so unendlich begeistert für unsere katholische Kirche sind, und die, bevor ihnen der Bonifatius-Verein zu Hilfe kam, in der traurigen Lage waren, daß sie viele, viele Jahre keinen Priester gesehen, der ihnen die hl. Messe gelesen und die Sakramente gespendet hätte."

Noch 24 Jahre später trug er diese Eindrücke frisch im Gedächtniß. Bei der Katholiken-Versammlung auf dem Rochusberge bei Bingen, 17. Juni

1) Auch sonst hat Ketteler, ähnlich wie vor ihm Propst Brinkmann, nach seiner Versetzung und Erhebung zur Bischöflichen Würde der geistlichen Noth, deren Zeuge er im Delegaturbezirk gewesen war, nicht vergessen. Der von ihm ins Leben gerufene Bonifatius-Verein der Diöcese Mainz stellte trotz der übergroßen Bedürfnisse innerhalb der eigenen Diöcese zweimal ansehnlichere Summen zur Verfügung des Propstes Pelldram in Berlin: 1854 für die Mission zu Wittenberge 531 fl. 15 Kr. und 1859 für Cöslin in Pommern 875 fl. Vgl. Der Bonifatius-Verein der Diöcese Mainz in seiner Wirksamkeit seit seiner Gründung, Mainz 1871 S. 11. Der vom Weihbischof Brinkmann in Münster gegründete „Priester-Verein" zur Unterstützung armer deutscher Missionen fand gleich anfangs auch in der Mainzer Diöcese Förderung. Aber wegen des Nothstandes in der eigenen Diöcese sah der Bischof sich mit Bedauern genöthigt, seinen Wunsch, den Verein in der Diöcese einzuführen „vorderhand auf sich beruhen zu lassen". (Protokoll der Diöcesan-Conferenz 1856.)

1874, im Verlauf seiner Predigt, erzählte der nachmalige Bischof v. Ketteler aus seiner Erinnerung:

Ich beginne meine Betrachtung mit einer der liebsten Erinnerungen meines priesterlichen Lebens. Es sind, wie ich sehe, auch einige liebe Herren aus Berlin in unserer Mitte, deren Anwesenheit mich desto lebhafter in die damalige Zeit zurückversetzt. Als ich noch Propst war in Berlin, es sind seitdem 24 Jahre vergangen, gehörten zu dem Delegaturbezirke, den ich zu versehen hatte, auch einige Gemeinden in Pommern und Brandenburg, wo mitten unter ganz protestantischer Bevölkerung eine kleine Anzahl von Katholiken zerstreut wohnten. Da war es nun, daß ich bei einem solchen Besuche in einer Gegend, die nicht weit von Stettin entfernt liegt, mit einem katholischen Volke zusammenkam, das in meiner Seele einen tiefen unauslöschlichen Eindruck zurückgelassen hat, der seitdem so oft und namentlich in unserer heutigen Zeit recht lebendig mir vor die Seele zurückgetreten ist. Vielen von Euch ist es ja bekannt, daß im vorigen Jahrhundert durch Friedrich den Großen der Plan gefaßt wurde, die wüsten und ungesunden Sümpfe und Niederungen am Ausfluß der Oder auszutrocknen und urbar zu machen. Da man viele Arbeiter dazu brauchte, so wandte man sich überall hin, und es zogen damals unter anderen auch viele hier vom Rhein und aus der Pfalz, namentlich Katholiken, in jene Gegenden, da man ihnen glänzende Versprechen machte und ein sorgenfreies Leben in Aussicht stellte. Sie sollten vorzüglich erstens vollständig versorgt und befriedigt werden, was ihre katholische Religion und deren Erfordernisse angehe, und zweitens in den Besitz von Grund und Boden eingesetzt werden in den gewonnenen Ländereien.

Das erste Versprechen ist ihnen ganz und gar gebrochen worden. Diese armen Bewohner, welche im Vertrauen auf das gegebene königliche Wort die Reise antraten in jene wildfremde Gegend, mußten vom Augenblicke der Einwanderung an Alles entbehren, alle katholische Seelsorge. Sie sahen nie mehr einen katholischen Priester, hatten keine h. Sakramente, kein h. Meßopfer mehr. Ueber das zweite Versprechen ging man in schnöder Weise hinweg. Nachdem sie Jahrelang fleißig gearbeitet und das mühevolle Werk vollendet, wurden diese armen Arbeiter in verschiedene kleinere Städte Pommerns bei den protestantischen Bewohnern einquartirt (Ueckermünde, Böswalde u. a.) und zwar in der Absicht sie dort so lange zu lassen, bis die Einwohner sich entschlossen hätten, ihnen einen Platz und eine Ansiedlung zu gewähren in ihren eigenen Territorien. Man wehrte sich natürlich aus allen Kräften gegen diese armen Katholiken und was diese damals an Noth und Bedrängniß ausgestanden, läßt sich leichter denken als darstellen. Endlich als man sah, daß man sich ihrer nicht werde anders entledigen können, gab man ihnen kleinere Ländereien, aber nur wüste Sandflächen mitten in dürren Kiefernwaldungen. Da konnten sie nun sich ansiedeln in den unfruchtbarsten Districten und sich armselige Hütten zimmern. Eine von diesen Städten, wo sich das zutrug, ist Pasewalk, wenige Stunden von Stettin. Sie lebten elendig und ihre Lage war eine sehr gedrückte.

Indessen kaum begannen diese braven Leute die Bretterhütten aufzuschlagen, da dachten sie auch gleich an eines, weil es ihnen allen am Herzen lag. Mitten unter den andern errichteten sie die größte und schönste für das Gotteshaus und, obgleich sie sehr weit auseinander zerstreut wohnten, fingen sie doch gleich wieder an, sich als eine katholische Gemeinde zu fühlen und ihre gewohnten Andachten zu halten. Sie hatten ihren Katechismus, ihre Gebet- und Gesangbücher vom Rhein mitgenommen und an jedem Sonntag morgen kamen sie alle in dem hölzernen

Kirchlein zusammen. So gut sie es verstanden, ahmten sie den ganzen katholischen Gottesdienst nach; Vorbeter war der aus ihrer Mitte, welcher zugleich auch den Lehrer für die Kinder und bei der Christenlehre abgab. Man betete und sang zusammen wie bei einer hl. Messe, und an der Stelle, wohin sonst die hl. Wandlung fällt, klingelte man mit der Schelle, und alles betete und bekannte seinen Glauben, als ob der göttliche Heiland wirklich auf den Altar herniedergekommen. Bei der Kommunion schellte es wieder und alles neigte sich und empfing geistlicher Weise den Leib des Herrn.

So erhielt sich dieses katholische Volk durch nahezu 50 Jahre bis zum Beginne dieses Jahrhunderts treu in seinem Glauben, obschon es nie einen katholischen Seelsorger mehr gesehen hatte, und es war auch nicht einer unter ihnen abgefallen. Nach und nach besserten sich ihre Zustände, die drückende Lage milderte sich. Da war nun auch einer der ersten Gedanken, den sie ausführten, ihr Kirchlein von Holz in ein schöneres, größeres Gotteshaus von Stein umzuschaffen. Mit der neuen Kirche wurde ihnen dann auch zugleich die Freude zu Theil, daß von Stettin, wo damals die erste katholische Seelsorgerstelle errichtet wurde, alle Jahre einmal ein Geistlicher in ihre Mitte kam, um ihnen die hl. Messe zu lesen und die hl. Sakramente zu spenden. Drei Jahre bevor ich sie von Berlin aus besuchte, also 100 Jahre nach ihrer Auswanderung, bekamen sie durch Unterstützung der Lyoner Missionsgesellschaft ihren eigenen Geistlichen, der für die 4 oder 5 Gemeinden, welche sie jetzt bilden, die Seelsorge führt. Ich kam und war zwei Tage in ihrer Mitte, der Ort heißt Viereck. Aber ich kann Euch versichern, daß ich noch nie in meinem Leben mehr Glauben und Liebe zu unserer heiligen Religion und Kirche angetroffen. Die zwei Tage unter ihnen gehören zu den rührendsten meines Lebens. Die braven Katholiken, Alt und Jung, Männer und Frauen mit den Kleinen auf dem Arme, waren den ganzen Tag um mich und konnten mir nicht genug ihre Freude und Anhänglichkeit beweisen und sich gar nicht trennen von meiner Seite [1]). Ich war tief ergriffen und pries Gott, der dieses Volk durch volle 100 Jahre inmitten einer ganz protestantischen Bevölkerung so lebendig, so treu im hl. Glauben erhalten.

Bald nach meiner Anwesenheit sollte sie ein großer Schmerz treffen. Man

---

1) Auch im Verlauf der Katholikenversammlung in Mainz, 8. Okt. 1851, erzählte Ketteler in einer improvisirten Rede von dem Besuch in dieser Gemeinde (Amtlicher Bericht S. 88); er fügte dort bei:

„Endlich, nachdem sie 70 Jahre lang so gelebt und ohne, daß auch nur ein einziger vom Glauben abgefallen wäre, da fing der Pfarrer in Stettin an, sie alle Jahre einmal zu besuchen, und das war dann ihr höchster Freudentag im ganzen Jahre, wo der Priester des Herrn kommen konnte, um ihnen die Sakramente zu ertheilen. Doch jetzt sind sie so glücklich, seit 2 Jahren endlich einen Pfarrer zu haben. Ich war veranlaßt, diese Gemeinden zu besuchen . . . Des Morgens um 4 Uhr erfuhren die ganz armen und guten Leute, daß der Propst von Berlin hingekommen sei, den sie als ihren höchsten Vorgesetzten liebten und ehrten als Abgesandten Gottes. Ich kam gegen 4 Uhr und kaum waren 20 Minuten verflossen, so war die ganze Gemeinde, Männer und Frauen mit ihren Kindern auf den Armen versammelt, und diese Leute blieben den ganzen Tag bis zum Abend. Sie waren so glücklich, mich als Stellvertreter Jesu Christi . . . zu sehen, daß sie den ganzen Tag mit mir herumzogen und sich nicht von mir trennen konnten. Und so sind wir des Abends wahrlich unter Thränen geschieden."

fand eines Morgens die Pforte der Kirche offen, den Tabernakel erbrochen, den Kelch und das Gefäß mit der heiligen Hostie gestohlen. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich diese Schreckensnachricht und gleich versammelte sich alles vor dem verwaisten Altare und betete und flehte den ganzen Tag und die ganze Nacht, Gott wolle doch nicht zulassen, daß das allerheiligste Sakrament verunehrt, sondern es fügen, daß es recht bald wiedergefunden und in die Kirche zurückgelangen möge. Ueberall hin in der Runde hatte man Boten geschickt, die sich umhören sollten, ob nicht die Diebe seien gesehen worden. Was sie so inständig baten und suchten, Gott ließ es sie wunderbarer Weise wieder finden. Noch in der Nacht kam ein Bote von der nächsten Polizei geschickt, man möge kommen und sehen, denn vielleicht seien unter den Gegenständen, welche man bei einer verdächtigen Person in der Nähe von Pasewalk angetroffen, auch die heiligen Gefäße aus der katholischen Kirche. Und siehe, als man den schweren Sack mit den gestohlenen Gegenständen untersuchte und lauter harte, schwere Gegenstände von Metall, auch Stücke der zerbrochenen Monstranz, herausnahm, da fand man endlich auf dem Boden desselben das Sanctissimum mit dem unverletzten Glasverschluß von beiden Seiten. Das spröde zerbrechliche Glas unverletzt unter den schweren und spitzen Metallstücken. Im Triumph wurde das theure Pfand zurückgebracht und die Freude und der Jubel der Bewohner war unbeschreiblich.

Der Schwerpunkt von Kettelers Thätigkeit lag aber natürlich in der Stadt Berlin, und da gab es Sorgen ohne Ende. Von seinem Eifer für die katholische Schule zeugt seine Predigt vom 5. Mai 1850 zum Beginn des neuen Schul-Semesters. Nachdem er über die Pflichten einer christlichen Kindererziehung des längeren gesprochen hatte, fuhr er fort:

„Die Erweiterung unserer Schulen, die Errichtung mehrerer neuer Schulklassen für den Elementar-Unterricht, ferner die Errichtung einiger Mittelschulen ist ein höchst dringendes Bedürfniß. Es fehlt uns aber gänzlich an Geldmitteln. Es ist Euch bekannt, daß der hiesige Magistrat 60 000 Th. an Schulgeld für arme Kinder bezahlt. Uns fließt davon kein Pfennig zu, und alle Vorstellungen sind unberücksichtigt geblieben. Wir müssen alle unsere armen Kinder ohne alle Beihülfe unterrichten. Die Kirche hat für Schulzwecke einer so großen Gemeinde im ganzen ein Einkommen von (Zahlen-Angabe fehlt); davon werden 13 Schulklassen unterhalten. Mehr kann von diesem Einkommen nicht geschehen. Mein Vorgänger hat deßhalb den Schulverein gestiftet, und von diesem Vereine werden die beiden Klassen in der Waßmannsschule unterhalten. Aber leider findet auch dieser Verein nur wenig Theilnahme in der Gemeinde. Sämmtliche Zuschüsse aus der Gemeinde haben im vorigen Jahre 289 Th. eingebracht, also etwas mehr wie den Gehalt eines einzigen Lehrers, so daß wir nur mit aller Noth diese Schule erhalten, geschweige denn denken können, sie auszudehnen.

„Ebenso ist ein anderes Unternehmen bisher ohne Unterstützung geblieben. Man hat eine höhere Bürgerschule für Mädchen einrichten wollen, und selbst das ist in dieser großen Gemeinde nicht zu erzielen. Einige Eltern schicken ihre Kinder, so daß nur 10 Mädchen diese Schule besuchen.

Die anderen schicken ihre Kinder lieber in akatholische Schulen, wobei ihnen ein katholischer (Religions-) Unterricht unmöglich zu Theil werden kann.

„So können wir das, was besteht, kaum erhalten und dürftig von einem Tage zum andern fristen, aber nicht daran denken, weiter zu schreiten und das Nothwendigste einzurichten. Zunächst bitte ich daher die unbemittelten Eltern, von der Befreiung von Schulgeld so wenig wie möglich Gebrauch zu machen. Wer es wahrhaft nicht bezahlen kann, dem wird die Unentgeltlichkeit mit Freuden gewährt, dagegen ist es eine wahre Unverschämtheit, solche Almosen in Anspruch zu nehmen, wenn man Geld genug hat, an eitlen Putz und an andere Ueberflüssigkeiten weit größere Summen zu wenden, wie es so oft geschieht. Dann bitte ich ferner alle, denen Gott die Mittel dazu gegeben hat, doch unsern Schulverein nach Kräften zu unterstützen und sich in die Liste zu jährlichen Beiträgen eintragen zu lassen. Endlich bitte ich die Eltern, die Mädchen in die andern höhern Töchterschulen schicken, doch zu bedenken, ob sie es nicht als Pflicht gegen Gott, gegen ihre Kinder und gegen die Gemeinde erkennen, ihre Kinder unserer Schule zu übergeben."

Neben der Schule war es aber noch ein anderes katholisches Unternehmen, was Ketteler vorzüglich am Herzen lag. Unter seiner lebhaften Theilnahme hatte 10 Jahre früher seine Schwester das St. Michaelskrankenhaus in Lembeck ins Leben gerufen: er selbst war in Beckum der Begründer des St. Elisabeth-Krankenhauses geworden und hatte in Hopsten gleicherweise die Gründung des St. Anna-Hospitals geplant und vorbereitet, die nach seinem Abgang durch seinen Bruder und Nachfolger ins Werk gesetzt werden konnte. In Berlin fand Ketteler ein katholisches Krankenhaus bereits vor, und zwar ganz wie es nach seinem Wunsch war, als kirchliche Anstalt und unter der Leitung von barmherzigen Schwestern. Aber es erwies sich als zu klein; Ketteler kam eben zur rechten Zeit, um bei der Entscheidung über die Zukunft dieser an Segen so reichen Anstalt sein Gottvertrauen, seine Thatkraft und seine Erfahrung mit in die Wagschale zu werfen. Rasch entschlossen, faßte er den Plan, die für 50 Kranke errichtete Anstalt bis auf 300 Betten[1]) zu vergrößern. Ein geeignetes Terrain für den Neubau wurde vom Comité erworben, und am 19. März 1850 erging der „Hülferuf zur Errichtung eines katholischen Krankenhauses in Berlin" als Flugschrift an die Katholiken Deutschlands. Ketteler hatte nicht bloß als Mitglied des Comités zu dem ganzen Plane und zur Abfassung des „Regulativs" bestimmend mitgewirkt, sondern der beredte Aufruf selbst war von ihm verfaßt und erging in seinem Namen. Nicht nur an die Katholiken von ganz Deutschland, auch an die Nichtkatholiken Berlins

1) Raich, Briefe S. 228.

wandte er sich darin. Er wollte jedoch, daß die Berliner Katholiken, um auf fremde Hilfe Anspruch zu haben, mit dem Beispiel der Opferwilligkeit erst selbst vorangehen sollten. In der Predigt vom 5. Mai 1850 kam er ausführlich darauf zu sprechen:

„Unsere Krankenanstalt besteht jetzt etwa 3 und ein halbes Jahr. Euch sind die Männer bekannt, deren Gottvertrauen wir ihre Begründung verdanken. Gott hat bewiesen, daß es sein Werk war, das sie unternommen haben auszuführen. Er hat es bewiesen durch den reichen Segen, den er über die Anstalt ergossen hat. Wer die Augen nicht schließen will, der muß Gottes Werk, Gottes Gabe und Gottes Gnade in derselben anerkennen. An 14 000 Kranke sind bis heute in ihrer Noth, in ihrer Armuth, in ihrer Krankheit dort verpflegt worden, und von diesen mehr als ein Viertheil ganz und gar unentgeltlich. Und woher sind uns die großen Geldmittel zugekommen, die dazu nothwendig waren? Der Staat hat uns bisher 3 Jahre in jedem Jahre 500 Thaler gegeben, wogegen nur die Miethe des Hauses nahe an 1000 Thaler beträgt. Alles andere ist uns durch Privatwohlthätigkeit zugekommen, aus unzähligen Händen, die nur Gott kennt, um sie zu belohnen. Selbst die Stürme der beiden vorigen Jahre, wo so viele Geldquellen versiegten und viele für das Bestehen des Krankenhauses fürchteten, haben die Anstalt unberührt gelassen, und Gott hat immer wieder Herzen bewegt, die ihr zu Hülfe geeilt sind.

„Seit Ende des Jahres 1847 konnte jedoch die Zahl der Betten, die bis zu 50 angewachsen war, nicht mehr vermehrt werden, da der Raum des Hauses es nicht gestattete. Der Zudrang zu unserer Anstalt ist aber so groß, daß eine Erweiterung gar nicht mehr aufgeschoben werden darf. Es ist schon mehrere Male vorgekommen, daß die Dienstboten ihre Betten hergegeben haben, um einigen Kranken über die angegebene Zahl Platz zu machen, weil diese sich nicht abweisen lassen wollten. Das „Kirchen-Colleg“ hat nun ein Grundstück in der Gr. Hamburger Straße gekauft, das zu diesem Zweck der Errichtung eines Krankenhauses durchaus geeignet ist. Es waren bis dahin 16 000 Thaler für Ankauf des Grundstückes und Erbauung des Hauses angesammelt. Das angekaufte Grundstück kostet 20 000 Thaler und so haben wir 4000 Thaler Schulden und sonst keinen Heller zur Ausführung des Baues, der ohne Zweifel mit der nothwendigen Kapelle und hinreichendem Raum für etwa 200 Betten an 60 000 Thaler kosten wird.

„Um nun diese außerordentlich bedeutende Summe aufzubringen, hat das Comité des Krankenhauses den Plan einer „unverzinslichen Anleihe“ gefaßt. Zu diesem Zweck sind Listen aufgelegt: a) im Krankenhause, b) bei allen Mitgliedern des Comités des Krankenhauses, c) bei mir und den übrigen Geistlichen an der St. Hedwigskirche. Jeder kann sich in diese Listen mit einem beliebigen Betrage einzeichnen, der jedoch, wenn er ihn nicht schenken, sondern später zurückerhalten will, nicht unter 1 Rth. betragen darf. Bei der Einzeichnung muß es bemerkt werden, ob der Betrag zurückverlangt wird, oder nicht. Die Rückzahlung selbst für die, die nicht ausdrücklich darauf verzichten, wird dann derart geschehen, daß ein Jahr nach Eröffnung der neuen Anstalt, und von da an jährlich eine Summe von wenigstens 500 Rth. wird ausgeloost werden und an die Inhaber der ausgeloosten Scheine zurückgezahlt werden. . . .

„Wir haben nun einen Hilferuf durch ganz Deutschland geschickt, an alle

Bischöfe, an viele Vereine und Private. Er ist augenblicklich schon in den Händen vieler Tausender, und ich vertraue auf Gottes gnädigen Segen.

„Aber, meine christlichen Brüder, wir selbst müssen zuerst helfen. Es ist unsere Anstalt, und wir sind fremder Hülfe nicht werth, wenn wir nicht auch nach allen unsern Kräften zu diesem heiligen Werke beisteuern. Ich sage „zu diesem heiligen Werke", denn wo könnte ein heiligeres Werk gedacht werden, als gerade dieses. Die Noth tritt auf Erden in verschiedenen Gestalten auf, aber keine überbietet die Noth des Armen, der zugleich krank ist. Und das ist das Eigenthümliche an den Kranken, daß materielle Mittel allein da nicht helfen. Wenn Du dem Nackten das Kleid umhängst, dem Hungrigen das Brod reichest, so ist ihm geholfen. Nicht so aber mit dem Kranken. Mehr als Arznei und Nahrung und Kleidung lindert da die liebevolle sorgliche Pflege. Und siehe, wir sind so glücklich, unsern armen Kranken eine Pflege zu versorgen, wie die beste Mutter das Kind nicht besser pflegen kann.

„Wir haben Jungfrauen in unserer Kirche, die zwar wie wir von Adam abstammen, die aber ein Feuer in sich tragen, das ihnen vom Himmel zugetragen ist, die Eltern, Geschwister und Alles verlassen haben, und eben auf Erden nichts anderes verlangen, als Tag und Nacht die Thränen der Kranken zu trocknen, wenn wir ihnen nur ein Haus bauen, worin sie sich niederlassen können.

„Wer, christliche Brüder, möchte da zurückbleiben? Einige schöne Gaben sind mir schon gebracht. . . . . Wer möchte da zurückbleiben? Nein, es muß eine allgemeine Angelegenheit werden, alle müssen geben, selbst die Dienstboten, selbst die Handwerker, die Soldaten, selbst die Kinder, selbst die Armen und Bettler müssen ihr Scherflein geben. Du kannst vielleicht auf einmal keinen Thaler geben. Nun so mache es per Groschen. Auch müßt Ihr die Sache verbreiten. Wer möchte da zurückbleiben? Wer will fehlen am jüngsten Tage, wenn der Lohn ausgetheilt wird für die Werke, die da geübt wurden?"

Ueber die Wirkung dieser, selbst in der lückenhaften Skizze, in der sie vorliegt, so eindringlichen Aufforderung konnte er bereits in der Predigt vom Pfingst-Sonntag 19. Mai seiner Gemeinde mittheilen:

„Meine Bitte, die ich neulich an Euch richtete, ist durch Gottes Gnade nicht ohne Erfolg geblieben. Ich habe schon mehrere Beiträge erhalten, die mich tief ergriffen haben. So sind mir von einer Hand 300 Th. zugegangen. Das ist bis jetzt der höchste Beitrag, den ich erhalten habe. Und von wem ist er mir zugegangen? . . . Ein anderer Beitrag betrug 125 Th. Ein dritter Beitrag von einem Gesellen 35 Th.[1])."

Jener Beitrag von 300 Thalern kam von einer unbemittelten protestantischen Frau, der Wittwe eines katholischen Holzhackers, von dessen Lebzeiten her sie im Brauch hatte, in der Hedwigskirche dem katholischen Gottesdienste beizuwohnen. Die Predigt Kettelers für den Spitalbau hatte sie gerührt. Zwar machten diese 300 Thaler, die sie in Silber-Rollen in ihrer Schürze trug, ihr ganzes Ersparniß aus, aber sie konnte darauf

1) Kurz darauf sandte auch Fürstbischof Diepenbrock 300 Thaler für den Bau, und 100 Th. für die laufenden Ausgaben des Hospitals.

zählen, im Falle der Krankheit oder Arbeitsunfähigkeit im Elisabethenhaus Aufnahme zu finden. Sie hatte sich ein besonderes Zeichen von Gott erbeten, daß diese Gabe für's Spital ihm wohlgefällig sei; das Zeichen war eingetroffen. Dies ließ sie nun auch standhaft bleiben gegenüber der anfänglichen Weigerung des Propstes, welcher sich sträubte, aus so dürftiger Hand ein solch heldenmüthiges Geschenk entgegenzunehmen. Die Frau, durchdrungen von dem Gedanken, ein Werk Gottes zu thun, ließ nicht ab mit Bitten, bis ihre Gabe angenommen wurde.

Am 20. Oktober 1851 konnte der derzeitige Propst von St. Hedwig zum neuen Krankenhaus feierlich den Grundstein legen. Bis Anfang August 1852 waren über 40 000 Th. an neuen Beiträgen eingegangen, von denen nur 2234 Th. als Darlehen später zu erstatten waren. Wie groß in ganz Deutschland die Theilnahme war, zeigte der Aufruf, welchen 25. November 1850 auch der Borromäus-Verein erließ, um für Kranke aus Rheinland und Westfalen ein eigenes Lokal und eine Anzahl von Freibetten zu stiften.

Zwei Jahre später, im Frühjahre 1852, kam auch der beträchtliche Beitrag von 500 Th. von einem Wohlthäter aus Mainz; es war dies der hochwürdigste Bischof von Mainz selbst, weiland Propst von St. Hedwig in Berlin, Frh. v. Ketteler. Schon 31. Dezember 1851 hatte derselbe in einem wichtigen Aktenstück auf den glücklichen Fortgang des Unternehmens hingewiesen [1]: „die von mir (vor 2 Jahren) unternommene Sammlung beträgt heute 50 000 Thaler, und die Mauern des Krankenhauses sind schon aus der Erde."

Kettelers Thätigkeit in Berlin war keine lange Dauer beschieden. Seitdem 7. Dezember 1849 die Wahl des Mainzer Capitels für die Wiederbesetzung des dortigen Bischofstuhles von Pius IX. cassirt worden war, hatte die Mainzer Angelegenheit die Augen des ganzen katholischen Deutschland auf sich geheftet. Ketteler zählte in der Hessischen Bischofsstadt von seinem Auftreten im Jahre 1848 her manche nähere Bekannte. Mehr als alle andern hatte der Domkaplan Dr. Heinrich sein Vertrauen und seine Zuneigung gewonnen, der gleich ihm in schon gereifterem Alter die juristische Laufbahn verlassen und verlockende Aussichten in der Welt mit dem Dienste Gottes und der Kirche vertauscht hatte. Dieser überraschte ihn jetzt mit einem Briefe unter dem Datum des 10. Februar 1850, „aufgefordert," wie er schreibt, „von Herrn Domkapitular Lennig und andern Männern, welche die Kirche über alles lieben." Derselbe theilte ihm kurz die neuesten Vorgänge in der Mainzer Diöcese mit und fuhr dann fort [2]):

„Es ist weit mehr als wahrscheinlich, daß der Hl. Vater Sie, Hochw.

1) Raich, Briefe S. 288.
2) Katholik 1891 I 299 ff.

Herr Propst, zum Bischof ernennen wird. Wir alle hier können nicht umhin, darin die wunderbare Fügung Gottes zu preisen; wir sehen darin für unsere Diöcese die Rettung aus dem Untergange, der ihr gleichsam schon ganz nahe zu sein schien. Dabei aber ergreift uns die Furcht, Sie selbst Hochw. Herr, möchten das Ihnen angebotene Amt ablehnen, vielleicht gar etwas thun, damit es Ihnen nicht übertragen werde. Obwohl nun nicht zu zweifeln, daß All' das Ew. Hochwürden nichts helfen würde, so wage ich es doch, Sie durch die Liebe Christi inständigst zu bitten, dem, was Gott durch den Hl. Vater thut, in keiner Weise ein Hinderniß in den Weg zu legen, und zugleich erwägen zu wollen, um was es in dieser Sache sich handelt."

Heinrich führte dann aus, daß für die schwer heimgesuchte Diöcese das Schlimmste zu befürchten sei, wenn nicht bald Hülfe gebracht würde.

„Diese Hülfe nun liegt — es ist wahrhaftig so — in Ihrer Person. Darum wird Sie auch der Hl. Vater, nachdem, ich glaube, Gott selbst gleichsam mit dem Finger auf Sie hingewiesen, uns schicken. Alle Guten in Clerus und Volk werden Sie aufnehmen wie einen Engel vom Himmel; sie werden dann, wenn sie an ihren Bischof sich anschließen können, wunderbar erstarken, während sie jetzt gleichsam an Händen und Füßen geknebelt sind. Aber nicht blos die Guten werden Sie gut aufnehmen, auch alle Halben, und nicht blos diese, sogar die Bösen werden unter allen die da kommen könnten, Sie am liebsten haben und nicht leicht wagen, etwas gegen Sie zu sagen. Denn es ist merkwürdig, welch' eine Autorität Sie bei allen in unserer Stadt besitzen. Gott hat es so gemacht und eingeleitet. Sie werden auch allein im Stande sein, ohne den Principien und der Gerechtigkeit etwas zu vergeben, alle zu einigen und zu versöhnen, die dessen noch empfänglich sind. Darum müssen Sie nicht ansehen sich selbst, sondern den Willen Gottes. . . ."

„Ich bitte also im Namen unserer Diöcese, ja gewiß und wahrhaftig im Namen und aus dem tiefbeängstigten Herzen einer jeden wahrhaft katholischen Seele in derselben — daß Sie in dieser Sache ruhig und ergeben den Befehl des Hl. Vaters abwarten, und wenn es dann der Hl. Wille Gottes ist, thun mögen, was der Hl. Vater Ihnen befiehlt; ja daß Sie das thun mögen ohne Zögern, denn jeder Tag des Zögerns richtet Seelen bei uns zu Grunde. . . ."

Der neue Propst von St. Hedwig hatte bis jetzt noch kaum Zeit gehabt, in seinem so weit ausgedehnten Wirkungskreis sich völlig einzuleben. Der unerwartete Antrag kam mehr als überraschend, er kam erschreckend. Allein der Appell des Mainzer Freundes richtete sich direkt an sein Gewissen und an den seinen geistlichen Obern schuldigen Gehorsam. Ketteler mochte sich noch trösten mit dem Wunsche und der Hoffnung, daß der Kelch an ihm vorübergehen werde, allein er erklärte zur Antwort 18. Februar einfach und bestimmt: „Wenn der Befehl des Hl. Vaters an mich kommt, so werde ich gehen, wohin er mich ruft."

Am 1. März 1850 sandte das Mainzer Domkapitel seine neue Candidaten-Liste für die Besetzung des bischöflichen Stuhles nach Rom; auf ihr stand auch Kettelers Name. Reisach, durch den nahen Verkehr mit dem Münchener Internuntius besser als andere unterrichtet, suchte schon 2. März Ketteler darauf vorzubereiten, daß das Auge des Hl. Vaters sich auf ihn

richten werde. Am gleichen 19. März, da Ketteler in Berlin den Hülferuf für das St. Hedwigs-Krankenhaus ergehen ließ, schrieb an ihn von Breslau aus der Fürstbischof:

„Mit der Mainzer Sache dürfte es doch, fürchte ich, für Sie ernst werden . . . Wie schwer ich Sie verlieren würde, weiß Gott, und wer Sie mir dort ersetzen könnte, weiß ich wahrlich nicht! Ich könnte nur sagen: Deus dedit, Deus abstulit, sit nomen Domini benedictum! Ich sage Ihnen dies, damit Sie sich doch einigermaßen darauf gefaßt machen, daß der schwere Ruf vielleicht plötzlich an Sie ergehen könnte . .“

Als diese Worte geschrieben wurden, war das entscheidende Breve vom Papst bereits unterschrieben. Am 29. wandte sich Ketteler bittend an Diepenbrock: er möge „gegen diese Wahl protestiren“, aber am gleichen Tage war das Breve bereits in Mainz. Am 20. Mai 1850 erfolgte seine Präconisation.

Noch blieb es eine wichtige Angelegenheit, für Berlin den rechten Nachfolger zu finden. Diepenbrock forderte am 31. März den Propst selbst zu Vorschlägen auf. Bereits aber hatten sich die Blicke auf Kettelers gleichgesinnten Bruder, seinen Nachfolger in der Pfarrei Hopsten, gerichtet. Diepenbrock war darüber voller Freude, verabredete alles mit dem Bischof von Münster und drang in Berlin auf Beschleunigung der Angelegenheit. Am 6. Juni machte er Richard v. Ketteler die erste vertrauliche Mittheilung; am 11. Juni erfolgte die Präsentation („Ernennung“) von Seiten des Königs. Aber Richard v. Ketteler, dem hier ein so schöner Wirkungskreis winkte, war von Gott zu anderem berufen. Ein innerer Drang zog ihn schon seit längerer Zeit zum Kapuziner-Orden. Jetzt, da die äußern Umstände rasche Entscheidung nöthig machten, legte er seinem Beichtvater, wie dem ihm befreundeten Subregens Melchers die Sache zur Entscheidung vor. Am 20. Juni wußte der Fürstbischof, daß Richard v. Ketteler die Propstei nicht übernehmen werde. „Ich gestehe,“ hatte Diepenbrock auf die erste vorbereitende Nachricht hin, 16. Juni, an Ketteler geschrieben, „daß mir diese Wendung schmerzlich ist, nicht sowohl wegen der großen Mühe, die ich mir in der Sache gegeben . . . sondern wegen der getäuschten Hoffnungen vieler guter Menschen.“

Richard v. Ketteler vertheilte sein ganzes Vermögen an die Armen. Nur so viel behielt er zurück, um seinem Bruder für das neue hohe Amt ein Bischofskreuz mit Kette als Erinnerungsgabe zu hinterlassen. Wilhelm Emmanuel trug dieselbe bis zu seinem Tode und bestimmte sie letztwillig „als Erinnerung“ dem Stammhalter der Familie. Nachdem Richard sich auch dieses letzten Besitzes noch entäußert, trat er als Armer in den armen Orden der Kapuziner.

Diepenbrock entschloß sich nun, den bisherigen Erzpriester in Warmbrunn, Pelldram, für die Berliner Stelle zu ernennen. Die beiden ältesten Kapläne bei St. Hedwig, welchen Pfarreien angeboten waren, schienen bleiben zu wollen, und Diepenbrock fügt bedauernd bei: „Nur Sie, den wir vor allem behalten möchten, gehen fort!"

Am 24. Juni war Pelldrams Ernennung gesichert; noch vor Kettelers Abreise von Berlin sollte er an seinem Posten eintreffen. Unterdessen hatte die Berliner Gemeinde unter Propst Ketteler noch einen glorreichen Tag erlebt. Sonntag den 3. Juni 1850 führte er die Gemeinde in feierlicher Frohnleichnamsprozession nach Spandau, von wo die katholische Gemeinde gleichfalls in festlichem Zug entgegenkam[1]). In der Kirche von Spandau predigte dann der Propst in begeisterten Worten über Davids Einzug mit der Bundeslade in Jerusalem (I. Paral. 13, 8). Unter dem 4. Juni berichtete von Berlin aus ein protestantischer Correspondent darüber an die „Allgem. Zeitung"[2]):

„Am vergangenen Sonntag fand hier eine Feier unter freiem Himmel statt, die man füglich ein Ereigniß nennen kann: Zum ersten Male nämlich seit Berlin protestantisch ist, bewegte sich der Frohnleichnamszug der hiesigen katholischen Hedwigsgemeinde aus der Hedwigskirche die Linden entlang durch das Brandenburger Thor über Charlottenburg nach Spandau. Chorknaben eröffneten den Zug, den der eben zum Bischof von Mainz erwählte Propst Ketteler führte. Ihm folgten etwa 1200 Glieder der Gemeinde. Die Prozession wurde von den Vorübergehenden, die oft stehen blieben und das Haupt entblößten, durchweg mit sichtbarlicher Achtung aufgenommen, was mir ein sehr bedeutsames Zeichen scheint. Ich erinnere daran, daß Friedrich der Große, als man ihn um Erlaubniß anging, diese Prozession außerhalb der Kirche begehen zu lassen, die Bemerkung machte: „Ich erlaube es, aber ob die Straßenjungen Berlins es erlauben, das ist eine andere Frage." Man hatte nie geglaubt, daß in der rein protestantischen Stadt, wo überdies die Skepsis und Kritik sich so tief ins Volksleben hineingesessen, ein so ungewöhnlicher Umzug vorgenommen werden könne, ohne besonderes Aufsehen und Anstoß zu erregen, und hatte in den letzten Decennien nicht einmal daran gedacht, ihn außerhalb der Kirche vorzunehmen. Propst Ketteler soll bei der Anfrage vom Ministerium auch darauf aufmerksam gemacht worden, doch ihm ausdrücklich erklärt worden sein, daß die Regierung die Feier möglichst vor Störung schützen werde. Es war dies, wie gesagt, nicht nur nicht nöthig, sondern es hat sich im Gegentheil an den Tag gestellt,

1) Der Gedanke dieser Prozession war nicht neu; wohl aber die Ordnung und Feierlichkeit derselben. Schon seit den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts hatten Berliner Katholiken an dem Sonntag nach Frohnleichnamsfest eine Art Wallfahrt zur Verehrung des hl. Altarsakramentes nach Spandau begonnen. „Seit der Zeit, daß Freiherr v. Ketteler, der jetzige Bischof von Mainz," so berichtet die Germania 1872, „Propst zu St. Hedwig war, erhielt die Prozession ihre rechte Organisation; seitdem wird sie auch regelmäßig von einem Geistlichen im Ornate begleitet." Germania 5. Juni 1872 Nr. 124, Die Spandauer Frohnleichnamsprozession.

2) Allgem. Zeitung 1850, Nr. 159 S. 2532.

daß religiöse Uebungen und die Autorität derselben, abgesehen von allem Confessionellen, desto mehr Anklang und Theilnahme finden, je mehr die Erscheinungen der letzten Zeit sich gegen die Religion als solche gewandt haben. Was hier früher confessionellen Anstoß erregt hätte, brachte offenbar eine überwiegend ehrfurchtsvolle Theilnahme hervor. Die berittenen Schutzmänner, welche aus Vorsorge der Regierung außerhalb der Stadt in großer Entfernung und auf Seitenwegen den Zug begleiteten, wurden kaum bemerkt."

Am nächsten Tage nach der Prozession, den 4. Juni 1850 unterzeichnete König Friedrich Wilhelm IV. das Dekret, durch welches „dem bisherigen Propst zu St. Hedwig, designierten Bischof von Mainz, Wilhelm Freiherrn v. Ketteler" der rothe Adler-Orden II. Klasse verliehen wurde. Unter dem 14. Juni erstattete der Cultusminister v. Ladenberg die erste Nachricht hierüber sowohl an Ketteler selbst, wie an den Fürstbischof. Der letztere bemerkt dazu 16. Juni in einem Schreiben an Ketteler: „So eben schreibt mir Herr v. Ladenberg amtlich, daß der König Ihnen den rothen Adler-Orden II. Klasse verliehen habe. Das freut mich von wegen des Königs und der Sache. Was Sie dazu sagen, kann ich mir denken — Nichts. — Aber dem Könige danken müssen Sie doch, eben um der Sache willen."

Ketteler sprach denn auch unter d. 20. Juni dem Cultusminister seinen Dank aus[1]) und am gleichen Tage richtete er an den Hofmarschall, Grafen Keller, das Gesuch um eine Audienz beim König:

„Ew. Excellenz habe ich die Ehre anzuzeigen, daß ich von Seiner Heiligkeit dem Papst den Befehl erhalten habe meine hiesige Stellung aufzugeben und den Bischofsitz in Mainz einzunehmen, wohin ich Ende dieses Monats abzureisen gedenke. Indem ich Ew. Excellenz ergebenst ersuche, Sr. Majestät dem Allergnädigsten Könige hievon Kenntniß zu geben und Allerhöchst demselben die Gesinnung tiefster Ehrerbietung, mit der ich von hier scheide, auszudrücken, frage ich zugleich an, ob ich das Glück haben kann, Sr. Majestät noch persönlich meine Ehrerbietung zu bezeigen und besonders den tiefgefühlten Dank für die Verleihung des Rothen Adler-Ordens der zweiten Klasse auszusprechen. Mit vorzüglicher Hochachtung 2c. . . . ."

Es war Kettelers Entschluß, in seiner Stellung nach Kräften Gutes zu wirken bis zuletzt, und jede Gelegenheit dazu zu ergreifen. Eine solche Gelegenheit schuf er sich auch durch das Schreiben, in welchem er dem Cultusminister officiell sein Ausscheiden aus der Propstei zur Mittheilung brachte:

„Ew. Excellenz sage ich den verbindlichsten Dank für die wiederholten Zeichen des Wohlwollens, die Hochdieselben mir in der kurzen Zeit meines Hierseins erwiesen haben. Zugleich bitte ich, dasselbe Wohlwollen meinem Nachfolger zuzuwenden und es ihm dadurch möglich zu machen, die hiesige Kirchenangelegenheit, die in Bezug auf Verfassung wie Seelsorge so manche Umgestaltungen erfordert, zu ordnen. Nur dann wird es ihm gelingen, das schwere Amt mit der erfor-

1) Raich, Briefe S. 220.

derlichen Wirksamkeit zu verwalten und den Geist der Gottesfurcht und Ordnung zum Heile der Einzelnen und zum Besten der Stadt und des Staates in der katholischen Gemeinde zu befestigen und wo er geschwunden ist, wieder herzustellen."

Eine andere Gelegenheit bot seine Abschiedspredigt am 30. Juni. Selbst die dürftige Skizze von seiner Hand enthält viel Charakteristisches:

„Allgemeine kurze Einleitung über den Grund meines Weggehens. — Auch bei dieser letzten Predigt ist es aber meine Pflicht, nicht meine Gefühle gehen zu lassen, oder die Enerigen anzuregen, sondern den Gegenstand zu behandeln, durch den ich glauben muß, Euer Seelenheil am meisten zu fördern.

„Nach meiner Ueberzeugung ist das Grundübel der heutigen Zeit, insbesondere die Hauptursache der Entsittlichung und Verwilderung unserer Jugend, die Gottlosigkeit, in der der Ehestand jetzt geschlossen wird. So habe ich mir den hl. Ehestand zu behandeln vorgenommen. . . ." [1])

Der Prediger sprach dann, ohne nochmals auf die eigene Person zurückzukommen, nach recht praktischen Gesichtspunkten I. vom Begriff der Ehe, II. von der Vorbereitung auf dieselbe, III. von den Pflichten, die mit derselben verbunden sind. Zu den Folgerungen, die er dann aus dieser christlichen Auffassung des ehelichen Standes zu ziehen wußte, gehörte auch das Kapitel von den „gemischten Ehen". Er sprach zuerst, aber mehr im Vorübergehen, von solchen Ehen, die zwischen Katholiken und Protestanten stattfinden, über welche er einfach und kurz die kirchlichen Grundsätze darlegte. Aber „eine ganz andere Art von gemischten Ehen" hatte er sich zu eingehenderer und noch ernsterer Besprechung vorbehalten, „nämlich die Ehen der Gläubigen mit den Ungläubigen, sowohl unter den Katholiken wie unter den Protestanten".

Mit dieser Predigt schloß Kettelers Thätigkeit in Berlin. Seine Stimmung beim Abschied verräth ein vertraulicher Brief vom 5. Juni an seinen Freund Wesener:

„Bei meiner Berufung habe ich nur den Trost, der freilich auch der größte ist, daß ich sie als Gottes Willen ansehen muß. In der Regel bin ich daher guten Muthes. Nur darf ich an Hopsten gar nicht denken; das schnürt mir das ganze Herz zusammen."

Für die 10 Monate der Berliner Wirksamkeit sollte es dem Scheidenden an Anerkennung nicht fehlen. In dem Schreiben, mit welchem der Fürstbischof am 4. April die Abschrift des päpstlichen Ernennungsbreves Ketteler zusandte, sprach er sich aus:

„So schmerzlich es für uns ist, Ew. Hochwürden nach kurzer zwar, jedoch höchst segensvoller Wirksamkeit in Berlin schon wieder scheiden und alle die

---

1) Schon vorher hatte er diesem Punkte besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Als auf einer Diöcesen-Conferenz in Mainz (3. April 1856) gegen die allgemeine Abhaltung des Brautexamens bezw. Braut-Unterrichtes Schwierigkeiten erhoben wurden, äußerte Bischof v. Ketteler laut des Conferenz-Protokolls: Er „habe seiner Zeit in Berlin, wo doch $^2/_3$ gemischte Ehen vorkamen, Alle kommen lassen und nie Schwierigkeiten gefunden. Ja, einmal kehrte eine protestantische Person nach vorherigem Unterrichte sogar zur Kirche zurück."

Hoffnungen und begründeten Erwartungen dadurch vereitelt zu sehen, die wir von Ihrem ferneren Wirken in diesem nicht unwichtigen Amtskreise hegten, so fügen wir uns doch, und ermahnen Ew. Hochwürden, sich in Ihrer priesterlichen opferwilligen Gesinnung hierin uns anzuschließen, willig in die so entschieden ausgesprochene Willensmeinung des Stellvertreters Jesu Christi, darin wir und Sie mit uns den ewigen Rathschluß Gottes anzuerkennen und demüthig anzubeten nicht umhin können. Zugleich aber sprechen wir Ew. Hochwürden unsere volleste Anerkennung und unsern tiefgefühlten Dank aus für Ihr so eifriges, echt apostolisches Bemühen und Wirken in Ihrer bisherigen schwierigen Stellung und hoffen wir zu Gott, daß die Spuren davon noch lange nachhalten und das segnende Andenken vieler Tausende dadurch erbauter Gläubigen mit dem unsrigen Ihnen auf den erhabenen Kirchenstuhl folgen wird, auf welchen Gottes Stimme Sie so unverkennbar beruft. Und wenn auch fern gerückt, wird doch Ihr Andenken und Ihre hohepriesterliche Fürbitte auch diese zerstreuten Gemeinden nicht aus dem Auge verlieren, die wir für eine leider nur zu kurze Zeit Ihrer treuen Obhut mit vollester Beruhigung anvertraut wußten."

Überraschender mußte es, trotz des vollen Bewußtseins treu erfüllter Pflicht, für den scheidenden Seelenhirten sein, auch von einem der katholischen Kirche so mißgünstig gesinnten Cultusministers wie v. Ladenberg Worte der Anerkennung zu finden.

Auf Kettelers Anzeige von dem bevorstehenden Ausscheiden aus seiner Stellung antwortete der Minister mit zuvorkommender Höflichkeit: „Ew. Bischöfliche Hochwürden wollen sich überzeugt halten, daß ich es aufrichtig bedaure, Dieselben nach einer erst kurzen Wirksamkeit schon jetzt der hiesigen katholischen Gemeinde, deren Achtung und Anhänglichkeit Sie sich in nicht gewöhnlichem Maße erworben haben, entrissen zu sehen. Möge der ausgedehntere Wirkungskreis, in welchen Dieselben nunmehr eintreten werden, Ihnen jederzeit die Befriedigung gewähren, welche dem ernsten Streben nach Beförderung wahrer Gottesfurcht und Menschenwohls niemals versagt wird."

In den gleichen Tagen, 24. Juni, sandte Diepenbrock, der Ketteler überhaupt mehr wie einen gleichgesinnten Freund, denn als Untergebenen betrachtete, seinen letzten vertraulichen Scheidegruß: „Es sind dies wohl die letzten Zeilen, die ich an Sie nach Berlin richte. Empfangen Sie daher noch einmal meinen innigen Dank für alle treue Sorgfalt und Mühe, die Sie dort meiner anvertrauten Heerde zugewendet. Brevi tempore explevisti tempora multa, et memoria tua in benedictione erit: kann ich mit Wahrheit sagen. Der Herr wird es Ihnen vergelten. Möge Er Ihnen in Mainz so treue Mitarbeiter schenken, als ich an Ihnen einen verliere!"

Drittes Buch.

Wilhelm Emmanuel Bischof von Mainz bis zum Umschwung in den öffentlichen Verhältnissen in Folge des Jahres 1859.

1. Ernennung und Weihe Kettelers zum Bischof 1850.

Durch die Berufung Kettelers auf den Bischofsstuhl von Mainz waren schwere Kämpfe zum Abschluß gebracht, und von einem ansehnlichen Theile der katholischen Kirche Deutschlands ernste Gefahren abgewendet worden. Nur 10 Tage nachdem Ketteler unter mächtigem Eindruck für die noch christlichen Elemente von Mainz seine Predigt-Vorträge über die großen sozialen Fragen der Gegenwart beendet hatte, war am 30. Dezember 1848 der Bischof Leopold Kaiser aus dem Leben geschieden, ein menschenfreundlicher, aber schwacher und von der Verschwommenheit der Aufklärungszeit nicht unberührter Kirchenfürst. In den ersten Tagen des Jahres 1849 wurde der Professor der Theologie, Dr. Leopold Schmid von Gießen, durch die Regierung als Stellvertreter des Bischofs in die erste Kammer der Stände berufen. Mit diesem Winke zufrieden, verschmähte es die Regierung, von den 9 Namen der Bischofsliste auch nur einen zu streichen, gemäß dem löblichen Verhalten, das sie in dieser Hinsicht auch schon früher befolgt hatte. Aus der Wahl ging am 22. Februar 1849, mit 4 Stimmen gegen 3, Professor Dr. Leop. Schmid als erwählter Bischof hervor, und erklärte am 1. März seinerseits die Annahme.

Schmid war ganz und gar ein Mann der Aufklärungsperiode. Von seiner reformirten Mutter her mehr dem Protestantismus als dem katholischen Glauben zugethan, hatte er seine Studien zum Theil in Tübingen, zum Theil an protestantischen Universitäten gemacht. Seine Idee war, daß Protestantismus und Katholicismus sich gegenseitig ergänzen müßten. Seine auch in anderer Beziehung gänzlich unkirchliche Gesinnung lag in seinen Schriften ausgesprochen, die durch ihre Dunkelheit und Verworrenheit den sprichwörtlich gewordenen „Deutschen Philosophen" — im ungünstigen Sinne — in ihm vollendet darstellten. Seine später bekannt gewordenen

Aufzeichnungen beweisen, daß er sich eine eigene Art von Christenthum ausgedacht hatte, das er zwar als „katholisches Christenthum" dem „unchristlichen Katholicismus" entgegenstellte, das aber weder katholisch noch protestantisch war. Diesem „Christenthum" entsprach seine Voreingenommenheit für die Communalschule, als eine Forderung des „deutschen Geistes". Die Communalschule sollte nach ihm die „positive Religiosität" pflegen, von welcher er Bemeisterung nicht nur des „confessionellen Particularismus", sondern auch „des in Deutschland noch bestehenden religiösen Particularismus zwischen Christenthum und Judenthum" erhoffte. Das hatte Schmid schon geraume Zeit vor seiner Bischofswahl in öffentlicher Schrift verfochten als „den Weg des deutschen Gemüthes" [1]). Wiewohl Priester und längere Zeit sogar als Oberer des Priesterseminars in Limburg a. d. L. mit der Heranbildung der Priester-Candidaten betraut, betete er nie das Brevier. Dem Beichtvater, der es von ihm verlangte, erwiederte er, daß „äußere und innere Gründe" ihn davon zurückhielten, und er selbst war es, durch den dieser Vorgang aus dem Geheimniß des Bußgerichtes in die Oeffentlichkeit kam [2]).

Persönlich zählte Schmid manche Bekannte und Gönner. Liberalen Protestanten und andern Feinden der Kirche war er schon dadurch sympathisch, daß er zu manchen Lehren und Einrichtungen seiner Kirche sich gegensätzlich verhielt. Aber auch unter den Katholiken, und selbst unter dem Klerus der Diöcese, waren nicht wenige, die in ihrer Richtung noch ganz oder theilweise der Aufklärungsperiode angehörten, andere, die Schmid in jüngeren Jahren, in mehr kirchlich gesinnten Kreisen und bei noch weniger fortgeschrittener Abirrung kennen gelernt hatten, und im Falle seiner Erhebung Besseres von ihm erwarteten. So fehlte es nicht an mancherlei Glückwünschen und Höflichkeitsbezeugungen bei Gelegenheit seiner Wahl. Namentlich lag es nahe, daß Schmids bisherige Collegen an der Universität Gießen schon im Interesse der dortigen katholischen Facultät, die Wahl mit Freude begrüßten.

In den besser unterrichteten Kreisen aber, die es mit der katholischen Kirche redlich meinten, erregte die Wahl eine wahre Bestürzung. War es ohnehin verhängnißvoll, einen mit seiner Kirche innerlich zerfallenen Mann an die Spitze einer Diöcese zu stellen, so erschien dies von doppelter Tragweite in der durch den Radicalismus und Deutschkatholicismus tief unterwühlten Diöcese Mainz und innerhalb der oberrheinischen Kirchenprovinz, wo durch die Eigenmacht kleiner protestantischer Regierungen die Verhält-

1) B. Schröder und Friedr. Schwarz, Leopold Schmids Leben und Denken. Leipzig 1871, S. 197—199.

2) A. a. O. S. 187.

nisse der katholischen Kirche überhaupt in der traurigsten Zerrüttung sich befanden. Unter den eifrigen Katholiken von Mainz äußerte sich anfangs laute Unzufriedenheit. Man bezeichnete die geschehene Wahl als eine „unfreie“; manche sprachen von Adressen an den Papst und von Protesten gegen die Wahl. In der ersten Aufregung erschienen auch einige in verwandtem Sinne gehaltene Zeitungsartikel. Aber bald gewann besonnene Ruhe die Oberhand. Namentlich im Pius-Verein, welcher die besten Elemente des katholischen Mainz vereinigte, wurde der Mahnung Geltung verschafft, die ganze Angelegenheit „unbedingt und vertrauensvoll“ der kirchlichen Autorität anheimzustellen [1]).

In Rom, dessen diplomatische Vertretung in Deutschland damals in ausgezeichneten Händen lag, war man von der Lage der Dinge sehr wohl unterrichtet. Schon im Mai 1849 wandte sich der bekannte treffliche Convertit, Rath Schlosser in Frankfurt, in vertraulichem Briefe an Schmid, der früher mehrere Jahre in seinem Hause gelebt hatte, um ihn zu freiwilligem Verzicht auf die Wahl zu bewegen. Er wisse „aus sicherer Quelle“, schrieb Schlosser, daß die Wahl in Rom die Bestätigung nicht finden werde.

Um Schmid persönlich in jeder Weise zu schonen, war dieser Weg zunächst versucht worden. Da aber Schmid im Beharren auf seiner Wahl für sich „die entsprechendste Pflicht“ erkennen wollte, wurde Bischof Blum von Limburg beauftragt, direkt im Namen des Papstes ihn zur Verzichtleistung aufzufordern. Um diesen Verzicht ihm leichter zu machen, konnte ihm Blum bereits als den wahrscheinlichen künftigen Bischof den Propst v. Ketteler nennen. Allein auch jetzt bestand Schmid auf seiner Wahl. Eine abermalige Aufforderung zur Resignation, welche im Oktober 1849 der Erzbischof v. Vicari von Freiburg an ihn richtete, blieb gleichfalls ohne Erfolg. Die vier Wähler Schmids wandten sich unterdessen am 22. November 1849 in einem Schreiben noch einmal an den Papst, um ihn zur Bestätigung ihrer Wahl zu bewegen, und übersandten die Adressen zu Gunsten Schmids, die man durch eifrige Agitation bei Geistlichen und Laien in Umlauf gebracht hatte. Ihre erste Anzeige der vollzogenen Wahl, vom 15. März, war bis dahin ohne Antwort geblieben. Die Antwort kam jetzt; es war das entscheidende Breve vom 7. Dezember 1849, durch welches die Wahl cassirt und die Erlaubniß zu einer neuen Wahl ertheilt wurde:

„Diese Wahl konnte Unsere Gutheißung nicht erhalten, besonders da Wir aus vielen und verschiedenen ebenso gewichtigen als glaubwürdigen Zeugnissen und Urkunden, welche Uns vorgelegt wurden, erkannten, daß dieser Priester jene Eigenschaften nicht besitze, welche nach der Vorschrift der hl. Kirchengesetze zur guten und nützlichen Verwaltung des so äußerst schwierigen bischöflichen Amtes durchaus gefordert werden. Weil Wir aber das Ansehen dieses Er-

---

1) Die Mainzer Bischofswahl und der Informationsprozeß, Mainz 1850 S. 16/17.

wählten schonen wollten, so ließen Wir denselben ermahnen, er möge selbst freiwillig diese Wahl ablehnen . . . Da Wir nun aber erfahren haben, daß diese Unsere Ermahnung bei ihm nichts ausgerichtet, so senden Wir euch dieses Schreiben, in welchem Wir euch bedeuten, daß die vorerwähnte Wahl von Uns gemißbilligt und verworfen werde."

Lange bevor diese Entscheidung erfolgte, war die Sache der Bischofswahl zu agitatorischen und polemischen Zwecken von den Feinden der Kirche eifrigst ausgebeutet worden. Mit dem Bekanntwerden des Breves erreichte in Stadt und Diöcese Mainz die Aufregung der Gemüther den höchsten Grad. Auf die Mittheilung des Breves von Seite des Domkapitels erwiederte Schmid, daß er dasselbe als „nicht zu recht bestehend und endgiltig anerkenne", und veröffentlichte gleichzeitig eine Brochüre „Über die jüngste Mainzer Bischofswahl" (Gießen 1850), in welcher er unter Mittheilung einer Reihe von vertraulichen Zuschriften, den Papst ins Unrecht zu setzen suchte.

Weiter noch gingen seine Freunde. Der in Gießen für den 25. Januar 1850 zu Schmids Ehre geplante Fackelzug kam zwar nicht zu Stande. Aber die öffentlichen Blätter luden in einem „Aufruf an die Katholiken der Mainzer Diöcese" auf den Abend des 28. Januar 1850 zu einer Versammlung im großen Saale des Frankfurter Hofes. Es war dies das Lokal des „demokratischen Vereins", wo nur wenige Wochen vorher die „Robert-Blum-Feier" war abgehalten worden. Unter den Rednern, die hier vor einer Versammlung sich hören ließen, welche aus Radikalen, Juden, Deutschkatholiken und den trübsten Elementen der Namenskatholiken zum größten Theile sich zusammensetzte, war auch ein katholischer Priester, ein Professor der Theologie aus Gießen. Wiederholt, wenn im Lauf der Reden der Name des heiligen Vaters genannt wurde, brach die Versammlung in lange andauerndes wildes Geschrei, Zischen und Höhnen aus. Das Resultat dieser „Katholikenversammlung" war eine Adresse an den Papst [1]). In derselben wurde der Informativ-Proceß über Schmid verlangt, und „seinem Wandel, seiner Rechtgläubigkeit, seiner Frömmigkeit, seinem Wohlthätigkeitssinn, seiner tiefen Gelehrsamkeit" das uneingeschränkteste Lob gespendet. Die Adresse fuhr fort:

„In unserer Zeit, wo die Religion der sorgsamsten Pflege bedarf, begrüßten wir daher mit Freuden und voll Vertrauen einen so glaubensstarken, mit Tugenden so reich ausgerüsteten Mann, der, von der Liebe der ganzen

---

1) Ein Brief des Pfarrers Brentano von Obererlenbach 30. Mai 1864 bezeichnet als den notorischen Verfasser dieser Adresse den Professor der kathol. Theologie zu Gießen, Dr. Löhnis. Bei der Unklarheit und Verwirrung jener Zeit hatten auch manche geachtete und würdige Priester, u. a. Dr. Fluck und Pfarrer Brentano durch die Ereignisse sich dahin treiben lassen, diese Adresse zu unterzeichnen.

Diöcese getragen, berufen schien, den der Kirche drohenden Gefahren mit der Entschiedenheit kirchlichen Sinnes und tiefer Religiosität entgegenzutreten.

„Die Verwerfung eines solchen Mannes könnte nichts anderes als Aergerniß erregen und den Feinden der katholischen Kirche einen erwünschten Anlaß zu Angriffen geben . . .“

Gleichzeitig richtete dieselbe „Katholikenversammlung“ eine Petition an die Großherzogl. Hessische Regierung, in welcher das Verfahren des Papstes als „nicht kirchengesetzlich und concordatsmäßig“ getadelt, und das Ministerium ersucht wurde: „in Betracht der gesetzlichen und vertragsmäßigen Bestimmungen der Wahlfreiheit in der Kirche vollen Schutz angedeihen zu lassen“. Sie (die unterzeichneten Katholiken) richten ihr Gesuch dahin:

„Es möge Großherzoglichem Ministerium gefallen, die Verwerfung des Professors Leopold Schmid als gewählten Bischofs von Mainz seitens des päpstlichen Stuhles nicht anzuerkennen, vielmehr auf der Anordnung eines Informativ-Prozesses in der gesetzlichen Form zu bestehen.“

Das Comité, welches sich für das Zustandebringen dieser „Katholikenversammlung“ vorher gebildet hatte, erklärte sich in Permanenz und verstärkte sich durch weitere, ihrer Religion längst entfremdete Mitglieder, um die Sache fortwährend zu betreiben, für die Adressen in der ganzen Diöcese Unterschriften zu sammeln, gegebenen Falls neue Volksversammlungen zu berufen u. s. w. In den nächsten Tagen richtete auch eine Anzahl katholischer Professoren der Universität Gießen eine Eingabe an das Domkapitel, in welcher sie auf Anordnung des Informativ-Prozesses drangen. Dr. Lutterbeck, Professor der neutestamentlichen Exegese, veröffentlichte sogar eine Schrift: „Der Informativ-Prozeß und seine rechtliche Nothwendigkeit für die Entscheidung der Mainzer Bischofsfrage.“

Die Wähler Schmids im Domkapitel wandten sich am 1. Februar 1850 nochmals an den Papst, die Bestätigung ihrer Wahl erbittend. Sie schützten vor, daß das Kapitel zu einer gültigen Neuwahl nur schreiten könne, entweder nach Vollziehung und ungünstigem Ergebniß des Informativprozesses oder nach Resignation des Gewählten. Die Minorität des Kapitels hingegen beschloß daraufhin, unter Darlegung des ganzen Sachverhalts, ihr Wahlrecht für diesen Fall in die Hände des Papstes zurückzugeben, mit der Bitte, diesmal selbst für das Mainzer Bisthum Fürsorge zu treffen.

Aber auch der Regierung begann der Streit und die Aufregung unangenehm zu werden. Der leitende Minister Jaup, der altliberalen Richtung angehörend, war Schmid persönlich wohlgesinnt, aber zu einsichtig, um wegen dessen unmöglich gewordener Wahl in dieser ohnehin hocherregten Zeit einen ernsten Kampf heraufbeschwören zu wollen. Am 3. Februar 1850 erschienen die Ministerialräthe Crève und v. Rieffel in

Mainz als Regierungskommissare. Sie besuchten jeden einzelnen der Wähler Schmids, um ihn für einen friedlichen Ausgleich zu bestimmen, mit Hinweis auf die lange dauernde Vacanz des bischöflichen Stuhles, die Aussichtslosigkeit längeren Streites und die in der Diöcese bereits herrschende Aufregung. Im Beisein dieser Commissare versammelte sich am Morgen des 4. Februar das Domkapitel, kam jedoch trotz dreistündiger Sitzung zu keinem Resultat. Aber noch am gleichen Tage trat man zu einer zweiten Sitzung zusammen und nach langen Debatten einigten sich die 6 anwesenden Capitulare, dem Papste 3 Männer vorzuschlagen, aus welchen er den geeignetsten zum Bischof ernennen möge. Der Führer der Majorität, Domkapitular Fell, war „wegen Krankheit“ den Sitzungen ferngeblieben, er hatte dem Uebereinkommen nicht beigestimmt und legte nachher förmlichen Protest ein. Aber auch die zustimmenden Mitglieder der früheren Majorität bestanden wenigstens noch auf der Clausel: die drei Candidaten sollten dem Papste nur „in der Voraussetzung“ vorgeschlagen werden, daß derselbe bei seinem Breve beharre, und nicht vielleicht dennoch den Informativ-Proceß bezüglich Schmids anordnen werde. Diese dem Papste gegenüber völlig bedeutungslose Clausel war bestimmt, Schmid und seinen Freunden noch eine Genugthuung zu gewähren; sie wurde jedoch nachträglich zurückgezogen [1]).

Das Kapitel machte von dieser seiner Uebereinkunft der Regierung Mittheilung. Ministerialrath v. Rieffel reiste nach Gießen, um mit Schmid Rücksprache zu nehmen und diesen zu beruhigen, dann ertheilte die Regierung 10. Februar dem Kapitel die Erlaubniß, seinem Beschluß gemäß zu der Wahl der drei neuen dem Papst vorzuschlagenden Candidaten zu schreiten. Schmid wurde 16. Februar mit den ehrendsten Ausdrücken sein Wunsch gewährt, unter Beibehaltung der schon bisher genossenen Vergünstigungen, aus der theologischen Facultät von Gießen in die philosophische überzutreten und zugleich wurde sein Jahresgehalt von 1800 auf 2100 fl. erhöht.

Im Beisein der zwei Regierungs-Commissare einigten sich 24. Februar die Stimmen der 6 Kapitulare auf die neuen Candidaten. Es hatte dafür Männer bedurft, die nicht nur in jeder Beziehung ausgezeichnet, sondern die auch den die Diöcese verwirrenden schweren Zerwürfnissen fernstehend, eine Stellung außer und über den Parteien einnehmen konnten. Demgemäß hatte man, wiewohl mehrere hervorragend tüchtige Priester innerhalb der Diöcese sich fanden, die Candidaten außerhalb derselben gesucht. Es waren: Propst v. Ketteler in Berlin, Domkapitular Förster in Breslau und Domkapitular Oehler in Rottenburg. „Die Regierung war mit diesen Candidaten einverstanden. Zwei Tage, bevor die Liste aufgestellt wurde,

1) Brück, Adam Franz Lennig, Mainz 1870 S. 147.

hatte noch niemand an diese Ordnung der Sache, geschweige denn an die Candidaten gedacht" [1]).

Förster, nachmals Fürstbischof von Breslau, war als frommer Priester und vorzüglicher Redner bekannt; als Mitglied des Frankfurter Parlaments und als Vertreter Diepenbrocks auf der Würzburger Bischofsversammlung hatte er sich vor den Augen von ganz Deutschland Achtung erworben. Auch Oehler in Rottenburg galt als hervorragend tüchtig. Als ihn 7 Jahre früher, 26. Februar 1843, Bischof Räß von Straßburg dem Erzbischof v. Geissel für eine Professur der Theologie in Bonn vorschlug, bemerkte er dazu: „Oehler, etwa 33 Jahre alt, ist sicherem Vernehmen nach der tüchtigste unter den dortigen (den Württembergischen) Theologen; er ist jetzt Professor am Obern Gymnasium in Rottweil."

Förster wie Ketteler waren in Mainz vom ersten Katholikentag im Oktober 1848 wohl bekannt. Aber der überwältigende Eindruck, welchen Kettelers Persönlichkeit hier, wie bei seinen darauf folgenden Kanzelvorträgen ausgeübt hatte, hielt jetzt die Augen vorzüglich auf ihn gerichtet. „Ich sehe im ganzen Verlauf dieser Mainzer Geschichte die Hand Gottes," schreibt Reisach etwas später an Ketteler, 2. März 1850, „und wenn die Frankfurter Comödie dazu Veranlassung gegeben, so hat sie doch etwas Gutes bewirkt. Arbeit und Kreuz werden Sie genug haben, aber das darf Sie nicht zurückschrecken; der liebe Gott wird gewiß mit Ihnen sein, da offenbar Er es ist, der die ganze Sache leitet." Dazu kam, daß Försters Gesundheitszustand ein Hinderniß entgegenzustellen schien. „Von Förster muß man Umgang nehmen, wenn man ihn erhalten will," bemerkt Diepenbrock in einem Brief an Ketteler 19. März, „das habe ich auf seines Arztes dringendes Verlangen dem Herrn Nuntius in Wien vorstellen müssen . . . und da besorge ich, daß Sie werden vor den Riß treten und das gewiß schwere Kreuz auf sich nehmen müssen. Indeß, wenn Gott Sie sendet — und in des hl. Vaters Ausspruch liegt diese Sendung klar und unverkennbar ausgesprochen — so wird Er auch mit Ihnen sein und Ihnen alles geben, was Sie bedürfen — und wie vieles haben Sie nicht schon von ihm empfangen!"

Sobald man der Genehmigung der neuen Liste von Seiten der Regierung sicher war, noch am 10. Februar, hatte Kaplan Dr. Heinrich als guter Bekannter über alle Vorgänge an Ketteler berichtet und zugleich

---

1) So Dr. Heinrich (Die Reaction des sogenannten Fortschritts gegen die Freiheit der Kirche 1863 S. 34), welcher hinzufügt: „Ich bemerke das, um zu zeigen, daß bei dieser Wahl nichts das Ergebniß von Absichtlichkeiten und alles das Ergebniß von Fügungen war, in denen wir wenigstens unmöglich etwas anderes als eine Leitung der Vorsehung erblicken können." Doch jedenfalls war man am 10. Febr. über die Liste einig.

zu ihn gedrungen, die Wahl, im Falle sie, wie vorauszusehen, auf ihn treffen würde, anzunehmen. Propst Ketteler erwiederte den 18. Februar 1850:

„Lieber Herr Kaplan! So lieb und werth es mir war, von Ihnen einen Brief zu erhalten, so sehr hat mich dennoch der Inhalt betrübt. Gott allein weiß es, was er mit mir armem Sünder vorhat. Meine ganze Natur, bis zu ihren letzten Fasern, zieht mich zu einfachen, natürlichen Verhältnissen, die ich übersehen kann, wo ich im Stande bin, äußeres Wirken mit dem inneren Leben zu verbinden; und dagegen werde ich jetzt mehr und mehr aus meinem eigensten und innersten Leben entwurzelt und in Verhältnisse getrieben, wo mir Tag und Nacht meine Unfähigkeit, selbst die ordinärste, wissenschaftliche vor Augen schwebt. Ich kann ja nicht einmal einen Satz richtig auf Latein wiedergeben, und soll Bischof werden. Mein Verstand ist da gänzlich am Ende, und mein Geist ist da ganz und gar wie von einer finstern Nacht eingeschlossen. Ich müßte aber alle Grundsätze, auf denen ich mein schwaches geistiges Leben erbauet habe, aufgeben, wenn ich anfangen sollte, mich selbst zu suchen. Alles, was ich mir aus den Exercitien und Betrachtungen gerettet habe, zwingt mich zum Gehorsam gegen meine geistlichen Oberen. Wenn daher der Befehl des heil. Vaters an mich kommt, so werde ich gehen, wohin er mich ruft.

„Leben Sie wohl, mein guter Freund, ich kann über diesen Gegenstand nicht mehr schreiben. Sie irren sich in mir ganz und gar, das ist gewiß. Ich bitte inständig um Ihr Gebet. Mit herzlicher Liebe

Ihr ergebener

v. Ketteler.

Auch die andern Herren bitte ich herzlich zu grüßen!"

Das Mainzer Domkapitel machte 28. Februar von der geschehenen Neu-Wahl der Diöcesangeistlichkeit Mittheilung; am 1. März ging das Schreiben des Kapitels mit den Namen der 3 Candidaten an den Papst ab. Bereits bevor dieser das Schreiben in Händen hatte, sprach er Erzbischof Reisach von München gegenüber seinen Entschluß aus: „in der Person des Freiherrn von Ketteler Mainz einen Bischof zu geben nach dem Herzen Gottes, wie dessen die Diöcese so sehr bedarf." Zwei Tage nach diesem Briefe des Papstes, 26. März, traf bei der Nuntiatur in München das Breve für das Mainzer Domkapitel ein, welches die Ernennung aussprach. Es war datirt vom 15. März; am 29. März, gerade am Charfreitag, war es in Mainz. Der Internuntius Sacconi in München beeilte sich, 26. März, Ketteler die erste Nachricht zu geben. Die offizielle Mittheilung an ihn erging durch ein an Fürstbischof Diepenbrock gerichtetes Breve vom 16. März dessen Abschrift der Fürstbischof 4. April Ketteler zusandte. Es war darin betont, daß Ketteler unter allen Umständen das Amt annehmen

müsse, und daß der Papst die möglichste Beschleunigung des Amtsantrittes wünsche.

Das Bekanntwerden von Kettelers Ernennung, das gerade mit den Osterfesttagen zusammentraf, erregte bei den Katholiken allenthalben die lebhafteste Freude.

„Die Nachricht von Deiner Ernennung zum Bischof von Mainz," schrieb 3. April der Subregens Paulus Melchers von Münster, „erhielt ich am Oster-Abend. Eine größere Osterfreude hätte der liebe Gott mir nicht machen können; denn damit vernahm ich die Erfüllung eines meiner größten Wünsche, den ich seit lange gehegt habe. Gott sei dafür tausendmal gelobt und gepriesen, der in dieser Sache wieder so wunderbar und handgreiflich es gezeigt hat, wie es Sein Werk ist, durch Seine Widersacher Seine heiligen Absichten durchzuführen. Er ist mit Dir und wird ferner mit Dir sein! . . . . Der hochwürdigste Bischof, welcher Dich freundlichst grüßen läßt, wie auch der Herr Weihbischof haben sich über Deine Wahl herzlich gefreut; überhaupt ist dieselbe von allen Seiten — mit Ausnahme der gelehrten Herren zu Gießen, wovon wir zur Zeit auch einen hier haben — mit der größten Freude begrüßt worden."

Regens und Subregens des Mainzer Seminars beeilten sich, allen voran schon am Charsamstag den 30. März ihren Glückwunsch und ihre Ehrfurchtsbezeugung an den ernannten Bischof zu richten. Am Ostersonntag folgte der Dompfarrer, bei welchem Ketteler im Jahre 1848 sein Absteigequartier genommen hatte, ebenso das gesammte Domkapitel in einem recht würdig gehaltenen Schreiben:

„Sie, hochwürdigster Herr, standen an der Spitze dieses Verzeichnisses (der Candidatenliste für den Papst), und der stille Wunsch, den wir auf diese Weise dem Oberhaupte der Kirche anzudeuten uns die Freiheit nahmen, ist in Erfüllung gegangen. Mittels huldvoller Zuschrift vom 15. d. M. hat uns der hl. Vater erklärt, daß er Sie, hochwürdigster Herr, zu unserem Bischof erkoren habe. Diese eben vor dem hohen Osterfeste dahier eingetroffene Nachricht hat uns mit der innigsten Freude erfüllt. Denn wir betrachten mit Zuversicht Ihre Berufung auf den hiesigen Bischofsstuhl als ein Unterpfand der Begründung und Befestigung des Friedens, als eine sichere Bürgschaft einer schönen kirchlichen Zukunft für unsere Diöcese."

Ketteler hatte sich noch einmal direkt an den Papst gewendet, um ihm die Bedenken gegen seine Ernennung vorzutragen; aber unter dem 5. April schrieb ihm der Internuntius von München, daß der Papst, welcher sehr wohl über alles unterrichtet sei, solchen Bedenken kein Gewicht beilegen werde. Am 29. April konnte er hinzufügen, daß der Informationsprozeß vollendet und die Präconisation für das nächste Consistorium gesichert sei.

Nur einen Tag früher, den 28. April 1850 hatte Ketteler von Berlin aus dem einzigen näher vertrauten Bekannten in Mainz, dem Domkaplan Dr. Heinrich, gegenüber sich ausgesprochen [1]).

1) Vgl. Katholik 1891 I, 285.

„Nach allem, was an mich gekommen ist, bin ich gezwungen anzunehmen, daß ich nach Gottes Wille den Stuhl des hl. Bonifatius einnehmen soll. Ob es eine Strafe für die Diöcese sein soll, oder ob Gott das Armseligste sich erwählt, damit Ihm allein die Ehre gebühre, weiß Er allein. Ablehnen konnte ich einem so ausdrücklichen Befehle, wie er mir vom hl. Vater zugekommen ist, gegenüber nicht. Ich hätte sonst dem Gedanken entgegenhandeln müssen, der mich geleitet und allein beruhigt hat, seit ich Priester bin. . . .

„Zunächst bitte ich Sie nun in Freundschaft und Liebe, mich auf alles aufmerksam zu machen, was mir vor meiner Uebersiedelung nach Mainz zu wissen nothwendig sein sollte. Ich habe hierbei durchaus nicht die Lage der Diöcese im Auge — ich freue mich, nichts davon zu wissen und hoffe dadurch um so unbefangener wirken zu können — sondern nur persönliche Angelegenheiten, Formalitäten, die ich etwa zu erledigen, Vorbereitungen, die ich zu treffen hätte. . . . .

„Endlich, wo soll ich die hl. Weihe empfangen? So viel ich weiß, wünscht die Kirche, daß die Weihe in der Diöcese selbst stattfinde. Ich habe dagegen in dem vorliegenden Falle zwei Bedenken. Erstens will es mir scheinen, daß die Weihe in der eigenen Diöcese nur dann ihre volle Bedeutung hat, wenn keine Zerrissenheit in der Diöcese vorhanden ist, wenn alle sich mitfreuen können. Dann zweitens fürchte ich den mit diesem Akte verbundenen Pomp. Je weniger ich der Diöcese persönlich bieten kann, desto mehr fühle ich mich gedrungen, ihr wenigstens die Redlichkeit meiner Absicht durch Entsagung alles und jeden Ueberflusses vor Augen zu stellen. Wüßte ich es einzurichten, so legte ich das Gelübde der Armuth vor ihrem Angesichte ab, um zu zeigen, daß ich wenigstens an diesen zeitlichen und irdischen Armseligkeiten nicht hänge. Ich fürchte daher eine Feier, über die ich selbst nicht Meister sein würde und wo die Armuth verletzt werden könnte.

„Ueberlegen und prüfen Sie die Sache, aber nicht mit vielen andern. Sie werden ja die Ansicht der übrigen ohnedies wissen. . . ."

Als Ketteler diese Worte schrieb, harrte er mit jedem Tage seiner Präconisation. Am 20. oder 21. April hatte er deßhalb in Breslau in die Hände Diepenbrocks die Professio fidei abgelegt. Kaum 14 Tage später, den 13. Mai, schrieb der mit allen deutschen Verhältnissen aufs genaueste bekannte Nuntius in Wien, Viale Prelà, an Bischof v. Weis in Speier: „Msgr. Kettelers Ernennung ist für die Diözese Mainz und für ganz Mitteldeutschland eine große Wohlthat. Man sieht, daß Gott über seine Kirche wacht. Wer hätte noch vor 4 Monaten gedacht, daß so etwas noch möglich wäre? Und doch! Gott hat's gemacht! —"

In ähnlichem Sinne äußerte sich am 14. Juni, wahrhaft prophetisch, Bischof Blum von Limburg in einem Schreiben an Ketteler selbst:

„Ich kann mir die Freude nicht versagen, Hochdenselben meine innigste und wärmste Theilnahme und meinen herzlichsten Glückwunsch auszusprechen, einen Glückwunsch, der im gleichen Maße, wie Ihnen, so auch unserer Kirchenprovinz gilt: Ihnen insofern, als die Gnade Gottes Ihnen einen Wirkungskreis eröffnet, in welchem Sie für die sittliche und religiöse Wiedergeburt unseres zerrissenen und gottentfremdeten Vaterlandes überaus Großes wirken und, wenn

auch unter Schmähung und Verfolgung, die Ehre Gottes, die Herrlichkeit seiner heil. Kirche vielleicht mehr als irgendwo fördern können; uns aber und unserer gesammten Provinz, weil wir in Ihnen ein durch die unverkennbarste Fügung der göttlichen Vorsehung [1]) in unsere Mitte gesandtes auserlesenes Rüstzeug des Herrn zum Triumphe seiner Kirche verehren und freudigst begrüßen."

Von anderem Gesichtspunkte aus hatte Diepenbrock schon gleich nach dem Eintreffen der Nachricht am Ostertag sich ausgesprochen:

„Der Umstand, daß Sie in so kurzer Zeit zu zwei Stellen von steigender Wichtigkeit berufen worden, gehört in das Geheimniß der göttlichen Führungen und Fügungen. Aber es läßt sich doch auch menschlicher Weise das Nützliche darin erkennen, daß Ihnen der leider zu kurze Aufenthalt in Berlin doch eine Schule reicher Erfahrung und Vorübung für das bischöfliche Hirtenamt geworden, in viel höherem Grade, als dies der noch so lange Aufenthalt auf einer stillen glücklichen Landpfarre in Westfalen gewesen wäre. — Gott hat Sie zum Bischof in Seiner Kirche bestimmt; dafür bürgt die echt kirchliche Art und Weise, wie der Ruf und die Sendung an Sie ergeht. Der Weg aber sollte Sie über Berlin führen. . . . ."

An den Erzbischof von Freiburg schrieb Diepenbrock an 11. April [2]):

„Propst, Baron v. Ketteler bat mich, für seine Belassung in Berlin mich (beim Papst) zu verwenden. Dem bestimmten Gebote des hl. Vaters . . . . hat er sich aber sogleich gefügt. . . . . Mein Verlust ist unersetzlich groß. Ew. Excellenz spreche ich meinen Glückwunsch zu dem apostolischen Suffragan aus."

Im Consistorium vom 20. Mai erfolgte Kettelers Präconisation zugleich mit der des Cardinal Schwarzenberg für Prag. Am 20. Juni schrieb Ketteler zum ersten Mal an den Großherzog von Hessen, seine Ernennung anzuzeigen und ihn seiner Treue und Achtung für die weltliche Obrigkeit zu versichern. Zugleich zeigte er an, daß er am 14. Juli in Mainz einzutreffen gedenke und daß der 25. Juli als Tag der Consekration festgesetzt sei.

Zunächst aber freute er sich noch auf ein paar stille Tage der Vorbereitung in der Heimath. Schon 5. Juni, am Fest des hl. Bonifatius, hatte er seinem Freunde Wesener von Berlin aus nach Münster geschrieben:

Gelobt sei Jesus Christus! Lieber Freund!

Zunächst bitte ich mir aus, daß zwischen uns keine Veränderung eintritt, und wir daher auf unserem alten Freund- und Du-Fuß stehen bleiben. Ich habe meine alten Freunde jetzt nothwendiger wie je. Die Herausgabe des Büchelchens [3]) freut mich sehr. Ich habe es in den Exercitien so innig lieb

1) Auch Bischof Florentius Kött von Fulda schreibt 23. Juni an Ketteler, daß er in dessen „Berufung auf den altehrwürdigen Stuhl von Mainz offenbar Gottes Finger begrüßt habe . . ."

2) Maas, Geschichte der Kath. Kirche im Großherzogthum Baden, Freiburg 1891 S. 200. Anm. 4.

3) Es ist das von Wesener anonym herausgegebene S. Alphonsi de Liguori Sacerdos per pias considerationes et affectus ad tremendum missae sacrificium adductus et reductus. Cui adjectum est manuale precum pro sacerdotibus. Monasterii 1851.

gewonnen und will es gleich zu meinem Vademecum machen. Deine Absicht, es mir zu widmen, ist mir ein Zeichen Deiner Freundschaft und deßhalb hat sie mich erfreut. Sonst wäre es mir freilich lieber gewesen, wenn Du Dir einen bessern Namen vor einem so kostbaren Büchelchen gewählt hättest. Ich freue mich, Dich bald in Münster zu sehen. Bei meiner Berufung habe ich nur den Trost, der freilich auch der größte ist, daß ich sie als Gottes Willen ansehen muß. In der Regel bin ich daher guten Muthes; nur darf ich an Hopsten gar nicht denken; das schnürt mir das ganze Herz zusammen. Bete recht für mich.

Dein treuer Freund

Wilhelm v. Ketteler.

Am 30. Juni hielt Ketteler seine letzte Predigt als Propst von Berlin, dann ging es rasch Westfalen zu. In Beckum besuchte er seinen Freund Brinkmann, in Assen war er bei der gräflichen Familie Galen, dann zog er sich nach Harkotten zurück, wo er den ersten Hirtenbrief schrieb. Hier im Austausch mit den nächsten Angehörigen wurde die Frage der Unterschrift entschieden. Bisher hatte er sich nie anders als Wilhelm genannt; das erste bischöfliche Hirtenschreiben trug auch zum ersten Male die feierliche Unterschrift „Wilhelm Emmanuel". Das Manuskript des Hirtenbriefes übergab er wenige Tage darauf in Münster seinem Freunde Wesener, damals Präses im gräflich Galen'schen Convicte, um die Drucklegung zu besorgen. Er bemerkte dazu dem Freunde: „Der Herr Regens Melchers und Du können ihn lesen, streichen, verbessern, hinzusetzen, was Euch gut dünkt."

In der zerrütteten Mainzer Diöcese war inzwischen die kirchenfeindliche Partei noch immer bemüht, aus den Vorgängen bei Gelegenheit der vergangenen Bischofswahl Kapital zu schlagen. Das „Mainzer Tagblatt" (Nr. 100) brachte am 4. April 1850 einen langen Aufruf an die „römisch katholischen Mitbürger" mit der Aufschrift: „Unsere Losung sei: eine von Rom freie katholische Nationalkirche." Unterschrieben hatte den Aufruf „Einer im Namen vieler". Es hieß da unter anderem:

„Leopold Schmid, zum Bischof von Mainz erwählt, wird ungehört verworfen, und bleibt's, trotz unserer Bitten, trotz unserer Berufung auf's Recht! — Herr v. Ketteler wird Bischof — die Bestätigung von Rom ist für ihn da! — Beide Männer mögen gleich talentvoll, gleich ehrenhaft sein! Wir streiten durchaus nicht gegen die Persönlichkeit, aber fragen wollen wir doch: Wie stehts denn dabei mit dem Recht? . . . .

„Mitbürger! Unser innerstes Menschengefühl lehnt sich dagegen auf! Unser Herz bebt vor dem Gedanken zurück, daß auch das künftige Geschlecht von der Hierarchie so behandelt werden soll, wie wir jetzt behandelt werden. . . .

„Wem Ehre, Freiheit und Menschenwürde heilig ist, der stimmt ein in den Ruf:

„Festhaltend an unserem Christenthum, wollen wir nicht länger ein Spielball der Hierarchie sein, nicht länger mehr rechtlos — nein, freie, gotteswürdige Menschen, allesammt gleichberechtigte Brüder wollen wir werden. Darum er-

kennen wir fürderhin keine Willkürherrschaft der Priester mehr an, die man uns oktroyirt. Nein, wir wählen uns selbst unsere Geistlichen, und uns bleiben sie verantwortlich. — Unsere Losung sei: eine von Rom freie katholische Nationalkirche! . . ."

Nicht lange nachher kam es in Mainz zu Ruhestörungen und Zusammenrottungen wider den Piusverein. Solche Auslassungen blinder Wuth trugen jedoch nur dazu bei, die Katholiken der verschiedensten Schattierungen zur rechten Einsicht und Einheit zu bringen, und es wurde beschlossen, den Einzug des neuen Oberhirten möglichst festlich zu begehen.

Ketteler war über die Vorgänge in der Diöcese schon durch seinen Briefwechsel mit Dr. Heinrich wohl unterrichtet. Dieser drängte in zwei Schreiben vom 1. Mai und 14. Juni nicht nur auf Vornahme der feierlichen Consekration in Mainz, sondern auch auf möglichste Beschleunigung der Ankunft [1]). Auf Kettelers Wunsch hin erklärte er sich auch zu einer vorläufigen persönlichen Zusammenkunft in Westfalen bereit, um über die Mainzer Verhältnisse noch genauer Aufschluß zu geben. Ueberdies schrieb aber auch der Bischof von Limburg an Ketteler 25. Juni:

„In Mainz wird, wie ich in den jüngsten Tagen erfahren habe, ein großartiger Empfang für Sie vorbereitet. Die ersten Personen der Stadt, die Anhänger der verschiedensten Parteien, selbst entschiedene Freunde des früher Erwählten, betheiligen sich daran. Es ist damit zu gleicher Zeit sowohl eine Annäherung der Parteien, als auch eine eklatante Demonstration des Glaubens und der Ordnung gegenüber den in Mainz immer mehr um sich greifenden Elementen des Unglaubens und der Wühlerei beabsichtigt, und die Wirkung kann nur eine gute sein. Soweit ich Einsicht in die Verhältnisse habe, würde es Ihnen und Ihrer Wirksamkeit, sowie der guten Sache selbst schaden, wofern durch ein unvermuthetes stilles Eintreffen, wie solches — ich glaube das von vornherein sicher annehmen zu können — in den Absichten Ew. Bischöfl. Gnaden liegen dürfte, den vorbereiteten Empfang vereiteln würde. Daher erlaube ich mir, wenn anders meine Unterstellung richtig ist, die herzliche Bitte, daß Sie Ihre Herzensneigung, die ich recht wohl verstehe und vollkommen würdige, hier sogleich dem Interesse der Sache zum Opfer bringen, und durch eine einfache Anzeige nach Mainz, an welchem Tage und auf welchem Wege Sie einzutreffen beabsichtigen, den Empfang möglich machen."

Im gleichen Sinne schrieb 8. Juli der Bischof Johann Georg von Münster nach Harkotten an Ketteler:

„Von dem Comité, welches sich in Mainz zur Vorbereitung des Empfangs Ew. Bischöfl. Gnaden gebildet hat, und an dessen Spitze der Herr Humann, Bruder des drittvorigen Bischofs von Mainz, sich befindet, bin ich ersucht worden, Hochihnen mitzutheilen, daß es von den katholischen Gemeinden von Mainz und Bingen beabsichtigt sei, ihren von Gott erbetenen Oberhirten gleich beim Eintritt in das Bisthum in Bingen zu empfangen und auf einem besondern Dampfboote ihm von da nach Mainz das Geleite zu geben, und daß

1) Katholik 1891 I, 302 f. 304 f.

alle wohlgesinnten Katholiken darin übereinstimmen, daß unter den obwaltenden Verhältnissen die Kundgebung inniger Liebe und Ehrfurcht gegen den heißersehnten Bischof im feierlichen Empfange von der höchsten Wichtigkeit sei. Letzteres wird auch von meinem Freunde, dem Domkapitular Lennig bestätigt, welcher insbesondere noch bemerkt, daß das Comité aus den verschiedensten Klassen der Bürgerschaft sich gebildet, von den angesehensten und höchstgestellten Beamten bis zum gewöhnlichen Bürgerstande, und aus lauter in hohem Grade achtbaren Männern bestehe. Ich kann dem Wunsche Ihrer künftigen Diöcesanen nur beistimmen, und finde denselben nach allen Seiten so gerechtfertigt, daß ich glaube, Ew. Bischöfl. Gnaden dürfen sich demselben nicht entziehen."

Gerade einen Tag früher, den 7. Juli, hatte in derselben Angelegenheit „ein Laie" aus Mainz sich in einem anonymen Briefe an den Erzbischof v. Geissel nach Köln gewendet:

„Ew. Erzbischöflichen Gnaden sind gewiß die katholisch religiösen Zustände der Stadt Mainz, durch die Bischofswahl hervorgerufen, bekannt genug, um nicht nöthig zu haben, diese auseinanderzusetzen. Derjenige große Theil nun, welcher da glaubt, daß Gott in seiner Allmacht aus anscheinend großem Uebel das Gute für seine heilige Kirche hervorruft, und eingedenk der Worte unseres Heilandes: „Ich bin bei Euch bis ans Ende der Tage" — sieht in der Wahl des hochwürdigen Herrn v. Ketteler diese seine Hoffnung bewahrheitet, fest überzeugt, durch göttliche Fügung für die Diöcese Mainz in dem neuerwählten Prälaten einen neuen Apostel zu erhalten. Wer mag es diesen Katholiken verargen, wenn dieselben beabsichtigen, ihre hohe Freude durch einen feierlichen Empfang dieses ihnen durch die göttliche Vorsehung geschenkten Hirten zu bethätigen, und diese Freude überall und gegen alle offen auszusprechen?

Allein bei oben angedeuteten Verhältnissen und da nach meinem Wissen keinem auf den hiesigen Stuhl seit 1830 erhobenen Prälaten ein feierlicher Empfang bereitet wurde, so könnte der jetzt Herrn v. Ketteler vorbereitete Empfang wie eine Demonstration angesehen werden, nicht den Andersgläubigen — diese geht ja der Bischof nichts an — sondern, wenn ich mich so ausdrücken darf, den Schmid'schen Katholiken gegenüber. Unter diesen befinden sich recht viele gute Katholiken, treu dem Glauben, die darum nach meinem Dafürhalten alle Schonung verdienen, so sehr dieselben auch jetzt mit der durch den Heiligen Vater getroffenen Wahl in der Person des hochwürdigen Herrn v. Ketteler zufrieden sind.

Um nun möglich neuen Unfrieden in der hiesigen katholischen Gemeinde zu vermeiden und die Stellung des neuen Bischofs nicht noch schwieriger zu machen, als solche gegenüber der Verkommenheit vieler Namens-Katholiken und des hier so üppig wuchernden baren Heidenthums ohnehin sein wird, glaubt Schreiber das einzige Mittel darin zu finden, wenn der neuernannte Prälat einen Tag früher als den officiell für die Ankunft bestimmten Tag eintreffen wollte. Keine andere als Gründe der Liebe und Versöhnung leiten den Schreiber dieses, der selbst an den Vorbereitungen der Festlichkeiten betheiligt ist. Aber sowohl auf die Wichtigkeit der Sache selbst, wie auf den apostolischen Charakter des neuen Prälaten stützt derselbe die Hoffnung, daß wenigstens dieser sein Gedanke in Erwägung gezogen werde, und geschieht dieses, so zweifle ich nicht, daß derselbe als der richtige von einem Manne gefunden werde, der durch sein Leben und Handeln von seiner Umgebung in Frankfurt den Namen eines Apostels erhalten,

den Schreiber hier gesehen und gehört und in ihm einen würdigen Jünger Jesu erblickt, voll Liebe und Demuth. —

Ich kann mir hier die Adresse des neuen Prälaten nicht verschaffen, um demselben selbst zu schreiben. Darum wage ich es, an Ew. Erzbischöfl. Gnaden diese Zeilen zu richten, mit herzlicher und inständiger Bitte, dieselbe Sr. Hochwürden Herrn v. Ketteler bei seiner Ankunft dort bei Ihnen vorzulegen und meinen Vorschlag zu prüfen, auch unsern neuen Herrn Bischof mit Ihrer so bekannten christlichen Weisheit zu unterstützen.

Vielen meiner katholischen Mitbrüder würde durch Eingehung in meinen Wunsch zwar eine große Freude verloren gehen, allein viel, viel würde unser neuer Bischof in den Augen der Gesammtheit gewinnen, und seine Stellung von vornherein erleichtern.

Durch die Wichtigkeit, wie ich die Sache ansehe, wollen Ew. Erzbischöfl. Gnaden meinen Schritt nochmals entschuldigen und Ihren Segen ertheilen (dem) der nur für und aus Liebe und Versöhnung handelt, einem Laien."

Erzbischof Geissel machte Ketteler von diesem Briefe nicht Mittheilung. Am 13. Juli meldete der Telegraph nach Mainz, daß am 16. der neue Bischof eintreffen würde. Domdekan Höfer und Domkapitular Gresser, letzterer bisher einer von Schmids nächsten Anhängern, reisten dem Oberhirten nach Köln entgegen. Am 16. Juli, Mittags etwas nach 1 Uhr, hatte das reichbeflaggte Dampfboot, welches den Ankommenden von Coblenz nach Bingen bringen sollte, Bingen erreicht. Hier wurde es von den zwei festlich gezierten Dampfern, welche von Mainz her mit den Deputationen zur Bewillkommnung und Aufnahme des Bischofs gekommen waren, feierlich begrüßt. In Bingen trat der Oberhirte ans Land. Er stand hier bereits auf dem Boden seiner Diöcese. Von mehreren Deputationen wurde ihm am Landungsplatze noch der erste Willkomm geboten. Dann ging es unter Glockengeläute und festlichem Gesang in feierlichem Zuge zur Pfarrkirche. Auch hier in den reichgeschmückten Räumen des Gotteshauses begrüßte ihn ein tausendstimmiges Tedeum. Vor dem im Lichtglanz prangenden Altar verrichtete der Bischof ein stilles Gebet. Dann begab er sich zum Pfarrhaus, wo die anwesende Geistlichkeit zur Begrüßung sich versammelte. Der Stadtpfarrer von Bingen, Decan Castello, einer der ausgezeichnetsten Priester der Diöcese, erst 44 Jahre alt, lag hier lebensgefährlich krank. Ihm vor allem galt der Besuch des neuen Oberhirten. Auf der Treppe, die zum Krankenzimmer führte, begegnete diesem ein Bekannter des Dekans, der eben den Kranken verlassen hatte. „Der Herr Dekan ist wohl sehr krank?" fragte der Bischof. „Ja, der Herr Dekan ist sehr krank," erwiderte der Angeredete, „aber — nehmen Sie es nicht übel, gnädiger Herr, daß ich bei Ihrem Eintritt in unsere Diöcese es ausspreche, die Diöcese, der Sie jetzt vorstehen werden, ist noch viel kränker."

Während der Bischof beim Kranken weilte, um demselben Trost zuzusprechen, hatten sich die zahlreich versammelten Geistlichen auf die Kniee

geworfen, um für den Kranken zu beten. Als Ketteler zurückkam, begrüßte ihn der Dekan von Rüdesheim in längerer Rede im Namen des einst der Mainzer Erzdiöcese angehörigen und noch jetzt zur Diöcese Mainz in freundlich nachbarlichen Beziehungen stehenden Rheingaues. Nach kurzer Rast wurde die Weiterfahrt nach Mainz angetreten; das Schiff, welches man ausgewählt hatte, den Bischof nach seiner Residenzstadt zu führen, trug bedeutungsvoll den Namen „Concordia".

Der ganze Weg von Bingen nach Mainz gestaltete sich zum Triumphzug. Rechts und links des Rheines, aus der Limburger, wie der Mainzer Diöcese, waren die Gemeinden mit Kreuz und Fahnen, geführt von ihrem Geistlichen, processionsweise ausgezogen, und nahmen am Rheine Aufstellung, den vorüberfahrenden Kirchenfürsten zu begrüßen. In Biebrich hatte selbst der regierende Herzog von Nassau, obgleich Protestant, für den einziehenden Kirchenfürsten einen glänzenden Willkomm angeordnet.

Die Militärmusik spielte, 12 Geschütze gaben Salven; der Herzog selbst erschien auf der Altane des Schlosses, um dem vorbeifahrenden katholischen Bischof seinen Gruß zuzuwinken. Endlich war man in Mainz, wo unabsehbare Menschenmassen und unaussprechlicher Jubel den Oberhirten begrüßten. An der Landungsbrücke empfing der Bischof die Ehrfurchtsbezeugungen des Bürgermeisters der Stadt, des Vertreters der Pfarrgeistlichkeit und des Direktors des Gymnasiums; ein Festzug von unvergleichlicher Großartigkeit führte ihn dann zum Dome, wo das Domkapitel mit seinem Decan an der Spitze den Oberhirten empfing. Ein großartiger Fackelzug beschloß den festlichen Tag.

Einstweilen nahm Ketteler seine Wohnung im Hause des Domdechanten Höfer. Es gab bis zur Consekration noch vieles zu ordnen; obenan stand die Eidesleistung beim Großherzog. Sofort am 17. Juli hatte Ketteler seine Ankunft zur Anzeige gebracht; einige Tage später wurde er auf 23. Juli Vormittags 10 ½ Uhr in die Großherzogliche Residenz beschieden, um „nach der bestehenden Vorschrift in seiner Eigenschaft als Landesbischof in die Hände des Landesherrn den Eid abzuleisten". Der Direktor des Ministeriums des Innern, Freiherr v. Dalwigk, welcher seit 30. Juni des Jahres in der obersten Leitung der Regierungsgeschäfte dem Minister Jaup gefolgt war, sollte ihn beim Großherzog einführen und der Eidesablegung beiwohnen. Die Worte, welche der neue Bischof bei dieser feierlichen Gelegenheit an den Landesherrn richtete, sind noch erhalten:

„Allerhöchstem Befehle gemäß bin ich hier erschienen, um den Eid der Treue und des Gehorsams in Allerhöchstderen Hände abzulegen. Ich leiste diesen Eid mit dem Bewußtsein ab, daß ich durch denselben keine neue Pflicht übernehme, sondern nur die Pflicht in Gegenwart Gottes anerkenne, die mir Gottes Gebot ohnedies auferlegt hat. Ich werde in meinem heiligen Amte aus allen Kräften bemüht sein, Gott zu geben, was Gottes ist, und dem

Kaiser, was des Kaisers ist, und ich werde zugleich dahin streben, diese Gesinnung, in der ich die wahren Grundlagen der Staaten anerkenne, auch bei denen zu verbreiten, deren Obsorge mir übertragen ist. Dagegen vertraue ich zu Eurer Königlichen Hoheit christlichen Gesinnung, daß Allerhöchstderen Wille oder Allerhöchstderen Gesetze nichts von mir verlangen werden, was den Gesetzen Gottes und der christlichen Ordnung seiner Kirche entgegen steht, denn in diesem Falle würde ich allerdings sprechen müssen: „Das ist mir nicht erlaubt [1].“

Ketteler wartete den Tag seiner Consecration nicht ab, um wenigstens durch Erbauung in seiner Diöcese zu wirken. Gleich in den ersten Tagen erschien er in dem vom Vincenz- und Elisabeth-Verein neugegründeten Spital der barmherzigen Schwestern, dann im Priesterseminar, in beiden zu gottesdienstlicher Feier. Im Spital verbrachte er wohl zwei Stunden mit den Kranken, um sich mit Ihnen zu unterhalten und sie zu trösten [2]. Es waren die ersten Handlungen, die von seiner Amtsführung öffentlich bekannt wurden [3].

Am 20. Juli wandte er sich an den eben in der Nähe weilenden Erzbischof von Köln.

Hochwürdigster Herr Erzbischof! Ew. Erzbischöflichen Gnaden kann ich nicht unterlassen, Anzeige davon zu machen, daß meine Consecration am Tage des heiligen Jakobus den 25. cr. stattfinden wird. Vielleicht können Hochdieselben es möglich machen, persönlich an dieser für mich so hochwichtigen Feier Antheil zu nehmen, was mich besonders erfreuen würde. Jedenfalls bitte ich aber dringend, meiner im Gebete zu gedenken.

Mit der aufrichtigsten Hochachtung Ew. Erzbischöflichen Gnaden ganz ergebener

v. Ketteler.

Mainz, den 20. Juli 1850.

Erzbischof von Geissel kannte die Verhältnisse in Mainz zu gut, um es für ersprießlich zu halten, auch seinerseits an der Consecrationsfeier als Festzeuge theilzunehmen. Er antwortete aus Bad Homburg 23. Juli:

Hochwürdigster Herr Bischof! Ew. Bischöflichen Gnaden verfehle ich nicht mit meinem höflichen Danke für die mir gemachte Anzeige Ihrer am 25. dieses stattfindenden Consecration zu erwiedern, daß die Umstände es mir nicht gestatten, an dieser Feier, welcher beizuwohnen mich besonders erfreut hätte, persönlich Antheil zu nehmen. Ich unterlasse aber nicht, Hochdenselben meinen Glückwunsch auszudrücken und für Ihre neue hochwichtige Wirksamkeit Gottes Segen zu erbitten. Mit der aufrichtigen Hochachtung Ew. Bischöflichen Gnaden ganz ergebener

† Johannes
Erzbischof von Köln.

Bad Homburg am 23. Juli 1850.

1) Die letzten Sätze sind von Kettelers Hand in zweifacher Recension vorhanden, doch ist der Sinn in beiden der gleiche, und scheint dies die definitive Fassung.

2) Katholik 1850 II, 95.

3) Kathol. Bewegung 1877 XI, 106.

Donnerstag den 25. Juli fand unter großem Festgepränge im Dom zu Mainz die Consecration statt. Erzbischof v. Vicari von Freiburg, als Metropolit, assistiert von den Bischöfen von Limburg und Fulda, vollzog die Weihe. Auch der Bischof von Rottenburg nahm als Zeuge an der Feier theil. Der Bischof von Limburg hielt die Festpredigt. Er hatte es sich als Absicht vorgesteckt, den Mainzern die „außerordentliche Liebe und Erbarmung darzuthun", die Gott durch den neuen Bischof ihnen erweisen wolle. Wohl fühlte er sich durch die Gegenwart des Gefeierten gezwungen, über manches stillschweigend hinwegzugehen, „was ganz besonders geeignet wäre, die Hörer mit Freude und Bewunderung zu erfüllen". Er glaubte aber doch von den „Gaben" sprechen zu dürfen, welche Gott demselben zur Verwendung für seine Diöcese verliehen; für Ketteler sollte dies nur „eine Aufforderung sein, mit Beharrlichkeit nach dem hohen Ziel zu ringen, das er sich vorgesetzt, oder vielmehr das Christus, der oberste Hirte der Seelen ihm vorhalte". Kurz entrollte der Prediger nun ein Bild von Kettelers ganzem bisherigen Leben. Dann erinnerte er an dessen machtvolle Rede am Grabe der in Frankfurt 1848 Gemordeten, wie an den Eindruck, den in jenem Jahre seine Predigten in Mainz selbst hervorgerufen, und kam zu dem Schlusse:

„Noch einmal, und jetzt in dem entscheidungsvollsten geistigen Kampfe, den je die deutsche Nation zu bestehen gehabt, verlieh Gott Euch die erforderlichen Mittel und Kräfte, um das Verdienst und den Ruhm, wie das Glück und die Wohlfahrt Eurer frommen Väter für Euch und Eure Kinder wieder zu gewinnen. Folget Ihr in dem zu bestehenden Kampfe dem Euch von Gott gesandten Führer, so werdet Ihr siegreich aus demselben hervorgehen, und zwar durch die Entfaltung einer Macht, welcher Niemand auf die Dauer widerstehen kann, — durch die Ausübung der christlichen Tugenden, welche . . . auch jetzt noch im Stande sind . . . die menschliche Gesellschaft von dem ihr drohenden moralischen Verfall zu retten. Daß in diesem Falle *Mainz wieder zu einer hohen geistigen Bedeutsamkeit sich erschwingt*, ähnlich der, welche es bei der ursprünglichen Christianisirung Deutschlands hatte, leuchtet von selbst ein. . . ."

Unmittelbar nachdem der Bischof von Limburg geendet, bestieg Ketteler selbst die Kanzel. Als das, was für die Diöcese wie für ihn diesen Tag so ernst bedeutungsvoll mache, bezeichnete er die Frage, „ob er ein feiger Miethling oder ein guter Hirte sein werde", und fuhr dann fort:

„Da sind es zwei Dinge, die mich aufrichten und stärken. Das erste ist die Ueberzeugung, daß Gott es war, welcher mich hierher zu Euch führte. Das war der Anker, an dem ich mich festgehalten bei den Seelenstürmen, welche meine Berufung hierher über mich brachte . . . Das zweite, was mich aufgerichtet und gestärkt hat, ist die Wahrheit, daß Gott oft das Schwache erwählt, um in diesem mächtig zu wirken."

Der neugeweihte Bischof wandte sich alsdann im einzelnen an diejenigen Klassen seiner Diöcesanen, zu welchen er durch sein bischöfliches Amt in besonders geheiligte Beziehungen zu treten glaubte. Es waren: die Sünder und Verirrten, die Armen, die Eltern, die Priester. Mit einem Hilferuf an Maria schlossen die apostolischen Worte. Die zweite dieser Anreden hatte gelautet:

„Ich rede zu Euch Ihr Armen, die Ihr mühselig und beladen seid mit Leid, Jammer und Elend. An Euch hat mich der Heiland noch besonders gesendet, die Ihr ganz besonders Kinder Gottes seid, und die Liebe des Gekreuzigten genießet. Zwar kann ich nicht hoffen, wie gern ich es auch möchte, aller zeitlichen Noth abzuhelfen. Das aber kann ich Euch versprechen, daß ich bemüht sein werde, auch Euch ein guter Hirte zu sein, und mit allen mir von Gott gegebenen Mitteln Euch der geistigen Noth zu entziehen, um damit auch zugleich nach Kräften Euch zu erleichtern."

Die „einfache, aber inhaltschwere" Anrede des Bischofs brachte „eine tiefe Erschütterung" hervor. Es waren „Mark und Bein durchdringende Worte"; kein Auge blieb thränenleer. Man stand unter dem Eindruck, daß für Stadt und Diöcese eine neue Epoche begonnen habe. Die Wirkung, welche Kettelers Persönlichkeit in diesen Tagen der Weihe und Festfreude auf die besseren Elemente der Bevölkerung ausübte, war eine geradezu hinreißende. Einigermaßen spiegelt sie sich noch in den Worten, welche 26 Jahre später eine edle Frau an den Bischof gerichtet hat [1]: „Unvergeßlich bleibt mir der 25. Juli 1850, wo ich mit Baron Mertens (dem Gouverneur der Festung Mainz) neben dem Altar eine andächtige Festgenossin war . . . nie noch hat mir eine Persönlichkeit so imponirt . . ."

Vom Tage der Consecration war auch Kettelers erster Hirtenbrief datirt, der seinen Bischöflichen Gruß alsbald in alle Gemeinden der Diöcese brachte.

Den Wunsch, beim Antritt des neuen Amtes angesichts seiner ganzen Heerde das Gelübde der Armuth abzulegen, über den er am 28. April an Dr. Heinrich geschrieben, konnte er hier einigermaßen erfüllen. Von den Pflichten, die er durch seine Weihe empfangen habe, redend, fuhr er fort:

„Ich soll bereit sein, mein Leben für die Heerde Christi dahin zu geben, also gewiß auch alles, was mindern Werth als das Leben hat. Ich bekenne, daß ich von jetzt an mit allem, was ich bin und habe, nicht mir, sondern Euch angehöre. Ich bekenne, daß ich verpflichtet bin, jeden Ueberfluß, jedes Wohlleben in meiner Einrichtung zu vermeiden und alles, was ich aus dem Einkommen der bischöflichen Stelle erübrige, zu milden Zwecken zu verwenden. Ich bekenne, daß ich verpflichtet bin, meine Zeit und alle Kräfte meines Leibes und meiner Seele dem Dienste Gottes und Eurer Seelen zu widmen. Ich habe Gott in seiner Kirche gelobt, diese Pflicht zu erfüllen, und ich bitte Euch, für

1) Raich Briefe S. 527/8.

mich zu Gott zu beten, daß Er in großer Erbarmung meinem schwachen Willen zu Hilfe eile."

Auch hier betonte Ketteler, daß nur der Befehl der geistlichen Obern, eine „höhere Gewalt als die von dieser Erde", der „Gehorsam gegen Gott", entgegen der eigenen Neigung, ihn an seine jetzige Stelle geführt. Zugleich stellt er ein bedeutsames Programm auf für sein amtliches, wie sein privates Leben:

„Nicht minder aber, — und das bekenne ich sofort mit derselben Offenheit — bin ich mir bewußt, daß ich selbst damit beginnen muß, mich der göttlichen Ordnung in unserer Kirche zu unterwerfen, bevor ich euch ermahne, sie in Demuth anzuerkennen, und zwar in der doppelten Beziehung: erstens auf den Umfang meines Auftrags, zweitens auf die Ordnung meines eigenen Lebens.

Ich muß mich erstens selbst der Autorität der Kirche unterwerfen in Bezug auf den Umfang meiner Vollmacht. Meine Vollmacht ist keine unbeschränkte. Unbeschränkt ist sie nur bezüglich der Gnaden und Segnungen, die die Liebe Jesu uns zu verwalten übergeben hat. Im übrigen ist sie überall beschränkt. Ich bin gebunden durch die Lehre Jesu Christi selbst, gebunden durch die göttliche Ordnung, die er seiner Kirche gegeben hat, gebunden durch die Beschlüsse der allgemeinen Kirchenversammlungen, auf denen der hl. Geist durch die mit ihrem Oberhaupte versammelten Bischöfe gesprochen hat, gebunden durch die Satzungen des Nachfolgers des hl. Petrus, gebunden durch die übereinstimmende Lehre der hl. Väter der Kirche, gebunden endlich durch das, was immer in allen Orten in der Kirche gelehrt worden ist.

Ich muß mich zweitens selbst der Autorität der Kirche unterwerfen in Bezug auf mein eigenes Leben . . ."

Zur Verherrlichung des Consecrationstages hatten alle Behörden einmüthig zusammengewirkt. Das preußische, wie das österreichische Militär war ausgerückt und hatte Spalier gebildet. Die Feier hatte in den Abendstunden abermals ein großer Fackelzug beschlossen; der Dom war bis zu den höchsten Spitzen bengalisch beleuchtet. Abermals brachte eine Deputation dem neuen Oberhirten die Huldigungsgrüße der Mainzer Bürgerschaft, und vom offenen Fenster aus sprach der Bischof seinen Dank zu dem Volk von Mainz.

Aber schwerlich mochte der Glanz dieses ersten Tages ihn hinwegtäuschen über die Wucht der Aufgabe, die seiner harrte. Zwei Tage zuvor hatte ein anderer klarblickender Kirchenfürst, der seit einiger Zeit in der Nähe weilte, Erzbischof v. Geissel von Köln aus Bad Homburg an seinen Weihbischof, Dr. Baudri darüber geschrieben [1]):

„Der arme neue Bischof wird eine harte Arbeit bekommen. Es haben Augenzeugen seines Einzugs in Mainz uns Aeußerungen von Bürgern und

1) Baudri, Der Erzbischof von Köln, Joh. Cardinal v. Geissel und seine Zeit, Köln 1881, S. 315.

Proletariern erzählt, welche eine tiefe Verkommenheit des dortigen Volkes in religiöser Beziehung beweisen. Das alte katholische Mainz ist tief herunter. Gott helfe dem neuen Hirten, es wieder zu heben! Die Spaltung im Clerus ist weit und tief — es wird schwer halten, diese auszufüllen. Nur Kraft und Entschiedenheit wird es können; mit Liebesphrasen, welche die Diöcese so lange hörte, ist das Uebel nur ärger geworden, wie es jetzt zu Tage liegt."

---

2. Beginn der Bischöflichen Thätigkeit (25. Juli 1850 bis 1. Mai 1851).

Das Bisthum Mainz, dereinst die Primatialkirche des hl. Bonifatius, von da an durch mehr als ein Jahrtausend ein Centrum der kirchlichen wie der politischen Geschichte Deutschlands, war seit 1821 zum „Landesbisthum" des Großherzogthums Hessen-Darmstadt geworden. Aus der großen Ländervertheilung des Deputationshauptschlusses 1803 und dann des Wiener Congresses 1816 war dieser vormals ausschließlich protestantische Staat mit einer ziemlich reichen Mitgift an katholischen Landestheilen hervorgegangen. Theile von Kur-Mainz und Kur-Pfalz, Stücke des alten Bisthums Worms und der Abtei Seligenstadt, katholische Gebiete einer Reihe von ehedem Reichsunmittelbaren, sei es Fürsten, sei es Rittern, fanden sich vereint mit dem alten Darmstädter Territorium, mit der Obergrafschaft Katzenelnbogen und einem großen Theil von Oberhessen. Das ganze Großherzogthum, räumlich in zwei getrennte Haupttheile und elf Exclaven zerfallend, theilte sich in drei Provinzen: Rheinhessen mit Mainz, Worms, Oppenheim, Alzey, Bingen; die Provinz Starkenburg mit Darmstadt; und Oberhessen mit der Universitätsstadt Gießen. Das ganze Territorium des Landes, etwa 140 m, zählte etwas weniger als eine Million Einwohner.

Die Katholiken, über alle drei Provinzen vertheilt, machten etwa ein Viertel der Gesamtzahl aus, gegenüber 600,000 Protestanten, etwa 220,000 Seelen, für welche in 16 Dekanaten etwa 150 Pfarreien versehen wurden. Diese katholische Bevölkerung bildete nicht eine compacte Masse [1]. Mainz selbst war nur von einem kleinen Kranze katholischer Orte umgeben. Längs des Rheines zog sich ein schmaler Strich alt-Mainzer katholischen Landes bis Bingen; das übrige Rheinhessen war ehemaliges Pfälzer Land mit gemischter, überwiegend protestantischer, vielfach recht intoleranter Bevölkerung. In Oberhessen fanden sich nur vereinzelt katholische Orte als kleine Enclaven in einem ganz protestantischen Lande eingeschlossen. In der Provinz Starkenburg zogen sich längs der Bergstraße und am Rhein und Main katholische Städtchen und Dörfer hin. Fast überall war es der Bureaukratie möglich gewesen, die katholischen Orte mit protestantischen zu einem Wahlkreise

1) Katholik 1863 I, 562.

zu verbinden, so daß in Bezug auf die öffentliche Vertretung die Katholiken fast überall sich in der denkbar ungünstigsten Lage befanden.

Dazu kam, daß ein großer Theil der Pfarrkirchen der Diöcese Simultankirchen waren, was um so mehr eine Quelle von Schwierigkeiten bildete, da das protestantische Ober-Consistorium strittige Fragen nicht nach dem hergebrachten Besitz und durch Richterspruch, sondern nach willkürlichen „Billigkeitsrücksichten" von der Verwaltungsbehörde allein entschieden wissen wollte [1]).

In den größeren Städten wie Darmstadt und Worms bildeten die Katholiken ohnehin nur eine recht bescheidene Minderheit [2]); in Gießen war erst 1838 der Grundstein zu einer katholischen Kirche gelegt worden [3]). In Mainz hatte die letzte Volkszählung, abgesehen vom Militär, 35 140 Einwohner ergeben. Im Jahre 1862 zählte man 40 000, darunter ein Achtel Protestanten. Die protestantische Gemeinde war in beständigem Wachsthum. Ein kompetenter Beobachter schreibt darüber 1863 [4]):

„Als Mainz der hessischen Regierung zufiel, erfreute sich natürlich die protestantische Gemeinde vieler landesherrlicher Gnaden und Vortheile. Die Einwanderungen aus der kalvinischen Pfalz mehrten ihre Zahl von Jahr zu Jahr, und die preußische Garnison gab ihr ein gewisses politisches Relief. Sie wuchs daher rasch heran, so daß Sie nun 5000 Seelen zählt und mit einem Superintendenten und zwei Pfarrern versehen ist, wozu noch als weitere Kraft der Garnisonsprediger sich gesellt."

Auch die Juden waren zahlreich und die seit 1847 aufgekommene Gemeinde der Deutschkatholiken brüstete sich, einschließlich der Mitglieder aus dem nahen Castel und den umliegenden Dörfern, mit einer Kopfzahl von 1000 [5]).

---

1) Hirtenbrief vom 14. Febr. 1862 S. 13 f.

2) Nach einer amtlichen Zusammenstellung des Jahres 1868 stand das Zahlenverhältniß also:

1868:	Katholiken	Protestanten	Juden	Deutschkatholiken
Mainz	30,236	9,029	2,729	688
Alzey	1,527	3,414	288	41
Darmstadt	4,116	28,365	748	—
Friedberg	488	3,666	414	—
Gießen	622	8,511	341	—
Offenbach	4,962	12,489	1,139	784
Worms	3,607	7,301	873	177

3) Brück, Die oberrheinische Kirchenprovinz 143.

4) Mainz im Jahre 1863, S. 79.

5) F. Kampe, Geschichte der religiösen Bewegung der neueren Zeit, II, 72.

Von der bürgerlichen Lage dieser Katholiken entrollt der Bischof nach zwölfjähriger Thätigkeit in der Diöcese, im Frühjahr 1861, kein vortheilhaftes Bild[1]):

„Nirgends ist die Gefahr der Unterdrückung der Minoritäten im Lande größer wie hier (in Hessen). Nicht nur, daß wir Katholiken blos den dritten Theil der Bewohner des Landes bilden, so ist unsere Lage derart, daß auch dieses Drittel fast noch verschwindet. Ein großer Theil der Katholiken des Großherzogthums lebt nämlich, namentlich in der Pfalz, unter einer zahlreichen protestantischen Bevölkerung, wo sie ein Dritttheil und noch weniger der Bevölkerung bilden. Sie können daher ihre besonderen religiösen Interessen bei allen öffentlichen Akten, bei denen es sich um die Majorität handelt, nicht geltend machen. Da sie schon in den Gemeinden eine kleine Minderzahl ausmachen, so sind sie meistens selbst von den Gemeinde-Vorständen und damit von jedem Einfluß auf die Gemeinde-Angelegenheiten ausgeschlossen. Das ist natürlich noch mehr der Fall bei den Wahlen zum Landtag. Von einer katholischen Vertretung im Verhältniß zur Bevölkerung kann da keine Rede sein. Von den 50 Deputirten sind etwa nur 8 Katholiken! Wir müssen schon Gott danken, wenn wir eine oder die andere Stimme haben, die im Stande ist, gegen die Vorurtheile und Angriffe die Kirche zu vertreten."

Bereits im folgenden Jahre kommt der Bischof darauf zurück[2]):

„Die Leitung aller obersten Centralbehörden für alle Zweige des Staatsdienstes liegt ausschließlich in den Händen von Protestanten. In der Gesammtzahl aller Beamten, wie sie das Hof- und Staatshandbuch aufzählt, bildet die Zahl der Katholiken eine unverhältnißmäßige Minderheit. In dem ganzen Finanzwesen sind fast keine Katholiken angestellt. Unter den 26 Kreisräthen befinden sich vier katholische Kreisräthe. Die Direktion der höheren Behörden, welche das gesammte Schulwesen leiten, ruht in Händen von Protestanten. Die oberste Behörde für dasselbe ist das Ministerium des Innern mit dem protestantischen Minister an der Spitze. Ich bezweifle, daß auch nur ein katholischer Referent in demselben die katholischen Schulangelegenheiten bearbeitet. Unter dem Gr. Ministerium leitet das Schulwesen die Ober-Studien-Direktion, die wieder einen protestantischen Direktor hat. Unter ihr stehen die Bezirks-Schulkommissionen mit den Gr. Kreisräthen an ihrer Spitze, die gleichfalls in ganz überwiegender Zahl Protestanten sind.

Aber selbst in der Gemeindeverwaltung sind die Katholiken nicht nach ihrer Zahl vertreten. Fast der dritte Theil der Katholiken lebt in Gemeinden, wo immer nur ein kleiner und armer Theil der Bewohner der katholischen Bevölkerung angehört. In diesen Gemeinden haben die Katholiken in Gemeindeangelegenheiten für ihre besondere Interessen kaum noch hie und da eine Stimme im Gemeinderath. Da, abgesehen von so vielen anderen Angelegenheiten, der Consens zur Heirath und die Zulassung zum Gemeinde-Bürgerrecht wesentlich in den Händen des Gemeinderathes liegt, so erhellt hieraus, wie ungünstig die Lage der Katholiken ist. Dasselbe Verhältniß wiederholt sich nun

1) Soll die Kirche allein rechtlos sein? Ein Mahn- und Hirtenwort von W. E. Freih. v. Ketteler, Mainz 1861 S. 20 f.

2) Fasten- und Hirtenbrief vom 14. Febr. 1862, vgl. Kirchliches Amtsblatt IV S. 9.

bei den Landtagswahlen, und es ist wohl kein Land in ganz Deutschland, dessen katholische Bevölkerung sich in dieser Hinsicht in einem so ungünstigen Verhältniß befände.

„Dazu kommt dann noch die Stellung, welche die Stadt Mainz in der Diöcese einnimmt. Sie ist die einzige größere katholische Stadt des Landes und könnte daher ein wohlberechtigtes Gewicht für die katholische Sache einlegen. Statt dessen ruht aber durch eine Verbindung von Ereignissen [1]) . . . die Leitung der Angelegenheiten, trotz der großen Anzahl braver und treuer Katholiken, vorherrschend in den Händen von entschiedenen Gegnern des katholischen Glaubens und der katholischen Kirche, so daß das Gewicht dieser Stadt zum größern Theile in die Wagschale der Gegner der Kirche fällt.

„ . . . Die ganze Macht der Staatsgewalt liegt (also) ganz vorwiegend im Großherzogthum, von der höchsten Spitze bis in die Gemeindeverwaltung herab, in den Händen von Protestanten, ein Verhältniß, das zum Nachtheil der Katholiken noch dadurch vermehrt wird, daß unter den verhältnißmäßig wenigen katholischen Beamten sich so manche befinden, die jeden inneren Zusammenhang mit der Kirche verloren haben und dann durch ihr Beispiel und ihr Wirken der Kirche tiefere Wunden schlagen, als ihre offenen Feinde."

Auch die inner-religiösen Zustände, welche der neue Bischof in dem kleinen „Landesbisthum" vorfand, waren daher keine trostreichen. In der Bischofsstadt selbst, in welcher schon gegen die Neige des vorigen Jahrhunderts der Illuminatismus seine Wühlarbeit gethan, hatte die Revolution und Franzosenherrschaft furchtbare Verheerung angerichtet. Die Bevölkerung des alten kurfürstlichen Mainz war auf die Hälfte herabgemindert. Adel und Clerus, Beamte und Gelehrte waren ausgewandert; 700 der besten Bürger hatten lieber auf die Heimath verzichtet, als den französischen Constitutionseid zu schwören. Der größere Theil der Ausgewanderten war nicht mehr zurückgekehrt. Dagegen zogen zahlreiche neue Elemente zu, aus Frankreich wie aus Deutschland; sie waren vielfach von höchst zweideutigem Werthe. Das ganze linksrheinische Hessen gehörte bis zur Entscheidung der Freiheitskriege zur französischen Republik bezw. dem französischen Kaiserstaat. Auch hier hatten Revolution und Despotismus ihre fluchwürdigen Spuren zurückgelassen. Mit der Besitzergreifung durch Hessen-

1) „Die Stadt Mainz ist in Folge der modernen Industrie und ihrer Lage von einer gewaltigen protestantischen Einwanderung überfluthet; sehr zahlreich und geldmächtig sind auch die meistens dem modernsten Fortschritt ergebenen Juden. Stärker noch als der materielle Druck läßt sich in Mainz, namentlich seit dem leichten Eisenbahnverkehr und dem auf Vermischung und Verflachung alles katholischen Charakters angelegten beständigen Fremdenzusammenfluß durch Gutenbergs-, Schiller-, Gesang-, Carnevals- &c.-Feste der geistige Einfluß der rings umher liegenden Städte Frankfurt, Darmstadt, Heidelberg, Mannheim, Wiesbaden und selbst kleinerer Städte wie Worms und Alzey empfinden, wo überall der Protestantismus und noch mehr seichte Aufklärung herrscht. So steht das alte Mainz mit den Ueberresten der alten Erzdiöcese, von der einst die Christianisirung Deutschlands ausgegangen, mitten in einem vorherrschend rationalistischen, dabei mitunter recht verbissenen Protestantismus." Katholik 1863 I, 563.

Darmstadt trat an Stelle des Militär-Despotismus das Staatskirchenthum nach Josephinischem Zuschnitt, nur noch kleinlicher gemacht durch die Kleinheit der gesammten Staatsverhältnisse.

Der große Kirchenfürst, unter dessen unermüdlicher Hirtensorge die Kirche von Mainz begonnen hatte, sich langsam wieder aus den Trümmern zu erheben, Ludwig Colmar, war 15. Dezember 1818 gestorben. Erst drei Jahre später wurde das neue Bisthum geschaffen; aber es dauerte auch dann noch volle 9 Jahre, bis demselben ein Oberhirte bestellt war. Dieser erste Oberhirte des hessischen Landesbisthums, Joseph Vitus Burg, war ein sehr kluger, diplomatisch wie organisatorisch fähiger Mann gewesen, aber bar des kirchlichen Geistes. Er führte die Verwaltung kaum vier Jahre; sein altersschwacher Nachfolger starb bereits zwei Monate nach der Wahl. Ihm folgte ein Jahr später auf dem Bischofsstuhle Petrus Leopold Kaiser, ein aufrichtig frommer, wohlmeinender, milder und leutseliger Mann. Aber dem guten Willen entsprach weder die Kraft des Charakters noch die Klarheit der Erkenntniß.

Das Verhältniß, das unter ihm zwischen der katholischen Geistlichkeit und dem protestantischen Bekenntniß obwaltete, schildert wohl mit Uebertreibung, eine katholikenfeindliche Stimme im Januar 1868 in einem offenen Schreiben an Bischof Ketteler [1]):

„Als Ihr Vorgänger, der edle Kaiser, den bischöflichen Stuhl zu Mainz inne hatte, herrschte bei uns confessioneller Friede. Es war Friede zwischen der Geistlichkeit beider Religionsparteien. Man sah die katholischen und protestantischen Amtsbrüder mit einander umgehen, arbeiten und wirken in den Gemeinden. Es kam selbst vor, daß sie sich bei Taufen und Beerdigungen einander aushalfen. Gar manche unter ihnen waren vertraute Freunde. Allerdings nannte damals auch der katholische Bischof den protestantischen Prälaten „seinen Freund". Und wenn Bischof Kaiser in confessionell gemischten Landstrichen der Gemeinden erschien, etwa um dort zu firmen, so lud er nicht selten auch evangelische Geistliche zu seiner Tafel; diese wiederum besuchten seine Gottesdienste und viele von ihnen rechneten es sich zur Ehre, ihm ihre Aufwartung zu machen und ihre Achtung zu bezeigen. Als Pfarrer schon stand er mit protestantischen Geistlichen in freundlichem Verhältnisse und vergaß dessen nicht auf dem Stuhle zu Mainz . . . Niemals hörte man, daß ein katholischer Priester einem gemischten Brautpaare die Dimissorialien, oder dem katholischen Theile einer gemischten Ehe die Absolution verweigerte, weil die Forderung katholischer Kindererziehung nicht erfüllt wurde. Die Confessionsgemeinden lebten in Ruhe nebeneinander, gingen an vielen Orten im Frieden in dasselbe Gotteshaus, hatten denselben Lehrer, dieselbe Schule, dieselben Schulbücher . . . Gerieth aber ein intoleranter katholischer Pfarrer einmal auf zelotische Abwege,

1) Offener Brief an den Herrn Bischof von Mainz, Wilhelm Emmanuel, Frhrn. v. Ketteler (Separat-Abdruck aus den „Evangelischen Blättern") Kassel 1868 S. 19 f. Vgl. die übereinstimmenden Schilderungen in der „Evangel.-Lutherischen Kirchenzeitung" 1876 Nr. 35 S. 835.

so that gewöhnlich die katholische Gemeinde alles, um die Härte ihres Geistlichen vergessen zu machen."

Dieser Verschwommenheit in Bezug auf das Bewußtsein und das Bekenntniß des katholischen Glaubens entsprach die Schlaffheit der Kirchenzucht, und die üblen Folgen konnten nicht ausbleiben.

Dies alles war um so schlimmer, da es in böse Zeiten fiel. Während von oben die Zügel des Staatskirchenthums aufs straffste angezogen wurden, regte sich seit 1830 von unten die Revolution. Im Jahre 1845 brach das Rongethum mit all seinen Orgien in die Diöcese herein. Offenbach, Worms, Darmstadt u. s. w. sahen deutschkatholische Gemeinden entstehen. Dazu kamen durch Ansteckung aus den Nachbarländern neuerungssüchtige Tendenzen, auch unter einem Theil des treugebliebenen katholischen Klerus. Beseitigung des Coelibats, Wiedereinführung der demokratisch umgestalteten Diöcesansynode standen in Rede. Das Jahr 1848 brachte vollends noch den Radicalismus in die Höhe, und füllte die Geister mit Verwirrung, und mitten in die allgemeine Erregtheit waren die Streitigkeiten der Bischofswahl, die Agitationen für den unkirchlichen Candidaten und die Auflehnung gegen die römische Entscheidung gekommen. Den religiösen Zustand der Stadt beschreibt daher noch um die Mitte d. J. 1855 ein wohlunterrichteter Mainzer [1]:

„Was nur über eine alte katholische Stadt ergehen kann, um ihren Charakter zu rauben, ihre Gesinnung zu fälschen, ihre Sitten zu verwüsten, ihr geschichtliches Bewußtsein fast bis auf die letzten Erinnerungen an die große Vorzeit auszutilgen, das war über M a i n z ergangen. Seit jenen unglückseligen Zeiten, wo die letzten Churfürsten, einer tausendjährigen Mission abtrünnig werdend, der schlechten Aufklärung zu fröhnen anfingen, welche Verwüstung, welche verderbliche Zeitrichtung war über die Welt gegangen! Was schien noch übrig von dem alten Mainz als Steine und Namen? Was hat man hier nicht alles in den letzten sieben Jahren erlebt und mitgemacht, welche Schmach hatte die Religion und die Kirche, deren „auserwählte Tochter" Mainz genannt wurde und war, nicht zu erdulden gehabt? . . .

„Durch traurige Ereignisse der jüngsten Vergangenheit hat der Ruf von Mainz vielfach gelitten. Man hat auswärts nicht vergessen, daß in dieser alt katholischen Stadt, in der Metropole des hl. Bonifatius, sich nicht blos eine Rongeanische Gemeinde bilden, sondern sich auch länger als anderwärts erhalten und großen Skandal verursachen konnte. Man hat nicht vergessen die Tollheiten der Revolutionsjahre, die in Mainz durchweg einen specifisch antikatholischen Charakter trugen. Die näher mit den Verhältnissen vertraut sind, wissen wohl, wie die Wunden der Vergangenheit noch lange nicht geheilt, welch große sittliche Verwilderung in niederen, welche Unwissenheit, Blasirtheit und welch' der Kirche von Natur feindseliger Weltgeist noch in höheren Kreisen vielfach herrscht, welch' mächtige Kräfte und Elemente des Bösen noch fortwährend thätig und wie schwach und zart noch die Keime des Guten sind."

1) Katholik 1855 I, 538 f.

Aber nicht nur in der Stadt Mainz, auch an anderen Orten der Diöcese hatte das religiöse Leben schwer gelitten. Religiöses Leben war jedoch noch immer da, mit allen Keimen für die Hoffnung einer besseren Zukunft. Aus Colmars Schule, aus dem alten Mainzer Seminar, war bis zu dessen Schließung (1830) für die Diöcese eine große Zahl braver und tüchtiger Geistlicher hervorgegangen. Das Domkapitel zählte wenigstens einen hervorragenden und einflußreichen Mann von reinster, kirchlicher Gesinnung, den Domherrn Adam Franz Lennig. Er galt als das geistige Haupt aller Kirchlichgesinnten innerhalb der Diöcese. Der Mainzer Pius-Verein, mit seiner großartigen Wirkung für ganz Deutschland, die erste Mainzer Katholiken-Versammlung waren sein Werk. Der Pius-Verein in Mainz wurde zu einer Quelle der segensreichsten Schöpfungen für die Diöcese. Vincenz-Verein, Elisabethen-Verein und barmherzige Schwestern waren durch diesen Verein für die Diöcese gewonnen, bevor noch Bischof Ketteler den Hirtenstab ergriff.

So fand dieser ein wirres Chaos vor von Gut und Bös. Noch war nicht gesichert, welches von beiden siegen würde. Es galt, mit starker Hand die Fluthen zu scheiden von der festen Erde, die Finsterniß vom Licht.

„Berufen nun als guter Hirte zu wirken“, wie er am Tage der Bischofsweihe feierlich erklärt hatte, wollte Ketteler seine Thätigkeit damit beginnen, seine Heerde kennen zu lernen. Am 11. August predigte er in Gonsenheim zur Einweihung des neuen Kirchhofs, am 15. August betrat er zur Festpredigt wieder die Domkanzel von Mainz; am 18. August sprach er auf dem Rochusberg bei Bingen zu dem gläubigen Volke.

Ueber einen anderen seiner ersten Besuche erzählt ein damals schon im Amte stehender lutherischer Prediger [1]: „Niemals hatte sich bis dahin ein Oberhirt im Landeszuchthaus Marienschloß sehen lassen, das nur sehr dürftige geistliche Pflege hatte. Bischof Ketteler besuchte es sehr bald und hielt den katholischen wie protestantischen Sträflingen (die immer zusammen die abwechselnden Konfessionsgottesdienste besuchen mußten) eine Predigt, welche die Herzen aufs tiefste erschütterte. „Keine Sünde so groß, daß sie nicht vergeben werden könnte, keine so klein, daß sie nicht vergeben (gesühnt) werden müßte“: daß dies, sein Thema, bald bis in die abgelegensten protestantischen Pfarrhäuser bekannt wurde, beweist, mit welcher Aufmerksamkeit man das Thun des Mannes verfolgte.“

Mit Ende des Monats trat Ketteler eine Rundreise durch einen Theil der Diöcese an, zur Firmung und Visitation.

Am 1. September war er in Offenbach, 3. September in Seligenstadt, 8. September in Alzey, 15. September in Worms; am 29. September

---

1) „Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung“ 1876 Nr. 35 S. 837.

vollzog er auch zu Lörzweiler die Einweihung eines neuen Friedhofs. Ueberall hatten wahrhaft großartige Empfangsfeierlichkeiten den neuen Oberhirten begrüßt, und hatte er die Zeichen begeistertster Anhänglichkeit erhalten. Das bloße Erscheinen des Bischofs, der Eindruck, den seine Persönlichkeit hervorrief, das Wort, das er Tag für Tag an die Gemeinden richtete, schienen ein neues kirchliches Leben mächtig anzuregen.

Zur Mitte Oktobers mußte er wieder zu Hause sein, denn eine seiner ersten Thaten als Bischof war, auf den 14. Oktober Exercitien für die Priester seiner Diöcese auszuschreiben — „seit sehr langer Zeit wieder zum ersten Male" [1]). Pfarrer Dr. Westhoff aus der Diöcese Münster hielt dieselben ab; etwa die Hälfte der Diöcesangeistlichkeit betheiligte sich, an ihrer Spitze der Bischof.

Am Allerheiligentage stand Ketteler wieder auf der Kanzel des Domes; einen Monat später 1. Dezember eröffnete er die Feier des von Pius IX. ausgeschriebenen Jubiläums. Während desselben waren in allen Pfarrkirchen außerordentliche Predigten und Andachten angeordnet. Mit P. Klinkowström S. J. predigte im Dom abwechselnd der Bischof, letzterer zweimal in jeder Woche. Die Predigten fanden starken Zulauf. Am 30. Dezember war die große Schlußfeier; der Bischof kehrte zu derselben von Bingen zurück, wo er am 28. und 29. Dezember den Gläubigen das Wort Gottes verkündet, und sehr ernste Wahrheiten eingeschärft hatte.

Am 6. August 1850 hatte sich die Gemeinde Heidesheim, eben im Begriff, wegen einer strittigen Bürgermeisterwahl die Hilfe der Regierung anzurufen, auch um Rath und Unterstützung an ihren neuen Bischof gewendet. Die in der Mehrzahl noch wohlgesinnte Gemeinde wurde von einer kleinen aber rührigen radicalen Partei terrorisirt, welche durchaus einen der Ihrigen als Bürgermeister an die Spitze bringen wollte. „Die Gefahr besteht zunächst darin," klagen die Bittsteller, „daß keiner dieser Candidaten . . . die Bürgschaft bietet, der immer weitergehenden Demoralisation in der Gemeinde Einhalt zu thun, vielmehr von ihnen zu erwarten steht, daß sie ihrem System getreu, derselben im Gegentheil Vorschub leisten und damit die ganze Gemeinde zu Grunde gerichtet wird."

Der Bischof antwortete damit, daß er für die Gemeinde eine Volksmission anordnete und dazu Jesuitenpatres kommen ließ. Es war die erste in der Mainzer Diöcese im 19. Jahrhundert. Dieselbe brachte die herrlichsten Wirkungen hervor, die Feindschaften wurden friedlich beigelegt, alle Gemeindemitglieder erschienen am Tische des Herrn [2]). Auch aus den umliegenden Ortschaften waren die Volksscharen herbeigeströmt.

Dem Werk der Missionen war damit der Weg geöffnet. Bingen

1) Katholik 1850 II, 237.
2) Katholik 1850 II, 525.

schloß sich sofort an; im Januar 1851 konnte der Bischof in Gabsheim in der rheinhessischen Pfalz persönlich die Mission eröffnen; im Februar verweilte er mehrere Tage in Pfaffenschwabenheim, wo trotz der großen Ueberzahl der protestantischen Bevölkerung und in einer Simultankirche die Mission ohne Störung ihren erhebenden Verlauf nahm [1]). Bereits war auch in andern Gemeinden der Wunsch entstanden, ähnlicher Segnungen sich theilhaft zu machen.

Im Januar 1851 wurde der „Verein der Hl. Kindheit" in der Diöcese eingeführt; der Bischof selbst predigte zur Eröffnung. Am 2. Februar folgte die feierliche Errichtung und Verkündigung der Herz-Mariä-Bruderschaft. Wie seinen frühern Gemeinden Beckum und Hopsten, wollte Ketteler die Segnungen derselben jetzt auch seiner Diöcese zuwenden. In den gleichen Juli-Tagen des Jahres 1843, in welchen Ketteler von Windischmann in München in diese Bruderschaft aufgenommen wurde, hatte fern von dort der ihm damals noch unbekannte Pfarrer Lennig von Seligenstadt sich die Aufnahme verschafft. Durch die äußern Verhältnisse zurückgehalten, die Bruderschaft in seiner Gemeinde einzuführen, hatte er sich damit begnügt, Mitglieder für dieselbe zu werben, und einen Theil seiner Pfarrangehörigen in Paris für die Bruderschaft einschreiben zu lassen [2]). Lennig war inzwischen in der Diöcese zu immer höherem Ansehen und Einfluß gelangt, und war ohne Zweifel die weitaus fähigste und angesehenste Persönlichkeit des Domkapitels. Zugleich aber war er ein wahrer Geistesmann, und Ketteler ernannte ihn sofort bei der Errichtung der Erzbruderschaft zu deren Präsidenten [3]).

In Mainz selbst zeigte sich zur Bruderschaft fortwährend ein großer Zudrang. Häufig hielt, namentlich in den ersten Jahren, der Bischof persönlich die Bruderschaftspredigten an den Sonntag-Abenden; sonst übernahm dieselben meistens Lennig. Letzterer hatte sich auch die Aufgabe gestellt, die Bruderschaft über die Diöcese zu verbreiten.

„Meine bisherigen Reisen," schrieb er 9. Januar 1852, „sind fast ausschließlich im Interesse der Herz-Mariä-Bruderschaft gewesen, welche nun beinahe in der Hälfte aller Pfarreien des Bisthums eingeführt ist, und da ich Präses und Vicedirigent für die Diöcese bin, so wurde ich häufig ersucht, die Einführung selbst vorzunehmen, welchem Ersuchen ich oft um so lieber entsprach, da der Herr Bischof selber es wünschte, daß an schwierigen Punkten die Eröffnung durch mich geschehe."

Auch der Bischof selbst that das Seine. Am 22. Dezember 1851 predigte er in Gau-Algesheim, 29. Dezember in Kastel zur Einführung der

1) Katholik 1851 I, 141.

2) Ketteler war am 4. Juli, Lennig 7. Juli 1843 aufgenommen. Vgl. Brück, A. F. Lennig S. 69.

3) A. a. O. 158.

Bruderschaft. Auf der Diöcesan-Conferenz 1856 konnte er feststellen, daß innerhalb 5 Jahren die Bruderschaft in 101 Pfarreien eingeführt worden sei. Er knüpfte daran die Ermahnung, daß die übrigen Pfarreien folgen möchten.

Im Mai 1851 wurde die in Mainz noch aus früherer Zeit bestehende Junggesellen-Sodalität neu organisirt. Der Bischof hielt in der Seminarkirche die Eröffnungspredigt. Auch andere Sodalitäten erstanden zu neuem frischeren Leben. Das von einem Sodalen herausgegebene Sodalitätsbuch war innerhalb weniger Monate in 1800 Exemplaren in der Diöcese verbreitet [1]). Aus den gleichen Tagen, vom 30. Mai 1851, datirt der Erlaß des bischöfl. Ordinariats, welcher die Einführung des Bonifatius-Vereins für das Bisthum verfügte. Auch hier trat einer der Domkapitularen an die Spitze des Diöcesan-Comités [2]).

Im Beichtstuhl wie auf der Kanzel entfaltete unterdessen der Bischof persönlich eine unermüdliche Thätigkeit in und außerhalb der Stadt Mainz. Zur Einführung des neuen Pfarrers predigte er 27. Februar in Bretzenheim; am 23. März sprach er in der Gymnasialkirche zur Feier der ersten hl. Communion der Gymnasiasten, 9. November predigte und spendete er die hl. Communion für die Realschüler in St. Emmeran. Auch die altgewohnte Wohlthätigkeit für die Armen hatte er alsbald wieder aufgenommen, während er für sich auch jetzt als Kirchenfürst die alte Strenge und Einfachheit beibehielt. Und doch sollte ihm gleich anfangs die trübe Erfahrung nicht erspart bleiben, die er später in seinem Fastenhirtenbrief vom 14. Februar 1862 ausgesprochen hat:

„Nichts liegt der schwachen, so vielfach von einem ganz übermüthigen Weltgeist eingeschüchterten katholischen Bevölkerung dieser Diöcese ferner als Unduldsamkeit. Im Gegentheil, sie ist seit lange daran gewöhnt, sich schweigend vielfach mißhandeln zu lassen. Die Kirche ist seit 80 Jahren hier so mit Unbilden überschüttet, daß selbst Katholiken sich daran gewöhnt haben, sie gleichsam als außer dem Recht stehend zu betrachten. Manche von ihnen haben für Beleidigungen ihres Glaubens und ihrer Priester jede Empfindung verloren. Ein Beispiel habe ich hier in Mainz selbst vor Augen, wo ich jetzt seit 12 Jahren als Bischof wirke, mein Einkommen, wie es meine Pflicht ist, mit den Armen theile, meinem Hirtenamt obliege, und wo dennoch in allen öffentlichen Lokalen Blätter ohne Einsprache geduldet werden, die mich selbst, die Priester, alle geistliche Institute, Kirche und christlichen Glauben beschimpfen und lästern, während ein ähnliches Verfahren gegen irgend ein anderes Institut die allgemeinste Indignation erregen würde. Wer als Priester hierher berufen ist, muß auf jeden Schutz einer öffentlichen Meinung für seine Person und sein Wirken verzichten. So weit geht die Humanität nicht, das Christenthum und die Diener des Christenthums zu schützen."

---

1) Hist.-polit. Bl. XXXII. 844.
2) Katholik 1851 I, 476.

Als der Bischof am 18. Februar 1851 eben aus der St. Christophskirche auf die Straße trat, wurde er von zwei Vorübergehenden — einem Juden und einem Schneidergesellen — beschimpft und angespieen. Rasch verbreitete sich das Gerücht von diesem Vorfall. Bereits folgenden Tags fragte die Staatsanwaltschaft beim Ordinariate an, ob der Bischof wünsche, daß ein Strafantrag gestellt werde. Auf Weisung des Bischofs antwortete das Ordinariat dankend aber ablehnend, konnte jedoch hierbei die Klage nicht unterdrücken, daß „ähnliche Ausbrüche der gemeinsten Irreligiosität leider so wenig selten" seien. Wenige Tage später sollte diese Klage neue Bestätigung erhalten. Der Regens des Seminars, Dr. Nickel, wurde 10. März, während er in der Kirche am Altar fungirte, von einem fanatischen Priesterhasser meuchlings angefallen und mit einem Dolchmesser verwundet. Noch an demselben Tage wählte das Domkapitel den Verwundeten für die erledigte Domherrnstelle [1]; am 24. März fand unter großer Betheiligung der Bevölkerung die Reconciliation der Seminarkirche statt. Der Bischof selbst, der schon am Vorabend von der Kanzel des Domes über die Bedeutung dieser Feier gesprochen hatte, nahm dieselbe vor.

Den Insulten auf der Straße folgten bald die Angriffe in der Kammer. In den ersten Tagen des April richtete der Abgeordnete für Mainz, Hillebrand aus Gießen, eine Interpellation an das Staatsministerium, welche die seit 1844 wiederholt betriebene Einführung der Communalschulen für die Stadt Mainz verlangte. Als Grund führte er an: „Das dringende Bedürfniß, das sich im Augenblicke um so entschiedener geltend macht, als durch notorische ultramontane Einwirkungen der Geistlichkeit auf die Kinder, wie z. B. namentlich durch den „Verein der hl. Kindheit" der Aberglauben in den Schulen leicht gefördert werden könnte und sonstige Unzuträglichkeiten entstünden."

Bald trat ein neuer Umstand hinzu, welcher auch die kirchenfeindliche Presse wider den Bischof ins Feld rief. Am Feste des hl. Bischofs Willigis, 23. Februar 1851, hatte Ketteler seinen ersten Fasten-Hirtenbrief erlassen. Derselbe handelte, nach einem kurzen Rückblick auf das verflossene erste Jahr bischöflicher Verwaltung, eingehend von der deutschkatholischen Sekte. Er führte den Nachweis, daß dieselbe „nicht blos in dem einen oder andern Punkte" von der katholischen Lehre abweiche, sondern „der vollendete Abfall von dem gesammten Lehrgebäude der katholischen Kirche, der vollendete Abfall von dem wirklichen und wahren Christenthume, ja das entschiedene Antichristenthum" sei, der „Inbegriff aller Irrlehren, welche die Kirche jemals, im hl. Geist versammelt, verworfen" habe.

Dieses Hirtenschreiben erregte großes Aufsehen; schon in den nächsten Wochen war der fünfte Abdruck vergriffen. Die Deutschkatholiken aber

1) Katholik 1851 I, 235.

wandten sich mit einer Beschwerdeschrift an die Kammer[1]). Am 5. April wurde diese Beschwerde verhandelt und durch Stimmenmehrheit dem Ministerium zur Berücksichtigung überwiesen. Nicht nur Radicale und Liberale, auch conservative Protestanten hatten gegen die Mahnworte des Bischofs ihre Stimme abgegeben[2]).

Das Haupt der Mainzer Deutschkatholiken, Kaufmann Scholz, erwiderte den Bischöflichen Hirtenbrief durch ein hochtrabendes „Pastoralschreiben", allein ein Mitglied des Mainzer Clerus gab ihm in einer kleinen Broschüre die gebührende Antwort, ebenso prompt, wie durchschlagend. Einige angeblich deutschkatholische Gemeinden Rheinhessens suchten nun mit einer appellatio tamquam ab abusu bei der Staatsbehörde gegen den Bischof klagbar zu werden. Die Klage wurde jedoch als unstatthaft vom Großherzoglichen Staatsrathe verworfen[3]). Daher übernahm nunmehr die Presse die weitere Verfolgung der Sache. Die „Mainzer Abendpost" vom 24. Mai wiederholte drohend den Hinweis auf Art. 42 der Hessischen Verfassung: „Die Beschwerden über Mißbrauch der kirchlichen Gewalt können jederzeit bei der Regierung angebracht werden." Noch drohender fügte das Blatt seine neueste Entdeckung hinzu. Die Landesherrliche Verordnung vom 30. Januar 1830 verlangte, daß der zum Bischof zu erwählende Geistliche nicht nur Deutscher von Geburt, sondern auch Staatsbürger eines der Staaten sei, welche zur Diöcese sich vereinigt haben. Aber Ketteler war nicht hessischer Staatsbürger.

Dies alles waren jedoch nur Vorspiele. Am 1. Mai 1851 erfolgte eine That des neuen Bischofs, welche seiner Verwaltung stets zum größten Verdienst gereichen wird, die ihm aber der kirchenfeindliche Pseudo-Liberalismus niemals vergeben hat.

Als Bischof Blum von Limburg 14. Juni 1850 in Ketteler drang, möglichst bald nach Mainz zu kommen, fügte er bei, daß „verschiedene wichtige Momente" dessen „baldigen Eintritt in den neuen Wirkungskreis im höchsten Grade erwünscht machten". Unter diesen Momenten nannte er an erster Stelle „die Wiederbesetzung des Lehrstuhls der Dogmatik an der Universität Gießen resp. die Erledigung der Frage, ob überhaupt die theologische Facultät daselbst erhalten, oder aber in anderer Weise für die Heranbildung der Cleriker Fürsorge getroffen werden solle".

Ueber 1000 Jahre hatte das alte Mainz eine bischöfliche Schule für Heranbildung seines Clerus besessen. Kaum waren im Anfang des XIX. Jahrhunderts die Fluthen der Revolution etwas gewichen, als Bischof Colmar sein berühmtes Seminar neu ins Leben rief, aus dem viele vor-

1) Katholik 1851 I, 287.
2) A. a. O. I, 336.
3) A. a. O. I, 430.

treffliche Priester und drei gefeierte Kirchenfürsten hervorgegangen sind. Aber schon 1820 vereinbarten die Vertreter der zur oberrheinischen Kirchenprovinz gehörigen Staaten auf der Conferenz zu Frankfurt a. M., daß künftig die Candidaten des katholisch-geistlichen Standes nur mehr an solchen Facultäten oder theologischen Lehranstalten ihre wissenschaftliche Ausbildung sollten holen dürfen, welche mit der „Landes-Universität“, oder wenigstens einer Universität innerhalb der Kirchenprovinz vereinigt wären. Dementsprechend erfolgte durch Großherzogl. Ministerial-Reskript vom 16. Oktober 1829 die Aufhebung des bisher zum Mainzer Seminar gehörigen Bischöflichen Gymnasiums und unter dem 22. Juni 1830 die Stiftungsurkunde der katholisch-theologischen Facultät an der Landesuniversität Gießen. Am 27. November 1830 wurde die neue Facultät eröffnet; an ihr sollten fortan die Priester-Candidaten der Diöcese gehalten sein, die theologische Ausbildung sich anzueignen.

Schon auf das Gerücht von einer derartigen Absicht der Regierung hin hatte das Mainzer Domkapitel 16. Februar 1830 dem neuen Bischof Joseph Vitus Burg ein Promemoria eingereicht, in welchem gegen die geplante Aenderung Einsprache erhoben und die aus derselben für die künftigen Theologen erwachsenden Gefahren und Nachtheile dargelegt wurden. In einer Eingabe an die Regierung vom 28. Februar 1830 schloß sich auch der Bischof den ihm vorgetragenen Ansichten an, und führte die erhobenen Bedenken des weitern aus. In ganz ähnlichem Sinne sprach sich während der nächsten Erledigung des bischöflichen Stuhles auch das Domcapitel unter Vorsitz des Domcapitulars (später erwählten Bischofs) Humann in einer Eingabe an das Ministerium vom 19. Oktober 1833 aus. Der folgende Bischof Kaiser mußte in einer Rede in der 1. Kammer 9. März 1839 bereits die üblen Folgen der trotzdem vollzogenen Aenderung beklagen.

Von diesen Folgen waren die am meisten in die Augen springenden: Priestermangel für die Diöcese, und für die in Gießen gebildeten Priester eine Schuldenlast, an welcher sie viele Jahre zu tragen hatten. Das Studium an der Universität war erheblich theuerer, und das protestantische Gießen bot dem unbemittelten katholischen Theologen nicht die menschenfreundliche Hilfe, welche die Katholiken von Mainz zu bieten gewohnt waren. Es fiel dies schwer ins Gewicht, da der damalige Clerus der Diöcese sich zum großen Theil aus den mindervermögenden Familien des Mittelstandes rekrutirte. „Zur Ermittelung dieser Verhältnisse,“ erzählt Ketteler Ende 1850, „habe ich ein Schreiben an die Geistlichen erlassen und aus den eingegangenen Berichten ersehen, daß viele Geistliche Jahre lang sich abmühen müssen, die behufs der Studien in Gießen contrahirten Schulden zu bezahlen. Die meisten schulden an Collegiengeldern und (für Vorschuß aus) dem Seminarfond gegen 500 fl., viele außerdem bei Privaten eine gleiche Summe.“

Unter den Wirkungen solcher Verhältnisse hebt der Bischof an dritter Stelle hervor:

„Aus dieser Schuldenlast entstehen dann von selbst auch nach der Anstellung die traurigsten Folgen. Der Kaplan und der Pfarrer kann lange Jahre nur daran denken, Schulden zu bezahlen. Arme und Leidende muß er zurückweisen. Selbst den armen Eltern, die ihn früher mühevoll unterstützten, kann er nicht zu Hülfe eilen, und es bleibt ihm nur übrig, der bessern Besoldung wegen von Stelle zu Stelle zu eilen, um endlich die Schulden bezahlen und dem Andringen der Gläubiger entgehen zu können."

Dazu kamen aber noch andere Bedenken höherer Art. Das kameradschaftliche Zusammenleben der jungen Priesterkandidaten mit der ausgelassenen academischen Jugend, die zudem größern Theils einer fremden Confession angehörte, bot sehr ernste Seiten. Ein urtheilsfähiger Beobachter schilderte dieselben noch während diese Verhältnisse fortbestanden, 1843:

„Eine Folge war, daß die Theologiestudierenden, dem kirchlichen und klericalen Leben fremd, in den Strudel des burschikosen Universitätslebens hineingezogen wurden. Es war nicht unerhört, daß Theologen an vielen Sonntagen die hl. Messe versäumten, nicht am Tisch des Herrn erschienen und überhaupt über die Kirchengebote sich wegsetzten, so daß sie sogar gleich andern Studenten sich an den Duellen betheiligten. Wenn erst nach Verlauf mehrerer Jahre durch ernste Befehle diesen ungeziemenden und blutigen Spielen gewehrt ward, so muß . . . der Grund hievon darin liegen, daß die beiden Ordinariate von Mainz und Limburg nicht gehörig von dem, was vorging, unterrichtet waren. Wenn aber so wichtige Dinge nicht zur Kenntniß des Bischofs kamen, wie wird es mit minder wichtigen der Fall gewesen sein?"

Noch düsterer lauten die Schilderungen eines 1850 von Bischof v. Ketteler eingeforderten sachkundigen Gutachtens:

„Jene Theologen, die nach Gießen kamen mit dem rechten Gefühle des hohen Berufes, zu dem sie sich vorbereiten sollten, zogen sich, wie natürlich, von dem sogenannten „Studentenleben" zurück, studierten fleißig, besuchten die Kirche, empfingen von Zeit zu Zeit die hl. Sakramente, wurden aber dadurch die Zielscheibe des Hohnes und Spottes der übrigen, wurden verachtet und gefoppt bei jeder Gelegenheit, und statt einer Annäherung (in Bezug auf die weltlichen Mitstudenten) bildete sich dadurch nothwendig und von vornherein eine Erbitterung, eine Abneigung. Dieses war nun freilich, und ich sage, leider! bei den wenigsten der Fall. Die übrigen, die Mehrzahl, ließen sich in das wüste Studentenleben, in die Kneipereien 2c. fortreißen. Welche Vorbereitung für den geistlichen Stand! . . . ."

Auch die wissenschaftliche Ausbildung, welche die Facultät zu vermitteln im Stande war, bewährte sich schlecht. Bis 1843 war nicht ein Candidat aus ihr hervorgegangen, der selbst wieder fähig gewesen wäre, einen Lehrstuhl einzunehmen. Ueberdies bot die theologische Doktrin schlechte Sicherheit.

Die neuerrichtete Facultät war von Anfang mit Männern besetzt worden,

deren Richtung eine echt kirchliche nicht genannt werden konnte [1]). Wenn auch vorübergehend einzelne theologische Lehrer dieser Facultät angehörten, welche sich später in anderer Umgebung einen ehrenvollen Namen errungen haben, so ließen es doch Stellenwechsel, Todesfälle und persönliche Schwierigkeiten zu einer recht gedeihlichen Entwicklung der Facultät, als einer katholischen Lehranstalt zur Heranbildung tüchtiger Seelsorger, nicht kommen. Das volle Vertrauen der Diöcesangeistlichkeit konnte sie sich nie gewinnen, und was etwa von bessern Zukunftshoffnungen vorhanden war, wurde durch die ungerechtfertigte Absetzung des treu kirchlich gesinnten und tüchtigen Dr. Riffel, 19. November 1841, wieder vernichtet. Dabei war der Einfluß, welcher dem Bischof auf Besetzung der Lehrstühle gelassen war, ein unzureichender; eine wirksame Beaufsichtigung der Studierenden war für ihn so gut wie unmöglich. Den wichtigsten Gesichtspunkt, der in Betracht kam, hat Ketteler selbst 1850 ausgesprochen:

„Bei der Ausbildung der Priester hat die Kirche von jeher der Wissenschaft nur die zweite Stelle angewiesen, die erste aber der Erziehung zu einem wahrhaft priesterlichen Leben, zu einem Leben der höchsten sittlichen Reinheit, zu einem Leben voll Selbstverleugnung, Entsagung und Aufopferung. Wenn je, so thut es jetzt Noth, nicht nur mit Worten göttlicher Weisheit, sondern mit Sitten göttlicher Reinheit und Selbstverleugnung die Welt zu überwinden. Die höchste Wissenschaft ist an sich nicht im Stande, eine Seele zu bekehren. Dazu gehört vor allem die Gnade Gottes, und diese wird nur mit dem Priester sein, der zuerst mit dem Beispiel und dann mit dem Worte lehrt.

Daß aber die Universitäten zugleich die besten Anstalten für die Erziehung der Candidaten zum christlichen Leben, zur christlichen Vollkommenheit seien, kann wohl niemand behaupten. Die Ansicht, daß die Bekanntschaft mit dem Laster und der Sünde eine nothwendige Bildungsstufe sei, steht außer dem Christenthum. Christus lehrt uns, die Gelegenheit zur Sünde zu meiden: Führe uns nicht in Versuchung. . . . Wir haben es daher einer sehr großen und außergewöhnlichen Hilfe des allmächtigen Gottes zu verdanken, wenn die Gefahren für das sittliche Leben auf der Universität ohne Nachtheil an den Candidaten der Theologie vorübergegangen sind, und es wäre Vermessenheit, (von einem kühnen Vertrauen) auf so wunderbare außerordentliche Hilfe die Regel für die Zukunft entnehmen zu wollen."

---

1) Katholik 1863 I, 543 f. Damit stimmt völlig das Urtheil der „Allgem. Evangel.-Lutherischen Kirchenzeitung" 1876 Nr. 35 u. 36: „Für die große Masse der damaligen ‚Kathologen' (der gewöhnliche Name für die als den übrigen Studenten unebenbürtig angesehenen katholischen Theologen) that, vom allgemein christlichen Standpunkt aus gesehen, eine ernste Zucht noth, vom römisch-katholischen: eine Schulung nach den Lehren und Grundsätzen der römisch-katholischen Kirche . . . Die Facultät in Gießen entbehrte der Zucht unter den Studenten. Aber was noch schwerer in die Wagschale fiel, war die milde, irenische, vielfach evangelische Richtung der Professoren. Die Regierung um Quiescirung derselben und Bestellung von andern nach seinem Sinne anzugehen, wäre (von seiten des Bischofs) . . . doch wohl vergeblich gewesen . . . Auch wäre die Maßregel nur eine halbe gewesen."

Alle Umstände wirkten zusammen, um die Regelung der Universitätsfrage dem neuen Bischof als die brennendste Angelegenheit für seine Diöcese erscheinen zu lassen. Bereits 21. August 1850 fragte Ministerialrath v. Rieffel wegen Neubesetzung der Lehrstühle an. Für die Dogmatik brachte er die Berufung des im Seminar von Hildesheim wirkenden Dr. Mattes in Vorschlag. Außerdem sollte noch ein Privatdocent für theologische Fächer berufen werden, der zugleich die Pfarrseelsorge für Gießen zu übernehmen hätte. Der Ministerialrath drängte auf umgehende Antwort. Allein 25. Oktober schrieb man aus Mainz dem „Katholik[1]": „Man spricht im Publicum viel von der Rückverlegung der theologischen Lehranstalt in Gießen in das hiesige Seminar. Etwas definitives ist darüber noch nicht bekannt geworden." Unmöglich war ein solcher Schritt nicht.

„Von Seiten der Großherzoglichen Regierung", schrieb Ketteler in eben jenen Tagen, „wird dagegen wohl kein Einspruch erhoben werden, da die Errichtung katholischer Lehranstalten für die Bildung des Klerus zu den unveräußerlichen göttlichen Rechten des kathol. Bischofs gehört, ein Recht, das 1000 Jahre unverkümmert ausgeübt, durch die Reichsgesetze garantirt und durch die Bullen Provida solersque vom 16. August 1821 und Ad Dominici gregis vom 11. April 1827 anerkannt ist, ein Recht endlich, das aus den neuesten Gesetzen, die den Studienzwang aufheben und der Kirche das Recht der Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten einräumen, von selbst fließt."

In der That hatte eine Verordnung des liberalen Ministeriums Jaup 26. Oktober 1848 das academische Triennium für das Großherzogthum Hessen, namentlich aber die Vorschrift, zwei Jahre desselben an der Landesuniversität zu studiren, abgeschafft. Es war also nicht mehr unumgänglich nothwendig für den Theologen, in Gießen die Studien zu machen, und die nächste Folge dieser Verordnung war auch gewesen, daß in kurzem die Zahl der Studenten in Gießen von 600 auf kaum 300 zusammengeschmolzen war.

Das Seminar von Mainz hatte unterdessen als Schule für die unmittelbare Vorbereitung zur praktischen Seelsorge fortbestanden und hatte stets für alle theologischen Fächer geschulte Theologen als Lehrer gehabt, wenn sich auch bei der sehr kleinen Alumnenzahl nur wenige Docenten in diese Fächer theilten. Zwei der Gießener Professoren, Riffel und Reuß, hatten vor ihrer Berufung an die Universität im Mainzer Seminar die Lehrthätigkeit geübt. Der Bischof brauchte nur für genügende Lehrkräfte zu sorgen, und er konnte der Universität Gießen für seine Theologen völlig entrathen.

Gleichwohl war es ein gewagter Schritt, der ebensoviel Muth wie Umsicht erforderte. Nicht nur die Wuth der Aufklärer und Kirchenfeinde war zu fürchten; es konnte auch die Regierung zu neuen Einschränkungen und Gewaltmaßregeln sich fortreißen lassen.

---

1) 1850 II, 379.

Ketteler gieng behutsam voran. Zunächst ließ er sich von urtheilsfähigen Männern Berichte erstatten, um nach allen Seiten hin klar zu sehen. Dann erließ er ein Rundschreiben über die Sache an die Geistlichkeit. Er erklärte seine Meinung dahin: es sei wünschenswerth, wieder zu der früheren Einrichtung zurückzukehren und eine theologische Lehranstalt mit dem Mainzer Seminar zu verbinden. Seine Gründe theils praktischer, theils prinzipieller Natur legte er ausführlich dar. Er befahl den Dechanten, in nächster Zeit Dekanatsversammlungen abzuhalten, dem versammelten Klerus die ganze Frage zu gründlicher Erörterung vorzulegen und über alles Bericht zu erstatten.

Während so in der ganzen Diöcese diese wichtige Frage berathen wurde, traf ein päpstliches Schreiben vom 17. Dezember ein, das erste, welches Ketteler als Bischof erhielt. In demselben waren die Hauptpunkte namhaft gemacht, welche der oberste Hirte der Kirche von der Verwaltung des neuen Bischofs wünschte und erhoffte. Der Papst betonte insbesondere eine ernste Zucht des Klerus und fuhr dann fort:

„Nach dem Maße Deiner Weisheit erkennst Du aber wohl, daß tüchtige Diener der Kirche nur aus gut herangebildeten Clerikern erwachsen können, und nicht minder, wie groß überhaupt der Einfluß der rechten Erziehung des Menschen für den spätern Lebenslauf desselben ist. Lasse daher, Ehrwürdiger Bruder, niemals ab, Dein Hauptstreben darauf zu richten, daß die jungen Cleriker schon von zarten Jahren an nach den ebenso weisen als umsichtigen Vorschriften des tridentinischen Concils zu Frömmigkeit und jeglicher Tugend und zu kirchlicher Gesinnung frühzeitig angeleitet, in den schönen Wissenschaften und in den ernsteren, namentlich den heiligen Studien, fern von jeglicher Gefahr des Irrthums, gründlich unterrichtet werden, damit sie, mit den Tugenden eines Dieners der Kirche geziert und in der gesunden durchaus katholischen Lehre vollkommen durchgebildet, im Stande sind, seiner Zeit dem Herrn ein treues Haus zu bauen und die Widersager zu überführen."

Von jetzt an war die Wiederherstellung der bischöflichen Lehranstalt beschlossene Sache. In einem Büchlein, in welchem nur Notizen aus der ersten Zeit von Kettelers Verwaltung 1850 sich finden, steht von seiner Hand eine kurze Bemerkung, wie es scheint zur vorherigen Fixirung für eine entscheidende mündliche Unterhandlung; die prinzipiellen und spezifisch kirchlichen Momente treten dabei, augenscheinlich beabsichtigter Weise, mehr in den Hintergrund:

„Gründe für die Verlegung der Facultät:

1. Schuldenlast — daraus Haschen nach Beneficien.
2. Abnahme der Theologen.
3. Behinderung meiner Pflicht bei Ausbildung der Geistlichen. (Ich darf nur Würdigen die Hand auflegen).
4. Einfluß einer tüchtigen Facultät auf Mainz.
5. Angewiesen durch Päpstliches Schreiben."

In Gießen ahnte man bereits, was im Anzuge war. Noch 10 Jahre später schildert einer der Professoren, Dr. Lutterbeck, mit unverhüllter Bitterkeit den Gang der Ereignisse [1]):

„Schmid trat am 16. Februar 1850 aus der katholisch-theologischen Facultät aus, und der vom Papst ernannte Bischof wurde am 25. Juli 1850 zu Mainz in seine neue Würde eingeführt. Auch die Facultät war bei der Feierlichkeit zugegen, um das Vorgefühl ihres Unterganges so lebhaft wie möglich in sich erwecken und dann ruhig sterben zu können. Alles ging dann wieder seinen gewohnten Gang — aber das Schlachtopfer war bereits zugerichtet. Im November 1850, heißt es, theilte der neue Bischof sein Vorhaben dem Großherzogl. Ministerium in Darmstadt mit; eine Antwort von dort erfolgte nicht eher, als nachdem die That bereits vollbracht war. Am 3. Januar 1851 verwandte sich noch einmal der gesammte akademische Senat für die Facultät; auch darauf erfolgte keine Anwort. Am Schluß des Wintersemesters zweifelte in Gießen schon niemand mehr, daß es mit der katholisch-theologischen Facultät zu Ende sei; aber auch, was geschehen werde, wußte niemand. Beim Wiederbeginn der Vorlesungen ließ sich kein katholischer Theologe blicken; man dachte wohl warum; aber niemand wußte es. Endlich unter dem 8. Mai 1851 kam das erste und letzte amtliche Dokument in der Sache nach Gießen, ein Schreiben des Bischöfl. Ordinariats zu Mainz, die Todesbotschaft für die Facultät enthaltend. . . . ."

Was inzwischen geschehen war, erzählt Domkapitular Lennig in einem Briefe an Bischof Räß von Straßburg 6. Mai 1851 [2]):

„Seit dem 1. Mai haben wir wieder unser altes Colmar-Liebermann-Räß'sches Seminarium. Gießen ist schlafen gegangen; die Theologie unter des Bischofs freier Leitung und Aufsicht wird wieder in Mainz gelehrt. Moufang ist Regens, Riffel, Heinrich, Hirschel, Tragesser, lauter theils Ihnen bekannte, theils jüngere, aber sehr tüchtige Männer sind Professoren; wir haben über 50 Alumnen [3]); die ehemaligen Statuten sind wieder eingeführt: alles durch ein Wunder, fast so groß als der Durchgang der Israeliten durchs rothe Meer. . . . Unser Herr Bischof hatte schon im Oktober nach Darmstadt berichtet, daß er sich im Gewissen gedrungen fühle, mit der Erziehung seines Clerus wieder ins alte Geleise zurückzukehren. Die Denkschrift, in der er dies that, war sehr erschöpfend und unwiderleglich. Am Schlusse derselben verlangte er zur Durchführung dieser Maßregel, sich stützend auf § 35 des Reichsdeputationshauptschlusses . . , Geld von der Regierung. Letztere gab keine Antwort und kein Geld, ohne Zweifel wähnend, wenn sie letzteres nicht gäbe, könne auch der Bischof nichts machen. Dieser aber hatte erklärt, daß er sich bei Einführung seines Seminars in seinem Rechte glaube und einer besondern Genehmigung hierzu nicht bedürfe; er werde aber um Ostern mit seinem Seminare anfangen. Die Herren in Darmstadt

---

1) Geschichte der katholisch-theologischen Facultät zu Gießen, Gießen 1860 S. 84 f.

2) Brück, A. Fr. Lennig S. 161 f. Ueber die Verhandlungen mit der Regierung im einzelnen vgl. Brück, Geschichte der kathol. Kirche in Deutschland im XIX. Jahrhundert. Mainz 1896, Bd. III, 354—362.

3) Der „Katholik" 1851 I, 428 berichtet unter dem 12. Mai von 13 bereits früher eingetretenen und 34 neuen, also im ganzen 47 Alumnen. Für diese waren bei einem genau geregelten vierjährigen Studien-Cursus 8 Docenten angestellt.

hielten das, weil sie kein Geld gaben, für eine Unmöglichkeit und waren ganz unbesorgt. Unterdessen trafen wir ohne Lärm zu machen unsere Veranstaltungen, eröffneten das Seminar, und siehe da: erst nach Ostern, nur ein paar Tage vor der definitiven und totalen Eröffnung, kam ein Inhibitorium von Darmstadt. Unser Vorhaben sei gegen die 39 Artikel; unter allen Umständen sei davon abzustehen. Herr Bischof antwortete: Es ist zu spät. Neues Inhibitorium, neue Zurückweisung! Endlich kam ein Ministerialrath in Person [1]). Kurz und gut, das Seminarium ist nunmehr eröffnet. . . ."

Kein Theologe war ausgeblieben. „Was die Stimmung im Bisthum über die geschehene Einrichtung betrifft," schrieb der „Katholik" [2]) 12. Mai, „so darf man behaupten, daß nicht nur alle Religiös-gesinnten, sondern alle Billig-denkenden sie gutheißen, und die Vollzähligkeit, womit die Studierenden des Bisthums, ohne daß ein deßfallsiger Befehl des Bischofs ergangen, sich eingefunden haben, dürfte dafür ein sprechender Beweis sein."

In der ersten Anrede, welche der Bischof 5. Mai an die Alumnen hielt, berührte er das Motiv, welches der wichtigen neuen Maßregel mit am tiefsten zu Grunde lag [3]):

„Als ich bei der ersten Ertheilung der Priesterweihe die zu Ordinirenden mit den Worten anreden muße: Sit doctrina vestra spiritualis medicina populo Dei. Sit odor vitae vestrae delectamentum Ecclesiae Christi, ut praedicatione atque exemplo aedificetis domum i. e. familiam Dei, quatenus nec nos de vestra provectione nec vos de tanti officii susceptione damnari a Domino sed remunerari potius mereamur — erzitterte ich bei dem Gedanken, wie wenig ich diejenigen kenne, denen ich die Hände aufzulegen im Begriffe stand, und ich versprach damals Gott, die künftigen Candidaten des Priesterstandes wieder im Seminar in Mainz unter meiner Aufsicht unterrichten und erziehen zu lassen, um mich durch eigene Wahrnehmung von der Würdigkeit jener zu überzeugen, denen ich die Weihen ertheilen sollte."

Zwei Jahre später wiederholte er in einem Rundschreiben an seinen Clerus:

„Die so einfache Wahrheit: Quum adolescentium aetas, nisi recte instituatur, prona sit ad mundi voluptates sequendas, et nisi a teneris annis ad pietatem et religionem informetur, antequam vitiorum habitus totos homines possideat, nunquam perfecte ac sine maximo ac singulari propemodum Dei omnipotentis auxilio in disciplina ecclesiastica perseveret. . . . (Concil. Trid. Sess. XXIII c. 18 de Reform.) mußte mich überzeugen, daß die Bildungsweise der Theologen, wie ich sie vorfand, eine Quelle des Verderbens für die Diöcese werden mußte. Ich begreife in der That nicht, wie man von gebührender Ehrfurcht gegen die Beschlüsse des hl. Concils zu Trient erfüllt sein, und doch

---

1) In einem spätern Bericht über den Hergang der Sache an den Hl. Stuhl, 7. September 1861, anerkennt Ketteler in der ganzen Haltung der Regierung bei dieser Angelegenheit immerhin ein gewisses Maß von Billigkeit: „Propositum meum magnopere adjuvit temporum ratio et *ipsius Gubernii aequitas*, unde factum est, ut nunc habeam Seminarium tale, quale leges ecclesiasticae requirunt."

2) 1851 I, 430. 3) Brück, A. F. Lennig S. 160.

die Meinung festhalten kann, als genügten einige Monate in einem Seminar, um ein ungebundenes, oft ausschweifendes Studentenleben in die Form der disciplina ecclesiastica umzugestalten. . . .

Als ich zum ersten Mal bei Ertheilung der Priester-Weihe die Worte aussprach: Quatenus nec nos de vestra provectione, nec vos de tanti officii susceptione damnari a Domino sed remunerari potius mereamur: da zitterte ich bei dem Gedanken, wie wenig ich im Stande gewesen war, mir von der Würdigkeit der zu Weihenden genügende Kenntniß zu verschaffen. Ich ertheilte die Weihe, ohne zu wissen, ob ich deßhalb verdiene, a Domino damnari oder remunerari. Damals habe ich in der Noth meines Gewissens Gott sofort versprochen, das Seminar nach den Gesetzen der Kirche wieder herzustellen.

Sie wissen, was inzwischen geschehen ist. Es hat mir zur Zeit der Verhandlungen wehe gethan, Ihnen deren Gang nicht offen mittheilen zu können. . . . Mit der Errichtung des Seminars ist, wie ich hoffe, eine Quelle des Segens für die Diöcese eröffnet und die Hauptquelle des Verderbens verstopft. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich, auf Recht und Gewissen gestützt, es nicht mehr werde eingehen lassen. Ich würde nur der offenen Gewalt weichen, (die ich Gott Dank bei der gerechten Gesinnung unserer Staatsregierung nicht zu fürchten habe) dann aber sofort jede Weihe einstellen. . . .

(Für jetzt aber) werde ich alle mögliche Sorge auf die Ausbildung der Candidaten verwenden und in der Hoffnung, daß der Liebe nichts widerstehen kann, sie durch Liebe zu zwingen suchen, gute Priester zu werden."

Schon im Herbst 1850 hatte der Bischof in seinem Rundschreiben an die Geistlichkeit dieses ausgesprochen: „Es ist meine Pflicht und mein Verlangen, mit den Theologen, denen ich die Hände auflegen, die ich einst als meine Stellvertreter zur Hütung der Heerde Jesu benutzen soll, auch in ein persönliches, väterlich freundschaftliches Verhältniß zu treten [1])."

Gleich während jenes ersten Sommersemesters 1851 begann der Bischof, von Zeit zu Zeit geistliche Ansprachen an die Alumnen zu richten; dieselben finden sich verzeichnet und oft skizzirt bis zum letzten Jahre seines Lebens. Im Dezember 1851 betheiligte er sich persönlich durch mehrere geistliche Vorträge an der Vorbereitung der Seminaristen für die Tonsur und die niedern Weihen; im folgenden Jahre gab er selbst im April und abermals im Dezember die Exercitien.

Somit war das große Werk gelungen, Ketteler war als Bischof Herr

1) Noch findet sich in Kettelers Nachlaß ein vergilbtes Blatt aus jener ersten Zeit, auf welchem er seine Vorsätze niedergeschrieben hat; sie lauten:

Seminar:

1. Exercitien.
2. Beichtvater, Spiritual.
3. Statuten-Ergänzung.
   a) Bessere Organisation, namentlich bezüglich der directores nach der Idee der Statuten, damit sie mehr mitwirken in allen Angelegenheiten des Seminars.
   b) Conferenz.
   c) Regelmäßige Berichterstattung an mich.
4. Ich muß die Seminaristen selbst sprechen, das Seminar öfter besuchen.

in seinem Seminar. Aber dieses Ereigniß erregte bei Freund und Feind ungeheueres Aufsehen. Windischmann in München nennt es 5. August 1851 in einem Brief an Ketteler den „wichtigsten, nothwendigsten und erfolgreichsten Schritt" in dessen ganzer bisheriger Verwaltung. Der bekannte protestantische Geschichtsforscher Fr. Böhmer in Frankfurt, als Denker wie als Charakter mit Recht hoch geachtet, schrieb 2 Jahre später (21. Juni 1853) an Räthin Schlosser auf Stift Neuburg [1]: „Ihr Urtheil über den Bischof von Mainz ist ganz auch das meinige. Der Mann hat mir schon zur Parlamentszeit imponirt und bald nach seinem Amtsantritte sich in meinen Augen dadurch seiner Stellung gewachsen gezeigt, daß er seine Theologen aus dem freimaurerischen Gießen entfernte. Auch hat er Kraft und Edelsinn genug, um, wenns Noth thut, mit westfälischer Derbheit (wie man ihm nachsagt) dazwischen fahren zu dürfen."

In Berlin aber hatte schon 12. Juni 1851 der Adjutant des Königs, General v. Gerlach [2]) klagend in sein Tagebuch geschrieben:

„Gestern Abend überwältigte mich der Gedanke des Zusammenhangs der jetzigen unleugbaren Siege der Römischen Kirche mit den kräftigen politischen Irrthümern der Zeit. Jene Siege werden immer größer. Der Papst, der in Rom nicht aus noch ein weiß, schafft die Leopoldinischen Reformen in Toskana ab, erlangt eine Freiheit für die Kirche in Oesterreich, wie sie noch nie war, ebenso in Deutschland allmählich so, daß z. B. die katholische theologische Facultät in Gießen ein bischöfliches Seminar in Mainz wird; nun die Begebenheiten in England, die vielen Uebertritte dort, wie ja auch bei uns u. s. w. Die wichtigsten Siege aber werden durch die Sekten vorbereitet. Die jetzigen Lutherischen Kirchen-Ansichten führen nach Rom, ebenso die Irvingianer."

Auch in Hessen-Darmstadt ließ das Ereigniß den Kirchenfeinden keine Ruhe. Noch bevor es zur vollendeten Thatsache geworden war, am 30. April 1851, stellte ein Abgeordneter der II. Kammer, Dr. Kraft, über die Errichtung der katholisch-theologischen Lehranstalt zu Mainz eine Interpellation an das Ministerium des Innern. Erst 15. Mai kam als Antwort die Erklärung, daß in Betreff dieser Sache die Verhandlungen mit dem Bischofe noch schweben. Als die Interpellation am 24. Juni 1851 wiederholt wurde, blieb sie ohne Antwort.

Mit neuen Ausfällen gegen den Bischof und mehreren andern Anklagepunkten wurde 3. März 1852 die Interpellation abermals erneuert, aber nicht mit besserem Erfolg. Da stellte Anfangs Juni 1852 der „Finanzausschuß" der II. Kammer den Antrag [3]), „die Staatsregierung zu ersuchen, ohne allen Verzug zu verordnen, daß die Verleihung eines katholischen Pfarramtes künftighin nur zu Gunsten derjenigen Theologen

1) Katholische Bewegung 1877 XI, 104.

2) Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold v. Gerlachs . . . nach seinen Aufzeichnungen, Berlin 1891 92 Bd. I, 650.

3) Katholik 1852 I, 524. 572. II, 334.

stattfinde, welche eine deutsche Universität besucht und auf Grund akademischer Abgangszeugnisse durch eine Prüfung vor der katholisch-theologischen Facultät zu Gießen ihre genügende Befähigung beurkundet haben."

Am 17. Juni wurde in der II. Kammer dieser Antrag mit 25 gegen 6 Stimmen angenommen, im Oktober jedoch von der Ständekammer mit allen Stimmen (gegen die eine Stimme des protestantischen Prälaten) verworfen.

Die theologische Facultät in Gießen bestand einstweilen noch fort; die Professoren bezogen ihren Gehalt, hatten aber keine Schüler. Im amtlichen Personalbestand der Universität wurde die Facultät der Ordnung gemäß aufgeführt bis zum Herbst 1859, da das letzte der einstigen Mitglieder in Pension ging. Die meisten andern hatten nicht so lange gewartet. Dr. Scharpff, der eben Dekan der theologischen Facultät gewesen war, als vermittels der in Mainz eröffneten Lehranstalt deren „Trockenlegung" erfolgte, nahm im Oktober 1852 eine Pfarrei in der Diöcese Rottenburg an. Brieflich nahm er Abschied vom Bischof. Er konnte dabei die Bemerkung nicht unterdrücken, daß „die persönliche Seite der verfügten Aenderung des bisherigen theologischen Unterrichtswesens ihn stets schmerzlich berührt habe". Er wollte in der Maßregel des Bischofs vorab ein Mißtrauen erkennen gegen die bis dahin in Gießen wirkenden katholischen Theologen. Deßhalb ergriff er die Gelegenheit, um die „aus der innersten Stimme seines Gewissens stammende Versicherung auszusprechen, daß er sich stets bestrebt habe, durch Wort, Schrift und That dem Geiste und den Anordnungen der hl. Kirche zu entsprechen, und daß er vorzugsweise dahin trachtete, der hl. Kirche ihrer Lehre und ihren Institutionen auch bei den Akatholiken die gebührende Achtung und Anerkennung zu verschaffen." Ketteler antwortete umgehend:

Hochwürdiger Herr Professor! Auf die in dem Schreiben vom 19. Oktober mir gemachte Mittheilung von Ihrem bevorstehenden Ausscheiden aus dem bisherigen Dienstverhältniß sage ich Ihnen ein recht herzliches, von den besten Wünschen für Ihr ferneres Wohlergehen begleitetes Lebewohl.

Nehmen Sie zugleich zum Abschiede die Versicherung hin, daß ich mich bei der neuen Einrichtung des hiesigen Seminars von jeder Beimischung persönlicher Beweggründe vollkommen frei weiß. Ich bin bei dieser Maßregel lediglich von der Ueberzeugung geleitet worden, daß die Kirche von mir diese Einrichtung verlange, und daß ich nach positivem Rechte befugt sei, die Lehranstalt an meinem Seminar wiederherzustellen. In weitläufigen Verhandlungen habe ich nur diese Gründe geltend gemacht, und ich kann wahrlich nur bedauern, daß ich mich nicht in der Lage befinde, sie alle der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Uebrigens verkenne ich gewiß nicht das Verletzende, das diese Maßregel für die Herren Professoren selbst haben mußte. Diese Seite der Sache hat mir selbst wehe gethan. Als Bischof glaubte ich aber das Wohl der Kirche und der Diöcese höher halten zu müssen als persönliche Rücksichten. Es ist ein gar schweres Amt, das mir der liebe Gott übertragen hat, und es hält

wahrlich nicht leicht, in einer Zeit wie die unsrige, die ewigen Grundsätze der Kirche als Führer festhalten zu müssen. Möge der liebe Gott Ihr späteres Wirken um so reichlicher lohnen!"

---

3. Die Oberrheinische Kirchenprovinz bis zum Ausbruch des offenen Conflictes.

Der Consecrationstag W. E. v. Kettelers „bildet einen wichtigen Moment in der neuesten Geschichte der Oberrheinischen Kirchenprovinz". Außer dem Metropoliten als Consecrator und den Nachbar-Bischöfen von Limburg und Fulda als Mit-Consecratoren hatte auch der Bischof Keller von Rottenburg sich dazu eingefunden, so daß der gesammte Episkopat der Kirchenprovinz versammelt war. Von selbst ergab sich die Berathung der gemeinsamen kirchlichen Lage und es wurde hier der Beschluß gefaßt, in einer besondern Denkschrift an die vereinten Regierungen die der Kirche noch vorenthaltenen Rechte zurückzufordern [1]).

Am gleichen Tage, 25. Juli 1850, war an den Erzbischof von Freiburg ein Breve des Papstes ergangen, durch welches zu neuen Anstrengungen für die Wiederbelebung kirchlichen Sinnes, vorzüglich aber auf „Wahrung der Gesetze und Disziplin der Kirche" gedrängt wurde. Das päpstliche Breve sprach zugleich die Gutheißung dazu aus, daß die Bischöfe der oberrheinischen Provinz demnächst zu einer Provinzialsynode sich versammeln sollten [2]).

Die kirchlichen Verhältnisse der oberrheinischen Bisthümer erheischten in der That ein kräftiges Auftreten ihrer Oberhirten, schon um die Ketten zu zerbrechen, welche frühere, wenig erleuchtete Kirchenfürsten ihrer Verwaltung hatten anlegen lassen. Die Conferenzen der vereinten Regierungen zur Ordnung ihrer kirchlichen Angelegenheiten hatten 24. Juli 1818 zu zwei vorläufigen Vereinbarungen geführt. Jene Grundsätze über Ordnung der kirchlichen Verhältnisse in den einzelnen Ländern, deren Annahme und Bestätigung man glaubte durch Unterhandlungen mit Rom erlangen zu können, wurden in einer „Declaration" zusammengestellt. Diejenigen der vereinbarten Grundsätze, an deren Verwerfung von Rom nicht zu zweifeln war, faßte man in dem sogenannten „organischen Statut" zusammen. Es sollte dieses erst nach der vom Papst zu treffenden äußern Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten, d. h. nach Errichtung der neuen Landesdiöcesen als Staatsgesetz publicirt werden [3]). Die berühmte Esposizione des Cardinal Consalvi vom 10. Aug. 1819 zerriß zwar das ganze Gewebe,

---

1) Brück, Die oberrheinische Kirchenprovinz 304.
2) Maas, Geschichte der kathol. Kirche im Großherzogthum Baden 1891, S. 225.
3) Brück l. c. 21.

aber dasselbe unredliche Spiel wiederholte sich nach den resultatlosen Verhandlungen mit Rom im Sommer 1821, wo alle von Rom verworfenen Punkte in die geheim zu haltende „Kirchenpragmatik" aufgenommen wurden[1]), auf welche die neuen Bischöfe und Domkapitel nachträglich verpflichtet werden sollten.

Unterdessen gab der Papst den Beweis seines Entgegenkommens und seiner friedlichen Gesinnung, indem er, trotz der mangelhaften ihm vorgelegten Dotationsurkunde, am 16. Aug. 1821 durch die Bulle Provida solersque die verlangten 5 Bisthümer errichtete, die Zahl der Domherren und Präbendaten bestimmte und die Metropolitanrechte auf das Erzbisthum Freiburg übertrug. Der Bulle war eine Begleitnote des Cardinal-Staatssecretärs Consalvi vom 20. Aug. beigegeben, welche die Fürsten der oberrheinischen Staaten davor warnte, ihr projektirtes Kirchensystem einseitig gegen den Willen des hl. Stuhles durchzuführen. Zugleich wurde in Aussicht gestellt, daß über die noch unentschiedenen Punkte das Nothwendige in einer besondern Bulle nachgetragen werden würde[2]).

Allein trotz aller beruhigenden Versicherungen, welche die vereinten Regierungen in allgemeinen und unklaren Worten dem hl. Stuhl hatten zukommen lassen, verpflichteten sie sich unter einander in dem Staatsvertrag vom 8. Febr. 1822, an ihrer „Kirchenpragmatik" festzuhalten und die neuen Bischöfe und Domkapitel zur Annahme derselben zu nöthigen.

Unerachtet dieser geheimen Absicht, an ihrem Kirchensystem festzuhalten, verstanden sich die vereinten Regierungen dazu, um ihre Wünsche von Seite des Papstes erfüllt zu sehen, das päpstliche Ultimatum vom 16. Juni 1825 officiell nach seinem ganzen Inhalte anzunehmen, 4./7. Sept. 1826, in welchem eben dieses Kirchensystem verworfen war. Zum Ueberfluß hatte bereits 8. Juli 1826 der Badische Minister von dem Entschluß der vereinten Regierungen Mittheilung gemacht, „sich nicht mehr auf die in der sogen. „Kirchenpragmatik" enthaltenen Grundsätze berufen zu wollen"[3]).

Nun erfolgte der Erlaß der Ergänzungsbulle „Ad Dominici gregis custodiam" vom 11. April 1827, in welche, gemäß der Abmachung mit den Regierungen, der ganze Wortlaut des Ultimatums aufgenommen war. Damit schien endlich eine kirchliche Ordnung geschaffen, und in den verschiedenen Ländchen wurden die Bischöfe ernannt. Allein schon bei der Publication der Bullen wurden zwei Artikel des der Ergänzungsbulle einverleibten Ultimatums mit Stillschweigen übergangen. Es war dies das äußere Symptom der schon vorher in Frankfurt 11./12. Aug. 1827 im Geheimen getroffenen Verabredung, mit dem „Fundationsinstrument" auch

1) l. c. 45.
2) l. c. 47.
3) l. c. 113.

die sogenannten 39 Artikel, die „landesherrliche Verordnung", den ernannten Bischöfen und Domkapiteln zu übergeben und sie auf dieselben zu verpflichten. Die Bekanntmachung der Verordnung wurde jedoch verschoben, bis die Besetzung sämmtlicher 5 Bischofstühle erfolgt sei.

Erst der 30. Jan. 1830 brachte die Veröffentlichung dieser „landesherrlichen Verordnung", das Schutz- und Aufsichtsrecht über die katholische Kirche betreffend, in den 5 Staaten der oberrheinischen Kirchenprovinz. Es waren die 39 Artikel nur eine Wiederholung der vom päpstlichen Stuhle verworfenen „Kirchenpragmatik" und zielten auf Herstellung „einer mit Rom nur durch einen dünnen Faden verbundenen, der bureaukratischen Beamtenwillkür fast ganz überlieferten, in ihren heiligsten Rechten verletzten Landeskirche [1])."

Vergebens erhob dagegen 30. Juni 1830 Papst Pius VIII. seine Stimme; die Bischöfe blieben stumm. Noch einmal mahnte Gregor XVI. in einem Breve an die Bischöfe 4. Okt. 1834, allein, leider nicht ohne Schuld der derzeitigen Bischöfe, blieben die kirchlichen Verhältnisse am Oberrhein in der traurigsten Verfassung. Nur in Fulda, wo ein kirchlich gesinntes und muthiges Domkapitel den Platz behauptete, wußte man die Ehre und auch einen großen Theil der Rechte der Kirche zu wahren. Um so schlimmer stand es in den andern Staaten. Die Erziehung des Clerus, die Anstellung der Geistlichen und selbst die Bischofswahlen lagen hier fast ganz in den Händen der Regierungen, welche nur darauf auszugehen schienen, die Kirche zu vergiften. Es war die Zeit der vollen Herrschaft des Staatskirchenthums.

Zwar kam das Jahr 1848 mit seinem mächtigen Freiheitsdrang, der auch für das kirchliche Gebiet sich geltend machte, und in seinem Gefolge die großartige Kundgebung des deutschen Gesamtepiskopates auf der Würzburger Bischofsversammlung. In Preußen, dem mächtigsten protestantischen Staate Deutschlands, brachte die Verfassung der Kirche Freiheit, Friede und Gedeihen; in Oesterreich spannen sich die Verhandlungen an für das so viel verheißende Concordat; in Bayern erhob unter muthigen Führern der Episkopat gleichfalls den Ruf nach Freiheit der Kirche. Auch am Oberrhein gab es Bischöfe, die nach der Freiheit der Kirche sich sehnten, und die auch bereit waren, für dieselbe zu kämpfen und zu leiden. Es war der greise Erzbischof von Freiburg, Hermann v. Vicari und Peter Joseph Blum, Bischof von Limburg. Allein trotz allen guten Willens und trotz der Unterstützung, die namentlich der Erzbischof von Freiburg durch tüchtige Priester und Laien in beiden Kammern der Landesvertretung gefunden hatte, war an dem Gesamtzustand der kirchlichen Verhältnisse seit 1830 noch

1) Brück, Die Oberrheinische Kirchenprovinz S. 124.

fast nichts geändert, als 25. Juli 1850 Wilhelm Emmanuel v. Ketteler in die Reihe der oberrheinischen Bischöfe eintrat.

Schon der Umstand, daß der Papst den Tag von Kettelers Bischofsweihe wählte, um die oberrheinischen Bischöfe zum Erstreben einer Neuordnung ihrer kirchlichen Zustände aufzufordern, beweist, welche Hoffnungen man auf den Neueingetretenen setzte. Kettelers ganze Vergangenheit bürgte dafür, daß man sich in dieser Hoffnung nicht täuschen würde. Auch in den Ermahnungen, welche Pius IX. in seinem ersten Schreiben 17. Dez. 1850 an den neuen Bischof richtete, standen obenan die Worte: „Wende alle Deine bischöfliche Kraft und Wachsamkeit an, um die Sache der Kirche, deren Rechte und Freiheit muthig zu wahren und zu vertheidigen."

Im März 1851 vereinigten sich die Bischöfe der oberrheinischen Provinz zu Freiburg i. Br., nicht zwar unter den feierlichen Förmlichkeiten einer Provinzialsynode, welche eine längere sorgfältige Vorbereitung würde nöthig gemacht haben, sondern in einer freien bischöflichen Conferenz. Das Ergebniß ihrer Berathungen war die „Denkschrift" vom März 1851 [1]. Unter Berufung auf die Erklärungen des deutschen Gesammt-Episkopates auf der Würzburger Bischofsversammlung 1848 stellten die Oberhirten fest:

„daß die Kirche in den gesammten Diöcesen der oberrheinischen Provinz der Bedingungen einer freien, vollen, lebenskräftigen Entwicklung jener Thätigkeit entbehre, welche mit der ihr gewordenen göttlichen Sendung ihr wesentlich vorgezeichnet ist";

daß „unter Begünstigung des herrschenden Zeitgeistes in vielen Ländern und insbesondere auch in den die nunmehrige oberrheinische Provinz umfassenden Staaten Grundsätze über das Verhältniß des Staates zur Kirche Geltung erlangten, welche von dem der Kirche als einer göttlichen Anstalt gebührenden Rechte einer selbständigen Leitung ihrer Angelegenheiten oft kaum noch den Schein übrig ließen";

daß die (bisherigen) „durch Uebereinkunft mit dem apostolischen Stuhle eingesetzten Bischöfe die so überaus bedeutende Minderung ihrer Rechte mit einer Geduld ertragen, wozu die frühere Kirchengeschichte wohl kaum ein Beispiel aufweisen würde";

daß „die katholische Kirche in ihrer dermaligen, ihrem eigenen Begriffe und Wesen nicht entsprechenden äußeren Erscheinung, unter den (bestehenden) Hemmungen auf ihre Angehörigen im Großen und Ganzen diejenige Einwirkung nicht genügend bethätigen könne, welche nicht nur das wohlverstandene Interesse der bürgerlichen Ordnung selbst, sondern auch die Sicherung ihres eigenen dauernden Fortbestandes nothwendig erheischen".

Unter Hinweis auf die drohenden Zeichen der Zeit, aber auch mit Berufung auf die deutschen Reichsgesetze, wie die von den oberrheinischen

1) Denkschrift der vereinigten Erzbischof und Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz an die allerhöchsten und höchsten Regierungen der zur Errichtung der oberrheinischen Kirchenprovinz vereinigten Staaten. Freiburg, Herder 1851.

Regierungen selbst mit dem hl. Stuhle verabredeten Bullen von 1821 und 1827, stellten dann die Bischöfe ihre Forderungen:

1. Freie kirchliche Heranbildung und Anstellung der Geistlichen; freie Ausübung der geistlichen Strafgewalt.

2. Leitung und Ueberwachung des Religionsunterrichtes; bischöfliche Ernennung der Religionslehrer; Einwilligung des Bischofs zur Berufung der Professoren der theologischen Facultät.

3. Freiheit des Cultus und des kirchlichen Lebens (Prozessionen, Missionen); Associationsrecht für geistliche Vereine (Klöster).

4. Freie Aufstellung der Candidatenliste für die Bischofswahlen und freie Ernennung der Hilfskräfte für die Verwaltung der bischöflichen Jurisdiktion (Generalvicar, Geistl. Räthe).

5. Freie Verwaltung des katholischen Kirchen- und Stiftungsvermögens.

6. Einfluß der Kirche auf die Schule, die Bildung und Anstellung der Lehrer.

7. Abschaffung des Placets.

Die Staatsregierungen hatten unterdessen mit der Antwort keine Eile; Erzbischof v. Vicari schreibt 9. April 1851:

„Unter'm 6. März sendete ich die „Denkschrift" an die acht Souverainen Staaten; der einzige König von Württemberg äußerte sich sogleich rückantwortlich: er erkenne die große Bedeutung und werde es in reife Ueberlegung ziehen. Der Senat Frankfurts zeigte nach Umfluß eines Monats einfach den Empfang an. Alle andern würdigten mich keiner Antwort."

Erst auf eine Monirung des Erzbischöflichen Ordinariates vom 14. Okt. antwortete auch das Badische Ministerium des Innern 24. Okt. 1851: Die Anträge „betreffend die Selbständigkeit der Kirche" würden mit den Regierungen der Oberrheinischen Kirchenprovinz berathen werden [1]).

An dem gleichen Tage, da der Erzbischof von Freiburg die „Denkschrift" an die Regierungen versandte, wurde in Rom ein neues Breve an die Bischöfe der oberrheinischen Provinz ausgefertigt. Es enthielt den Wunsch, daß auch die Bischöfe dieser Kirchenprovinz wie alle andern Generalvicare bestellen und daß sie in ihren Diöcesen Knabenseminarien errichten möchten.

Das Breve setzte namentlich die Bischöfe von Mainz und Limburg in einige Verlegenheit. Die Ernennung eines Generalvicars erschien bei der Kleinheit der beiden Diöcesen und der persönlichen Arbeitskraft der beiden Oberhirten von untergeordneter Wichtigkeit, während die Auswahl eines solchen, auch wenn sie noch so glücklich getroffen wurde, unter den bestehenden Verhältnissen und Parteiungen eine sehr heikle und vielleicht folgenschwere Sache war. Ueberdies lag es nahe, bevor man zu einer solchen neuen Maßregel schritt, vorerst die Entscheidungen der Regierungen

1) Maas l. c. S. 226 N. 3.

über die weit wichtigeren Postulate der Denkschrift abzuwarten. In der Voraussetzung, daß der Metropolit von Freiburg über diese Angelegenheit sich noch mit den einzelnen Suffraganen in's Einvernehmen setzen würde, unterließen es daher die beiden Bischöfe einstweilen noch, in dieser Sache Schritte zu thun. Da ging im Oktober 1851 dem Bischof von Limburg auf vertraulichem Wege von München her „aus bester Quelle" der Wink zu: in Rom lege man ein ganz vorzügliches Gewicht darauf und erwarte es von der Ergebenheit der Bischöfe gegen den hl. Stuhl, daß in Gemäßheit jenes Breves Generalvicare ernannt würden. Bischof Blum, sofort entschlossen, trotz entgegenstehender Bedenken dem Wunsch des hl. Vaters zu willfahren, wandte sich nun 17. Okt. auch an Ketteler, mit der Aufforderung, in Ausführung dieser Maßregel gleichzeitig mit ihm voranzugehen. Zugleich aber warf er bei diesem Anlasse die Frage auf: ob es nicht nothwendig sein dürfte, daß von Seite der Bischöfe der Provinz ein gemeinsamer Schritt geschehe, um den in der „Denkschrift" ausgesprochenen Forderungen Geltung zu verschaffen, nachdem es den Anschein gewinne, daß diese einfach ad acta gelegt worden sei.

Beide Fragen, die wegen des päpstlichen Breves wie die wegen der bischöflichen Denkschrift, hatten Ketteler schon ernst beschäftigt. Dazu war noch eine dritte Angelegenheit gekommen, die mit beiden im Zusammenhang stand und von Rom aus ihm selbst nahe gelegt worden war. Am 5. August 1851 hatte von München her Domkapitular Windischmann an ihn geschrieben:

„Die Denkschrift der Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz ist in Rom mit vieler Freude aufgenommen worden und es sind darüber der hiesigen Nuntiatur sehr belobende Worte zugekommen. Die erwartete Provinzialsynode würde man in Rom gerne gesehen haben; man verkennt jedoch nicht die Schwierigkeit, welche eine förmliche Synode dargeboten haben würde, wünscht aber dringend, daß wenigstens eine Conferenz der Bischöfe behufs der Feststellung gleichmäßiger Normen bezüglich der Disciplin, des Unterrichts (Katechismus) 2c. 2c., der Liturgie 2c. stattfinde.

„Es läge freilich am nächsten, den trefflichen alten Herrn Erzbischof von Freiburg hierzu aufzufordern, der gewiß den Wünschen des hl. Stuhles gern entgegenkommt. Allein man fürchtet bei seinem Alter, daß ihm die Ausführung und Anordnung der Sache zu schwer fallen wird. Andererseits möchte man den guten Greis nicht beleidigen durch eine officielle Aufforderung an Ew. Bischöfl. Gnaden, die Sache in die Hand zu nehmen. Ich habe es daher übernehmen wollen, Hochdenselben diese Sache ans Herz zu legen und Sie zu bitten, dem dringenden Wunsch des hl. Vaters entgegenzukommen und eine Zusammenkunft der Bischöfe der Provinz zu veranlassen. Halten Sie dieselbe für ausführbar, woran ich kaum zweifle, so bitte ich, mir die Art und Weise anzugeben, wie es geschehen könnte. Weiß der Hl. Stuhl einmal, daß die Sache thunlich ist und wie sie eingerichtet werden kann, und daß Ew. Bischöfl. Gnaden sie betreiben werden, so kann der Herr Erzbischof von Freiburg noch immer ein

kleines „compelle“ [1]) bekommen. Freiburg und Rottenburg werden ohne solche Conferenz immer zurückbleiben müssen, wenn sie nicht durch die anderen Hülfe bekommen.“

In Freiburg bei Erzbischof v. Vicari hatte Ketteler zur Verwirklichung dieses Wunsches bereits Schritte gethan. Er benutzte jetzt den durch die Anfrage Bischof Blums sich bietenden Anlaß, um auch auf diesen in der gleichen Richtung einzuwirken. Er antwortete demselben 23. Okt. 1851:

„Ich bedaure es gleichfalls recht sehr, daß der Inhalt des Apostolischen Breve vom 6. März l. J. nicht Gegenstand einer allgemeinen Verhandlung unter den Bischöfen der oberrheinischen Provinz geworden ist. Ich hätte darauf ein besonderes Gewicht für mich gelegt, da es mir dadurch ohne Zweifel deutlicher geworden wäre, warum auf die Ernennung eines Generalvicars so großes Gewicht gelegt wird, da ich zwar an sich die Bedeutung dieser Sache nicht verkenne, zugleich aber immer meine, daß vorher andere viel wichtigere Angelegenheiten zur Erledigung kommen müßten. Mir schweben dabei die Rechte vor Augen, die wir in unserer Denkschrift reklamirt haben. Diese scheinen mir viel wesentlicher zu einer geordneten Kirchenverfassung zu gehören, wie die Ernennung eines Generalvicars; und letzterer hilft mir wenig, so lange ich jene Rechte nicht habe. Ob mein Generalvicar oder das Ordinariat in der Zwangsjacke des bestehenden Staatskirchenrechtes die Diöcese verwaltet, bleibt sich am Ende ziemlich gleich. Die andern Rechte, die mir fehlen, berühren überall unmittelbar das Seelenheil der Gläubigen, während die Ernennung des Generalvicars doch nur eine vollendete Form der Kirchenverwaltung herstellen wird. Ich kann mich deßhalb noch nicht entschließen, diese Ernennung vorzunehmen, da ich fürchten müßte, dadurch Kräfte von mir abzuwenden, die ich mir gerne, so weit es geht, zur Durchführung jener wichtigeren Angelegenheit erhalten möchte. So erscheint mir wenigstens augenblicklich die Sache.

Dagegen wächst meine Gewissensangst in Bezug auf die Anforderungen unserer Denkschrift. Das schändliche Verfahren der Bayerischen Regierung ist ein sehr böses Beispiel für die unsrigen, und da bin ich zu jedem gemeinschaftlichen Schritte bereit, um unsern Anforderungen Nachdruck zu verschaffen. Könnte doch der Herr Erzbischof veranlaßt werden, uns noch in diesem Jahre zusammenzurufen. Ich habe ihn in Freiburg dringend darum gebeten und bin gerne bereit, mit Ihnen schriftlich nochmal diese Bitte zu stellen, wenn Sie es für gut halten.“

Unterdessen hatten die 8 Souveränen Staaten der oberrheinischen Kirchenprovinz mit Rücksicht auf die Denkschrift der Bischöfe sich endlich zu dem Beschluß geeinigt, zur Neuordnung der kirchlichen Angelegenheiten abermals ihre Vertreter zusammenkommen zu lassen. Die Conferenz sollte zu Karlsruhe im Dezember 1851 stattfinden, wurde dann auf den Januar 1852 verschoben, aber erst im Februar abgehalten. Auf die Kunde vom Bevorstehen dieser Conferenz hatte der hl. Vater sofort einen seiner würdigsten und fähigsten Diplomaten, den dermaligen Apostolischen Nuntius am Wiener Hof, Viale Prelà beauftragt, durch persönliche Verhandlung mit den be-

1) Anspielung auf Luc. 14, 23: compelle intrare.

treffenden Regierungen den Beschlüssen vorzuarbeiten[1]). Am 25. Nov. 1851 traf der Nuntius in Frankfurt ein, reiste dann nach Karlsruhe weiter, wo er mit dem Großherzog und den Ministern wichtige Unterredungen hatte, und erschien auch zum Zweck von Unterhandlungen in Kassel. Der bedeutsamste Theil seiner Aufgabe lag in Freiburg, wo er nicht nur mit dem Erzbischof sondern auch mit dem Metropolitankapitel Verabredungen zu treffen hatte. Auch mit dem Bischof von Fulda kam er zu einer Berathung zusammen. Am 9. Dez. trat er von Frankfurt aus die Rückreise an.

Als mit dem Beginn des neuen Jahres Ketteler seinen Vorschlag zu einer Zusammenkunft der Bischöfe erneuerte, fand er von Seite des Erzbischofs wie der übrigen Bischöfe bereitwilliges Entgegenkommen und noch im Laufe des Januar erließ Erzbischof v. Vicari die Einladungen für die Septuagesima-Woche.

„Ueber die Natur der abzuhaltenden Conferenz," schreibt Bischof Florentius von Fulda 26. Jan. 1852 an Ketteler, „enthält das Erzbischöfliche Schreiben gar nichts. Ich muß also annehmen, daß der hochwürdigste Herr Metropolit auch in dieser Beziehung vollkommen auf den Vorschlag Ew. Gnaden, wonach dieselbe mehr eine freundschaftliche Berathung als von besonderer Dauer und Entfaltung von Thätigkeit sein sollte, eingegangen ist."

In diesem Sinne traten wirklich Anfangs Februar 1852 die Bischöfe zusammen. Die Conferenz geschah ohne jeden äußern Apparat und währte nur ganz kurz. Ihr Resultat war zunächst ein doppeltes: die Bischöfe beschlossen, das Breve vom 6. März 1851 namentlich in Bezug auf Ernennung eines Generalvicars gleichmäßig durchzuführen. Andererseits richteten sie 10. Febr. 1852 rücksichtlich ihrer noch immer unbeantworteten Denkschrift vom vorhergehenden Jahre ein Monitorium an die Regierungen. Sie verlangten in demselben aufs neue[2]): „die Abschaffung eines ganz prinzipienhaft aufgestellten Systems, dessen reelle und consequente Handhabung den vollständigen Ruin der Kirche in der Provinz herbeiführen müßte und würde." Auch sonst hatte die Zusammenkunft ihr Gutes; sie brachte den einzelnen Trost und Ermuthigung.

Von Professor Walter in Bonn hatten sich die Bischöfe für diese Conferenz eine Beleuchtung der gesetzlichen Verhältnisse der katholischen Kirche in Preußen ausarbeiten lassen, denn ein Hoffnungsstern in ihrer schwierigen Lage waren eben die günstigeren Verhältnisse, deren sich seit der Verfassung die Kirche dort erfreute. Man hoffte nicht bloß von der moralischen Wirkung dieser Thatsache an sich, man schmeichelte sich selbst

---

1) Vgl. Pfülf, Cardinal v. Geissel aus seinem handschriftlichen Nachlaß II, 220 f.
2) Brück, Die Oberrhein. Kirchenprovinz S. 305.

mit dem Gedanken, daß der hochsinnige Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. zu bewegen sein würde, zu Gunsten der geknechteten Kirche in den oberrheinischen Staaten einen wohlwollenden Einfluß auszuüben. Cardinal v. Diepenbrock selbst, der diesem edlen König so nahe stand, schrieb hierüber auf eigenen Antrieb an Ketteler 10. März 1852: „Gestern las ich in der Zeitung, unser König habe sich von seinem Gesandten Herrn v. Sydow Bericht über die dortige Kirchen-Angelegenheit, in die er nun auch durch Hohenzollern unmittelbar verwickelt ist, erfordert. Ich hoffe von seinem Einflusse Gutes; ich selbst habe ihm im Dezember (1851) aus Auftrag des Herrn Nuntius geschrieben und ihn gebeten, der dortigen Cäsareopapie Einhalt zu thun und der Kirche die Freiheit zu verschaffen, die er ihr in seinem eigenen Lande gerecht gewähre [1]."

Allein bald begann der Horizont sich wieder zu umdüstern. Bereits auf der Conferenz in Freiburg im Februar 1852 hatte der Bischof von Fulda im Vertrauen seine Befürchtungen ausgesprochen, daß die für Kurhessen in naher Aussicht stehende Verfassung die alten staatskirchlichen Grundsätze auf's neue sanktioniren werde. Unter dem 13. April 1852 wurde diese „provisorische Verfassung" als Gesetz verkündet. Dieselbe bewahrheitete nicht nur die Befürchtungen des Bischofs, sie „ging noch ungleich weiter, indem sie sozusagen die berüchtigte Frankfurter Pragmatik in nuce aussprach".

Sofort den 15. April wandte sich der Bischof von Fulda an den Erzbischof als Metropoliten und „aus besonderem Vertrauen" gleichzeitig an Ketteler und beantragte einen abermaligen Zusammentritt der Bischöfe, um gegenüber der neuen Kurhessischen Verfassung einen gemeinsamen Schritt zu verabreden; er fügte hinzu: „Ich bin übrigens nicht der Meinung, daß der große Schritt, den uns nunmehr Ehre und Gewissen als Männern und Bischöfen gebieten, aufzuschieben sei."

Zugleich aber hatte der Bischof von Fulda auch die Art angedeutet, wie er einen solchen gemeinsamen Schritt der Bischöfe sich denke, und damit eine weittragende Frage angeregt:

„Wäre es nicht rathsam, wenn der Episkopat in dieser hochwichtigen Angelegenheit einmal eine Eingabe an den Bundestag und sodann auch an

---

1) Ketteler selbst theilte damals diese Hoffnungen. Noch in seinem vom 30. Mai 1854 datirten Schriftchen „Das Recht und der Rechtsschutz der katholischen Kirche in Deutschland" schreibt er S. 17:

„Wenn der König von Preußen in dem Kirchenconflikt im Großherzogthum Baden seinen persönlichen Einfluß zu Gunsten der so tief unterdrückten kathol. Kirche geltend gemacht hätte, so würde uns das nicht überrascht haben. Im Gegentheil wir gestehen gerne und offen, es erwartet zu haben, nicht etwa weil wir katholische Ueberzeugungen bei ihm voraussetzten, sondern weil wir ein unbedingtes Vertrauen zu seinem hohen Gerechtigkeitsgefühle hegten."

den hl. Vater richtete? Die katholische Kirche ist in allen Staaten, welche die Provinz bilden, durch Reichsgrundgesetze, den Westfälischen Frieden und den Reichs-Hauptschluß in ihrem Rechte geschützt, und keiner Regierung steht es hiernach zu, dieses Recht zu verletzen. Wäre dies der Fall, dann wären wir ja ganz rechtslos, und die Regierung könnte mir ebenso gut, wie sie jetzt begehrt, daß ihr jedes Hirtenschreiben vorgelegt werde, den Mund ganz verschließen, wenn ich ein oder das andere Mal nicht gepredigt hätte, wie es ein protestantischer Magen zu verdauen im Stande ist. Ich kann nicht glauben, daß Oesterreich und Preußen das Treiben dieser kleinen Regierungen dulden, sondern von Bundeswegen die nöthigen Schritte thun, vielmehr dieselben veranlassen werden. Auch bin ich der Ansicht, daß der hl. Stuhl, wenn er gebührende Kenntniß erhält, nicht nur bei beiden deutschen Großmächten, sondern vorzugsweise auch bei dem Bundestage Schritte thun werde."

Zur Bestürzung des wackeren Bischofs erklärte jedoch Erzbischof Vicari einen abermaligen Zusammentritt der Bischöfe und eine gemeinsame Aktion in dieser Angelegenheit für zwecklos und unthunlich. Der Bischof von Fulda, wenngleich muthig entschlossen, auch allein den Kampf aufzunehmen, wandte sich nochmals bittend an Ketteler, um vielleicht eine Aenderung dieses Entscheides herbeizuführen. „Wollen Ew. Bischöfl. Gnaden," so schreibt er 21. April, „sich bei dem großen Ansehen und der großen Liebe, der Sie sich zu erfreuen haben, der Sache geneigtest annehmen. Ich für meine Person kann nun nichts weiter thun, als, wenn die Conferenz nicht zusammenkommt, nach meinem Ermessen voranschreiten, und werde mich auch durch nichts in einem consequenten Handeln beirren lassen."

Ketteler hatte inzwischen die Fuldaer Angelegenheit mit dem Bischof von Limburg mündlich berathen. Beide waren der Ansicht, daß eine gemeinsame Vorstellung der Bischöfe bei der Kurfürstlichen Regierung in Betreff der neuen Verfassung unzulässig, und daher auch eine Conferenz im gegenwärtigen Augenblick zwecklos sei. Daß die provisorische Verfassung Kurhessens mit den Forderungen der Bischöfe im offenen Widerspruche und auf solcher Grundlage ein friedliches Zusammengehen zwischen Kirche und Staat unmöglich war, lag zu Tage, aber es blieb kein rechtliches Mittel übrig als ein Protest des Bischofs, ein Protest des Metropoliten und ein schleuniger Bericht an den heil. Vater.

Nichtsdestoweniger ließ der Bischof von Limburg einen Entwurf in Arbeit nehmen, sowohl für eine Collektiv-Eingabe an den Kurfürsten von Hessen, als für eine gemeinsame Vorstellung an den Bundesrath. Diese letztere hatte aber ihre besondere Schwierigkeit. Da die Bundesversammlung in Frankfurt in Religionssachen an Stimmen-Einhelligkeit gebunden war, so blieb auf eine Unterstützung der Bischöflichen Beschwerden von dieser Seite her so gut wie gar keine Hoffnung. Dagegen hatte es etwas Gehässiges und infolge dessen auch Bedenkliches, wenn die Bischöfe durch

einen solchen Schritt den Schein auf sich luden, als Ankläger ihrer eigenen Regierungen aufzutreten.

Der juristische Berather, welchen der Bischof von Limburg ins Vertrauen zog, meinte daher auch, daß es nicht so sehr darauf ankomme, unmittelbar, auf die Herren vom Bundesrath, als vielmehr auf das Volk, auf die öffentliche Meinung einzuwirken. Auch der Bischof von Limburg meinte, daß es „der eigenthümlichen Stellung, welche die Bischöfe der Bundesversammlung gegenüber einnahmen, und die ihnen eine eigentliche Beschwerdeführung kaum gestattete“, angemessener sei, der Eingabe mehr Ton und Art eines Manifestes als einer strengen Rechtsdeduktion zu geben. Diesem Manifest sollte sofort die größtmöglichste Oeffentlichkeit gegeben werden; gleichzeitig mit der Einreichung des Schriftstückes sollte dasselbe auch im Druck erscheinen und jedem der Bundestagsgesandten besonders sollten durch die Post zwei Exemplare zugesandt werden. Der juristische Berather des Bischofs Blum wandte sich mit einer beredten Empfehlung dieses seines Planes auch an Ketteler, und schloß: „An dem Tage, wo dem katholischen Volke wieder das Bewußtsein lebendig geworden, was seine Kirche *ist*, an dem Tage, meine ich, wird sie frei sein, und ich glaube, ein solches Manifest werden die Regierungen nicht hinter den Spiegel stecken.“

Ketteler war von diesem neuen Gedanken jedoch keineswegs entzückt; er hielt die Wendung, welche die Angelegenheit zu nehmen schien, für verfehlt. Von Münster im Hessischen aus, wo er eben zur Firmung weilte, sandte er 10. Mai 1852 Entwurf nebst Schreiben an seinen bewährten Rathgeber, Domkapitular Lennig nach Mainz und bemerkte dazu kurz:

„Lieber Herr Domkapitular! Auf meinen Reisen habe ich den . . . Entwurf einer Vorstellung an den Bund erhalten, den ich Ihnen nebst zwei darauf bezüglichen Schreiben in der Anlage mittheile. Die Reisen und Arbeiten machen es mir unmöglich, mit der Ruhe den Gegenstand zu überdenken, wie seine hohe Wichtigkeit es erfordert. Namentlich aber entbehre ich es, mit Ihnen nicht Rücksprache nehmen zu können. Ich bitte Sie daher, den Entwurf reiflich zu prüfen und unter Rückschluß desselben nebst Anlagen direkt nach Fulda, wohin ich von Herbstein [1]) aus gehen werde, mir darüber Antwort zukommen zu lassen: ob Sie mit diesem Entwurfe einverstanden sind, und ob Sie es folglich für gut halten, wenn die Bischöfe ihn annehmen. Ich bin darüber sehr zweifelhaft. Seine Wahrheit verkenne ich nicht. Auch glaube ich, daß er in edler Form verfaßt ist. Ob das aber die Argumentation ist, mit der wir vor den Bundestag treten können, ist mir noch unklar. Einige Bedenken will ich andeuten:

1) Der Entwurf verläßt den juridischen Standpunkt und will eine Art Manifest sein. Das halte ich für bedenklich.

2) Aus demselben Grunde stützt er sich nicht auf Rechtsgründe, die alle anerkennen müssen, sondern auf das allgemeine Wirken der Kirche, worin ihm die Protestanten nicht zustimmen können.

1) In Herbstein firmte und predigte Ketteler am 17. Mai 1852.

3) Wegen dieser mehr oratorischen Haltung verliert der Entwurf seine Schärfen in Bezug auf Veranlassung und Zweck der Vorstellung.

4) Ebendadurch bietet er Gelegenheit zu tausendfachem Widerspruch, den eine rein rechtliche Entwicklung unmöglich gemacht hätte.

5) Die Bemerkung über die Säcularisation in der Art, wie es geschehen ist, scheint mir den dort gemachten Einwurf nicht zu heben, sondern zu bestätigen.

6) In der Schilderung des Wirkens der Kirche mit dem Staate, der Anarchie gegenüber, spricht mir zu sehr der Staatsmann und zu wenig der Theologe, und wir sind doch zuerst Theologen. So wie dort angenommen wird, auf der einen Seite die Kirche für das Innere, der Staat für das Aeußere, auf der andern Seite die Anarchie, stehen sich die Parteien auf Erden nicht gegenüber. Das Reich Gottes und das Reich der Welt haben in ihrem Gegensatze eine ganz andere Unterscheidung.

Ich bitte also recht schnell um Antwort nach Fulda."

Lennig war mit Ketteler völlig einer Meinung; der Entwurf wurde zurückgewiesen und es sollten nun von mehreren Seiten zugleich entsprechendere Entwürfe zur Auswahl ausgearbeitet werden. Die Eingabe an den Bundesrath kam jedoch nicht zu Stande um so weniger, da die Kurhessische Regierung bald wieder friedliche Saiten aufzog und überhaupt die Kirche in Kurhessen faktisch nicht ungünstig gestellt war [1]). Noch während diese Verhandlungen vor sich gingen, hatten die neuesten Ereignisse in Baden alle Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Der Tod des Großherzogs von Baden, 24. April, war an sich schon ein für die Weiterentwicklung der kirchlichen Frage nicht günstiges Ereigniß. Als nun der „Oberkirchenrath" sich erdreistete, am 28. April ein feierliches „Todtenamt" für den protestantischen Landesfürsten in allen katholischen Kirchen anzuordnen, der Erzbischof seinerseits aber eine mit den Gesetzen der Kirche mehr entsprechende Trauerfeier in der Diöcese vorschrieb, benutzte die Regierung diesen Zwischenfall, um einen gehässigen Kampf wider den Erzbischof in Scene zu setzen [2]). Domkapitular Lennig schreibt darüber 12. Mai an Ketteler:

„Das impertinente Benehmen der Badischen Regierung gegenüber dem Erzbischof in der Seelenamt-Angelegenheit wird Ihnen, gnädiger Herr, auf der Reise zur Kenntniß gekommen sein. Das perfide Ministerium scheint den jüngern Regenten gleich im Anfang durch Benutzung oder Mißbrauchung seiner kindlichen Pietät wider die katholische Kirche verhetzen, vielleicht auch auf die im Mai wieder zu eröffnende Conferenz in Karlsruhe einen der Kirche ungünstigen Eindruck hervorbringen zu wollen. Es ist das alles das Wetterleuchten eines Conflikts, der nach meiner Ansicht uns bevorsteht; vielleicht ein besonderes Walten der göttlichen Vorsehung, daß der größere Kampf nicht mit einem Male kommen soll."

---

1) Brück l. c. 316 N. 15.

2) Brück l. c. S. 306 f. Maas, Geschichte der katholischen Kirche in Baden S. 226.

Hermann v. Vicari blieb fest, und allmählich legte sich wieder die künstlich hervorgerufene Aufregung. In einem eigenen Hirtenbriefe legte er die Anschauungen der Kirche dar; die seinem Befehle ungehorsamen Priester lud er zur Abhaltung geistlicher Exercitien in das Priesterseminar nach Freiburg. Von allen Seiten drückten die angesehensten Kirchenfürsten ihm ihre Theilnahme, aber auch zu seiner würdevollen Festigkeit ihren Glückwunsch aus, unter ihnen an erster Stelle die Bischöfe von Limburg und Fulda und ohne jeden Zweifel auch der von Mainz [1]).

Eine Conferenz in Karlsruhe war indessen im Mai 1852 nicht zusammengetreten, sondern erst um einige Monate später [2]); aber trotz des Monitoriums vom 10. Februar, harrten die Bischöfe noch immer vergebens einer Antwort auf ihre Denkschrift vom März 1851. Am 16. Oktober 1852 schrieb Erzbischof v. Vicari:

„Ich habe bei dem wirklich sich hier befindenden Prinzregenten von Baden unter anderem auch die dem Episkopat allein zustehende Erziehung des Cleri in Anspruch genommen. Da wurde mir erklärt: die Conferenzmitglieder hätten alles, was die Bischöfliche Denkschrift fordere, erwogen und darüber Beschlüsse gefaßt. Mit Bedauern hätten diese Beschlüsse noch nicht mitgetheilt werden können, weil noch einzelne Staaten der Kirchenprovinz mit ihrer Unterschrift im Rückstande seien. Man werde aber wieder urgiren, damit die Sache bald in meine Hände komme. Ich weiß aber, daß die zwei edlen Hessischen Königlichen Hoheiten deßwegen zurückhalten, weil sie als besser gesinnt als Baden (Marschall), welches fast in nichts nachgeben will, mehr der Denkschrift entsprochen wissen wollen, was mir großen Trost gewährt.

„Die blinden Regierungen sehen nicht ein, daß ihnen nur durch die freie Kirchengewalt mehr Sicherheit verschafft werden kann. Ich habe meinem übrigens freundlichen und sehr viel versprechenden, sehr thätigen Prinzregenten gesagt: es würde eine curiose Gestaltung des Militärs werden, wenn ich solches erziehen würde, und so unnatürlich sei die Erziehung der Clerisei durch die Staatsbehörden. So schwebt nun die Sache im Ungewissen fort in den kleinen Staaten, und in den großen, Oesterreich, Frankreich, auch ziemlich in Preußen, gehet alles geregelt seinen guten Gang."

Sechs Wochen später, als noch immer keine Antwort in Sicht kommen wollte, meinte Vicari, Ketteler möge es einmal versuchen, durch persönliche Unterredung mit seinem Landesherrn etwas für die gemeinsame Sache zu erreichen. Allein Ketteler hatte diese Hoffnung aufgegeben und erwartete das Heil nur von einem festen und einigen Vorgehen der Bischöfe. Er antwortete 26. November 1852 kurz:

„Ich sehe es immer mehr als gewiß an, daß ein Conflikt unausbleiblich ist, und ich sehne mich nach dem Zeitpunkte, wo endlich die Entscheidung fallen muß. Die Last, einen so unseligen Zustand im Widerspruch

1) Maas l. c. 229 N. 4.

2) Die freie Reichsstadt Frankfurt war dabei nicht vertreten. Vgl. Brück, Die Oberrheinische Kirchenprovinz S. 309.

mit allen kirchlichen Gesetzen fortbestehen zu lassen, wird täglich schwerer und drückt immer mehr auf das Gewissen. Wenn Ew. Erzbischöflichen Gnaden mir den Ausdruck meiner Ansicht gestatten wollen, so geht sie dahin, daß wir, sobald die Weihnachtszeit vorüber ist und der Winter, wenn er bis dahin eingetreten ist, sich bricht, zusammentreten müssen, um definitive und entscheidende gemeinsame Schritte zu berathen."

Während noch die Regierungen zauderten, thaten die Bischöfe zur Ordnung ihrer kirchlichen Angelegenheiten wenigstens einen kleinen Schritt voran. Bischof Blum drängte auf Erfüllung des Beschlusses vom Februar, die Ernennung von Generalvicaren betreffend. Gegen Mitte Oktober erklärte der Bischof von Rottenburg sich bereit, und der 15. Dezember 1852 wurde zur Ausführung dieser Maßregel in den Diöcesen von Mainz, Limburg und Rottenburg bestimmt. An diesem Tage ernannte Ketteler zu seinem Generalvicar den trefflichen noch in der Vollkraft der Jahre stehenden Domkapitular Lennig. Der Staatsregierung wurde die vollzogene Ernennung einfach zur Anzeige gebracht; auch an den Clerus der Diöcese ein über Veranlassung und Natur dieser Maßregel aufklärendes Schreiben erlassen.

Ein ganzes Jahr war nun vergangen, seit der päpstliche Diplomat Viale Prelà voll froher Hoffnungen vom Oberrhein nach Wien zurückgekehrt war. Aber auf die Bischöfliche Denkschrift war noch immer eine Antwort nicht erfolgt, und auch die andere Hauptangelegenheit, welche den Nuntius damals beschäftigt hatte, war um keinen Schritt weiter gediehen. Es handelte sich darum, dem hochbetagten Erzbischof von Freiburg einen Coadjutor zu geben mit dem Rechte der Nachfolge. Dem Nuntius war es gelungen, das Domkapitel für diesen Fall zum Verzicht auf sein Wahlrecht zu vermögen, und nichts blieb in dieser Angelegenheit übrig, als sich mit der Badischen Regierung über die Person zu einigen. „Hierüber," schrieb der Nuntius 7. Dezember 1851 an Cardinal v. Geissel[1]), „habe ich noch keine entscheidende Antwort erhalten können, obgleich ich „opportune, importune" gedrängt habe. Aber die Sache ist gewonnen, sei es in der einen, sei es in der andern Weise."

Immerhin hatte Großherzog Leopold auch hinsichtlich der Personenfrage so günstig sich geäußert, daß der Candidat des Papstes bereits gesichert schien, und dieser war kein anderer als Bischof v. Ketteler. Für diese Wahl sprach die allgemeine Stimme unter den Katholiken.

Der Erzbischof selbst hatte 15. Dezember 1851 an den Papst geschrieben[2]):

---

1) Pfülf, Cardinal v. Geissel II, 222.

2) Dr. E. Friedbergs sogenannte „Abfertigung des Bischofs von Mainz" im Lichte der Thatsachen, Freiburg 1873 S. 14.

„Ich weiß, daß Ew. Heiligkeit nach Ihrer väterlichen Sorgfalt für die Heerde des Herrn und in Ihrer erhabenen Weisheit sehr wünschen, es möchte ein Coadjutor mit dem Rechte der Nachfolge mir beigegeben werden. Diesem Plane stimme ich nicht bloß freudigen Herzens bei, sondern ich bitte auch inständig, Ew. Heiligkeit möchten einen solchen Coadjutor gnädigst ernennen. Wie dies zu geschehen, wird Ew. Heiligkeit der Hochwürdigste Herr Nuntius Viale Prelà melden. Wenn aber Ew. Heiligkeit die Bürde eines Coadjutors auf die Schultern meines Suffraganen, des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Mainz, Wilhelm Emmanuel Freiherrn v. Ketteler, eines von allen apostolischen Tugenden strahlenden, durch große Geistes- und Willenskraft ausgezeichneten und mir mit den zartesten Freundschaftsbanden verbundenen Prälaten, legen wollten, dann würden Allerhöchstdieselben meinem Herzen unsäglichen Trost bereiten und das Wohl der Erzdiöcese Freiburg befördern. Dann erwarte ich getrost die letzte Stunde und werde, meine Seele in die Hände unseres Herrn und Richters empfehlend, ausrufen: „Nun entlässest Du Deinen Diener in Frieden," da ich weiß, daß nach meinem Hingange ein guter Hirt meine geliebte Herde weiden wird."

„In München wie anderwärts," schreibt Bischof Räß von Straßburg 9. Dezember 1851 an Vicari [1]), „herrscht die Meinung, man solle auf Herrn v. Ketteler bestehen." Und wirklich bestand man auf ihm. Ketteler selbst wandte sich bestürzt schon 15. Dezember an den Erzbischof v. Vicari [2]): er „flehe um Barmherzigkeit", daß dieser „die Möglichkeit von ihm abwende". Vicari glaubte die Sache bereits ziemlich gesichert. „Nun habe ich auch noch den Trost," vertraut er 24. Dezember 1851 dem Cardinal von Köln, „daß nach meinem Ableben mein Bisthum einen guten Nachfolger erhaltet, wahrscheinlich Freiherrn v. Ketteler." In Mainz herrschte denn auch darüber große Bestürzung. Domkapitular Lennig schüttete dem befreundeten Bischof von Limburg 9. Januar 1852 das gepreßte Herz aus [3]):

„Obschon nun von einer alsbaldigen Versetzung unseres Herrn Bischofs nicht die Rede ist, da hauptsächlich nur die Nachfolge gesichert werden soll, was noch längere Zeit dauern kann, so muß doch die Sache als ein großes Unglück für Mainz betrachtet werden. Ein Wechsel in Mainz wird auf ziemlich lange hin eine gewagte Sache sein. Ich hatte darum, als ich zum ersten Mal von der Angelegenheit hörte, viele höchst betrübte Stunden und war fast böse auf Rom, welches stiefmütterlich für uns sorge. Schon hatte ich ein Schreiben an den hl. Vater selbst angefangen, als es mir über der Arbeit Angst wurde ob der Verantwortung, da ich erwog, wie furchtbar groß die Noth in der Erzdiöcese Freiburg sei. Ich dachte auch an ein Wort des Grafen Stolberg, der mir wahrsagte, Wilhelm Emmanuel werde noch einen andern Wirkungskreis als Mainz bekommen, und es schien mir auch für Mainz besser, ihn nach Freiburg abzugeben, als vielleicht in irgend ein erledig-

1) Maas, Geschichte der kathol. Kirche in Baden 647 N. 2.
2) l. c. S. 647 N. 1.
3) Brück, A. F. Lennig S. 162.

tes Bisthum oder Erzbisthum in Oesterreich oder Preußen. So ließ ich den Brief unvollendet, will aber nicht unterlassen zu beten, daß Gott der armen Mainzer Diöcese nicht nur den jetzigen Bischof so lange als möglich erhalte, sondern dann ihre Geburtswehen für den dereinstigen Bischof nicht so hart werden lasse als die letzten."

Unterdessen war aber dem Erzbischof von verschiedenen Seiten die Nachricht zugegangen, daß die große Angelegenheit auf Schwierigkeiten gestoßen sei. Als er deßhalb 4. März 1852 besorgt beim Nuntius anfragte, erwiederte dieser noch am 23. desselben Monats:

„Die Angelegenheit, in welcher Ew. Excellenz sich an mich wenden, ist gewiß von der höchsten Wichtigkeit für die Diöcese Freiburg. Es ist mir nicht unbekannt geblieben, wie viele Mittel in Bewegung gesetzt worden sind, um die Sache zu verhindern, welche wir anstreben. Ich habe zu wiederholten Malen darüber nach Rom geschrieben und die Sache dem Cardinal-Staatssekretär sehr ans Herz gelegt, damit Ihre Wünsche befriedigt werden. Ew. Excellenz wissen schon, daß wir in Bezug auf die Person, die am besten für das Wohl dieser Diöcese geeignet wäre, ganz der gleichen Meinung sind. Ich werde schon handeln, Ew. Excellenz aber sollen beten, daß Gott in seiner Gnade Ihnen einen würdigen Nachfolger und der Diöcese Freiburg seiner Zeit einen eifrigen apostolischen Oberhirten gewähren möge."

Allein dem übelwollenden Badischen Ministerium Marschall war es gelungen, bereits bei Großherzog Leopold eine günstige Entscheidung zu verzögern, und mit dem Tode des Großherzogs 24. April 1852 verschlimmerte sich die Sache noch mehr. Viale Prelà selbst schrieb 30. Januar 1853 an Erzbischof v. Vicari [1]): „Es ist auch mein Wunsch, einen Coadjutor (für Freiburg) in der Person des ehrwürdigen Bischofs von Mainz zu erhalten . . . Der verstorbene Großherzog hat mir versprochen, daß unserem Verlangen willfahrt werden würde . . . Vorigen Sommer habe ich [auch] mit dem Prinzregenten von Baden darüber gesprochen. Ich kann [jedoch] nicht sagen, daß der Prinz . . . sich unserem Wunsche geneigt gezeigt habe."

---

1) Maas, l. c. 647. Es ist von Interesse, mit den ruhigen und genauen Berichten des päpstlichen Diplomaten die Darstellung zu vergleichen, welche der Badische Minister v. Rüdt in seiner späteren Verstimmung bei der Unterredung mit dem kaiserl. Oesterreichischen Gesandten v. Philippsberg am 25. März 1853 vom Verlauf der Dinge gegeben hat. Der amtliche Bericht Philippsbergs vom 28. März 1853 registrirt dessen Aeußerungen: „Jeder andere kräftige Bischof an seiner (des greisen Erzbischofs) Stelle wäre der Regierung recht, wenn er nur nicht den confessionellen Frieden stört. Der Herr Nuntius Viale Prelà wollte uns Herrn v. Ketteler aufdrängen. Gerade deßwegen nimmt ihn der Regent nicht und wird ihn nicht nehmen. Schon der verstorbene Großherzog blieb standhaft in diesem Punkte und ließ sich nicht brusquiren. Der Herr Nuntius kam dann aufs neue in Wien mit dem Prinzen auf Bischof Ketteler zu sprechen. Der Prinz hörte ihn sehr ruhig an, ließ sich aber, ganz nach seiner Art, durchaus nicht influenziren. Sagt man uns, Ketteler ist der Einzige, den Rom annimmt, so sagen wir: wir wollen lieber gar keinen als diesen."

Die lange erwartete Antwort der Regierungen auf die Denkschrift der Bischöfe vom März 1851 wurde endlich im März 1853 bekannt gegeben. Sie war die Frucht der Berathungen der oberrheinischen Staaten unter sich, aber keineswegs hatte man es für nöthig gehalten, darüber vorher mit dem Erzbischof sich ins Einvernehmen zu setzen, wie dies 1850 in Aussicht gestellt worden war. Gleichwohl vermeinten die oberrheinischen Staatsmänner, ihre Aufgabe gelöst zu haben. Gleich nach der Karlsruher Conferenz beantragte Herr v. Rüdt bei seiner Regierung in Anbetracht des gut und wohl vollbrachten Werkes Decorationen für die Bevollmächtigten, welche dann auch vom Großherzog gewährt wurden [1]).

Die Erklärung der Regierungen sprach nicht nur von ihrem „Bestreben, der Kirche eine größere Selbständigkeit zu gewähren“, sondern enthielt auch wirklich einige Zugeständnisse. Einige andere Punkte ließ dieselbe offen, um zu gegenseitiger Vereinbarung die Vorschläge der Bischöfe abzuwarten. Allein in den wesentlichsten Punkten lautete die Antwort der Regierungen abschlägig, „ja in mehr als einer Hinsicht wurden neue Beschränkungen auferlegt [2])“. Das Entscheidende war, daß das staatskirchliche System principiell aufrecht gehalten, und nicht das gute Recht der katholischen Kirche, sondern das angebliche „Staatsinteresse“ für die Ordnung der gegenseitigen Beziehungen als das Maßgebende hingestellt wurde.

Erzbischof v. Vicari war durch diesen Bescheid, der nach zwei Jahren des Wartens endlich verabfolgt wurde, so entrüstet, daß er schon folgenden Tags, 6. März 1853, der Regierung einen Protest einreichte und denselben sofort in den Blättern veröffentlichen ließ [3]). Wie man in Kettelers Umgebung urtheilte, zeigt ein Brief Lennigs an den Sekretär des Bischofs von Limburg [4]):

---

1) Hieraus erklärt der österreichische Gesandte v. Philippsberg in seinem Bericht die ganze nachmalige Gereiztheit und Feindseligkeit v. Rüdts gegen die Bischöfe, welche mit den Vereinbarungen nicht zufrieden waren.

2) Maas l. c. 233.

3) Ganz besonders hierdurch fühlte v. Rüdt sich verletzt; er äußerte sich Philippsberg gegenüber 25. März: „Der Erzbischof hatte unsere Eröffnungen noch nicht gelesen und konnte sie noch nicht gelesen haben, als er schon einen Protest abgehen ließ, und zwar in einem Briefe, den er selbst nicht einmal verfaßte, den er nur abschrieb. — Nun gut, er protestirt, und dabei bleibt es; wir werden ihn ungehindert protestiren lassen; wir werden auf unserer Bahn ungestört fortfahren. — Rom protestirt gar oft, und doch kehrt sich niemand daran. Deßwegen werden wir doch keinen Martyrer aus Herrn v. Vicari machen; er soll Erzbischof bleiben, wir werden ihn nicht absetzen . . .“

Die Correspondenz Kettelers wie die des Cardinals v. Geissel weist eine Reihe von eigenhändigen Briefen des Erzbischofs v. Vicari auf, auch noch aus späteren Jahren, in denen alles von ihm allein herrührt und für seine außergewöhnliche Geistesfrische wie für seine geistige Unabhängigkeit genügendes Zeugniß gibt.

4) Brück, Lennig S. 164.

„Was Sie von Ihrer Regierung als Antwort auf die „Denkschrift" bekamen, ist in einzelnen Punkten noch ungünstiger, wie die uns ertheilte Resolution. Indessen sind das nur Modificationen der einen grundschlechten Sache. Gottlob, daß sie so ganz und wirklich unverkennbar schlecht ist. Ich weiß nicht, ob es von mir gefrevelt ist, allein ich muß gestehen, daß ich mich auf den Zusammenstoß wirklich freue. Wer so antworten kann, der gibt nichts, als wozu er gezwungen wird. Wir wollen sie daher zwingen, indem wir uns einmal von ihnen verfolgen lassen. Noch ist keine irdische Gewalt lange gegen unsern lieben Herrgott stark gewesen. . . . Die Bischöfe, indem sie in demjenigen Geleise fortwandeln, das ihnen Gott und die Kirche so deutlich vorschreiben, können nicht irre gehen. Die Folgen ihres Handelns wird und muß Gott auf sich nehmen."

Sofort lud Erzbischof v. Vicari seine Suffragane wieder zu einer Berathung nach Freiburg; Ketteler ordnete in seiner Diöcese besondere Gebete an [1]. Die Bischöfe erschienen in Begleitung ihrer Generalvicare am 6. April. Zwar hatten die einzelnen Bischöfe schon unmittelbar nach Empfang des Regierungs-Bescheides ein jeder für sich eine Erwiederung eingereicht, in welcher sie die gemachten Zugeständnisse als ungenügend bezeichneten, und das Weitere sich vorbehielten. Allein sie beschlossen jetzt, auch noch unter dem 12. April eine Collectiv-Erklärung einzureichen. In dieser eröffneten [2] sie den Regierungen:

„Daß sie sich wie berechtigt, so verpflichtet erkennen, inskünftig nur mehr das Dogma und das darauf beruhende Verfassungsrecht ihrer hl. Kirche als normirend für ihre Amtsverwaltung zu betrachten; den Vorschriften und Anordnungen aber, welche die . . . Regierungen in Bezug auf die katholische Kirche bisher geltend gemacht und auch ferner geltend zu machen beschlossen haben, auf das entschiedenste entgegenzutreten — Vorschriften und Anordnungen, die auf einem System beruhen, welches wiederholt von dem Oberhaupte der Kirche als ein ganz und gar widerkatholisches und widerrechtliches nachdrücklichst und feierlichst verworfen worden ist, und welches eben darum als ein schlechthin unstatthaftes betrachtet werden muß."

Zugleich wurde angekündigt, daß die Bischöfe den Regierungen eine weitere Vorlage machen würden und daß sie hofften „in einigen Wochen die erforderlichen Ausarbeitungen vollendet zu haben". Am 20. Mai konnte der Erzbischof an den Papst berichten, die Grundzüge dieser neuen Denkschrift seien festgestellt, und es solle dieselbe in einem bald abzuhaltenden Provincial-Concil zur Vertheidigung der kirchlichen Rechtsstellung geprüft und angenommen werden [3].

Mit Abfassung eines Entwurfes für diese „weitere bischöfliche Deduction auf die Erklärungen der Staatsregierungen" war eine eigene Com-

1) Katholik 1853 I, 288.
2) Brück, Die Oberrheinische Kirchenprovinz S. 315.
3) Maas l. c. 233.

mission betraut, welche in Mainz unter den Augen Kettelers arbeitete [1]). An diesen persönlich sendete 28. April 1853 der Bischof von Fulda das Aktenmaterial, was er von seiner Seite aus glaubte beitragen zu können.

Kettelers innere Stimmung in diesen Tagen zeigt ein Wort an seine Schwägerin Paula 17. April 1853: „Wir gehen hier großen Kämpfen entgegen, da die Regierungen in der That in der Verblendung die äußerste Grenze erreicht haben. Durch Gottes Gnade werden wir thun, wozu wir verpflichtet sind, und Ihm den Erfolg überlassen, den Er allein in der Hand hat."

Am 13. Juni 1853 traten die Bischöfe in Begleitung ihrer Generalvicare abermals in Freiburg zusammen, und der Wortlaut ihrer neuen Eingabe wurde hier endgültig festgestellt. Zugleich wurde vereinbart, daß im Falle der Nichtbeachtung der bischöflichen Forderungen der Weg des faktischen Vorangehens muthig einzuschlagen wäre. Die „Denkschrift des Episkopates der oberrheinischen Kirchenprovinz in Bezug auf die Kgl. Württembergische, Großherzogl. Badische, Großherzogl. Hessische und Herzoglich Nassauische allerhöchste Entschließung vom 5. März 1853 in Betreff der Denkschrift des Episkopates vom März 1851" stellte sich einfach auf den Standpunkt der Vernunft und des Rechtes. Bei den einzelnen Forderungen der Bischöfe wies sie aus dem positiven gemeinen Rechte, den Reichsgesetzen, völkerrechtlichen Verträgen, Landrechten und bindenden Abmachungen mit dem Hl.

---

1) Dieser Umstand bestätigt jedoch keineswegs die lügenhafte Angabe jenes Drucksetzers, welche der Bundestagsgesandte v. Bismark an Minister v. Manteuffel 29. Nov. 1853 berichtet (Poschinger, Preußen im Bundestag, Leipzig I, 321.):

„Außerdem hat das treibende Princip in dem (Badischen Kirchen-)Streit seinen Sitz nicht in Freiburg, sondern in Mainz, in der Person des Bischofs Ketteler. Dieser Umstand wird zwar officiell vielfach in Abrede gestellt, ich weiß in dessen durch einen Setzer der Herzog'schen Druckerei in Freiburg, daß sämmtliche erzbischöfliche Erlasse im Manuscript von Ketteler und nur mit Randbemerkungen vom Erzbischof versehen gewesen sind. Aus derselben Quelle höre ich, daß der bekannte Buß augenblicklich eine Schrift gegen Preußen drucken läßt, welchen Umstand ich beiläufig als Beitrag zur Würdigung der in Freiburg gegen Preußen thätigen Personen anführe . . ."

Ketteler, der nicht nur sein Leben lang ungern, sondern meistens auch recht undeutlich die Feder handhabte, hat sicher nicht den Abschreiber für die Commission gemacht, um dem 81 jährigen Erzbischof ein unleserliches Manuscript vorzulegen. Vielmehr bezeugt Dr. Brück, der hier als sehr gut informirt gelten kann, ausdrücklich (Katholik 1891 I. 405): „An der Ausarbeitung dieses nach Form und Inhalt ausgezeichneten Aktenstückes hat Dr. Heinrich einen großen Antheil." Noch weniger war Ketteler an der Abfassung der ersten Denkschrift von 1851 betheiligt, wie schon der Stil verräth, aber auch authentisch feststeht. Die ganze Angabe des Bundestagsgesandten an dieser Stelle beruht auf einer vorgefaßten Meinung und auf der völligen Unbekanntheit mit der wahren Situation im kirchlichen Lager. Vgl. auch Maas, Geschichte der katholischen Kirche in Baden S. 271 N. 3.

Stuhl die Begründung nach, und trat dem Vorwand entgegen, als ob ein wahres Interesse oder ein wirkliches Recht des Staates durch Gewährung derselben irgend geschädigt werden könnte.

Mit Ausnahme des Bischofs von Fulda, der sich des Wohlwollens seiner Regierung nur zu rühmen hatte, überreichten die sämmtlichen Bischöfe ihren Regierungen diese gemeinsame Denkschrift zugleich mit einem besondern, den Verhältnissen der Diöcese und des Landes angepaßten Erläuterungsschreiben. Es geschah gleichzeitig, am 16. Juli 1853. Noch während des Druckes der beiden Schriftstücke, 12. Juli, wandte sich Ketteler an Cardinal v. Geissel, um ihn zu einer gemeinsamen Kundgebung des preußischen Episkopates für die bedrängte Sache der Kirche am Oberrhein zu veranlassen [1]).

Bischof Laurent, welchem Ketteler gleich in der ersten Zeit einen Abdruck dieses Schreibens zugesendet hatte, fand trotz des Beifalles, welches er demselben wie auch der gemeinsamen Denkschrift der Bischöfe vom 18. Juni spendete, daß in einzelnen Punkten die Bischöfe in ihren Forderungen zu zurückhaltend gewesen seien [2]). Namentlich mißfiel ihm, daß dem Staat in Bezug auf die Schule zuviel eingeräumt worden sei, und er tadelte, daß zwar ein Einfluß der Kirche auf die ganze religiöse Unterweisung und Erziehung, nicht aber auf die ganze Unterweisung und Erziehung überhaupt ausdrücklich in Anspruch genommen worden sei. Auf diese und andere kritisirende Bemerkungen antwortete Ketteler [3]):

„Es war mir von ganz besonderem Werthe, Ihre Ansicht über unsere Denkschrift zu vernehmen und ich danke Gott, daß Sie nicht mehr zu tadeln gefunden haben, sondern in den meisten Punkten sich ganz mit uns einverstanden erklären konnten. Ihr verehrtes Schreiben ist das erste auf unsere Forderungen näher eingehende Urtheil, welches ich von so competenter Seite bisher erhalten habe, und ich sage Ihnen ganz besondern Dank für die Offenheit, mit der Sie es ausgesprochen haben.

„Was die Punkte betrifft, in denen wir nach Ihrer Ansicht dem Staate noch zu große Concessionen gemacht haben, so gehören sie gewiß zu denen, bei denen es besonders schwerfällt, mit voller Gewißheit, ohne Beimischung subjectiver Ansichten, das Maß der nothwendigen Forderungen der Kirche festzuhalten. Ich bin wenigstens darüber noch nicht zu einer solchen Gewißheit gelangt, wie bezüglich der andern Punkte unserer Denkschrift. Unser Bemühen war es, für die Kirche alle die Rechte zu reclamiren, die ihr nach ihrer göttlichen Verfassung und nach dem positiven

---

1) Pfülf, Cardinal v. Geissel II, 223.
2) Die katholische Bewegung 1889 Neue Folge II, S. 164 f.
3) a. a. O. 171.

Rechte zustehen, dagegen aber auch nichts zu fordern, was zwar an sich höchst nützlich und wünschenswerth, oder selbst in einer katholischen Weltordnung begründet, dennoch aber nicht mit Nothwendigkeit aus ihren Dogmen oder aus ihrem positiven Rechte abgeleitet werden kann. In diesem Maße glaubten wir zugleich unsere Kraft zu finden, und aus dem Bestreben, dieses Maß einzuhalten, ist wohl die Fassung jener Abschnitte der Denkschrift hervorgegangen. Ich hätte gern gefordert, was Sie beanspruchen, — ich glaubte aber, nicht mit demselben Recht wie bei den andern Forderungen dann dem Staate sagen zu können: „das müßt Ihr uns geben, das fordert das Dogma der Kirche und ihr Recht, und ohne diese Rechte ist sie im Zustande der Verfolgung."

„Dies zu einiger Erklärung. Ich werde aber Ihre Ansicht gelegentlich auch den Amtsbrüdern der Provinz mittheilen und bitte Sie zugleich, für uns recht oft zu beten, daß der liebe Gott uns in diesem Kampfe erleuchte und stärke."

Dieser Kampf stand unmittelbar bevor. Am 7. November 1853 erging die Verordnung des Ministeriums in Baden, welche dem Erzbischof v. Vicari die Ausübung seines Amtes, allen Priestern und katholischen Christen den Gehorsam gegen ihren Oberhirten untersagte. Vier Tage später erließ Bischof v. Ketteler über diese Ereignisse einen Hirtenbrief, um den Gläubigen seiner Diöcese den wahren Thatbestand bei diesen Vorgängen darzulegen und sie zum Gebete aufzufordern. Er schreibt:

„Es ist Euch hinreichend bekannt, daß wir Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz mit dem hochwürdigsten Herrn Erzbischof an unserer Spitze auf ausdrücklichen Befehl des sichtbaren Oberhauptes unserer hl. Kirche, des Papstes, von unsern betreffenden Landesregierungen die Anerkennung einzelner Rechte gefordert haben, die der Kirche so wesentlich zukommen, daß sie ohne dieselben als katholische Kirche nicht bestehen kann, und die ihr ganz einseitig, mehr aus Unbekanntschaft mit dem Wesen der katholischen Kirche und in Folge unseliger Zeitverirrungen als aus böser Absicht, durch eine Reihe von Verordnungen entzogen waren."

Der Bischof führte dann im einzelnen aus, was eigentlich Erzbischof v. Vicari gethan habe, und stellte diesem von der andern Seite das Vorangehen der Badischen Regierung gegenüber:

„Unser ehrwürdiger 81jähriger Metropolit, der Herr Erzbischof von Freiburg, dessen ganzes Wesen Liebe, Milde, Güte, Treue ist, Treue gegen Jedermann, Treue gegen seinen Fürsten, aber auch Treue gegen seinen Gott und seine Kirche, wird seit einigen Tagen, in seinem hohen Greisenalter, wie ein Aufwiegler betrachtet und einer Behandlung unterzogen, die, wenn Gott nicht wunderbar hilft, sein graues Haar bald in das Grab bringen wird. . . . .

Unser hochbetagter Metropolit hat trotz seiner unbegrenzten Liebe, die ihm nicht gestatten würde, dem kleinsten Kinde ein Härlein zu krümmen, aus Gewissensnoth und weil er mit dem Apostel seine Gegner fragen konnte: „Urtheilt

selbst, ob es recht ist vor Gott, Euch mehr zu gehorchen als Gott?" im Angesichte seines nahen Todes so handeln müssen."

Von bedeutungsvollem Ernst war der Schlußgedanke:

„Ihr wisset, geliebte Diöcesanen, wie fern mir der Gedanke an eine beabsichtigte Aufregung liegt. Ihr habt es in den letzten Jahren ja so oft gehört, wie die Bischöfe ihre Stimme erhoben haben, um die Gläubigen zu ermahnen, der weltlichen Obrigkeit in allen erlaubten Dingen Gehorsam zu leisten; es ist Euch bekannt, welchen Haß die Kirche sich deßhalb zugezogen hat. Auch ich habe schon so oft diese Pflicht Euch ans Herz gelegt, daß ich gar nicht fürchte, von Euch mißverstanden zu werden. Ob wir Böses oder Gutes empfangen, wir gehorchen nicht wegen der Strafe oder des Lohnes, sondern um Gottes Willen, als Kinder Gottes, in guten und bösen Tagen. Aber dieser Gehorsam, der auch in Ketten noch treuer sein wird als der Gehorsam so vieler Lohndiener, die unter dem Scheine, die Rechte und Interessen ihrer Fürsten zu vertreten, die Grundlagen alles Rechtes und aller rechtmäßigen fürstlichen Gewalt erschüttern, darf uns nicht abhalten, das Wort zu erheben, wenn man Hand an den Bestand der katholischen Kirche legt, jener Kirche, die auch auf unserm deutschen Boden mit dem Blute der Martyrer gepflanzt ist, jener Kirche, der Deutschland alles Wahre, Große und Gute und jene Treue verdankt, die einst sprichwörtlich geworden, jetzt aber mehr und mehr verschwindet, jener Kirche, die außer ihrem göttlichen Rechte ein so wohlverbürgtes altes menschliches Recht in Deutschland hat und dennoch jetzt allein ohne Schutz ist. . . ."

Gerade von diesem letzten Gedanken fühlte sich der Bischof so ganz und gar beherrscht, daß er ihn in einer eigenen Schrift weiter auszuführen und die öffentliche Meinung dafür aufzurufen beschloß. So entstand die Broschüre: „Das Recht und der Rechtsschutz der katholischen Kirche in Deutschland, mit besonderer Rücksicht auf die Forderungen des Oberrheinischen Episkopates und den gegenwärtigen kirchlichen Conflict[1])." Es war Kettelers erste Schrift als Bischof; am 30. Mai 1854 gab er sie ans Licht; noch vor Ablauf des Jahres hatte sie die fünfte Auflage erreicht.

Der Plan, dem Bundestag eine Rechtsausführung einzureichen, um von ihm Schutz für die geknechtete Kirche zu verlangen, wie jener andere Plan, dies auszuführen in der Form eines Manifestes, das zugleich auf die Oeffentlichkeit wirken sollte, waren hier miteinander vereinigt. Nur war aus dem Bittgesuch an den Bundestag hier eine Anklage desselben geworden[2]):

„Die katholische Kirche hat in Deutschland auch einen irdischen Grund, einen menschlichen Grund, ihr positives Recht nach deutschem Staats- und Völkerrechte. Dieses Recht gegen alle Eingriffe zu schützen war die Pflicht des

---

1) Als Erwiederung erschien darauf ein Schriftchen, das bei kleinem Format und weitem Druck kaum 9 Seiten umfaßt: „Das Recht und der Rechtsschutz der kath. Kirche in Deutschland von Bischof Ketteler, beleuchtet von einem kath. Laien, oder: Ein Wort zur Orientirung in den neuesten Lehren des deutschen Episcopates über Staatsrecht, Strafrecht und kirchliche Unfehlbarkeit." Vgl. Katholik 1854 II, 49 f.

2) Das Recht und der Rechtsschutz, S. 12. 46.

deutschen Kaisers und Reiches, und mit dem Untergang des deutschen Reiches ist die Schutzpflicht auf den Deutschen Bund übergegangen. . . .

„Zur Erfüllung der Pflicht, welche allen deutschen Fürsten oblag, den deutschen Stämmen ein einigendes Band zu geben, wurde der Deutsche Bund hergestellt. Man glaubte auch bisher, der Deutsche Bund habe die Pflicht, die Rechte der drei anerkannten christlichen Confessionen nach den Bestimmungen des westfälischen Friedens und des Reichs-Deputations-Hauptschlusses gegen etwaige Angriffe zu schützen: In der Wirklichkeit aber ist dieser Schutz noch nie geübt, und einmal sogar geradezu verweigert worden. . . .

„Der Deutsche Bund scheint dieses Recht nicht üben zu wollen. Er hat in einem Falle es bereits förmlich abgelehnt und er sieht ruhig zu, wie in einem deutschen Staate alle Rechte der Kirche in Frage gestellt und die Kirche, wie eine geächtete behandelt wird. . . . .

„Wenn aber der Bund ein solches Verfahren als Grundsatz aufrecht erhalten würde, so träte für die katholische Kirche und Katholiken in vollem Maße jener ernste Fall ein, den wir oben bezeichnet haben. Sie hat dann zwar Rechte in Deutschland, sie hat das Recht, nach ihrer Verfassung zu bestehen . . . — aber einen Schutz für die wirkliche Heilighaltung dieser Rechte hat die Kirche in Deutschland nicht mehr! Dann aber ist die Auflösung des deutschen Reiches nicht mehr ein politisches Ereigniß, sondern mehr als die Reformation ein religiöses Ereigniß, das größte und wichtigste seit dem Bestehen der Kirche in Deutschland. Dann hat die katholische Kirche, welche im westfälischen Frieden einen Theil ihrer Rechte verloren, durch die Auflösung des deutschen Reiches den Rechtsschutz für den andern Theil ihrer Rechte eingebüßt und ist schutzlos allen Angriffen preisgegeben." —

---

4. Fortschritte in der Diöcese.

Eine besondere Fügung wollte es, daß in demselben Jahre, da Kettelers muthiger Schritt der Wiedereröffnung der theologischen Lehranstalt in Mainz die Augen von ganz Deutschland auf seine Bischofsstadt hingelenkt hatte, die Vertreter der deutschen Katholiken abermals Mainz zu ihrem Versammlungsorte wählten. Mehrere andere Orte waren für die V. Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands in Vorschlag gewesen, aber überall stieß man auf unübersteigliche Schwierigkeiten, bis die Einladung des Mainzer Pius-Vereins endlich dankbar angenommen wurde. Am 6. Oktober 1851 trafen die Festgäste ein; schon in der ersten öffentlichen Versammlung, 7. Oktober sprach Bischof v. Ketteler eindringliche Worte. Er sprach lang und ernst von der Nothwendigkeit religiöser Belehrung, vor allem durch die Schule und die Presse; er schilderte die traurigen Zustände, die er in dieser Beziehung in Stadt und Diöcese Mainz vorgefunden.

Hatte er schon diese erste Rede mit einer warmen Empfehlung des Bonifatius-Vereins beschlossen, so rief ihn eben dieser schon folgenden Tags wieder auf die Rednerbühne. Es war nicht seine Absicht gewesen,

an diesem Tage zu sprechen, allein als Graf Joseph Stolberg, der Präsident des Vereins, seine Rede über die Bedeutung wie über die Bedürfnisse desselben beendet, konnte der Bischof, dem Drang seines apostolischen Eifers nicht widerstehen, und er unterstützte durch die Schilderung seiner Erfahrungen in den Diaspora-Gegenden die Bitten des Redners.

Die erste Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Mainz, gerade 3 Jahre früher, hatte den Pfarrer Ketteler den Mainzern zum ersten Mal bekannt gemacht, die jetzige Generalversammlung erbrachte den Beweis, daß der Bischof v. Ketteler bereits in ganz Deutschland gekannt war. Als der Präsident der Versammlung, Freiherr v. Andlaw, dem Bischof für dessen erste Rede den Dank der Versammlung brachte, entfiel ihm das Wort: „man brauche nur dessen Namen zu nennen, um mit Begeisterung erfüllt zu werden.“ Dieser Begeisterung, die auch hier in einem jubelnden dreifachen Hoch sich aussprach, gab am folgenden Tage beim Festmahl Bibliothekar Laurent aus Aachen, wie er sagte „mit überströmenden Herzen“ Ausdruck. Er schloß seinen Ehrenspruch auf den gefeierten Bischof: „Diesem geweihten und erleuchteten Haupte, diesen treuen Hirtenschultern, diesem Hort des Glaubens, diesem vor Liebe zu seinem Herrn und zu seiner Heerde sich verzehrenden Herzen Ihres Oberhirten, liebe Mainzer! bringe ich ein begeistertes dreimaliges Lebehoch!“

Nicht nur für Ketteler persönlich war es eine besondere Freude, hier unter seinen Augen seinen Bruder Wilderich und einen andern lieben Bekannten seiner Jugend, den Grafen Joseph Stolberg, als Redner wie als Berather hervorragend sich für das Beste der Kirche bethätigen zu sehen, die Katholikenversammlung mit der von ihr unzertrennlichen moralischen Einwirkung schien auch für seine bischöfliche Verwaltung, zumal für Mainz selbst, ein günstiges Ereigniß. Um so mehr versprach sie das zu werden, da der Mainzer Pius-Verein auch für den äußern Glanz der Versammlung die glücklichsten Veranstaltungen getroffen hatte, und die beiden ersten Tage mit so vielen begeisternden Reden nur erhebend und erbauend hatten wirken können. Zur dritten öffentlichen Versammlung, am Abend des 9. Oktober erschien auch noch der Cardinal-Erzbischof von Köln, Johannes v. Geissel, der eben auf der Reise begriffen, zu diesem Zweck in Mainz kurze Rast genommen hatte. Der hohe Kirchenfürst sprach freundlich anerkennende Worte für den Pius-Verein und die bisherigen Katholikenversammlungen und ertheilte seinen Segen.

Aber während der zweiten der nun folgenden Reden brach in dem überfüllten Lokal plötzlich Feuerlärm aus. Der Lärm war unbegründet, aber trotz lauten Widerspruchs wiederholte er sich, und der ungeheuern im Saale versammelten Menge bemächtigte sich eine Panik, welche die furchtbarsten Folgen nach sich ziehen konnte. Vergebens tönte die ge-

waltige Stimme des Oberhirten durch den Saal. Er bat und flehte, man solle sich beruhigen; er selbst werde als der letzte den Saal verlassen. Zuletzt warf er sich betend auf die Kniee. Mit großer Geistesgegenwart begann Dr. Moufang ein bekanntes volksthümliches Kirchenlied anzustimmen; Hunderte fielen ein, und der Gesang beruhigte einigermaßen die Gemüther. Der Gesellenvater Kolping, der Tags zuvor durch seine Rede in ungewöhnlichem Maße das Interesse der Versammlung gewonnen hatte, ließ sich während dessen bestimmen, trotz mangelnder Vorbereitung abermals das Wort zu ergreifen. Aber die volle Ruhe wollte nicht wiederkehren. Unterdessen war dem Bischof, der die ganze Zeit hindurch angstvoll an seinem Platze ausgeharrt hatte, die Schreckenskunde zugegangen, daß bei dem Hinabdrängen der Menschenmasse von den Gallerien, auf den ersten Feuerlärm hin, schwere Unglücksfälle sich ereignet hatten. Sechs Menschenleben waren zu beklagen. Zwei Frauen und vier unverheirathete Mädchen waren erdrückt worden, etwa 12 andere Personen waren mehr oder minder schwer geschädigt. Noch wußte man in der Versammlung nichts von dem, was sich ereignet hatte, als Bischof Ketteler Zeichen gab, daß er zu reden wünsche. Kolping schloß seinen Vortrag und der Bischof erschien auf der Tribüne. Er theilte mit, daß der unbegründete Feuerlärm und der durch denselben hervorgerufene Schrecken Unglücksfälle nach sich gezogen habe. Er hob daher mit Rücksicht auf die Erregung der Gemüther die Versammlung auf:

„Es ist eine Prüfung über uns gekommen; wir können niemanden darüber beschuldigen. Gott der Herr weiß es, was die Ursache dieses Schreckens und dieser Angst gewesen. Wir wollen aber den Eindruck der Rede unseres guten, lieben Freundes, der eben hier gesprochen hat, mit uns nach Hause nehmen. Er hat so liebevolle Worte zu unserem Handwerkerstande gesprochen, daß es mich wirklich auf das innigste gerührt hat. Gott der Herr gebe seinen Segen, daß seine Worte auf fruchtbaren Boden gefallen sind und gute Früchte bringen!"

Betend verblieb der Oberhirt auf der Tribüne. Unter einem frommen Liede, das aufs neue angestimmt wurde, entleerten sich langsam unter großer Behutsamkeit Saal und Gallerien. Es war 9 Uhr Abends. Auf die Kunde von vorgefallenen Unglücksfällen hatten nicht nur die Angehörigen der in der Versammlung Befindlichen in angstvoller Erregung sich vor dem Lokale zusammengeschaart; auch rohe Pöbelhaufen hatten in feindlicher Absicht sich zusammengerottet. In richtiger Erkenntniß der Dinge hatte der preußische General v. Schack ein Ausrücken des Militärs beantragt. Als die Theilnehmer der Versammlung wieder aus Freie traten, fanden sie die anstoßenden Straßen durch preußische und österreichische Truppen stark besetzt. Mehrere Verhaftungen waren vorgenommen worden; sonst blieb die Ruhe ungestört. Die durch die Unglücksfälle geschädigten dürftigen Familien

wurden, dank den freiwilligen Gaben der Piusvereine von Mainz, Aachen, Breslau, Freiburg i. Br., ausgiebig unterstützt. Die Todten wurden unter großer Theilnahme bestattet, und ein feierliches Seelenamt in der Liebfrauenkirche für sie abgehalten.

So schmerzlich dieses Unglück den Bischof persönlich berührte, so blieb doch die Katholikenversammlung für die Diöcese nicht ohne gute Frucht. Schon am 16. November 1851 bildete sich in Mainz ein Gesellenverein; am 17. Dezember wurde derselbe durch den Vorstand des Kölner Vereines in den „Rheinischen Gesellenbund" aufgenommen. Fünfunddreißig Gesellen hatten den Anfang gemacht, und langsam überwand der junge Verein die in den Mainzer Verhältnissen ihm gegenüberstehenden Schwierigkeiten. Im Frühjahr 1852 konnten die Gesellen das im Seminar ihnen eingeräumte bescheidene Lokal mit einem gemietheten Saale vertauschen. Am 24. Oktober 1852 begingen sie ihr erstes Stiftungsfest. Bei der kirchlichen Feier bestieg der Bischof selbst die Kanzel. Er sprach von dem Familien-Bande, das einst in gläubiger Vorzeit zwischen Meister und Gesellen bestanden, dem Vater und Mutter beim Abschied des in die Fremde ziehenden Sohnes ruhig hätten vertrauen können. Der Unglaube habe es zerrissen. Die Frage, deren Lösung jetzt Mandate und Gesetze umsonst zu finden versuchten, habe die Vergangenheit längst vollkommen gelöst durch Anwendung der Worte des vierten Gebotes auf das Verhältniß von Meister, Geselle und Lehrling. Jetzt aber sei und bleibe der Gesell außer der ihm zum Ekel werdenden Werkstätte auf die Straße oder das Wirthshaus angewiesen. Von dem Augenblick an, da er das elterliche Haus verlassen, finde er die Jahre der Wanderschaft hindurch kein Heim und keinen Ruhepunkt und müsse früher oder später dem allgemeinen Druck eines ungeheuern Verderbens erliegen. Da sei nun der Gesellenverein das von Gott gesegnete Ersatzmittel, um den Ruhepunkt, den nothwendigen Halt im Guten zu gewähren.

Ketteler begnügte sich nicht mit schönen Worten. Gleich bei der ersten Vorstands-Sitzung am 20. November 1851 bemerkt das Protokoll, daß „dem Präses durch Vermittelung des Herrn Dompräbendaten Dr. Heinrich 50 Thaler aus der Hand des hochwürdigsten Herrn Bischofs für den Verein zugestellt wurden". Die ersten den Gesellen zur Lesung gebotenen Blätter, wie „das Münster'sche Sonntagsblatt", das „Missionsblatt von Dülmen" wurden aus der bischöflichen Kasse bezahlt. So blieb es auch ferner: bis zu Kettelers letzten Lebensjahren steht unter den Einnahmen des Gesellenhauses alljährlich ein nicht unbedeutender Posten als „Geschenk Sr. Bischöflichen Gnaden"; zu den Verloosungen des Vereins gab stets der bischöfliche Protector seine Beiträge und mehr als einmal die ersten Treffer. Bis zuletzt versorgte er das Gesellenhaus mit guten Zeitungen. Namentlich beim

Bau und der Errichtung des Gesellenhauses zu Anfang 1864 kam der Bischof dem Vereine nachdrücklich zu Hilfe. Als man sich bei der Vorstandssitzung vom 11. Januar 1864 fälligen Rechnungen gegenübersah, zu deren Deckung keine Mittel vorhanden waren, half der Bischof aus der Verlegenheit, indem er sofort dem Vereine 500 fl. anwies.

„Ohne Unterlaß pflegte der Bischof den Gesellenverein mit größter Sorgfalt. Nicht genug, daß er sich bemühte, tüchtige Geistliche als Präsides auszuwählen, daß er bei Gelegenheit kirchlicher und weltlicher Feste des Vereins sich persönlich betheiligte, den Tüchtigsten Preise mit aussetzte und eigenhändig überreichte, ließ er sich stets eingehend über den Stand des Vereins Bericht erstatten, empfahl dessen Bestreben durch Wort und Schrift. Seinem Eingreifen gelang es bald auch in Darmstadt, Bensheim, Bingen, Offenbach Gesellenvereine ins Leben zu rufen; ihnen galt auf den Firmungsreisen jedesmal auch sein Besuch. Durch ein Schreiben des Ordinariats vom 12. Dezember 1856 wird allen Geistlichen empfohlen, nach Kräften bemüht zu sein, die Gründung und Erhaltung der Gesellenvereine zu fördern und der Unterstützung aller Katholiken zu empfehlen. Zu dem Ende sollten die in die Fremde ziehenden jungen Handwerker auf den Verein aufmerksam gemacht, zum Eintritt angehalten und an die Adresse des betreffenden Vereinspräses angewiesen werden [1])."

Auch der Vincenz- und Elisabethen-Verein, deren Einführung die erste Mainzer Katholikenversammlung angeregt hatte, blühten kräftig fort. Man berechnete Ende 1853, daß denselben jedes Jahr 7000 bis 8000 fl. durch die Hände gingen, „der zahllosen milden Gaben an Kleidern und Naturalien nicht zu gedenken". Diese Vereine erfreuten sich der liebevollsten Theilnahme von Seiten des Bischofs. Wiederholt übernahm er an den Vereinsfesten die Predigt. Am Fest der hl. Elisabeth, 19. November 1851 sprach er von der Kanzel des Domes im Eingange seiner Predigt [2]):

„Unsere Feier berührt zunächst die Mitglieder des Elisabethenvereins, die die Hl. Elisabeth sich zum Vorbilde ihres Wirkens erwählt haben, und die Mitglieder des Vincenzvereins, die ebenso nach dem Geiste der Armuth und der Liebe zu den Armen unter dem Schutze des großen hl. Vincenz streben. Von jetzt an wird aber am Tage der Hl. Elisabeth und des Hl. Vincenz eine allgemeine Abendandacht stattfinden, die nicht nur die thätigen Mitglieder des Vincenz- und Elisabethenvereins versammeln soll, sondern überhaupt bestimmt ist, den Geist der Mildthätigkeit und Barmherzigkeit, den Geist der Liebe zur Armuth und zu den Armen mehr und mehr in dieser Stadt zu verbreiten. Die Pflege der christlichen Barmherzigkeit war von jeher eine Aufgabe der Kirche. . . . . O möchte Gott dieses Unternehmen segnen!

Daß der Bischof neben dem leiblichen Almosen auch die andern Arten christlicher Wohlthätigkeit pflegte und förderte, zeigt sein Erlaß vom 3. März 1853 über die „Besserung der aus den Zucht- und Correktionshäusern ent-

1) Liesen, Bischof W. E. v. Ketteler und die sociale Frage S. 27.

2) Im Januar 1856 hielt Ketteler eine Reihe von Predigten über die christliche Mildthätigkeit, von denen eine ausschließlich mit dem Vincenzvereine, die andere mit dem Elisabethenvereine sich beschäftigte.

lassenen Sträflinge"[1]), wie eine Predigt vom 18. März 1857, die laut ihrer Ueberschrift im Zuchthaus gehalten worden ist. Er hatte für dieselbe den Vorspruch gewählt: „Kommet zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid." (Matth. 11. 28.)

Bei den armen Schwestern vom hl. Franziskus wurde im Dezember 1855 ein eigenes Heim für dienstlose Mägde ins Leben gerufen. Weibliche Dienstboten sollten für die Zeit, da sie ohne Platz und Arbeit wären, hier ein reinliches Obdach und Lager, eine einfache, billige Kost, zweckmäßige Beschäftigung und überdies Belehrung und gutes Beispiel finden, und sollten so vor den mannigfachen Gefahren sicher gestellt werden, welchen, zumal in größern Städten, solche Personen leicht ausgesetzt sind. Der Bischof ließ durch amtliches Ausschreiben vom 24. Januar 1856 seiner gesammten Pfarrgeistlichkeit das Unternehmen nachdrücklichst empfehlen und dieselbe zur Mitwirkung auffordern.

Auch den Kindheit=Jesu=Verein ließ er nicht mehr aus den Augen; am 29. August 1852 vereinigte er um sich in der Liebfrauenkirche diejenigen katholischen Kinder von Mainz, die dem Vereine angehörten, um zu ihrem Vereinsfest, dem Tag der hl. Schutzengel, herzliche Worte der Erbauung an sie zu richten. Der Verein hielt seinen Einzug in alle Pfarreien[2]).

Als in Mainz die Katholiken=Versammlung Oktober 1851 zusammentrat, stand der Bischof bereits in Unterhandlung mit dem Provinzial der deutschen Jesuiten über Abhaltung neuer Volksmissionen, und zwar dieses Mal an erster Stelle für Mainz selbst. Die Mission begann am Sonntag den 11. Januar 1852 in zwei Kirchen zugleich, im Dom und St. Emmeran. Sechs Patres waren dafür bestimmt, Männer wie P. Roh und Roder, Haßlacher und Zeil. Drei derselben nahmen Wohnung beim Bischof, drei beim Domkapitular Lennig. Die Mission dauerte volle 14 Tage; über ihre Wirkung schreibt der „Katholik"[3]):

1) Kirchliches Amtsblatt 1860 S. 43.

2) Histor.=polit. Blätter XXXII, 844.

3) 1852 I, 143. Die Missionäre selbst waren allerdings mit ihrem Erfolge wenig zufrieden. In der handschriftlichen Historia domus Residentiae Moguntinae heißt es in Bezug hierauf zum Jahre 1859: „Schon damals zeigte sich, daß die Mainzer für religiöse Eindrücke nicht sehr empfänglich sind. Abgesehen von den Abendpredigten und den Unterrichten des P. Haßlacher für die verschiedenen Stände war das Auditorium nicht sehr zahlreich, die Zahl der Beichtenden namentlich unter den Männern fast gering zu nennen. Wiederholt wurden die Missionäre auf der Straße öffentlich beschimpft. Auf die Ungläubigen und Aufgeklärten wirkte nur der Menschenzudrang und eine Art von Neugierde. Doch zeigte sich immerhin ein kleiner Funke,

„Die Theilnahme war eine sehr zahlreiche, und viele, welche der Religion und ihren Uebungen ganz entfremdet waren, sind gewonnen, andere in nicht geringer Zahl, wenigstens mit Hochachtung gegen dieselbe und mit Anerkennung für ihre Institute und Orden erfüllt worden. Es ist dadurch ein bedeutender Schritt vorwärts in der geistigen Umgestaltung unserer Stadt gethan."

Am 26. Januar 1852 erschien vor dem Oberhirten eine Deputation, geführt von dem Medicinalrath Dr. Gröser, um im Namen der Katholiken der Stadt ihm den Dank auszusprechen für diese Wohlthat, welche er ihnen allen erwiesen. Statt großer äußerer Ovationen und Freudenbezeugungen, welche die gehobene Stimmung zum Schlusse der Mission anfangs hatte nahe legen wollen, war unter den Katholiken eine Sammlung veranstaltet worden, um einem Lieblingsgedanken des Bischofs zur Ausführung zu verhelfen. Das Ergebniß der Sammlung, 2000 fl. konnte der Führer der Deputation dem Bischof überreichen als ersten Baustein zur Gründung einer Anstalt für verwahrloste Kinder [1]).

Zwei Jesuiten-Patres sollten nach des Bischofs Vereinbarung mit dem Provinzial zu seelsorglicher Thätigkeit namentlich für die in der Stadt bereits bestehenden Frauenklöster auf längere Zeit in Mainz zurückbleiben. Von den Missionären aber hieß es in den Blättern: „Drei der Patres Jesuiten werden noch eine Zeitlang an verschiedenen Orten des Bisthums Missionen abhalten." Diese Orte waren Alzey, Bingen, Bensheim und Worms. Die in Offenbach a. M. beabsichtigte Mission mußte unterbleiben, weil von Seite der erregten Bevölkerung Schlimmes zu befürchten stand. Bei der zu Bensheim, welche von den Patres Roh, Damn und Anderledy 8.—22. Febr. 1852 abgehalten wurde, betheiligte der Bischof sich persönlich.

„Mit heiliger Kraft bewehrt," schreibt ein Beobachter 1853 aus Rheinhessen [2]), „zog die Mission wieder reinigend durch das Land, und der eifrigste Missionär war der hochwürdigste Bischof selber, der an manchen Orten täglich predigte, und von vier und fünf Uhr Morgens bis neun und zehn Uhr Abends, wenige Stunden abgerechnet, ununterbrochen im Beichtstuhl saß, wie er auf seinen Firmungs- und Visitations-Reisen jeden Tag wenigstens einmal predigt."

---

der vielleicht noch zu größerer Flamme entfacht werden kann. Eine Anzahl von Bekehrungen erfolgte und viele gewannen wenigstens wieder Achtung für die Wahrheiten des Glaubens." Dieses Urtheil ist natürlich als ein verhältnißmäßiges zu nehmen; es geht aus von der großartigen und außerordentlichen Antheilnahme des katholischen Volkes, die man sonst bei solchen Missionen zu erleben gewohnt ist. Es steht daher nicht im Widerspruch zu dem Berichte des „Katholik".

1) Liesen, Bischof W. E. v. Ketteler und die sociale Frage S. 21.

2) Hist.-polit. Blätter XXXII, 844.

Auf der Diöcesan-Conferenz von 1856 gab der Bischof geradezu die Erklärung ab: „Mein Wunsch ist, daß alle 6 Jahre in jeder Gemeinde eine Mission gehalten werde;" und sofort wurde angeordnet, daß auf den Dekanats-Conferenzen von den Seelsorgegeistlichen zu berathen und dann zu berichten sei, wie dieser Turnus am besten stattfinden könne.

Für die Stadt Mainz schlossen sich an die heilsamen Eindrücke der Mission schon seit 29. Febr. 1852 wieder die Fastenpredigten des Bischofs im Dome an. „Nicht mit Stillschweigen darf ich die Residenz übergehen," schreibt derselbe Beobachter aus Rheinhessen, „wo die gottbegeisterten Predigten des theuern Oberhirten der Kirche schon so manches Herz näher brachten. Wenn er auf der Kanzel steht, drängen sich neben der Gemeinde die Protestanten und selbst Juden in großer Zahl. Sogar das sonntägliche Hochamt und die Predigt werden von den erstern fleißig besucht."

Im Oktober und November kam abermals eine Jubiläumszeit. Bald fand auch das Werk öffentlicher Exercitien Eingang in die Diöcese.

Im Februar 1856 wurde aus Mainz gemeldet [1]: „Wie in andern kathol. Städten finden gegenwärtig auch in Mainz Exercitien für Laien statt. Sie werden von dem trefflichen Guardian des hiesigen Kapuzinerklosters P. Cyprian abgehalten und von etwa 400 Männern besucht. Derselbe hat bereits mehreren hundert Jünglingen der hiesigen Marianischen Sodalität im Dezember vorigen Jahres die heiligen Uebungen gegeben." Das folgende Jahr 1857 brachte dann die Conferenzen von P. Haßlacher S. J. im Casinosaale für etwa 1000 Männer, zu denen auch der Bischof persönlich erschien.

Nicht Mainz allein war durch solche außerordentliche Hilfsmittel der Seelsorge bevorzugt; in andern bedeutenden Städten folgte man dem Beispiel. So brachten in Darmstadt die Fasten-Predigten des P. Roh bedeutenden Eindruck hervor.

Eine besondere Liebe hatte Bischof v. Ketteler für die Wallfahrtsorte seiner Diöcese. „Wie oft," so schreibt er an einen Gegner noch 31. Jan. 1870 [2], „habe ich in meinem langen Leben als junger Mensch, als Laie, als Priester, als Bischof unter unserem guten Volke an Wallfahrtsorten in der Schweiz, in Tirol, in Frankreich, in Bayern, in Norddeutschland, am Mittelrhein verweilt und mit ihm gebetet." Obenan standen ihm die Muttergotteswallfahrten. Selten verging in einem Jahre Mariä Heimsuchung, ohne daß er in Marienborn, und Mariä Geburt, ohne daß er in Dieburg durch sein Erscheinen und sein Hirtenwort dem Feste höhere Feier verliehen hätte. Ebenso war er ein fleißiger Pilger wie ein fleißiger Prediger für die St. Rochuskapelle bei Bingen. Seit 200 Jahren war dieselbe ein beliebter

1) Katholik 1856 I, 190.

2) Was hat Herr Professor Nippold in Heidelberg bewiesen? Mainz 1870, S. 17.

Wallfahrtsort für das kath. Volk am Mittelrhein. Ketteler war noch kaum 3 Wochen Bischof, als er 18. Aug. 1850 zum Rochusfest in Bingen erschien, um die große Prozession von der Stadt zur Kapelle zu führen und dort im Freien den vielen Tausenden von Pilgern das Wort Gottes zu verkünden.

Seit 16. Aug. 1814 hatte kein Bischof mehr an dieser Feier sich betheiligt, und die Nachricht vom Erscheinen des neuen Bischofs hatte ungeheuere Schaaren herbeigeführt. Um die Kapelle standen 10,000—12,000 Pilger versammelt[1]). Ketteler behielt seine Liebe zur St. Rochus-Wallfahrt auch in der Folgezeit, und hat, wie der Geschichtschreiber der Wallfahrt bezeugt[2]), „ganz besonders mächtig und einflußreich auf die Hebung und Vermehrung der St. Rochusverehrung eingewirkt". Namentlich brachte seine hinreißende Predigt am Rochusfeste 1853 neues Leben in die bei der Kapelle längst bestehende Bruderschaft[3]). Er veranlaßte auch den Pfarrer von Bingen, eine Reihe von Predigten über die Bruderschaft zu halten und verschaffte derselben 23. Nov. 1854, während seiner persönlichen Anwesenheit in Rom, besondere Gnadenbewilligungen, welche im Jahre 1856 erweitert wurden. Die Folge war, daß während des Jahres 1856 nahezu 200 neue Mitglieder sich in die Bruderschaft einschreiben ließen[4]).

Keine Gelegenheit, durch besondere Feierlichkeiten auf Förderung der Wallfahrt einzuwirken, wurde versäumt, und gewöhnlich war dann der Bischof persönlich zur Stelle. So wurde 1864 das 50jährige Jubiläum der Wiederherstellung, am 19. August 1866 der 200. Jahrestag der Bauvollendung der Kapelle gefeiert. An beiden Tagen sprach der Bischof als Festprediger. Doch vergaß er über dem Rochusberg der anderen Wallfahrts-Feste nicht. „Von den unzähligen Andachten und kirchlichen Feiern, die früher hier und in der Umgegend bestanden," sagte er in seiner Predigt auf das Rochus-Fest 1853, „haben sich noch insbesondere drei große Feste erhalten, die Euch recht lieb und theuer sind: das Fest auf dem Laurenziberg, auf dem Jacobsberg und endlich das große Fest, welches uns heute hier versammelt. Wie sehr Ihr diese Feste liebt, zeigt schon der außerordentliche Besuch[5])."

Es war dabei des Bischofs Bestreben, für alle Gläubigen die Tage der Wallfahrt zu dem zu machen, was sie nach der Idee der Kirche sein sollten, Tage der Andacht, des Opfers und der Heiligung. In seinem Hirtenbriefe vom 2. Febr. 1857 schreibt er:

---

1) P. Bruder, Die Verehrung des heiligen Rochus zu Bingen a. Rh., Mainz 1881, S. 133 f.

2) Bruder l. c. 132.

3) l. c. 120.

4) l. c. 124.

5) l. c. 121.

„An einigen Orten dieser Diöcese werden die Wallfahrtstage mit großer Erbauung abgehalten, wie ich zu meiner größten Freude selbst gesehen habe. An andern haben sich aber große Ungebührlichkeiten eingeschlichen. Auch dorthin strömt zwar das fromme Volk zu vielen Tausenden zu seiner Erbauung. Aber die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel zu Jerusalem, die Kinder der Welt, kommen auch hin, um diese heiligen Feste, die der Ehre Gottes geweiht sind, in Kauf- und Belustigungstage umzuwandeln [1]). Das darf nicht geduldet werden. Die Wallfahrtstage sind unsere Tage, Tage Gottes und der Kirche; sie gehören denen, die da beten wollen, nicht den Kindern der Welt. Euere Voreltern haben sie theilweise gestiftet, um Gott zu danken für die Befreiung von der Pest des Leibes; ihre Kinder dürfen nicht dulden, daß sie Tage werden zur Verbreitung der Pest der Seelen. Ich erwarte, daß auch die weltlichen Behörden in diesem gerechten Bestreben uns zur Seite stehen werden."

Die Sorge des Bischofs blieb schon in den ersten Jahren nicht ohne gute Frucht. Im Herbst 1853 wird aus Rheinhessen berichtet [2]):

„Wo die Wallfahrten besucht sind, da steht es immer noch gut, und St. Rochus in Bingen, sowie die schmerzhafte Mutter in Dieburg, Gernsheim und Bodenheim, anderer kleiner Wallfahrten zu geschweigen, waren in diesem Jahre das Ziel heller Schaaren, in denen sich ein recht frommer innig andächtiger Geist durchgängig offenbarte." Und der Bischof selbst schrieb 31. Januar 1870 an einen protestantischen Gegner [3]): „Noch jetzt gehört es zu meinen größten Seelenfreuden, an den Wallfahrtstagen mit dem lieben Volke zu sein und unter ihm als Priester zu arbeiten . . . Ich kann vor Gott versichern, daß ich bei diesen zahlreichen Gelegenheiten nie eine Unordnung bemerkt oder von einer solchen gehört habe. Um insbesondere von dem größten Wallfahrtsorte meiner Diöcese zu sprechen, nämlich von Dieburg, so hat mir ein protestantischer Beamter, welcher dort fast ein Menschenalter lang, so viel ich mich erinnere, als Kreisrath angestellt war, selbst erzählt, daß immer die musterhafteste Ordnung geherrscht habe und daß ihm niemals namhafte Unordnungen mitgetheilt wurden."

Wahrhaft elektrisirend wirkten für die ganze Diöcese die jährlichen

1) „Zu den hier gerügten Mißständen gehört auch die Art und Weise, wie so viele an den kirchlichen Festen sich betheiligen, die zu gewissen Zeiten an den Wallfahrtsorten abgehalten werden. Auch hier verwirft die Kirche nicht jede mäßige Erholung und Freude nach vollendeter Andacht, obwohl sie dem Geiste einer Wallfahrt mehr widerspricht als dem Geiste der Sonntagsfeier. Dagegen ist es tadelnswerth, wenn weltliche Belustigung der Hauptzweck des Besuches des Wallfahrtsortes sind — es ist verabscheuungswürdig, wenn diese gottgeweihten Feste ein Vorwand für Trinkgelage und Ausschweifungen werden — es ist ganz unerträglich, wenn Kauf und Verkauf, Trinken und Zechen sogar den Gottesdienst stören und hemmen" . . . . . . Fastenhirtenbrief 2. Febr. 1857 über die Sonntagsheiligung S. 23.

2) Histor.-polit. Blätter XXXII, 844.

3) Was hat Herr Professor Nippold in Heidelberg bewiesen? Mainz 1870 S. 17.

Firmungs- und Visitationsreisen des Bischofs [1]). Der Eindruck, den seine Person und sein apostolisches Wort allenthalben auf die Bevölkerung ausübten, war ein außerordentlicher. Früher war nur an den Hauptorten die Firmung ertheilt und die Firmlinge aus den Nachbardörfern dahin versammelt worden. Ketteler, kaum in der Diöcese recht heimisch geworden, erließ 24. Februar 1851 eine neue Verordnung über die bischöflichen Visitationsreisen. Die Diöcese zählt nur 155 Pfarreien, von welchen beinahe zwei Drittel in der Provinz Rheinhessen und somit nahe beisammen lagen. Der Bischof richtete es nun so ein, daß er alljährlich am Pfingstmontag für die Pfarreien der Stadt Mainz, und außerdem auf seinen Reisen im Frühjahr und Herbst für etwa ein Dritttheil der sämtlichen übrigen Pfarreien die Firmung spendete. Er firmte somit in jeder, auch der kleinsten Pfarrei seiner Diöcese regelmäßig alle drei Jahre. Da er bei dieser Gelegenheit auch jede Schule sowohl am Pfarrorte, wie auf sämtlichen Filialen besuchte, um in eigener Person die Kinder aus der Religionslehre zu prüfen, so verweilte er in vielen Pfarreien zwei, drei und noch mehr Tage. Solche bischöfliche Besuche waren für eine Pfarrei fast so viel wie eine Mission. Monate lang hatte sich die ganze Gemeinde darauf vorbereitet; der Firmungstag wurde gefeiert wie das höchste Fest und das gläubige Volk empfing seinen Bischof wie einen regierenden Fürsten.

Aber der Fürst, dessen majestätische, Achtung gebietende Gestalt an die Zeit der alten heiligen Bischöfe erinnerte, die einst das Evangelium in die deutschen Gaue getragen, kam selbst auch als Apostel. Alles an ihm machte Eindruck, von den ersten ernsten Worten an, die er beim festlichen Empfang am Vorabend auf die Begrüßung des Ortspfarrers erwiederte. Er liebte es, kurz nach der Ankunft den Beichtstuhl aufzusuchen, wo er für die Firmlinge wie die Erwachsenen bereit war und oft Stunden lang geduldig aushielt. Schon sehr früh des andern Morgens las er die heil. Messe und spendete allen Firmlingen und vielen aus der Gemeinde die heil. Communion. Die Firmung selbst wurde mit aller Feierlichkeit gehalten. Das Gotteshaus war stets überfüllt, aber alles aufs Genaueste geregelt, die Ordnung musterhaft.

Nie war Firmung, ohne daß der Bischof predigte. „Alle guten Eigenschaften, welche eine Predigt haben soll,“ schreibt ein Sachverständiger, „lassen sich den Firmungspredigten des Bischofs nachsagen. Und obwohl er Wochen lang jeden Tag eine Firmungspredigt hielt, die immer eine oder auch anderthalb Stunden dauerte, so waren Thema und Gedanken jeden Tag neu und von gleicher Vortrefflichkeit. Darum zogen auch viele dem Bischof mehrere Tage an verschiedene Orte nach, um ihn predigen zu hören .... Der Bischof predigte mit männlichem Freimuth und apostolischer Kraft.“ Es ist bezeichnend

1) Vgl. E. Sickinger, Bischof v. Ketteler auf der Firmungsreise, Katholische Bewegung XIX, 193 f. 260 f.

für die Gewissenhaftigkeit des Bischofs, daß diese vielen hunderte von Predigten vorher schriftlich skizzirt waren. Die meisten dieser Skizzen sind genau bezeichnet nach Tag, Jahr und Ort, und wenn auch dieselben Entwürfe in spätern Jahren und an anderen Orten wieder dienen konnten, so hat doch Ketteler fortwährend noch bis zum letzten Jahre seines Lebens für seine Firmreisen eine Anzahl von Predigten neu ausgearbeitet.

Sehr genau nahm es der Bischof mit der Visitation der Schule und Pfarreien.

Bei der Schulprüfung zeigte er sich als vorzüglicher Katechet, von welchem Geistliche und Lehrer vieles lernen konnten. Besonders fiel es auf, wie der strenge, unnahbar erscheinende Mann es verstand, durch Freundlichkeit und Herablassung die Kinder zu ermuthigen und ihnen die volle Unbefangenheit zu geben.

Ueber den Stand des Religionsunterrichts erging regelmäßig die Meinungsäußerung des Bischofs an die betreffenden Dekane. Hinsichtlich der übrigen Angelegenheiten der Pfarrei bürgten des Bischofs vorzügliches Gedächtniß, wie die Aufzeichnungen, die er durch seinen Sekretär machen ließ, daß nichts in Vergessenheit gerathen konnte. Bei der Wiederkehr nach drei Jahren wurde die Wirkung controllirt.

Wichtig waren die Audienzen, welche der Bischof gleich nach vollendeter Firmungsfeier an die Kirchen- Schul- und Gemeinde-Vorstände, wie an fremde Geistliche, Lehrer und Auswärtige, die mit besonderen Anliegen sich oft aus weiter Ferne einfanden, zu ertheilen pflegte. Waren solche Audienzen auch nur von kurzer Dauer, es fand doch jeder williges Gehör, Theilnahme und guten Rath.

Kranke Firmlinge, welche nicht zur Kirche hatten kommen können, suchte der Bischof zu Hause auf, um ihnen das heil. Sakrament zu spenden. Auch sonst besuchte er Schwerkranke aus der Gemeinde, um sie zu trösten, und soweit die Zeit es gestattete, auch einflußreiche katholische Familien. Auch katholischen Vereinen gewährte der Bischof gern einen Besuch und ließ es dabei an einer ermunternden Ansprache nicht fehlen. In den ersten 15 Jahren der bischöflichen Wirksamkeit, so lange eben die Körperkräfte es noch gestatteten, wurde am Nachmittag eine feierliche Prozession zu dem Kirchhof veranstaltet. Daselbst betete der Bischof selbst die kirchlichen Gebete für die Verstorbenen und hielt dem Ernst des Ortes entsprechend eine kurze Predigt über die letzten Dinge des Menschen.

Was diese Firm-Reisen besonders fruchtbar, aber auch dem Herzen des Bischofs besonders theuer machte, war die durch dieselben gebotene Gelegenheit zum Verkehr mit dem einfachen Volk. Da war es, wo er sich heimisch fühlte. Noch 1. Juni 1855 schreibt er an Frau Professor Phillips: „Ich habe den Kampf, den mir der Beruf zur bischöflichen Würde verursacht

hat, noch immer nicht überwunden, und eine verkehrte Sehnsucht, die meinem innern Leben Schaden thut, zieht mich oft mit großer Macht nach dem seelsorglichen Wirken auf dem Lande nach meinen Bauern und Bauernkindern zurück."

Das merkte man dem Bischof denn auch an. „Selbst für den geringsten Dienstboten hatte er ein freundliches Wort," erzählt ein alter Pfarrer. . . . „Für die einfachen Landleute hatte der Bischof eine besondere Zuneigung und weilte gern unter denselben, so daß er seine Firmungsreisen trotz der außerordentlichen Anstrengung als Erholungsreisen betrachtete." In der That freute sich Ketteler stets schon im Voraus auf dieselben; er selbst schreibt 15. April 1860 an eine nahe Verwandte: „In kurzem fangen wieder meine Firmungsreisen an, die mir bei mancher Ermüdung immer wieder Trost und Freude bereiten. Ich sehe bei diesen Besuchen das christliche Leben der Gemeinden von seiner schönsten und besten Seite, was ja natürlich die Freude meines Lebens ist, während der Winter mit den Akten mir erst die Schattenseiten bringt und damit viel Leidwesen bereitet."

Zum Abschied des Bischofs am Schluß der Visitation versammelte sich nochmals die ganze Gemeinde im Gotteshaus. Nach einer kurzen Andacht folgte die Abschiedsrede; sie bildete oft das wichtigste und eingreifendste Moment beim bischöflichen Besuche. Er berührte in dieser Ansprache alle die Wünsche, welche er für die Gemeinde erfüllt sehen wollte, theilte Lob und Tadel aus, je nachdem die Gemeinde es verdiente. „Der Bischof war in allem sehr offen und wahrheitsliebend," erzählte ein Pfarrer, „deßwegen deckte er noch andere Mißstände in der Gemeinde mit unerschrockenem Freimute auf, jedoch nicht ohne die Mittel und Wege anzugeben, wie Abhilfe geleistet werden könnte. Er tadelte, ... um zu bessern, und seine Worte wurden befolgt, zumal man wußte, daß der Bischof bei seiner nächsten Anwesenheit ganz gewiß sich erkundigen würde, ob die gerügten Mißstände beseitigt seien. Darum war in dieser Beziehung die Wirksamkeit des Bischofs bei seinen Firmungsreisen eine überaus segensreiche."

Nach Beendigung dieser letzten Ansprache bestieg der Bischof, ohne ins Pfarrhaus nochmals zurückzukehren, den vor der Kirche haltenden Wagen. Unter Glockengeläute, Böllerschüssen und den Segenswünschen der zurückbleibenden Gläubigen, von denen vielen die hellen Thränen in den Augen standen, fuhr der Bischof davon, zur nächstliegenden Gemeinde. Es kam aber auch vor, an Orten wo der Wagen nur langsam fahren konnte, daß die Volksschaaren ihn noch begleiteten und der Abschiedszug zur Prozession wurde.

Das nahe und trauliche Verhältniß, das durch diese Reisen zwischen dem Bischof und seiner ganzen Herde sich bildete, war Kettelers Stolz. Dasselbe gewann noch immer mehr bis zu seinem Tode.

Bei einem Zusammentreffen mit Cardinal Schwarzenberg und andern österreichischen Bischöfen in Rom bei Gelegenheit des Papstjubiläums 1877 klagten diese über die allzugroße Ausdehnung ihrer Sprengel und die Schwierigkeit, alle Verhältnisse eingehender kennen zu lernen. Ketteler aber meinte: „Ich bin der glücklichste Bischof von der Welt. Meine Diöcese ist gerade so groß, daß ich alle drei Jahre in jeder Pfarrei die heil. Firmung spenden, jedes Kind in der Schule fragen und jedes alte Mütterchen auf der Straße wieder begrüßen kann [1]."

Mit dem Beispiel der Herablassung und Liebe hinterließ der gefeierte Bischof den Gemeinden stets auch den Eindruck der tiefen Frömmigkeit, des Lebensernstes, der Strenge gegen sich selbst und der rückhaltlosen Hingabe an seine Hirtenpflicht. Man sah die Arbeit vor Augen, welche der Bischof leistete, und hörte mit Staunen von der Genügsamkeit, Entsagung und genau geregelten Ordnung, die er sich dabei auferlegte. Zahllos sind die erbaulichen Züge, die man sich unter dem Volke noch lange nach seinem Tode darüber erzählte.

Die Wirkung, welche alles dies auf die Gesammtheit der katholischen Bevölkerung übte, spiegelt sich in der Schilderung, die 1861 ein Geistlicher, der dem Bischof vor andern nahestand [2], öffentlich entworfen hat:

„Welche Anforderungen der Bischof an sich selber stellt und wie sein Tagewerk beschaffen ist, weiß alles Volk; es sieht, wie er sich kaum die Ruhe und Erholung gönnt, die selbst einem so kräftigen Körper, wie der seinige ist, Noth thut. Seit den zwölf Jahren seines bischöflichen Wirkens gab es in demselben keine Ruhetage. Seine Tagesordnung ist allbekannt: Gebet und Arbeit wechseln beständig. Sein Einkommen ist den Armen, seine ganze Zeit und Kraft dem katholischen Volke gewidmet. Besonders seine Firmungs- und Visitationsreisen, welche die Hälfte des Jahres einnehmen, zeigen dieses sein Wirken. Alle drei Jahre wird jedes Dorf der Diöcese besucht und es ist keine Kirche und Kapelle des Bisthums, worin er nicht das Wort Gottes verkündet, keine Gebetsstätte und kein Gottesacker, auf dem er nicht mit dem Volke gebetet, keine Schule, in welcher er nicht gewesen. Dazu dann noch seine Wohlthätigkeit gegen die Armen, sein Eingehen in ihre besondere Anliegen. Das sind die Firmungs- und Visitationsreisen, an denen man sich ärgert und die man als Prunkzüge und Befriedigungen des Ehrgeizes darstellen möchte, weil die Einkehr des Bischofs jedesmal ein öffentliches Fest in der Gemeinde ist und weil der Bischof nach dem Vorbilde der heiligsten und demüthigsten Oberhirten, bei aller Vertraulichkeit mit dem Volke, zugleich mit jener Feierlichkeit auftritt, welche die Kirche selbst empfiehlt und welche der Würde entspricht, die dem Bischofe im Auge der Gläubigen zukommt."

Während so in der ganzen Diöcese das kirchliche Leben der Heilung entgegenschritt, stand die neugegründete theologische Lehranstalt in voller Blüthe

---

1) L. Liesen, Letzte Lebenswochen des Hochseligen Bischofs von Mainz (Mainz 1877) S. 25.

2) Domkapitular Dr. Heinrich im „Mainzer Journal" 11. Aug. 1861 Nr. 186.

und erfreute sich bald auch nach außen eines angesehenen Rufes. Zwar erlitt die Anstalt durch den frühen Tod des vielversprechenden Professors der Exegese Dr. Tragesser † 20. Oktober 1854 einen schweren Verlust; er wurde jedoch alsbald ersetzt durch Holzammer. Die Zahl der Alumnen war im Wintersemester 1854 bis auf 80 gestiegen [1]: im Wintersemester 1857 waren es 67 [2]. In einem Rückblick des Jahres 1863 konnte Dr. Heinrich [3] sich im allgemeinen hierüber aussprechen:

„In diesen 12 Jahren hat die Zahl der Studirenden am Mainzer Seminar durchschnittlich in jedem Jahr 70—80, öfters noch mehr betragen, was die ehemalige Frequenz der Gießener Facultät sehr bedeutend übersteigt und ein um so günstigeres Zeugniß ablegt, da fast die Hälfte der in Mainz studirenden Theologen Ausländer sind. Unter Letzteren waren nicht wenige, welche von Hochschulen kamen, um ihre Studien in Mainz zu vollenden . . . Bereits ist eine beträchtliche Anzahl wissenschaftlich tüchtiger Geistlicher aus unserem Seminar hervorgegangen, von denen manche im In- und Auslande bereits wieder als Lehrer an mittleren und höheren Lehranstalten verwendet sind."

Vom Mai 1851 bis September 1863 hatten im ganzen 325 Theologen im Seminar von Mainz ihre Studien gemacht; davon gehörten 177 dem Großherzogthum an, 68 kamen aus Nassau [4], 27 aus der Schweiz, 24 aus Preußen, 19 theils aus Hannover, theils aus anderen deutschen Staaten, so daß den 177 Inländern 148 Ausländer gegenüberstanden. Das Seminar erfreute sich im übrigen Deutschland des größten Vertrauens und eines trefflichen Rufes.

---

1) Katholik 1854 II, 384.

2) Die Universität München wies in diesem Semester 183, Würzburg 112, Tübingen 118 katholische Theologen auf, Freiburg 164, Breslau 196. Nur Bonn und Münster zählten über 200. Vgl. Katholik 1857 II, 96.

3) Die Reaction des sogenannten Fortschritts gegen die Freiheit der Kirche. S. 133 f.

4) Gegen Ende 1859 erhob die Nassauische Regierung gegen den Besuch dieses Seminars Einsprache. Der Bischof von Limburg sandte 10. Nov. 1859 die bezügliche Verfügung des Ministeriums nebst seiner Erwiederung an Ketteler: „Ew. Bischöfl. Gnaden wird es von Interesse sein, zu erfahren, daß und wie die Herzoglich Nassauische Regierung gegen meine Vorschrift, daß die Theologen des Bisthums Limburg bis auf Weiteres hochdero Clerical-Seminar besuchen sollen, unerwartet eine sehr bedauerliche Opposition erhoben hat."

In dem Protest-Schreiben an die Regierung vom gleichen 10. Nov. 1859 sagt Bischof Blum: „Daß aber gerade das Bischöfl. Seminar zu Mainz und nicht ein anderes . . . gewählt worden ist, rechtfertigt sich ebenso sehr durch die anerkannte und bewährte Tüchtigkeit dieser Anstalt, welche dermalen auch von Theologen aus der Schweiz, Bayern und Baden frequentirt wird, als durch sonstige naheliegende Gründe, welche schon vor Erlaß einer gesetzlichen Vorschrift viele Theologen des Bisthums bestimmt haben, ihre Studien nirgends wo anders als im Bischöfl. Seminare zu Mainz zu machen."

Für die ganze Diöcese bedeutete die Einführung des Deharbe'schen Katechismus im Herbst 1855 einen großen Fortschritt [1]. In dem Hirtenbriefe über den Religionsunterricht, welchen der Bischof 4. Februar 1858 erließ, äußert er sich umständlich über diese von ihm ergriffene Maßregel:

„Vor etwa zwei Jahren habe ich einen neuen Diöcesan-Katechismus eingeführt . . . Es genügt nicht, einen guten Katechismus in einer Diöcese zu haben; es ist vielmehr höchst wichtig, den möglichst besten zu besitzen, und so schädlich auch der häufige Wechsel ist, so ist es dennoch besser, um einen sehr vorzüglichen Katechismus zu erhalten, einige Male zu wechseln, als einen für den Unterricht der Jugend weniger geeigneten Katechismus bleibend beizubehalten . . . . Als ich daher den bischöflichen Stuhl bestieg, konnte ich mir nicht verhehlen, daß es meine Pflicht sei, den in mancher Hinsicht sehr vorzüglichen, für den Unterricht der Jugend aber nicht ganz geeigneten Katechismus, den ich vorfand, durch einen anderen zu ersetzen. Nach langer Prüfung habe ich mich endlich für den von dem ehrwürdigen P. Deharbe verfaßten Katechismus entschieden. Zunächst hat mich dazu der Umstand bestimmt, daß derselbe in den meisten deutschen Bisthümern schon eingeführt war. Wir können also hoffen, daß er bestimmt ist, in Deutschland dieselbe Allgemeinheit zu erlangen wie der Katechismus des Sel. Canisius, was unendlich segensreich sein würde. Ferner hat mich aber eine persönliche ganz eingehende Prüfung und die dadurch gewonnene Ueberzeugung von dem ganz ausgezeichneten Werth des erwähnten Katechismus bewogen, ihn zu wählen. Der hochw. Verfasser hat sich der Mühe unterzogen, ihn noch einmal für den Gebrauch in meiner Diöcese hier unter meinen Augen zu überarbeiten, und so ist er in seiner jetzigen Gestalt erschienen. Ich habe diese Angelegenheit als die Erfüllung einer der wichtigsten Pflichten meines bischöflichen Amtes angesehen, und den jetzigen Katechismus mit der Hoffnung eingeführt, daß er geeignet sei, den Canisius zu ersetzen und durch viele Geschlechter von Vater auf Sohn das Lehrbuch in der Wissenschaft des Heils für das christliche Volk dieser Diöcese zu werden . . . . Aber auch die Erfolge entsprachen bisher meinen Erwartungen in solchem Maße, daß ich immer mehr vertraue, mich über den ausgezeichneten Werth des Katechismus nicht getäuscht zu haben."

An die Revision und Neubearbeitung der für den Diöcesan-Gebrauch bestimmten liturgischen Bücher wurde gleichfalls energisch Hand angelegt.

Auch das Ordensleben begann in der Diöcese kräftig emporzublühen. Kettelers Vorgänger, Bischof Kaiser, hatte noch im Fastenhirtenbrief vom 18. Januar 1847 geklagt:

„In unserer Mainzer Diöcese befindet sich kein Kloster mehr. Nur unserer Stadt Mainz ist eine religiöse Genossenschaft geblieben, das englische Fräuleinstift vom Institut Mariä, welches sich dem Unterrichte und der Erziehung der weiblichen Jugend widmet, und dessen gesegneter Wirkungs

1) Katholik 1855 II, 240.

kreis sich nunmehr mit der Hilfe Gottes erweitern wird[1]), nachdem die äußeren Verhältnisse desselben durch Erwerbung eines geräumigeren und angemessenen Hauses sich verbessert haben." Der Wirkungskreis erweiterte sich in der That, und schon 1853 mußte das neue Haus noch vergrößert werden.

Kurz vor dem Tod des Bischofs Kaiser gelang es dem Mainzer Pius-Verein, besonders den Bemühungen Lennigs, eine kleine Niederlassung von barmherzigen Schwestern (Vincentinerinnen) für die Stadt Mainz zu Stande zu bringen. Im Dezember 1848 verkündete es der „Katholik" als ein großes Ereigniß[2]), daß „im nächsten Frühjahr drei barmherzige Schwestern für ein zu errichtendes Spital in der Stadt ihren Einzug halten würden".

Bald hatten sich diese Schwestern in solchem Maße die öffentliche Anerkennung erworben, daß ihnen 1. Juli 1852 die Verwaltung des städtischen Krankenhauses (Rochusspital) übertragen wurde. Im Frühjahr 1855 wurde ihnen die Erziehung der Waisenmädchen übergeben; am 15. Juni 1855 übernahmen sie auch das Invalidenhaus, so daß nun mit Ausnahme des Knabenwaisenhauses, sämtliche Wohlthätigkeitsanstalten der Stadt in ihren Händen waren[3]). Um dieselbe Zeit hatten die Schwestern vom heil. Karl Borromäus in Bingen eine Niederlassung begründet, und andere Orte der Diöcese waren einer gleichen Segnung theilhaft geworden. Es war dies alles nicht geschehen, ohne daß der Bischof durch sehr entschiedene Vorstellungen den Vorurtheilen der Regierungsbehörde hätte entgegentreten müssen. Namentlich um die Einführung der barmherzigen Schwestern in Bensheim hatte es 1851 einen langen Kampf abgesetzt[4]).

Am 30. Dezember 1851 meldete der „Katholik"[5]): „Unsere Staatsregierung hat die Genehmigung zur Gründung einer Lehranstalt der Schulbrüder (frères de Marie) ertheilt, die sonach unter den Auspicien des hochwürdigsten Bischofs ins Leben treten wird. Es sind bereits drei Mitglieder der Congregation hier anwesend, die durch die Zeugnisse ihrer seitherigen Behörden bestens empfohlen sind. Die Genehmigung ist an die Bedingung eines vor einer Prüfungskommission zu bestehenden Examens geknüpft." Am 3. Januar 1852 traf der Direktor der neuen Anstalt,

---

1) Vgl. Mainz im Jahre 1863 S. 41: „Nur die „englischen Fräulein", welche im vorigen Jahrhundert hier ein Erziehungs-Institut gegründet hatten, erhielten sich während dieser Zeit und wuchsen unter Bischof Kaiser allmählich sogar wieder zu einer größeren Bedeutung heran. Aber auch sie mußten sich lange Zeit weltlich kleiden und vielfach den strengen Charakter ihrer Congregation verleugnen."

2) 1848 S. 575. vgl. Brück, A. Fr. Lennig S. 114 f. Letzterem zufolge ist die Eröffnung des Klösterchens erst im Mai 1850 erfolgt.

3) Katholik 1855 I, 288. 576.

4) Eingabe an das Ministerium 31. Dez. 1851. Vgl. Raich Briefe S. 226.

5) 1851 II, 574.

Bruder Joseph Enderlin in Mainz ein; am 2. Februar wurde dieselbe mit einer ganz kleinen Schülerzahl eröffnet. Das „Marien-Institut" blühte zusehends auf und bald wurde Erweiterung der Räumlichkeiten nöthig.

Im Herbst 1853 ertheilte die Regierung die Erlaubniß zur Eröffnung eines Rettungshauses durch die Frauen vom guten Hirten[1]; neben der alten St. Stephanskirche baute ihnen die Gräfin Hahn ein Kloster in würdig schönem Stil. Am 11. Juli 1854 hielten zur Freude des Bischofs die Aachener Franciskanerinnen ihren Einzug in Mainz, um die ambulante Krankenpflege zu übernehmen[2]. Im März 1855 nannte sie der „Katholik"[3] bereits als mit dem Leben der Stadt „ganz verwachsen", als die „Lieblinge von Reich und Arm". Gleichwohl hatte auch ihre Einführung Kampf gekostet. Die Regierung hatte 13. Dezember 1853 zur Bedingung der Zulassung gemacht, daß den Schwestern verboten sein sollte, Almosen zu sammeln, und da sie dabei beharrte, erklärte die Generaloberin in Aachen, die Schwestern von Mainz wieder zurückziehen zu wollen. Der Bischof ließ daher durch sein Ordinariat die Regierung bittlich angehen, diese hemmende Clausel fallen zu lassen. Als der Domdechant Lennig 29. November 1854 das Bittgesuch an das Ministerium einreichte, hatten die Schwestern bereits 60 Kranke und Hausarme in ihre Pflege genommen. Die Schwestern blieben denn auch, und ihr Wirken war eine besondere Freude für den Bischof; am 12. August 1855 predigte er in ihrem Kapellchen auf das Fest der heil. Clara.

Von Kettelers Amtsantritt an stand der Entschluß bei ihm fest, zur Hilfe in der Seelsorge auch Ordenspriester in seine Diöcese zu ziehen. Die Kämpfe, welche in nächster Nachbarschaft Bischof Blum muthig bestand, um der Diöcese Limburg das Redemptoristenkloster Bornhofen zu sichern, konnte ihn hierin nur bestärken, zumal dadurch die Aufmerksamkeit aller treuen Katholiken seiner Heerde auf die Bedeutung der Männerklöster für das kirchliche Leben hingelenkt worden war. Am 26. Juli 1852 hatte in seiner Gegenwart sein Bruder Richard als P. Bonaventura die Ordensprofeß im Kapuzinerorden abgelegt; der Gedanke lag nahe, den Kapuzinern Zugang zu seiner Diöcese zu öffnen. Schon 1. Februar 1853 schrieb er an seine Schwägerin: „Ueber die letzten lieben Nachrichten von Euch habe ich mich noch gemeinschaftlich mit P. Bonaventura erfreut, der damals hier weilte. Seine Anwesenheit war mir zum größten Troste und ich hätte ihn gar gern zu meiner Unterstützung in der Seelsorge noch hier behalten."

---

1) Katholik 1853 II, 384.

2) J. Feiler, Die selige Mutter Franciska Schervier, Freiburg 1893 S. 218; Brück, A. Fr. Lennig, S. 182 f.

3) 1855 I, 288.

Allein außer den Schwierigkeiten von Seiten der Regierung standen pekuniäre Schwierigkeiten entgegen. Die Diöcesanfonds waren schon zu schwer belastet, um für Ankauf eines Hauses für die Kapuziner neue Opfer übernehmen zu können. Erst als Lennig um 13000 fl. ein solches Haus zum Zweck einer Niederlassung von Ordensleuten angekauft hatte, konnte der Bischof in Unterhandlungen mit der Regierung eintreten [1]. Die durch Lennig redigirte Eingabe vom 28. September 1853 wurde von der Regierung abschlägig beschieden. Aber auf die angeführten Gründe des Ministerial-Reskriptes antwortete Lennig mit einer zweiten ausführlicheren Darlegung 2. März 1854. Es erfolgte von Seite der Regierung keine Antwort, doch auch Hindernisse wurden nicht in den Weg gelegt. In aller Stille wurde das für die Kapuziner bestimmte Wohnhaus einigermaßen in Stand gesetzt. Das August-Heft des „Katholik" [2]) brachte dann einen Aufsatz über die Frage: „Sind strenge Orden und insbesondere Bettelorden zeitgemäß?" Während diese Ausführungen bestimmt waren, die letzten Vorurtheile in den Geistern hinwegzuräumen, kamen die Kapuziner an. Unter den ersten befand sich der Bruder des Bischofs, P. Bonaventura. Ein Jahr später pries der „Katholik" [3]) schon ihr gesegnetes Wirken für die Mainzer Männerwelt. „Auch auf dem Lande," fuhr er fort, „wirken unsere Kapuziner, wie schwach auch noch ihr Convent ist, mit großem Segen durch Predigten und Missionen. Sie sind bereits vollkommen heimisch; überall liebt man sie, und obwohl sie nicht auf den Termin gehen, bringen ihnen namentlich die Landleute so reichlich Almosen, daß sie täglich eine große Anzahl Armer im Kloster speisen können."

Immer mehr bürgerten die Kapuziner sich ein und gaben namentlich eine große Anzahl Missionen auf dem Land, die der Bischof auch persönlich mitzumachen liebte. Mit Vorliebe nannte er diese Ordensmänner „meine Kapuziner". Im Jahre 1862 gelang es ihm, denselben in dem Städtchen Dieburg eine zweite Niederlassung innerhalb seiner Diöcese zu verschaffen.

Schon unter dem 30. Dezember 1851 hatte der „Katholik" aus Mainz die Mittheilung gebracht [4]): „In dem nahen Finthen ist ein Haus für „Schwestern der Vorsehung", welche Mädchenschulen und zugleich die Krankenpflege auf den Ortschaften besorgen wollen, eröffnet worden und es hat die kleine Communität sieben Aspirantinnen."

Dieser Versuch einer Ordensstiftung, Kettelers eigenstes Werk, war hauptsächlich durch die Uebelstände veranlaßt worden, welche er in Bezug

1) Brück, A. Fr. Lennig S. 168 ff.
2) 1854 II, 84 f.
3) 1856 I, 191.
4) 1851 II, 574.

auf die weiblichen Lehrerinnen in der Diöcese vorfand. Es bestand für dieselben im Großherzogthum kein Seminar; nur in Mainz beim Institut der Englischen Fräulein war Gelegenheit geboten, zur Vorbereitung auf das Lehrerinnen-Examen Anleitung zu erhalten. Die Folge war, daß fast nur junge Mainzerinnen, die in der Lage waren, sich für ihre Zukunft ein Einkommen sichern zu müssen, zum Beruf einer Lehrerin sich meldeten. Sie brachten dann städtische Ansprüche, städtischen Putz und gar oft auch städtische Leichtfertigkeit mit in die Landgemeinden. Neben einigen recht braven und pflichteifrigen Lehrerinnen, war eine Mehrzahl von solchen, deren Beispiel in den Gemeinden nicht auferbaulich wirkte. Dabei war die Zahl geprüfter Candidatinnen so gering, daß der Regierungsbehörde keine Auswahl blieb, und dieselbe sich begnügen mußte, durch derbe Rügen wenigstens den gröbsten Unordnungen entgegenzutreten. Abgesehen von den in Mainz wirkenden Englischen Fräulein waren im Großherzogthum nur 27 katholische Lehrerinnen staatlich angestellt, allein auch bei so geringer Zahl erlebte man während der ersten sechs Jahre von Kettelers bischöflicher Amtsführung drei große öffentliche Skandale aus ihrer Mitte. Geringere Aergernisse und Anstößigkeiten waren die Gemeinden bereits gewohnt ruhig hinzunehmen.

Das Institut der Englischen Fräulein in Mainz, das die Zeit der Revolution überdauert hatte, war unter der Ungunst der Verhältnisse bis dahin nicht wieder zu jener Blüthe und Lebenskraft emporgekommen, welche diese Ordensgemeinden in anderen Ländern auszeichnete. Erst seit kurzem fing es an, einen kräftigeren Aufschwung zu nehmen. Um so weniger war Ketteler geneigt, die Kräfte dieser Genossenschaft, denen in Mainz selbst ein so weites und segensreiches Feld geöffnet war, auch für die Landschulen heranzuziehen. Die ganze Erziehung und Vorbildung der Englischen Fräulein war auf die Leitung städtischer Schulen berechnet und dem Bischof schien es ein Nachtheil, wenn dieselbe Genossenschaft ihre Kräfte auf Stadt und Land vertheilen müßte. Dann aber war es ihm auch ein Lieblingsgedanke, daß die Schulschwestern, die er für das Land wünschte, den Gemeinden zugleich die barmherzigen Schwestern ersetzen sollten. Landschule und Krankenpflege und jede Art christlicher Hilfeleistung, die sich mit der Stellung einer Ordensfrau vertrug, sollte die Aufgabe der Schwestern sein, wie er sie sich dachte, und in diesem Sinne erhielten sie auch den Namen „von der Vorsehung".

Der Pfarrer Autsch von Finthen nahm sich mit großem Eifer der neuen Gründung an. Unter seiner unermüdlichen Leitung bildete sich der erste kleine Kern der Genossenschaft. Es waren fünf Jungfrauen, die am Michaelstage, 29. September 1851, zum heiligen Bunde zusammentraten. Die Candidatinnen sollten zunächst an ein wahrhaft religiöses Leben wie

ein genossenschaftliches Zusammenleben sich gewöhnen, dabei zugleich zu den Staatsprüfungen sich vorbereiten. Den Unterricht ertheilten unentgeltlich der Pfarrer, der Kaplan und der Lehrer von Finthen und der Dompräbendat Berthes von Mainz. Innerhalb der ersten fünf Jahre stellten sich vierzehn Schwestern zur Prüfung, von welchen sieben die Note I, eine I—II, drei die Note II erhielten, alle aber das Examen bestanden.

Es war von Bedeutung, daß schon in der ersten Zeit des Entstehens eine eifrige Convertitin aus angesehener Familie, Fanny Freiin v. Laroche-Starkenfels, eine nahe Verwandte Max v. Gagerns, dem Unternehmen sich anschloß und demselben ihre ganze Kraft, ihr persönliches Ansehen und ihr Vermögen widmete. „Es freut mich in hohem Grade," schreibt ihr der Bischof 3. September 1851, „daß Sie bereit sind, an dem Werke mitzuarbeiten, das mich vielfach beschäftigt, nämlich der Errichtung eines Ordens für unsere Mädchenschulen auf dem Lande. Gott wird seinen Segen dazu geben."

Auf das Andringen ihres Seelenführers wie den Rath des Bischofs von Speier, entschloß sich der Bischof, wenigstens Fräulein v. Laroche in einem bereits bewährten Ordenshaus ein gutes Noviziat durchmachen zu lassen, denn es erschien von der größten Bedeutung für die Zukunft, die junge Genossenschaft von Anfang an mit dem rechten Ordensgeiste zu durchdringen. Andere Candidatinnen sollten daher auch der ersten in jenes Kloster folgen.

Die Wahl schwankte zwischen dem Mutterhause der Schulschwestern in München und dem Kloster Ribeauvillé im Elsaß. Ersteres war ganz deutsch und der Unterricht noch vorzüglicher, allein die Schwestern in Bayern lebten klösterlich zurückgezogen in ihren Häusern ohne Krankenpflege zu üben, während die Schwestern von Ribeauvillé mit Vorliebe sich als „Missionarinnen" bezeichneten und neben der Schule noch andere Wirksamkeit nach außen übten. Dies entschied bei Ketteler. Bereits im Oktober 1851 war Frl. v. Laroche in Ribeauvillé. Für längere Zeit blieb sie dort allein.

„Nicht daß ich die Ansicht aufgegeben hätte," schrieb ihr der Bischof 19. Dezember 1851, „daß es zum Gedeihen unseres Institutes durchaus erforderlich ist, mehrere Schwestern recht gründlich im dortigen Noviziate geistig ausbilden zu lassen, sondern (der Grund liegt) lediglich in dem Mangel ganz geeigneter Personen. Die Postulantinnen in Finthen scheinen mir brav und gut; sie sind mir aber noch zu wenig bewährt. Sobald der liebe Gott mir eine Person zugeführt, von der ich erwarten kann, daß sie später nach tüchtiger Ausbildung eine Stütze des Instituts werden kann, so schicke ich sie sofort zu Ihnen, und je mehr, desto besser. Sie werden gewiß kommen; nur müssen wir die von Gott gesetzte Zeit abwarten."

Wirklich kam auch bald eine zweite Novizin in Ribeauvillé an. Kaum war das Noviziat vorüber, als Frl. v. Laroche, jetzt Schwester Maria, in

Finthen den Bau eines Mutterhauses unternahm. Es kostete manche Sorge, und die Mittel waren nicht überreichlich. Die Herzogin v. Dalberg erwies sich als Wohlthäterin, auch andere Beiträge kamen ein; doch aber mußte noch im Mai 1853 auf das Anwesen in Finthen eine Hypothek aufgenommen werden [1]).

Drei Jahre später, 28. Nov. 1856, zählte die Genossenschaft 23 Profeß-Schwestern, 6 Novizinnen, 8 Postulantinnen. Ueber den materiellen Stand der Genossenschaft äußert sich der Bischof:

„Die materiellen Mittel der Anstalt bestehen bisher in den nöthigen Localitäten, die jetzt ziemlich vollständig hergestellt sind, und in einem schönen großen Garten, der für alle Bedürfnisse hinreichenden Raum bietet und zugleich Gemüse und Obst für die ganze Anstalt liefert. Der Werth der Gebäude und Grundstücke beträgt etwa 20,000 fl. Die Geldmittel zum Ankauf und Ausbau sind theils aus meiner Heimath, theils von mir, theils von Herrn Pfarrer Autsch, theils endlich aus dem Vermögen der eintretenden Schwestern zusammengetragen. Ich persönlich figurire vorläufig in den Grundbüchern als Eigenthümer. Sobald aber die Anstalt Corporationsrechte hat, werde ich ihr alles übertragen.“

Im Laufe des Jahres 1852 hatte der Pfarrer Autsch von Finthen alle Mühe aufgeboten, für die junge Genossenschaft staatliche Anerkennung und für deren Mitglieder Anstellung in den Schulen zu erlangen. Der Bischof selbst hingegen hatte sich der Regierung gegenüber in Betreff dieser Gründung in keinerlei amtliche Aeußerung eingelassen, um erst die weitere Entwicklung des Unternehmens abzuwarten. Da schrieb ihm der mit dem Referat des katholischen Schulwesens betraute Ober-Studienrath und Domkapitular Lüft vertraulich aus Darmstadt 6. Jan. 1853:

„Das Gesuch um Anstellung der Finthener Schulschwestern ist von der Ober-Studiendirektion vorläufig abgelehnt worden: 1) weil in den Statuten Paragraphen vorkommen, wonach in gewissen Fällen, die das Schulwesen als solches betreffen, die Einwirkung der Behörden ganz abgewiesen ist, so daß sie nur ihrer Oberin und sonst niemanden zu gehorchen haben; 2) weil die ganze Anstalt, die auch noch andere Zwecke, wie Krankenpflege, verfolgt, die Staatsgenehmigung noch nicht hat; und 3) weil man den Schwestern einen Vorrang vor den andern zur Anstellung berechtigten Candidatinnen zu geben Anstand nehmen müsse.

„Sie sehen schon aus diesen Gründen, daß die Ober-Studiendirektion an und für sich nicht gegen die Anstalt ist. Die Hauptsache sind die fraglichen Paragraphen, die leicht abgeändert werden können, und, wie Sie das gewiß gern zugeben, abgeändert werden müssen. Ich habe deßhalb an Autsch geschrieben, um denselben etwas genauer über die nach meiner Meinung abzufassende weitere Berichterstattung zu instruiren.“

1) Erst 28. März 1868 zurückgezahlt.

Allein der Bischof vermochte der Antwort der Ober-Studiendirektion so günstige Seiten nicht abzugewinnen. Er antwortete auf Lüfts zweiten Brief in dieser Sache am 14. Jan. 1853:

„Was die Finthener Schwestern betrifft, so ist es niemals die Absicht gewesen, sie den Anordnungen der Schulbehörden über das Schulwesen zu entziehen. Wenn sie sich zu einer öffentlichen Schule melden, so treten sie natürlich den Schulbehörden gegenüber durchaus in dasselbe Verhältniß, wie die weltlichen Lehrer. Ich glaube nicht, daß ein Paragraph, ohne Vorurtheil interpretirt, etwas anderes enthält. Sollte dennoch eine Zweideutigkeit darin sein, so würde die leiseste Andeutung genügt haben, um die Behörde in dieser Beziehung vollkommen sicher zu stellen.

„Ebensowenig hat man daran gedacht, für die Schwestern ein Vorrecht vor allen andern Candidatinnen in Anspruch zu nehmen. Wie dagegen die andern Zwecke, die die Gesellschaft verfolgt, namentlich die Krankenpflege ein Hinderniß für die Anstellung einer vom Staate geprüften Lehrerin sein können, so lange die Statuten nicht vom Staate genehmigt sind, ist mir unbegreiflich. Der Staat mag die Schwestern prüfen, er mag ihre Schulen controlliren, er mag sich fortwährend die Gewißheit verschaffen, ob auch ihr Leben außer der Schule dem Lehrerstande angeeignet ist, soweit ist er in seinem Rechte; er mag überhaupt gerade so gegen eine angestellte Schulschwester verfahren wie gegen jede andere Lehrerin, oder meinetwegen auch noch strenger. In welcher Art aber die Schwestern außer der Schulzeit ihre Erholungsstunde zubringen, darüber hat der Staat sich ebensowenig zu bekümmern, wie bei allen andern Lehrern. Wenn eine Schulschwester ihre freie Zeit dazu verwendet, Kranke zu besuchen, so ist sie deßhalb nicht deterioris causae als eine andere Lehrerin, die während dem Gesellschaften besucht, oder als ein Lehrer, der im Wirthshaus sitzt. Wie schwer wird es doch hier gemacht, etwas Gutes zu verrichten, wie frei ist dagegen das Böse. Die Statuten beziehen sich auf gottgefällige Ordnung des Privatlebens der Schwestern, also auf den Theil des Lebens, der jedem Beamten, Lehrer u. s. w. ganz und gar freigegeben ist. Was geht das den Staat an? Was geht es ihn an, wann der Lehrer aufsteht und nach Bette geht, wann er ißt, wann er betet, welche Hausordnung er befolgt, wenn er nur seine Pflicht erfüllt und ehrenwerth ist. Dadurch daß jemand eine höhere und vollkommenere Ordnung befolgt, ist doch kein Grund gegeben, ihn mehr wie andere zu controlliren."

Auch die Verhandlungen des Jahres 1854 wollten zu keinem günstigen Resultate führen. Einer recht tüchtigen geprüften Lehrerin wurde, weil sie gesonnen war, den Finthener Schulschwestern sich anzuschließen, die Aussicht benommen, auf eine Schulstelle ernannt zu werden, und als sich dieselbe um die Erlaubniß bewarb, in Finthen eine Privatschule zu eröffnen, wurde dies verweigert. Den der Genossenschaft angehörigen Präparandinnen aber, welche zur Prüfung waren zugelassen worden, wurde nachträglich bedeutet: „wenn sie als geistliche Lehrerinnen die Prüfung gemacht haben wollten, so könnten die stattgehabten Prüfungen als Staatsprüfungen nicht anerkannt werden."

Noch 5. Sept. 1854 erklärte die Ober-Studiendirektion, das Großherzogliche Ministerium des Innern sei nicht in der Lage, eine Bestätigung der

Congregation zu verfügen. Zugleich aber wurde zugegeben, daß unter bestimmten Voraussetzungen nichts im Wege stehe, daß die in der Finthener Anstalt gebildeten Lehrerinnen an öffentlichen Schulen verwendet würden. Damit war schon viel gewonnen, und bald wurde eine Schwester um die andere mit der provisorischen Leitung einer Dorfschule betraut.

Die Verhandlungen wegen staatlicher Bestätigung der Finthener Genossenschaft und Verleihung von Corporationsrechten nahm seit 28. Nov. 1856 der Bischof selbst in die Hand. Lange zwar blieb er ohne Antwort und Entscheidung, und ließ es sich nicht verdrießen, ein um das andere Mal das Großherzogl. Ministerium zu moniren. Unterdessen nahm die Genossenschaft ihre gedeihliche Entwicklung weiter. Endlich auf der Diöcesan-Conferenz, am 14. April 1858 konnte der Bischof seiner Geistlichkeit die Mittheilung machen, daß der Finthener Congregation die Corporationsrechte verliehen seien. Er fügte hinzu, daß die Schulschwestern in ihrer Ausbildung „recht genügten" und daß er deren Einführung für die Mädchenschulen auf dem Lande angelegentlich empfehle.

Ein bedeutungsvolles Ereigniß in dieser Entwicklung war die Errichtung des der Leitung der Finthener Schwestern unterstellten Marien-Waisenhauses für Mädchen bei Neustadt im Odenwald, von welchem 23. Juni 1856 die Schwestern Besitz nahmen und dessen Einweihung 24. Aug. 1856 feierlich vollzogen wurde. Die Gründung war ermöglicht durch ein Legat der Fürstin Sophie Wilhelmine von Löwenstein (geb. Fürstin Windischgrätz). Diese auch sonst überaus wohlthätige Dame hatte 35,000 fl. bestimmt für ein unter Leitung von Ordensschwestern zu errichtendes Waisenhaus. Da die Ausführung dieser frommen Absicht in Böhmen auf Hindernisse stieß, so ging Fürst Löwenstein, der Enkel der Erblasserin, gern auf den Vorschlag des Bischofs von Mainz ein, das Legat der Mainzer Diöcese zuzuwenden. Nach langem Suchen wurde 1854 auch der rechte Platz gefunden, gerade bei der Pfarrei Neustadt, welche in derselben verstorbenen Fürstin Löwenstein ihre Stifterin und die größte Wohlthäterin ihrer Gemeinde verehrte. Der Platz lag auf Löwenstein'schem Gebiet, und wurde zu sehr niedrigem Preis überlassen; ein geeignetes Feld zum Brechen der Steine wurde unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Bald war alles vollendet. Am Tag der Einweihung waren 2 Mädchen aufgenommen; ein drittes Kind wurde während der Feier von der eigenen armen Mutter herbeigetragen und, in eine Schürze gehüllt, dem Bischof zu Füßen gelegt. Innerhalb weniger Tage waren 12 Kinder in der Anstalt; 37 nach Verlauf des ersten Jahres; im April 1858 bereits 55. Am 22. Jan. 1857 gestattete die Ober-Studiendirektion, daß der Elementarunterricht in der Anstalt selbst von einer staatlich geprüften Schulschwester ertheilt werden dürfe. Am 13. Mai 1857 verlieh der Großherzog die Corporationsrechte; die Großherzogin Mathilde schenkte 1000 fl.

als Beitrag. Zur leichteren Bestreitung des Unterhaltes der stets mehr sich ansammelnden Waisenkinder ordnete der Bischof 29. Juli 1858 eine jährliche, am Sonntag vor Mariä Himmelfahrt abzuhaltende Kirchen-Collekte an, welche in den ersten Jahren recht gute Erträge einbrachte.

Zur ersten Vorsteherin der Anstalt hatte der Bischof die Schwester Maria, einst Freiin v. Laroche, berufen, welche bei der Gründung auch die erste Oberin der ganzen Genossenschaft gewesen war. Die Wahl erwies sich als eine glückliche und war namentlich für die Repräsentation des Hauses in den Schwierigkeiten des Anfangs von Bedeutung. Da brach Ende Juli 1857 in der Anstalt der Typhus aus; alle Schwestern und Kinder wurden von der Krankheit ergriffen. Die Oberin allein hielt sich aufrecht und wich Tag und Nacht nicht von den Betten der Kinder. Alle überstanden die Krankheit; nur die Oberin, zuletzt von derselben erfaßt, fiel ihr zum Opfer. Am 1. Aug. 1857, im Alter von erst 45 Jahren hauchte sie ihre fromme Seele aus[1]).

Mit dem Bestand und Fortgang dieses Hauses hatten die „Schwestern von der Vorsehung" in der Diöcese eine gesicherte Existenz und zum Theil wenigstens eine entsprechende Wirksamkeit. Von ihrer übrigen Thätigkeit sagt der von der Oberin am 27. Dez. 1858 dem Bischof erstattete Bericht:

„Was die Schulen angeht, so ist der Stand derselben (seit Uebernahme durch die Schwestern 1855 und 1856) in letztem Jahre ein besserer geworden. Die Schule dahier (in Finthen) ist bedeutend vorgeschritten, so daß die letzte Schulprüfung zur allgemeinen Zufriedenheit ausfiel. Die Schule zu Weisenau, welche von den Mädchen von 8—14 Jahren besucht wird, kann mit Recht als eine Musterschule gelten. Auch in Herrnsheim wird der Zustand der Schule ein besserer. In Neustadt ist statt der seitherigen Lehrerin . . . eine andere zur Elementarlehrerin der größern Mädchen bestimmt worden, weßhalb sich mit Grund erwarten läßt, daß auch diese Schule mehr gehoben wird. In Dromersheim haben die Schwestern bis jetzt nur eine Industrie-Schule, welche Mittwochs und Samstags Nachmittags von allen schulpflichtigen Kindern im Schullokale, an den übrigen Tagen von den nicht schulpflichtigen und den aus der Schule bereits entlassenen Kindern im Hause der Schwestern besucht wird. Die Zahl der Mädchen, welche die Industrieschule in Dromersheim besuchen, beläuft sich auf 90. Die Schwestern an den verschiedenen Schulen haben sich der allgemeinen Achtung und Liebe der einzelnen Gemeinden zu erfreuen."

Ueber anderweitige Wirksamkeit, welche die Schwestern noch neben der Schule entfalteten, sagt der Bericht vom 9. Jan. 1858:

„Der Jungfrauen-Verein in Herrnsheim wird noch immer von den Schwestern geleitet und wird zahlreich besucht; die Kleinkinderschule wird von 2—6jährigen Mädchen, an Ferientagen auch von schulpflichtigen Kindern besucht, die dann alle in Religion, Biblischer Geschichte und Anschauung, in Zählen,

1) Raich, Briefe S. 263 f.; Vgl. das St. Marien-Waisenhaus bei Neustadt im Hessischen Odenwald. (Sonder-Abdruck aus dem Mainzer „Katholischen Volksblatt" 1881).

Singen, Stricken, Lernen leichter Verse, in Gebeten gemäß ihres Alters unterrichtet werden nach einem bestimmten Plane. Die Kinder werden stets beaufsichtigt und sind durchschnittlich recht brav."

Im Jahre 1859 kamen noch neue Schulen hinzu in Ober- und Nieder-Roden, Finthen, Kostheim und Gernsheim, die alle „in ziemlich vernachlässigtem Zustande" in die Hände der Schwestern gelangten. Am Ende dieses Jahres zählte die Genossenschaft im ganzen 65 Mitglieder: 36 Profeßschwestern, 14 Novizinnen und 15 Postulantinnen.

Materiell waren die Schwestern noch nicht gesichert; ihr Einkommen von den Elementarschulen war ein sehr bescheidenes, sie mußten froh sein, für das aufgenommene Kapital die fünfprocentigen Zinsen zu erlegen; im übrigen deckten sich knapp Ausgaben mit Einnahmen. Erst im Laufe des Jahres 1859 konnte etwas Kapital zurückgelegt werden. War im Ganzen die Entwicklung dieser Stiftung keine glänzende, so war sie doch eine segensreiche, durch die vieles Gute gewirkt und vielleicht noch mehr Uebles verhindert worden ist. Das ganze Unternehmen wird für immer ein Verdienst Kettelers um seine Diöcese bleiben.

Ein erfreulicher Fortschritt für die Diöcese war es auch, daß mit Anfang des Jahres 1859 die Barmherzigen Schwestern (die „Töchter des göttlichen Erlösers", von Niederbronn) eine kleine Niederlassung nebst Krankenanstalt in der Hauptstadt des Landes, in Darmstadt selbst, beginnen konnten. Neben dem Pfarrer von Darmstadt, Domkapitular Lüft, waren es einige wackere Laien, vorab Geheime Rath v. Biegeleben, Dr. Bracht und Oberrechnungsrath Backé, welche dieses segensreiche Werk zu Stande brachten und den Schwestern die genügenden Existenzmittel verbürgten. Die ganze Gemeinde half dazu mit. Freiherr Carl v. Dorth schreibt 29. Jan. 1861 an den Bischof, er habe es nicht für angezeigt gehalten, mit der Lotterie für den Papst auch „an die untern Klassen der Gemeinde sich zu wenden, da die letzteren [ohnehin] schon durch den Winter bedrängt seien und in letzterer Zeit nicht wenig für kirchliche und die damit verbundenen wohlthätigen Zwecke, besonders für „unser Klösterchen" gethan haben."

Im April 1857 hatte der Regens Dr. Moufang in einem ausführlichen Gutachten über einige vom Bischof ihm vorgelegte Fragen sich geäußert: „Durch Gottes Segen und Gnade sind mehrere klösterliche Institute entstanden und blühen auf. Alles kommt aber hier auf den rechten Ordensgeist an, und das Verständniß, was da Noth thut, ist in der Regel bei Ordenspriestern ungleich größer als bei Weltpriestern. Diese neuen Institute bedürfen einer besondern Pflege, wie sie von den Weltpriestern in der Regel nicht gegeben werden kann. Durch eine Anzahl tüchtiger Ordenspriester würde diesem Bedürfniß Genüge geschehen."

Unter fünf wichtigen Gründen, welche Dr. Moufang dafür geltend machte, daß noch eine weitere Niederlassung von 8—10 Mitgliedern eines Priester-Ordens für Mainz noth thue, stand dies an dritter Stelle. Dieser Priester-Orden sollte nach der Meinung des Regens Moufang, welcher in seinem Gutachten das Für und Gegen mit großer Sachlichkeit und Umsicht darlegte, kein anderer sein als die Gesellschaft Jesu. Aber ganz im allgemeinen machte er noch geltend:

„Endlich scheint es mir auch eine gewisse Pflicht für das Bisthum Mainz zu sein, den Orden gleichfalls einen Boden für ihre Existenz zu gewähren. Wenn die andern Diöcesen, von der kirchlichen Freiheit Gebrauch machend, den Orden Wohnstätten eingeräumt haben, warum sollte es das Bisthum Mainz nicht auch thun? Sind Orden der Kirche nothwendig — und sie sind es — so soll auch von allen Seiten für ihre Existenz etwas geschehen. In diesem Sinne sagt Cardinal Gousset, wo er von der Stellung der Bischöfe zu den Orden spricht [1]: „Der Episkopat haftet gemeinsam für alles, was die Kirche angeht;" und wo er von den Pflichten der Bischöfe handelt [2]: „Er wird mit seiner ganzen Macht die geistlichen Orden schirmen und unterstützen; sie können zu Feinden nur die Feinde der Kirche haben."

Auch den Schwierigkeiten sucht Moufang zu begegnen: „Gegen diesen Vorschlag lassen sich mehrere Bedenken erheben . . . z. B. diese Berufung werde Anstoß machen bei der Staatsgewalt. Da in Preußen die Jesuiten unangefochten ihre Häuser haben, so möchte ich nicht befürchten, daß die Großh. Hessische Regierung sich dagegen erheben werde. Wohl ist der Vorgang von Bayern für die Regierungen verlockend. Aber gerade wenn durch die bayerischen Maßregeln der Orden bedroht ist, so dürfte um so nothwendiger erscheinen, ihm noch außer Preußen (und Oesterreich) einen Boden zu gewähren. Gerade darin muß sich die Selbständigkeit und Freiheit der Kirche erproben, und das Uebereinkommen mit Württemberg, das hoffentlich bald bekannt werden wird, wird hoffentlich auch die nöthigen Anhaltspunkte zur Durchführung der Maßregel bieten."

In einem Schreiben vom 5. Mai 1857 bat Moufang den Bischof nochmals „dringend", die von ihm vorgebrachten Gründe in Erwägung zu ziehen, und er bat nicht umsonst. Am 23. Febr. 1859 kamen die Jesuiten zu dauernder Niederlassung nach Mainz und übernahmen den Gottesdienst in der Kirche St. Christoph. Dies wurde dadurch leichter ermöglicht, daß 24. Sept. 1858 die mit dieser Kirche verbundene Pfarr-Verwaltung auf den Pfarrer der St. Quintinskirche übertragen wurde. Um die keineswegs geneigten Gemüther in der Stadt etwas vorzubereiten, war schon für den Advent 1858 ein Jesuit berufen gewesen, der täglich zu predigen hatte.

Bei so liebevoller Förderung des Ordenslebens von Seite des Oberhirten blieben auch innerhalb der Diöcese Ordensberufe nicht aus, die hinwieder als erhebendes Beispiel mächtig wirkten.

---

1) Théologie Morale (Moraltheologie zum Gebrauche der Pfarrer und Beichtväter, Aachen 1851/2) I, n. 538.

2) a. a. O. II, n. 715.

„Wo der Drang zum Klosterleben die Herzen füllt," urtheilt ein Beobachter 1853 [1]), „da darf man noch nicht (am Wiedererstarken des kirchlichen Lebens) verzweifeln, und der offenbart sich am Rhein, wie in der Provinz Starkenburg wieder in erfreulicher Weise. Die Residenz, die derartiges gewiß seit dreihundert Jahren nicht erlebte, sah eine durch Rang, Schönheit, Reichthum und Geist gleich bevorzugte Jungfrau plötzlich den Staat des Hofes und der Welt gegen das demüthige Kleid der barmherzigen Schwestern vertauschen, und andere werden ihr folgen. Aus der der Residenz benachbarten Bergstraße gingen zwei Jungfrauen zum Kloster ab und in vielen andern lebt der gleiche Entschluß."

Es erregte in der That ein ungeheueres Aufsehen, als die Tochter des Geh. Raths v. Biegeleben in Darmstadt plötzlich die Welt verließ, um Barmherzige Schwester zu werden. Dies geschah in dem Augenblick, da ein hochgestellter und hochangesehener Mann sich eifrig um ihre Hand bewarb, der selbst des Bischofs Vermittlung anrief, um die Dame zurückzuhalten. „Frl. v. Biegeleben hat die Sache abgelehnt," schreibt der Pfarrer von Darmstadt hinsichtlich jener Bewerbung an den Bischof 6. Jan. 1853, „indem sie bei ihrem Vorhaben, zu den Barmherzigen Schwestern zu gehen geblieben ist." Ihr Eintritt ins Kloster hat mächtig dazu beigetragen, einige Jahre später den Barmherzigen Schwestern den Weg nach der protestantischen Hauptstadt des Landes zu öffnen. Aber auch der Bischof selbst bediente sich dieses und ähnlicher Beispiele, um beim Großherzogl. Ministerium zu Gunsten der katholischen Schwestern überhaupt zu wirken. Er schreibt an das Ministerium des Innern 28. Nov. 1856:

„Wenn eine Frl. v. Biegeleben die Welt verläßt, um für das ganze Leben die arme Dienstmagd der ärmsten Kranken zu werden, so ist das gewiß etwas anderes, als wenn auch das beste Dienstmädchen ihren bisherigen Dienst mit dem Dienste und dem Lohne in einem Krankenhause vertauscht; und wenn eine Frl. v. Laroche ihr ganzes Vermögen hingibt, um dann als arme Schulschwester eine Lehrerin und Erzieherin der armen Kinder im Odenwald zu werden, so ist das etwas anders, als wenn ein armes Nähmädchen zum Stande der Lehrerin greift, um sich besser zu versorgen. Daß aber die geistlichen Genossenschaften sich in der Lage befinden, solche Kräfte aus allen Ständen an sich zu ziehen, ist eine Thatsache, die sich so oft wiederholt, als gut eingerichtete geistliche Genossenschaften eröffnet werden."

Das hoffnungsvolle Wiederaufblühen des kirchlichen Lebens in der Diöcese Mainz sollte auch nach außen sichtbar hervortreten. Unter der Herrschaft der französischen Republik war 1803 der Friedhof aus der Nähe der Kirchen vor die Stadt hinaus verlegt worden, und die Stätte der Todten entbehrte der äußern Kennzeichen religiöser Weihe. Schon bevor

1) Hist.-polit. Blätter XXXII, 845.

Ketteler nach Mainz kam, hatte auf dem katholischen Antheil des Mainzer Friedhofes ein Privatmann aus eigenen Mitteln ein Crucifixbild errichten lassen und es waren auch freiwillige Beiträge gesammelt worden zur Errichtung einer Kapelle auf dem Begräbnißplatz, welche dem hl. Aureus [1]), einem Mainzer Bischof und Blutzeugen des V. Jahrhunderts, geweiht werden sollte. Das Unternehmen fand anfangs lebhafte Theilnahme, allein die Unruhen des Jahres 1848 und die darauf folgenden Wirren und Zerwürfnisse hatten alles wieder ins Stocken gebracht. Die Angelegenheit harrte des neuen Bischofs. Bereits in der ersten Zeit seines Wirkens in Mainz war der Bischof auf die Sache aufmerksam geworden. In einer mit Sorgfalt doppelt redigirten Predigt-Skizze (über I Thess. 1, 12) aus dem November 1850 erzählt er:

„An dem verflossenen Allerseelentage ging ich auch nach der Begräbnißstätte, um der dortigen Todtenfeier beizuwohnen. Ich hatte dort zwar nicht, wie Ihr, meine Eltern und Blutsverwandten liegen, auf deren Grabe ich beten konnte. Aber Eure Todten sind ja, seit ich Euer Bischof geworden, auch m e i n e Todten geworden, und so wollte ich denn mit Euch für sie beten. Was ich nun dort gesehen habe, hat mich unbeschreiblich betrübt. Zuerst habe ich so recht lebendig gefühlt, was doch unsere Todten dort entbehren, daß keine Kapelle daliegt, wo für die Abgestorbenen das Meßopfer dargebracht wird. Gott! viele Kinder lassen ja ihre Eltern verhungern. Wie sollten sie da für ihre Eltern beten? Da mögen die Eltern rufen: miseremini mei saltem vos amici mei, meine Kinder! . . . Hätten sie doch eine tägliche Messe! Es war mir, als riefen sie mir zu: miserere mei . . . So hat der ganze Kirchhof schon kein kirchliches Ansehen und deßhalb auch die kirchliche Feier nicht (am Allerseelentag). Auch der Antheil war deßhalb so gering. Einige Weiber, einige fromme Kinder mögen alles gewesen sein . . . . Ich will nun heute mein Versprechen lösen, und Euch auffordern, eine Kapelle zu bauen und für eine tägliche hl. Messe zu sorgen. Damit Ihr aber erkennt, wie die Kirche über eine Kirche beim Gottesacker denkt, diese Erklärung:

Die Kirche kennt natürlich keine Todten wie die Heiden. Die Todten sind ihr Schlafende . . . . In den ersten christlichen Zeiten, da flüchteten die Lebenden zu den Todten . . . in die Katakomben . . ."

Seitdem ließ der Bischof die Sache nicht mehr aus den Augen. Am 1. Juli 1852 veröffentlichte er in Himiobens „Katholischen Sonntagsblättern [2])" einen Aufruf an die Katholiken von Mainz, um ihnen die Angelegenheit ans Herz zu legen und sie zu Gaben aufzufordern:

„Haben wir erst wieder eine Kapelle, dann wird mit Gottes Hilfe auch die Anstellung eines besonderen Geistlichen zur täglichen Darbringung des hl. Meßopfers in der Mitte unserer Abgestorbenen und zur Vornahme der Begräbnisse der Armen möglich werden. Indem ich daher der Redaction dieses

1) Vielleicht war deßhalb dieser Patron gewählt, weil nach seinen Lebensbeschreibungen sein und seiner Schwester Leib lange Zeit unbeerdigt geblieben sind.
2) Nr. 27 (4. Juli 1852).

Blattes 100 fl. als Beitrag . . . einsende, fordere ich zugleich die katholischen Einwohner der Stadt Mainz auf, diesen erhabenen Zweck nach Kräften zu unterstützen. Möge der liebe Gott zur baldigen Vollendung dieses Werkes seinen Segen geben!"

Am 3. November 1856 konnte in der fertigen Kapelle zum ersten Male die hl. Messe gefeiert werden. Der Bischof hielt bei dieser Gelegenheit eine große Predigt. Er ermunterte die Gläubigen, häufig hier herauszukommen, „um hier an den Tod zu denken, hier unter den Todten, hier wo Ihr selbst alle in wenigen Jahren, getrennt von der Welt, liegen werdet . . ."

Wiewohl an der Kapelle noch manches zu vollenden blieb und weitere Beiträge nöthig waren, wurde doch dieses glücklich durchgeführte kirchliche Bau-Unternehmen bereits durch ein anderes in Schatten gestellt. Der „Katholik" 1856 brachte die Meldung [1]: „Zur Restauration des Domes (in Mainz), hat sich ein Dombauverein gebildet; desgleichen ein solcher in Worms zur Erhaltung des dortigen herrlichen Domes."

Der Mainzer Dom, das ehrwürdige Denkmal einer großen 900 jährigen Geschichte, die Grabstätte so vieler großer Fürsten der Kirche und des Reiches, zugleich ein höchst merkwürdiges Gebilde ineinander webender verschiedener Kunstepochen, hatte sich seit der letzten Zerstörung 1793 aus einem fast ruinenhaften Zustand nicht mehr vollständig zu erheben vermocht. Trotz mancher Opfer, die für die Erhaltung des Gotteshauses gebracht wurden, konnte 1857 der Bischof feststellen:

„Ohne allen Zweifel bedarf unser Dom, der in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts aus den Trümmern, in welchen er lag, nur nothdürftig und theilweise hergestellt werden konnte, in hohem Grade eines endlichen vollkommenen Ausbaues, sowie einer angemessenen inneren Herrichtung. Nur der Umstand, daß wir an den dermaligen Anblick dieses ehrwürdigen, aber immer noch mehr oder weniger ruinenhaften und in mancher Beziehung sehr entstellten Gebäudes gewöhnt sind, ist Ursache, daß wir dies oft nicht so sehr, wie fremde Beschauer empfinden. . . . Noch steht dieses heilige Haus Gottes, dieses zur religiösen Erhebung und Erbauung von uns allen bestimmte Haus, in seinen äußern, gerade für die weiteste Ferne sichtbaren Theilen trümmerhaft, in seinem Innern aber für einen jeden, der schon ähnliche größere Tempel in würdiger Ausstattung gesehen hat, in mehr als einer Hinsicht wirklich ärmlich da, und es muß dieses jedem Sachverständigen um so weher thun, da es, wenn die dazu nöthigen Mittel nur einigermaßen beigebracht werden, gar nicht schwer halten wird, dieses Gebäude in einer solchen Weise herzustellen, daß es selbst neben dem Ausgezeichnetsten, was an hehren Gottestempeln die christliche Kunst geliefert hat, mit aller Ehre wird bestehen können."

Mit Beginn des Jahres 1856 stand der Verein auf dem Plane; sein Zweck war: „die architektonische Vollendung und künstlerische Ausschmückung

1) 1856 I, 48.

der Domkirche zu Mainz." Die Vereins-Statuten erhielten 19. Oktober 1856 die landesherrliche Genehmigung, und die Rechte einer moralischen Person wurden dem Vereine zuerkannt. Unter dem 25. November 1856 erklärte der Großherzog, das Protektorat des Vereins übernehmen zu wollen. Zwei Tage später erließ das provisorische Comité den ersten öffentlichen Aufruf zur Herstellung des Mainzer Domes als eines „Deutschen National-heiligthums", eines „hehren Denkmals deutscher Geschichte, deutscher Kunst und deutschen Sinnes", dessen würdiger Zustand eine „Ehrensache des gesammten Volkes" sei.

Nachdem das Comité definitiv bestellt und alles im Gange war, erließ der Präsident 24. März 1857 einen besondern Aufruf an die Pfarr-Geistlichkeit der Diöcese, um in den Pfarreien die Angelegenheit zu betreiben:

„Der religiöse Aufschwung unserer Zeit läßt uns mit Zuversicht hoffen, daß alle Angehörigen des Bisthums zu genanntem Zwecke ihr Scherflein beizutragen sich bereit finden lassen, und es wäre in der That beklagenswerth, wenn uns die Mittel zur Erreichung des vorgesteckten Zieles nicht zu Theil werden sollten, da der religiöse Eifer unserer Voreltern weit Größeres mit Aufwendung viel größerer Kosten geschaffen hat."

Als einige Monate später, 13. Juli 1857, der Bischof selbst in dieser Sache an „die Bewohner der Stadt und Diöcese Mainz" sich wendete, war er bereits im Stande, die ersten Erfolge mitzutheilen:

„Die Domfabrik selbst hat für eine längere Zeit von Jahren die für die Kräfte des Domvermögens sehr bedeutende Summe von jährlich 3000 fl. zugesetzt. Se. Kgl. Hoheit der Großherzog . . . . und Ihre Kgl. Hoheit die Frau Großherzogin haben, wie bereits öffentlich mitgetheilt worden ist, ein großes Geschenk zum Baue gegeben. Eine beträchtliche Zahl hiesiger Einwohner, aus allen Klassen der Gesellschaft, deßgleichen andere auswärtige Wohlthäter haben ansehnliche Beiträge theils gezeichnet, theils bereits geleistet. Wir dürfen auch mit Zuversicht erwarten, daß selbst aus den entfernteren Theilen von Deutschland uns bedeutende Unterstützungen zufließen werden."

Ein Verzeichniß der Mitglieder und Beförderer des Dombau-Vereins vom 1. Januar 1859 nannte an der Spitze neben dem Großherzog und der Großherzogin als Wohlthäter auch den Kaiser von Oesterreich, den Erzherzog Albrecht und den regierenden Fürsten von Thurn und Taxis [1]). Unter den 478 ständigen Mitgliedern finden sich verhältnißmäßig viele hohe

1) Großherzog und Großherzogin von Hessen-Darmstadt schenkten . . . 2000 fl.
Der Kaiser von Österreich . . . . 9556 fl.
König Wilhelm I. (noch als Prinz-Regent) von Preußen . . . . . 3500 fl.
König Johann von Sachsen . . . . 262 fl.
Erzherzog Albrecht von Österreich . . . . 600 fl.
Erzherzog Wilhelm von Österreich . . . . 200 fl.

Beamte, besonders aus der Justiz; auch manche glänzende Namen, wie Prinz Karl v. Arenberg, und Prinz Felix v. Hohenlohe-Oehringen. Andere Wohlthäter, die nicht ständige Mitglieder waren, werden 258 genannt.

Einen hätte Bischof v. Ketteler noch gerne in der Zahl der Domfreunde gesehen, dessen reges Interesse für die kirchliche Kunst und dessen königliche Großmuth für den Ausbau des Domes von Köln, wie die Zierde des Domes zu Speier so entscheidend mitgewirkt hatten. Bittend wandte er sich an König Ludwig I. von Bayern, den Vater der Hessischen Großherzogin. Diesmal aber war er nicht glücklich. Der König antwortete eigenhändig:

> Herr Bischof, mit Aufmerksamkeit habe ich Ihr ausführliches Schreiben gelesen, und welchen Antheil ich auch nehme an der Herstellung des Domes von Mainz, in dem Teutschlands Geschichte zu mir spricht, in die Vergangenheit ich versetzt werde, so ist mir leid erwiedern zu müssen, daß ich gegenwärtig nichts dazu beitragen kann, und wenigstens sehr zweifelhaft, ob ich später einen Beitrag zu geben vermag, da ich einen Stoß unbefriedigter Gesuche für Kirchen und wohlthätige Anstalten liegen habe. Als ich zur Verschönerung des Cölner Domes beitrug, war ich noch auf dem Throne, hatte eine andere Kasse.
>
> Mit wiederholtem Ausdruck meines innigen, Herr Bischof
>
> Nizza, 4. April 1863.
>
> Ihr Ihnen wohlgeneigter
> Ludwig.

Im Jahre 1858 war der Aufbau des nordöstlichen Seitenthurmes vollendet worden, dann wandte sich die Bauthätigkeit zunächst der Ausschmückung des Innern zu. Da die Beiträge spärlicher zu fließen begannen, richtete der Ausschuß 26. September 1859 nochmals einen Aufruf an die Katholiken der Diöcese und ganz Deutschlands. Mit der Rechenschaftsablage vom 4. April 1864 betrachtete man die erste Periode der Bauthätigkeit am Dome für abgeschlossen. Es waren bis dahin 100 000 fl. eingegangen, die bis auf 921 fl. auch verwendet worden waren.

Konnte nun auch diese erste Restaurationsarbeit nicht in jeder Hinsicht eine glückliche genannt werden [1]), so war doch recht viel Gutes geschehen. Auch war die Bewegung für den Dom einmal in Gang gebracht und eine regelmäßige wenn auch bescheidene Einnahmequelle war für dieses große Anliegen der Diöcese geöffnet worden.

Wie 10 Jahre zuvor in der Erzdiöcese Köln der Eifer für den Ausbau des Domes nicht verhindert hatte, daß auch für die würdige Wieder-

1) „1858 wurde der nördliche Thurm ausgebaut, leider in einer Weise, die weder der ursprünglichen Architektur entspricht, noch mit dem jetzt projektirten Ausbau der beiden andern Thürme sich harmonisch verbinden läßt.“ Der Ostthurm des Mainzer Domes, Mainz 1870. S. 14.

herstellung des Aachener Münsters ein Verein zusammentrat und Mittel gesammelt wurden, so blieb auch bei den katholischen Mainzern noch ein Herz für ein anderes ehrwürdiges Gotteshaus ihrer Diöcese, den Dom von Worms. Wenige aber mögen mit wärmerem Herzen die Bemühungen für eine würdige Erhaltung dieses Gottestempels begleitet und unterstützt haben als Bischof Wilhelm Emmanuel.

„Es handelt sich in Worms," schreibt er, „zunächst nicht um bloßen Schmuck, sondern um die Erhaltung der Existenz dieser Perle unter den romanischen Domen des Rheinstromes, — und nur durch die christliche Wohlthätigkeit wird sie möglich."

Zu Beginn des Jahres 1860 sandte ihm ein Breslauer Domherr, der 3 Jahre zuvor bei einem Besuch dieses Domes sich mächtig ergriffen gefühlt hatte von „diesem herrlichen Gotteshaus, das leider Ruine zu werden drohte", das Manuskript von sechs Predigten, um dieselben zum Besten des Wormser Dombaues zu veröffentlichen [1]. Ketteler begleitete das kleine Predigtwerk 2. Februar 1860 mit einem ergreifenden Vorwort in die Oeffentlichkeit:

„Ich bitte alle, die dazu Gelegenheit haben, zur Verbreitung dieser Predigten mitzuwirken. Und nicht blos das. Möchten recht viele Leser durch diese Zeilen sich angeregt fühlen, das Werk der Wiederherstellung des Wormser Domes durch größere Unterstützung, als in dem Erlöse dieser kleinen Schrift gefunden werden kann, zu fördern. . .

In Worms wird jetzt an zwei Werken gearbeitet, an der Herstellung des Domes und an der Errichtung eines Monumentes für Luther. Der Dom erinnert an die Zeit, wo ganz Deutschland einig im Glauben war, das Monument von Luther an jenes Ereigniß, von dem die Uneinigkeit Deutschlands ausgegangen ist . . .

Wir Katholiken können mit um so größerer Liebe auf unsern Dom hinblicken, da wir in jenem Glauben, aus dem die Größe und Einheit unseres Vaterlandes hervorgewachsen, die volle unverfälschte christliche Wahrheit erkennen, und daher jene erhabene Kunstschöpfung des Wormser Domes uns zugleich ein Denkmal der Glaubenskraft und tiefen Frömmigkeit unserer deutschen Voreltern und ein Erinnerungszeichen an jene hochgeliebte Zeit der religiösen Einheit unseres Vaterlandes ist. So oft mich meine Pflicht nach dem gesegneten Wormser Gau führt, über den dieser wundervolle Bau voll mystischer Schönheit und Erhabenheit, sichtbar von allen Seiten, hoch emporragt, beschleicht meine Seele ein namenlos wehmüthiges Gefühl bei dem Gedanken, wie schön die Zeit war, als noch, wenn an den hohen Festen die Domglocken ihre Töne über den Gau hinsandten, alle Bewohner der weiten Umgegend sich an demselben Altare betend vereinigten und dasselbe Lebensbrod empfangen konnten. O möchte durch Gottes Erbarmung die selige Zeit der Versöhnung bald erscheinen! . . .

---

1) In Christo allein ist Heil! Sechs Predigten für unsere Zeit . . . von Dr. F. Künzer, Canonicus und Domprediger in Breslau, mit einem Vorwort des Hochw. H. Wilhelm Emmanuel Freih. v. Ketteler . . . Mainz 1860.

Möge der Wormser Dom, dieses Denkmal deutscher Frömmigkeit und deutscher Einheit, nicht zerfallen und in seiner Ruine ein Denkmal wie des Zerfalles der Einheit auch des Verfalles des wahren Glaubens werden [1])!"

Noch im gleichen Jahre, 26. November 1860, wurden durch den Großherzogl. Baurath Opfermann die Bauarbeiten zur Wiederherstellung und Erneuerung der Dächer des Domes ausgeschrieben. Dieselben waren auf etwas über 17 300 fl. veranschlagt, sollten aber — so beschränkt waren die Mittel — auf dem Submissionswege an den Wenigstfordernden vergeben werden.

Bei der Sorge für die hervorragenden kirchlichen Bauwerke der Diöcese hatte es jedoch sein Bewenden nicht. Schon die fleißigen Firmungs- und Visitationsreisen des Bischofs wurden zum Anstoß, daß auch die übrigen Kirchen, aus alter Verwahrlosung erstanden. Viele wurden im Innern und Aeußern restaurirt. Die Firmungsfeier wurde Veranlassung, daß neue Paramente, Fahnen, Statuen, Altartücher und sonstiger Kirchenschmuck angeschafft wurden. „Wenn in der Diöcese Mainz," bezeugt ein angesehener Pfarrer noch 1881 [2]), „jetzt die erfreuliche Thatsache constatirt werden kann, daß keine einzige Kirche existirt, welche nicht in den letzten 30 Jahren neu restaurirt oder gar neugebaut worden ist, und daß für die Zierde der Kirche ganz außerordentlich viel geleistet wurde, so hat daran einen nicht geringen Antheil die Firmungsfeierlichkeit. Denn der Bischof liebte es, daß das Gotteshaus möglichst schön und reich ausgestattet sei. Er sprach davon in seinen Predigten und verstand es meisterhaft, die Katholiken in den Städten wie auf dem Lande zur Opferwilligkeit für die Kirche zu begeistern. Es war daher den Pfarrern nicht schwer, die nothwendigen Geldmittel herbeizuschaffen." Auch in der Stadt Mainz selbst wurden während der Dauer von Kettelers Amtsführung fast alle Kirchen glänzend restaurirt und mit frommem Schmucke versehen.

So war denn in der Mainzer Diöcese, die bei Kettelers Amtsantritt als in hohem Maße verwahrlost und gefährdet galt, auf allen Gebieten ein neues kirchliches Leben erwacht. Selbst die Protestanten, selbst die Gegner erkannten dies an. Im Herbst 1857 beklagte ein Protestant in der Darmstädter „Evangelischen Kirchenzeitung" die „heillose Verwirrung" der protestantisch-kirchlichen Angelegenheiten im Großherzogthum Hessen und brach dann in die Worte aus: [3])

1) Bei Besprechung dieser Predigten richtete auch „Der Katholik" die dringende Bitte um Unterstützung des Wormser Dombaues an seine Leser und die Redaction erbot sich zur Entgegennahme von Gaben: „Möchte wenigstens die Bitte des Hochwürdigsten Bischofs von Mainz in der Vorrede nicht vergeblich sein!" (1860 I, 374).

2) C. Sickinger in der „Kathol. Bewegung" XIX, 196. Vgl. Katholik 1877 II, 133.

3) Katholik 1857 II, 239.

„Und nun demgegenüber — wie fest, wie sicher, wie stolz schreitet die römische Kirche im Lande vorwärts. Wie weiß deren Bischof in aller Stille mehr und mehr Terrain zu gewinnen für seine Kirche und deren eigenthümliche Institutionen und Wirksamkeit! — Wie hat dieser ein festes, deutliches Ziel im Auge und kommt ihm mit Nachdruck immer näher und näher. Das Herz blutet einem und Schamröthe steigt in die Wangen, wenn man darauf den Blick richtet. Und alles mag man, darf man gar nicht öffentlich heraussagen. Ist's denn ein Wunder, wenn der verunstalteten, sich selbst kaum mehr gleichen protestantischen Kirche den Rücken zu kehren solche verführt werden, die nach einer Kirche dürsten, welche weiß, was sie will und was sie soll."

Daß die Katholiken ihrerseits den Stand der Dinge kaum anders beurtheilten, zeigt eine den historisch-politischen Blättern aus Rheinhessen schon im Herbst 1853 zugegangene Schilderung [1]:

„Ich will lieber die tröstliche Vorderseite unseres Lebens Ihnen kurz andeuten. Die läßt sich nun vollständig in dem Namen zusammenfassen: Wilhelm Emmanuel v. Ketteler. So lange diese ächt apostolische Erscheinung, dieser Mann der Kraft und That und der heiligsten Begeisterung den Bischofsstuhl des Hl. Bonifatius schmückt, so lange können wir nicht verzagen, was auch auf uns einstürmen möge. Wie die volle Theilnahme an den Gnadenschätzen der Kirche, das reiche Sich-Nähren an ihnen, begleitet von dem Gebete Tausender einen schwachen Menschen rüsten, stärken und mächtig machen kann, das offenbart sich in diesem gottgesandten Manne und seinem heiligen Wirken in glänzender Weise, und nicht mit Unrecht hat ihn Hundeshagen dem großen Papst Innocenz III. verglichen."

5. Thätigkeit im Badischen Kirchen-Conflict.

Für einen Augenblick schienen die traurigen Verwickelungen in Baden einer friedlichen Lösung entgegenzugehen [2]. Die wachsende Aufregung im Lande, die Gewalt der öffentlichen Meinung im übrigen Deutschland, vielleicht auch die Rücksicht auf begütigende Verwendungsversuche von seiten des Kaisers von Oesterreich, ließen es der Badischen Regierung gerathen erscheinen, zur Beilegung der Wirren mit dem Römischen Stuhle in Verhandlung zu treten. Von seiten Roms machte man zur Vorbedingung aller Verhandlung die Zurücknahme der Verordnung vom 7. November 1853 nebst aller infolge derselben verhängten Strafen [3]. Um diesen Rückzug möglichst ehrenvoll anzutreten, suchte die Regierung mit dem greisen Erzbischof wieder anzuknüpfen. Als dieser zum Jahreswechsel wie alljährlich dem

1) XXXII, 843.

2) Maas, Geschichte der kathol. Kirche in Baden 258 f. Brück, Die oberrheinische Kirchenprovinz 339.

3) Pfülf, Cardinal v. Geissel II, 231.

Prinzregenten brieflich seine Glückwünsche darbrachte, ohne des ausgebrochenen Conflictes direkt auch nur Erwähnung zu thun, antwortete der Regent 3. Januar 1854 in einem huldvollen Schreiben, in welchem der Wunsch nach einer „persönlichen Verständigung" mit dem Erzbischof ausgesprochen war, „damit die definitive Regelung der Hauptfragen angebahnt, einstweilen aber ein Zustand hergestellt werde, der die Amtsthätigkeit (des Erzbischofs) nicht lähme". Zugleich war in diesem vom Flügeladjutanten des Regenten überbrachten Schreiben die Aufforderung an den Erzbischof gerichtet, zu weiterer Verständigung einen Vertrauensmann nach Karlsruhe abzuordnen.

Mit Rücksicht auf die noch immer schwebende Coadjutor-Frage hatten längst die einen gewünscht, die anderen gerathen, daß Ketteler einmal in persönliche Beziehung zum Prinz-Regenten gebracht werde. Man glaubte, durch die einfache Erscheinung des Bischofs am Hofe würde manches Vorurtheil gegen seine Person und selbst gegen die Sache, die er vertrat, gehoben werden. Am Hofe von Karlsruhe konnte man sich wenigstens dann die Ueberzeugung bilden, daß eine vorgefaßte Meinung, eine Animosität gegen die protestantische Regenten-Familie, wie die Minister es den Regenten hatten glauben machen, auf Seiten des Bischofs nicht vorhanden war. Erzbischof von Vicari benutzte daher jetzt die Gelegenheit und machte den Bischof von Mainz, der ohnehin sein ganzes Vertrauen besaß, und alle Eigenschaften hatte, um sich bei dieser Verhandlung Autorität zu verschaffen, zu seinem Stellvertreter.

„Eure Königl. Hoheit," schrieb er an den Großherzog 9. Januar 1854, „haben in Allerhöchstderen gnädigstem Handschreiben vom 3. ds. Mts. den Wunsch nach einer persönlichen Besprechung mit mir, dem ehrfurchtvoll Unterzeichneten, oder weil hohes Alter in gegenwärtiger Jahreszeit mich verhindert, mit einem Manne meines Vertrauens auszudrücken geruht.

„Ich halte es für meine heilige Pflicht, nichts zu versäumen, was mit Gottes Gnade eine Verständigung über die obschwebenden Fragen herbeiführen könnte. Und so habe ich denn sogleich einen meiner Herren Suffragane, den Herrn Bischof von Mainz, Wilhelm Emmanuel Freiherrn v. Ketteler hierherberufen, um ihn mit Instruktion versehen an Ew. Königl. Hoheit Hoflager abzusenden.

„Euerer Königl. Hoheit erhabene Würde als des Durchlauchtigsten Landesherrn schien mir die Absendung eines Bischofs zu fordern; und ich wählte den Herrn Bischof von Mainz, weil hochderselbe die verschiedenen Episkopal-Conferenzen mitgemacht und aufs vollkommenste mit dem Gegenstande der Besprechung vertraut ist, abgesehen davon, daß der Herr Bischof von Mainz eine durch edle Abkunft, erleuchteten Geist und hohe Tugend ausgezeichnete Persönlichkeit ist."

Noch am gleichen Tage ließ der Großherzog durch seinen Flügeladjudanten antworten, daß er „die Sendung des vom Erzbischof als Mann seines Vertrauens bezeichneten hochwürdigen Herrn Bischofs von Mainz

Freiherrn v. Ketteler annehme und denselben in Karlsruhe zu empfangen bereit sei" [1]).

Am 11. Januar 1854 traf der Bischof, der sich zuvor in Freiburg mündlich mit dem Erzbischof benommen hatte, in der Hauptstadt ein. Der Regent empfing ihn in besonderer Audienz „sehr freundlich"; am 12. Januar meldete Ketteler an den Erzbischof:

„Se. Königl. Hoheit der Regent haben mich gestern Abend um $6^1/_2$ in einer Audienz empfangen, die etwa $^3/_4$ Stunden gedauert hat. Se. Königl. Hoheit haben die wohlwollendsten Gesinnungen gegen die Kirche und Ew. Excellenz ausgesprochen; ebenso den lebhaftesten Schmerz über die jetzigen Verhältnisse und den dringenden Wunsch, sie zum Wohle der Kirche und des Staates beizulegen — endlich auch die Anerkennung, daß die bischöflichen Forderungen berücksichtigt werden müßten. Ueber das Wie und Wann dieser Berücksichtigung hat sich aber der Prinzregent nicht erklärt und ich bin vielmehr dieserhalb an eine Conferenz mit den Herren v. Rüdt und v. Wechmar angewiesen, die nun heute stattfinden wird."

Was bei dieser Unterredung zwischen dem Bischof und dem Landesfürsten den Hauptgegenstand bildete, hat Ketteler selbst schon wenige Tage später (15. Januar 1854) in einem Briefe an den Regenten deutlich genug ausgesprochen:

„Als ich (bei der Audienz) Euere Königl. Hoheit auf das dringendste bat, unter Zugrundlegung der Stellung, welche der katholischen Kirche in Preußen zu Theil geworden ist, durch einen großartigen selbsteigenen Akt Höchstihren katholischen Unterthanen die gleiche Zusage zu ertheilen, leitete mich bei diesem Gedanken nicht allein das Interesse der heiligen Sache, die ich vertrete, sondern zugleich auch die rege Theilnahme an dem glücklichen Erfolge der Regierung eines jugendlichen, der lebhaftesten Sympathien würdigen Fürsten. Gottes reicher Segen und der tiefgefühlte Dank aller katholischen Unterthanen würde die Folge

---

1) Den Wortlaut beider Schreiben siehe in „Dr. E. Friedbergs sogenannte Abfertigung des Bischofs von Mainz im Lichte der Thatsachen" (Freiburg 1873) S. 21. Sonderbar lauten gegenüber diesen Schreiben die Ausreden der Badischen Minister vor dem preußischen Bundesgesandten v. Bismarck-Schönhausen, von welchen dieser 31. Jan. 1854 an den Ministerpräsidenten v. Manteuffel berichtet (Poschinger, Preußen im Bundestag I, 352):

„Aus diesen Gründen habe die Regierung geglaubt, die Gelegenheit zur Anknüpfung von Verhandlungen, welche der Glückwunsch des Erzbischofs seiner Fassung nach bot, nicht zurückweisen zu sollen; es sei ihr unerwartet gewesen, daß derselbe zu seinem Bevollmächtigten einen fremden und namentlich den Bischof von Mainz gewählt habe, indeß habe man dessen Ausschließung vergebens dadurch zu erreichen gesucht, daß man von mündlicher Verhandlung zum Schriftenwechsel übergegangen sei, indem der Erzbischof zwar jede direkte Verbindung mit Herrn v. Ketteler in Abrede stellte, aber doch die an ihn ergehenden Mittheilungen heimlich nach Mainz schickte und von dort die Antwort empfange." — Auch hier zeigt sich die Macht der vorgefaßten Meinung in einem merkwürdigen Grade, es sei denn, daß man sich dabei absichtlicher Täuschung habe bedienen wollen.

einer so erhabenen gerechten Handlung sein. Dieser Weg erscheint mir heute noch als der glücklichste und beste [1])."

Der Regent wollte indeß nicht selbst auf weitere Auseinandersetzungen eingehen, sondern wies den Bischof an die Minister. Mit diesen hielt Ketteler am 12. und 13. Januar mehrere Conferenzen. Sein erster Vorschlag, die Selbständigkeit der katholischen Kirche nach dem Vorbilde der preußischen Verfassungsbestimmungen zu gewähren, wurde zurückgewiesen. Dagegen wurde der zweite Vorschlag des Erzbischöflichen Unterhändlers, auf Aufhebung der Verordnung vom 7. November nebst deren strafrechtlichen Consequenzen, für annehmbar befunden. Der Erzbischof sollte seinerseits während des dadurch geschaffenen Interims „die entsprechenden Rücksichten eintreten lassen". Dafür gab die Regierung die Zusicherung: „in kürzester Frist wegen definitiver Regelung sämtlicher obwaltenden Streitpunkte Unterhandlungen mit dem päpstlichen Stuhle anzuknüpfen [2])."

Die Redaction der staatlicherseits gemachten Zusicherungen und Voraussetzungen war eine zu unbestimmte und vieldeutige, als daß Ketteler als Unterhändler dieselbe auf eigene Verantwortung hin hätte annehmen können. Er reiste daher am 13. Januar mit den Regierungsvorschlägen nach Freiburg zurück. Aber bereits hatte man einen der von ihm in der Conferenz gemachten Vorschläge dazu benutzt, um den jungen Regenten gegen seine Person zu erbittern. Um solchen Intriguen entgegenzutreten, richtete Ketteler von Freiburg aus 15. Januar ein längeres Schreiben an den Prinz-Regenten:

---

1) Im Januar 1867, gerade 13 Jahre später, schreibt Ketteler hierüber: „Als wir vor mehr denn zehn Jahren die Ehre hatten, im Auftrage des Erzbischofs von Freiburg über die Regelung der kirchlichen Verhältnisse Se. kgl. Hoheit den Großherzog von Baden zu sprechen, der damals noch Prinzregent war, so haben wir ihm die Ueberzeugung ausgesprochen, daß der König von Preußen durch diese Verfassungsbestimmungen seinen Unterthanen einen großen Akt der Gerechtigkeit geübt habe, daß dadurch der religiöse Friede für Preußen mit allen seinen segensreichen Folgen begründet und von jetzt an, wenn die Verfassungsbestimmungen redlich gehalten würden, ein Conflict zwischen Religion und Staat unmöglich geworden sei, und daß je länger dieselben beobachtet werden würden, um so tiefer die Dankbarkeit des christlichen Volkes gegen den König für dieses Geschenk sein würde. Wir knüpften an diese Aeußerung die Bitte, auch dem Badischen Lande dieses Gesetz des Friedens zu geben und fügten die Ueberzeugung bei, daß der Großherzog durch keinen andern Act mehr, als durch diesen alle religiösen Gefühle dankbar an sein Fürstenhaus knüpfen werde. Wie viel Verderben wäre abgehalten worden, wenn diese Bitte erfüllt worden wäre!" (Deutschland nach dem Kriege von 1866 S. 119).

2) In der von Ketteler vorgeschlagenen Fassung heißt es weiter: „und (die Regierung wird) die endliche Entscheidung desselben (= des päpstlichen Stuhles) ebenso anerkennen, wie der Herr Erzbischof sich derselben zu unterwerfen verpflichtet ist."

„Durchlauchtigster Regent, Allergnädigster Fürst und Herr!

Eine besondere Veranlassung legt mir die ehrerbietige Pflicht auf, Euere Königl. Hoheit mit einigen Zeilen über einen Zwischenfall aufzuklären, welcher, wie ich von zuverlässiger Seite höre, geeignet sein dürfte, mich höchstdenselben in einem falschen Lichte darzustellen. . . .

In der von Ew. Königl. Hoheit gewünschten Conferenz mit dem Herrn Staatsminister Freiherrn v. Rüdt und dem Herrn Staatsrath Freiherrn v. Wechmar habe ich als einen weitern Ausweg aus den unseligen Verwicklungen des Augenblicks die Entscheidung des Hl. Stuhles in Antrag gebracht. Dieser Vorschlag hat aber, wie ich vernehme, eine Deutung erfahren, welche mir die Nothwendigkeit auferlegt, eine Verwahrung unmittelbar bei Ew. Königl. Hoheit einzulegen.

Ich soll nämlich durch denselben der Regierung Euerer Königl. Hoheit eine unwürdige Unterwerfung unter das Urtheil des Hl. Vaters zugemuthet und zugleich eine Verhandlung in Rom unmöglich gemacht haben. Da ich aber weit entfernt bin, einer Regierung etwas zuzumuthen, was ihrer Würde entgegensteht, indem schon die Religion mir Achtung für jede Regierung gebietet, so scheint mir eine Aufklärung über den wahren Sinn meiner Proposition Ew. Königl. Hoheit gegenüber eine heilige Pflicht zu sein. Ich gebe sie fast mit denselben Worten, mit denen ich sie in der Conferenz mit den Herren v. Rüdt und v. Wechmar ausgesprochen habe.

Es kann darüber kein Zweifel bestehen, daß Ew. Königl. Hoheit der katholischen Kirche im Großherzogthum Baden diejenigen Rechte einzuräumen gewillt sind, welche sie nach ihrer innern Natur und Wesenheit zu ihrem Bestande bedarf. Dies ist der gemeinsame Boden, der gewiß von allen Seiten anerkannt wird. Wenn daher in diesem Augenblick ein Conflict zwischen der Kirche und dem Staat besteht, so ist der Grund dieses traurigen Zwiespaltes nicht die Absicht, der Kirche jene Rechte zu bestreiten, welche sie nach ihrer innern Natur fordern muß, sondern vielmehr die Verschiedenheit der Ansicht darüber, welche Rechte zu diesen ihr eigenthümlichen Rechten gezählt werden müssen. Es entsteht also die Frage, wie dieser Streitpunkt auf billigem Wege gelöst werden kann.

Zur Beantwortung erlaubte ich mir in der Conferenz einige Beispiele anzuführen. Wenn die höchste Staatsbehörde über irgend eine technische Frage im Zweifel ist, so pflegt sie das Gutachten von Sachverständigen einzuholen, und es ist gewiß kein Vergeben ihrer Autorität, wenn sie nach denselben ihr Verfahren einrichtet. Wenn ferner dieselbe höchste Behörde darüber sich in Ungewißheit befindet, wie ein gegebener Fall nach den Grundsätzen der protestantischen Confession zu beurtheilen ist, so würde es gewiß nicht der Würde dieser höchsten Behörde widersprechen, hierüber das Gutachten der Consistorien einzuholen und demgemäß zu verfahren.

Derselbe Grundsatz scheint mir nun auf den vorliegenden Conflict volle Anwendung zu finden.

Bei dem allseitigen und redlichen Willen, der katholischen Kirche jene Stellung zu gewähren, die sie nach ihrem innersten Wesen in Anspruch nehmen muß, besteht dennoch ein lange dauernder und tief zerrüttender Streit darüber, was zum Wesen und Dogma der Kirche gehört. Wer soll nun über diese Frage endgültig entscheiden? Da glaubte ich nichts Unbilliges zu beantragen, nichts der höchsten Staatsregierung Unwürdiges, wenn ich den Vorschlag machte,

daß die höchste Staatsregierung, nach dem der Episkopat der Oberrheinischen Kirchenprovinz, der Episkopat von Deutschland und Europa gesprochen hat, und nach abermaligen gründlichen Erörterungen der Frage mit dem Oberhaupte der Kirche, sich bereit erkläre, dann auch zur endlichen Beendigung dieser unseligen Conflicte das Urtheil des Papstes als das Urtheil des competentesten Sachverständigen in der Frage über das Wesen der Kirche anzuerkennen.

Das ist die Bedeutung des von mir gestellten Antrages und diese Erläuterung desselben habe ich den Herren v. Rüdt und v. Wechmar ganz so wie hier gegeben. Ew. Königl. Hoheit wollen in höchster Weisheit nunmehr ermessen, ob ich durch denselben eine Verhandlung in Rom unmöglich gemacht oder höchster Regierung etwas Unwürdiges zugemuthet habe.

Auch jetzt finde ich noch keinen andern Weg, um durch die Verhandlung zu einer sichern Entscheidung zu gelangen. Wenn die höchste Staatsregierung über die allein obschwebende Frage: „was zur Natur und dem Wesen der katholischen Kirche gehört“ — nicht den Papst an der Spitze des Episkopates als den competentesten Sachverständigen hören will, so bleibt nur übrig, daß der Staat sich selbst die Entscheidung darüber, was zum Wesen der Kirche gehört, als eine unfehlbare in letzter Instanz beilegt. Diese Auffassung kann aber nicht zum Frieden führen.

In keinem andern Sinne habe ich den Antrag verstanden, den ich bei der Conferenz in der wohlwollendsten Absicht gestellt habe. Sollte man dieser meiner Erklärung einen andern Sinn unterlegt haben, so wurden meine Gedanken unrecht aufgefaßt und hinterbracht.

Es drängte mich, Ew. Königl. Hoheit diese Erläuterung unterthänigst zu ertheilen. Ich ersterbe in tiefster Ehrfurcht &c.“

An dem gleichen 15. Januar 1854 erklärte der Erzbischof, daß nur das „äußerste Maß von Versöhnlichkeit und Friedensliebe“ ihn veranlasse, auf die Bedingungen der Regierung einzugehen. Er erklärte sich mit der projektirten Vereinbarung im wesentlichen einverstanden, suchte nur einige Punkte genauer zu bestimmen, und im Namen der Regierung erwiederte Staatsrath v. Wechmar, daß die Aeußerungen des Erzbischofs als eine Zustimmung zu den Vorschlägen der Regierung betrachtet würden. Ueber jene vom Erzbischof berührten einzelnen Punkte sollten noch mündliche Erörterungen gepflogen werden, auf Grund deren man zum „endlichen Abschluß des Uebereinkommens“ gelangen werde.

Mit dem zweiten Schreiben v. Wechmars 25. Januar 1854 schien somit eine friedliche Beilegung gesichert, und der preußische Bundestagsgesandte berichtete daher auch, nachdem er sich in Karlsruhe über den Stand der Dinge orientirt hatte, am 31. Januar 1854 nach Berlin[1]: „Die Verhandlungen mit dem Erzbischof hätten bereits zu vollständigem Schriftwechsel und verbindlichen Erklärungen geführt.“

Unterdessen war Ketteler am 16. Januar mit der Antwort des Erzbischofs von Freiburg abermals nach Karlsruhe gekommen. Er hoffte, die

1) Poschinger, Preußen im Bundestag I, 350.

noch nicht genauer präcisirten Punkte in einer weitern Unterredung bereinigen zu können. Allein diese Besprechung wurde „durch ein Mißverständniß vereitelt“ [1].

Nachdem er einen ganzen Tag vergeblich auf neue Antwort oder irgend eine Mittheilung von seiten des Ministeriums geharrt, war er, ohne weitere Berathungen anknüpfen zu können, 17. Januar nach Mainz zurückgekehrt. Dahin folgte ihm unter dem Datum des 20. Januar ein Schreiben des Ministers v. Rüdt als Antwort auf seine Immediat-Vorstellung an den Großherzog:

„Hochwürdigster Hochgeehrter Herr Bischof! Seine Königl. Hoheit der Regent hat mir das Schreiben mitzutheilen geruht, welches Hochdieselben unter'm 16. dieses an Se. Königl. Hoheit zu richten sich veranlaßt fanden, um sich gegen eine falsche Deutung des von Hochdenselben dem Freiherrn v. Wechmar und mir gemachten Vorschlags rücksichtlich einer Entscheidung des heiligen Stuhles zu verwahren.

Da es nothwendig den Anschein gewinnen muß, als ob eine solche falsche Deutung, wenn sie von irgend einer Seite stattgefunden hat, nur durch eine falsche Berichterstattung über die Unterredung hervorgerufen werden konnte, welche wir mit Hochdenselben zu pflegen die Ehre hatten, so sehe ich mich, um etwaigen Mißverständnissen zu begegnen, zu der Versicherung veranlaßt, daß dasjenige, was Hochdieselben uns über diesen Punkt geäußert und in dem Schreiben an Se. Königl. Hoheit den Regenten vollkommen getreu wiedergegeben haben, von mir ebenso getreu meinem Gnädigsten Herrn vorgetragen wurde. Ich fügte noch bei, „daß Hochdieselben ausdrücklich bemerkt hätten, wie Sie weit entfernt seien, irgend etwas zu verlangen, wodurch der Würde der Regierung Sr. Königl. Hoheit im geringsten zu nahe getreten werden solle,“ sprach aber meine Ansicht dahin aus, „daß, wie ich auch schon gegen Hochdieselben mich geäußert hätte, eine Erklärung wie die verlangte, von Seite der Regierung dem Herrn Erzbischof von Freiburg gegenüber unthunlich sei.“

Wenn dagegen Aeußerungen an Dritte, die nicht von mir herrühren, falsch aufgefaßt und falsch wiedergegeben wurden, so kann ich das nur lebhaft bedauern, bin mir aber vollkommen bewußt, daß diese falsche Auffassung ebensowenig durch mich veranlaßt worden ist, als ich annehmen darf, daß sie auch von meinem Gnädigsten Herrn nicht getheilt wird.“

Nachdem sich die Badische Regierung durch ihr unhöfliches Verfahren Kettelers als Unterhändlers entledigt hatte, setzte sie gleichwohl die Verhandlungen fort, indem sie einen Beamten eigens dazu nach Freiburg abordnete [2]. Der Erzbischof sprach nach mehrfachem Schriftenwechsel 28. Januar 1854 die „Zuversicht“ aus, daß der Abschluß der provisorischen Uebereinkunft als Eingang zu einer endgiltigen Ordnung der kirchlichen Verhältnisse, nunmehr thatsächlich erfolgen werde. Allein statt dessen folgte nur 7. Februar ein verletzendes Schreiben des Ministers v. Wechmar, dessen völlig veränderte Tonart und unannehmbare neue Forderungen es offen-

1) Maas, a. a. O. 263. Brück, a. a. O. 342

2) Brück a. a. O. 342.

bar machten, daß ein Umschwung zum Schlimmeren eingetreten war. Nicht nur hatten die inzwischen eröffneten beiden Kammern, zum großen Theile aus Regierungsbeamten bestehend, sich in der gehässigsten Weise gegen die kirchlichen Forderungen ausgesprochen, es war noch ein anderer Einfluß ausgeübt worden, der ungleich nachhaltiger und verhängnißvoller für den ganzen fernern Verlauf des Kirchenconflictes sich geltend machte.

Theils aus Gerechtigkeitssinn und persönlichem Wohlwollen, theils in der Sorge für Gesammtdeutschland, die noch immer in gewisser Weise ihm oblag, hatte der Kaiser von Oesterreich bei der Badischen Regierung zu Gunsten der katholischen Kirche und ihrer Vertreter im Episkopat sich verwendet. „Bei den mancherlei Schwächen und Krankheiten, an denen das südwestliche Deutschland leidet," schreibt der Sachlage ganz entsprechend der österreichische Gesandte v. Philippsberg 28. März 1853, „wäre ein Kirchenconflict an der Grenze Frankreichs in jetziger Zeit ein betrübendes politisches Ereigniß". Dieses von Oesterreich ausgehende Interesse für die friedliche Beilegung des Conflictes scheint die Hauptveranlassung gewesen zu sein, daß auch die mit Oesterreich damals rivalisirende andere deutsche Großmacht in entgegengesetztem Sinne sich einmischte.

Neun Tage, nachdem Ketteler Karlsruhe zuletzt verlassen hatte, am 26. Januar 1854 erschien daselbst im besondern Auftrag des preußischen Ministerpräsidenten der damalige preußische Gesandte beim Bundestag, v. Bismarck-Schönhausen. Seine Aufgabe war eine solche, daß man sie dem ständigen preußischen Gesandten in Karlsruhe Herrn v. Savigny, trotz des hohen Ansehens, dessen er sich am Badischen Hofe erfreute, nur deßhalb nicht glaubte anvertrauen zu können, weil er als überzeugungstreuer Katholik bekannt war. Bismarck sollte die Badische Regierung ermuthigen „den Streit durchzuführen". Er fand beim Prinzen „volles Verständniß" und bei den Ministern alles Entgegenkommen. Er „wirkte auf Befestigung der Haltung des Regenten und der Minister hin, die Sache aller protestantischen Regierungen zu vertreten". Es gelang Bismarck, mit vollendetem Erfolge seine Aufgabe zu lösen.

Allein alsbald verbreiteten sich über den Zweck und die Tragweite seiner Sendung die beunruhigendsten Gerüchte; man sprach von einer „Solidarität der protestantischen Regierungen gegen die katholische Kirche", die er aufzurichten oder einzuleiten beauftragt gewesen sei. Die Sache drang in die öffentlichen Blätter, wurde commentirt und dementirt. Auch Ketteler griff zur Feder. Eine ausführliche Darlegung seiner Anschauungen, zugleich eine Art von politischem Glaubensbekenntniß, die wie es scheint, nicht zum Druck gelangte, findet sich noch jetzt unter seinen Papieren [1]):

1) Auch in der kurz nachher veröffentlichten Schrift: „Das Recht und der Rechtsschutz der kathol. Kirche in Deutschland" geht Ketteler S. 16 auf das verbreitete Ge-

„Die Nachricht von der Gründung einer Solidarität der protestantischen Regierungen in Deutschland gegenüber der katholischen Kirche, welche von der preußischen Regierung angeregt sein soll, verdient gewiß in hohem Grade die Aufmerksamkeit aller Katholiken. Die „Kasseler Zeitung" berichtigt zwar dieses Gerücht in anscheinend offiziöser Weise mit den Worten: „Verschiedene Blätter haben die Nachricht gebracht, daß unser Gesandte, Herr v. Bismarck von Frankfurt aus in Karlsruhe gewesen sei, um mit dem Prinz-Regenten und dem Ministerium wegen Gründung einer „Solidarität protestantischer Regierungen gegenüber der katholischen Kirche" zu conferiren, und daß die Mission des Herrn v. Bismarck einen günstigen Erfolg gehabt habe. Mit Bestimmtheit dürfen Sie annehmen, daß an dieser Nachricht nichts wahr ist, als die Anwesenheit des Herrn v. Bismarck in Karlsruhe. Dieselbe verfolgte den Zweck, die Badische Regierung gegen Einflüsse zu stärken, welche von anderer Seite geübt werden könnten, und eine Regulirung durch Verhandlungen der Badischen Regierung mit Rom anzubahnen."

Hiernach ist es möglich, daß vorläufig nur eine Solidarität zwischen der Preußischen und Badischen Regierung angeregt ist, und daß Gott unser Vaterland von dem Unglücke, welches sich an die allgemeine Ausführung jenes angeblichen Planes knüpfen müßte, bewahren wird. In der That könnten wir die Verwirklichung dieses Gedankens nur ein unermeßliches nationales Unglück nennen. Im deutschen Bunde lebt ein großer Theil aller Katholiken unter protestantischen Fürsten, während die ganze Masse der Protestanten unter protestantischen Fürsten leben. Wenn nun die protestantischen Regierungen im deutschen Bunde einen neuen und geheimen Bund schließen, wenn sie dem politischen Bunde einen religiösen entgegenstellen, wenn sie sich unter einander gegen ihre eigenen katholischen Unterthanen verbinden würden, so wäre das ohne Zweifel der Anfang von einer Entwicklung in Deutschland, an deren Fortgang man nur mit tiefem Schmerze denken kann.

Aber auch abgesehen von dieser entferntern Möglichkeit ist schon die Nachricht höchst betrübend, daß die Preußische Regierung die Baden'sche auf dem Wege zu stärken scheint, den diese bisher gegen die katholische Kirche verfolgt hat.

Wir sind weit entfernt von jener leidenschaftlichen und unwahren Auffassung, die in Deutschland schwarz und weiß nach den Landesgrenzen und den Confessionen der Fürsten der einzelnen Länder vertheilt, und nach dieser Vertheilung Gunst und Ungunst feststellt. Wir lieben aufrichtig und innig Oesterreich, wir lieben es wegen seiner ruhmvollen Geschichte, wir lieben es als einen kostbaren Theil des deutschen Vaterlandes, wir lieben es wegen der erhabenen Tugenden und der aufrichtigen Frömmigkeit seines Kaiserhauses, wir lieben es, weil es katholisch ist, wir erachten es als einen Verrath gegen Deutschland, grundsätzlich gegen Oesterreich zu opponiren und ein Erheben Preußens gegen Oesterreich zu erstreben. Wir verbergen uns aber nicht die tiefen Wunden, an denen Oesterreich blutet, seitdem die fadeste moderne Aufklärerei dort in

---

rücht ein: „Wir wünschen von Herzen, daß es unwahr sei. Wäre es aber begründet, so hätten wir in Deutschland zwar keinen Bund für die Kirche, aber einen Bund gegen die Kirche — kein Corpus Catholicorum, keinen Kaiser und Reich, der die Kirche beschützt, aber ein Corpus Evangelicorum, das sie bedroht."

die Wissenschaft und die sogenannten gebildeten Stände, namentlich in das Beamtenthum eingedrungen ist.

Eine Frucht dieses Zustandes haben wir im Jahre 1848 in der deutschen National-Versammlung erlebt, wo eine Zahl frecher, junger, böser Buben aus Oesterreich gesendet wurde, so ohne alle Liebe zu Oesterreich, so neujüdisch, so einfältig eitel und hochmüthig, so leer und erbärmlich, wie sie kein anderes Land gestellt. Eine andere Frucht hat uns so oft in den entferntesten Thälern jenes gottgesegneten Tiroler Landes angewidert, wo man so gern die Stätten der Frömmigkeit, der Tugend und des Glaubens sucht. Wir sind viel in diesem Lande herumgewandert und haben viele Tage das Land und die Leute betrachtet. Aber kein Thal war so einsam, kein Ort so von der Landstraße und ihrem Schmutze entfernt, wo wir nicht einen Stellvertreter gemeiner Frivolität und Unsittlichkeit, geistesarmer Aufklärerei angetroffen hätten, wenn ein k. k. Oesterreichischer Beamter die Gnade hatte, das Wirthshaus zu besuchen. Wir kannten endlich den geistigen und sittlichen Gehalt dieser Menschen so genau, daß sie nur den Mund aufzuthun brauchten, und wir wußten schon, welchem Stande sie angehörten. Von einem Verständniß und einer Werthschätzung des Tiroler Volkes und seiner Eigenthümlichkeit, von Achtung seiner Geschichte und Eigenthümlichkeit war kein Gedanke.

Wir lieben aber auch aufrichtig und wahrhaft Preußen, wir lieben es als Deutsche, wir lieben es als Christen, wir lieben es als frühere Unterthanen eines so gerechten Königs, wir lieben es wegen seines Selbst- und Ehrgefühles, wir lieben es wegen seiner Energie und Kraft in inneren Entwicklungen, wir lieben es und haben die Ueberzeugung, daß Licht und Schatten sich zwischen Oesterreich und Preußen ausgleichen und daß sie nur in vereintem Wirken unser deutsches Gesamtvaterland zu jener Entwicklung führen, die die göttliche Vorsehung ihm bestimmt hat.

Um so tiefer beklagen wir jene Nachricht, die Keime in sich birgt, die im Stande sind, alten Wunden neue schwerere beizufügen und wir erachten es daher nicht überflüssig, nachzuweisen, daß ein solches Bündniß in unseren Verhältnissen keinen Grund für sich hat.

Der erste Grund, der etwa die Preußische Regierung zu diesem Verfahren veranlaßt haben kann, kann möglicherweise in einer irrigen Vorstellung von dem Wesen eines christlichen Staates und als Folge hievon von dem *Berufe eines evangelischen* Staates liegen.

Wir geben durchaus zu, daß die Idee einer staatlichen Ordnung, welche dem Christen vorschwebt, nur der christliche Staat sein kann. Wer nicht den christlichen Staat als solchen, als die Vollendung und höchste Bestimmung aller staatlichen Ordnung betrachtet, ist kein Christ, d. h. er glaubt nicht an die Gottheit Christi. Mit dem Glauben an die Gottheit Christi ist nothwendig die Ueberzeugung verknüpft, daß jede menschliche Institution, Familie, Staat, ebenso wie der Mensch selbst, nur seine höchste Ausbildung im Christenthum finden kann.

So gewiß das ist, so gewiß ist es ferner, daß die Idee eines christlichen Staates in ihrer Vollendung nur dort zur Wirklichkeit werden kann, wo nur *eine* Auffassung von der Lehre Christi, also nur *eine* Confession rechtlich besteht, weil nur dann dieselben letzten Grundsätze über Kirche und Staat überall ernstlich zur Anwendung kämen. Wo dagegen, wie jetzt in Deutschland, mehrere christliche Confessionen rechtlich neben einander bestehen, muß der Staat, wenn

er rechtlich handeln will, von der Verwirklichung der Idee des christlichen Staates durch die bürgerliche Gesetzgebung in so weit abstehen, als die Achtung vor dem Rechte der andern Confession es fordert. Staatsmänner, die also in einem solchen Lande durch das Mittel der Gesetzgebung die Idee des christlichen Staates in dem Sinne einer Confession ohne Beachtung der Rechtsgrenzen der andern rechtlich anerkannten Confessionen durchzuführen sich bemühten, würden unrecht handeln, weil sie sich unrechtlicher und deßhalb unerlaubter Mittel bedienten. Unerlaubte Mittel verwirft aber das Christenthum. Solange also in Deutschland verschiedene christliche Confessionen rechtlich neben einander bestehen, so ist es verwerflich, die Idee des christlichen Staates durch staatliche Mittel auch auf jene Gebiete auszudehnen, wo die Controversen der rechtlich anerkannten Confessionen beginnen. Der Staat kann zwar, so weit der rechtliche Bestand der Confessionen ihn nicht hindert, jede Confession unterstützen, — er wird auch in dem Maße wie diese erstarken, von dem Geiste des Christenthums durchdrungen und dadurch mehr und mehr ein christlicher Staat werden, (denn wo viele gute Christen im Staate sind, ist der Staat christlich, wo viele schlechte Christen sind, ist er trotz aller Gesetze unchristlich) er kann auch hoffen und verlangen, daß die Trennung aufhöre, er kann aber nicht direkt eingreifen, wenn er nicht unrechtlich handeln will.

Die Ausgleichung der confessionellen Gegensätze der in einem Staate rechtlich bestehenden christlichen Confessionen ist aber nicht unmittelbare Aufgabe des Staates, sondern der Kirche, die auf das Gewissen und die Ueberzeugung zu wirken hat. Sie mögen mit einander wetteifern mit aller Kraft der Wahrheit und Liebe, die sie besitzen, sie mögen wuchern mit den Talenten, die Christus ihnen anvertraut hat, sie mögen den Himmel bestürmen, um die Gnade der Wiedervereinigung der deutschen Stämme in einem Glauben — der Staat aber muß diesem Kampf harrend zuschauen und den Tag der Gnade und der Entscheidung Gottes abwarten.

Aus dem Gesagten folgt nun der überaus wichtige Grundsatz: der Verwirklichung der Idee eines christlichen Staates in der Staatsgesetzgebung in ihrer ganzen Ausdehnung muß die Wiedervereinigung der christlichen Confessionen im Gewissen und in der Ueberzeugung vorhergehen. An diesem erhabenen Ziele mag jeder durch Gebet, Belehrung u. s. w. nach Kräften mitwirken. So lange aber diese Wiedervereinigung nicht erfolgt ist, ist jeder Staat als solcher, in dem mehrere Confessionen rechtlich bestehen, oder alle Staatsmänner, die in ihm wirken, verpflichtet, von der unmittelbaren Verwirklichung der höchsten Staatsidee Abstand zu nehmen und die Grenze zu beachten, die der rechtliche und ungeschmälerte Bestand der anerkannten Confessionen vorschreibt. So fordert es das vom Christenthum beschützte Recht, so das Beispiel Christi selbst, der den äußeren Rechtsbestand in der damaligen staatlichen Ordnung nicht gewaltsam störte, so endlich ist allein der wahre Friede in Deutschland möglich.

Von diesem Standpunkte aus haben wir uns daher als Unterthanen protestantischer Landesfürsten immer in einem ganz gesicherten und friedlichen Verhältniß gedacht. Wir haben uns nicht dem protestantischen Landesfürsten gegenüber als Nichtkinder betrachtet, sondern als vollberechtigte Unterthanen eines Fürsten, der die Rechte aller zu schützen berufen ist.

Ist diese Auffassung richtig, so ist für eine Solidarität weder der protestantischen noch der katholischen Regierungen eine Veranlassung da. Es kann

dann nur auf staatlichem Grunde von der Rechtsfrage die Rede sein, und ist das Recht einer Confession, die rechtlich besteht, verletzt, so sind protestantische wie katholische Regierungen gleichmäßig verpflichtet, sich der Unterdrückten anzunehmen."

---

6. Die geistige Erneuerung des Clerus.

Es ist bekannte Thatsache, daß der Clerus der Diöcese Mainz unter Ketteler rings bei den Nachbardiöcesen in vorzüglicher Achtung stand und vielfach als das Muster klericalen Sinnes und Wandels galt. „Ich verkenne nicht," schrieb auch Ketteler selbst schon 6. Jan. 1852 [1]), „wie viele ehrwürdige Männer, die durch Tugend, Wissenschaft und Seeleneifer gleich ausgezeichnet sind, in den verschiedenen Theilen der Diöcese mir zur Seite stehen." Noch in demselben Jahre, 2. Okt. 1852, antwortete er seinem Neffen, dem Grafen Max v. Galen, der über das theologische Studium in Mainz angefragt hatte: „Du findest . . . in meiner Umgebung einige sehr tüchtige Männer, die Dir bei Deiner Ausbildung von großem Nutzen sein können." Männer wie Lennig, Riffel, Himioben, Moufang und Heinrich waren in der That der höchsten Ehre werth und hätten jeder Diöcese zur Zierde gereicht.

Gleichwohl ist es nicht minder ausgemachte Thatsache, daß zur Zeit, da Ketteler zu seinem Amte in Mainz berufen wurde, der Geist solcher Männer nur in einem Theile des Diöcesanclerus lebte. Eben dazu war Ketteler auserſehen worden, um mit dem ihm innewohnenden Eifer, der ihm eigenen Autorität und Kraft die klericale Zucht in den Clerus zurückzuführen. „Ad hoc" war er gerufen, und in den Wünschen, welche Pius IX. in seinem ersten Briefe an den neuen Bischof für dessen Verwaltung 17. Dez. 1850 aussprach, nahm dies die wichtigste Stelle ein:

„Da es nichts gibt, was andere mehr zur Frömmigkeit und Gottesverehrung ununterbrochen anleitet als das Leben derjenigen, welche sich dem Dienste Gottes gewidmet haben, so lenke Deine Hirtensorgfalt immer wieder darauf hin, daß die Geistlichen, ihres Berufes und ihrer Würde stets eingedenk, ihr Leben sorgsam nach den Vorschriften der heiligen Canones und der kirchlichen Disciplin einrichten, durch den Schmuck aller Tugenden leuchten, sich von allem fern halten, was den Clerikern untersagt ist und für sie sich durchaus nicht ziemt, daß sie durch Wort, Lehre, Lebenswandel, Christenliebe, Glauben und Reinheit den Gläubigen als Beispiel dienen, daß sie dem Gebete obliegen und die Pflichten ihres eigenen Amtes fromm und gewissenhaft erfüllen und dergestalt zur Förderung des ewigen Seelenheiles der Menschen in jeglicher Weise und mit ganzer Kraft beitragen."

---

1) Ausschreiben „an die gesamte hochwürdige Geistlichkeit der Diöcese" vom 6. Jan. 1852 S. 3.

Diese Aufgabe war für einen Mann, der von der Hoheit des katholischen Priesterthums so ganz durchdrungen war, eine überaus peinvolle, aber sie war im ernstesten Sinne des Wortes eine Gewissenssache.

„Seit (meiner Priesterweihe)," schreibt der Bischof 6. Januar 1852, „lernte ich eine große Anzahl Priester kennen, die mich durch ihr Beispiel nur erbauen und erheben konnten, und obwohl ich so viele Jahre als Laie und dann als Priester unter den verschiedensten Verhältnissen und unter allen Ständen gelebt habe, so weiß Gott, daß ich mich doch kaum des einen oder anderen nachtheiligen Gerüchtes über das Leben eines Priesters, das leise bis zu mir gedrungen ist, zu erinnern weiß. Bei der allgemeinen Achtung, die ich außerdem nicht nur in meiner katholischen Heimath, sondern selbst in der letzten Bettlerhütte in Berlin vor dem katholischen Priester angetroffen hatte, ahnte ich auch nicht, daß ein katholischer Priester in einem katholischen Lande von einem katholischen Volke verachtet werden könne. Erst seit ich hier bin, habe ich Erfahrungen gemacht, die mich nur zu oft an die Worte des Herrn erinnerten: Quod si sal evanuerit . . . ad nihilum valet ultra (Matth. 5. 13) . . . Ich kann nicht verhehlen, daß ich seit Antritt meines bischöflichen Amtes eine Seite der Leiden der Kirche kennen gelernt habe, die mir bis dahin ganz und gar verborgen geblieben war, nämlich die Leiden, die ihr von ihren eigenen Priestern zugefügt werden."

Die Ursachen, durch welche in den 30 Jahren seit dem Tode des ausgezeichneten Bischofs Colmar ein solches Verderben bei einem Theile der Geistlichkeit Eingang finden konnte, waren unschwer zu erkennen. Vor allem wirkte die schlimme Nachbarschaft Badens, wo die Schule Wessenbergs mit der kirchenfeindlichen Bureaukratie im Bunde ihr äußerstes that, das katholische Priesterthum zu vergiften, und wo nach allen Richtungen hin unkirchliche Ideen und Bestrebungen in Anregung gebracht wurden. Dieser Einfluß war um so verhängnißvoller, da nach Colmars Tod der Mainzer Bischofsstuhl 12 volle Jahre lang verwaist stand. Unter dem schwachen Generalvikar Humann wurde die Diöcesanverwaltung eigentlich vom Hessischen Ministerium geführt [1]). Bischof Burg, der 1830 endlich auf dem Stuhle Colmars folgte, war ein zwar befähigter, aber unkirchlicher und unpriesterlicher Mann. Sein Nachfolger, Humann, starb schon zwei Monate nachdem er die bischöfliche Weihe empfangen hatte. Bischof Kaiser, der an dessen Stelle trat, entbehrte der Kraft und Klarheit, um einer so schwierigen Aufgabe gewachsen zu sein. Sein vortrefflicher Wille, seine Milde und Menschenfreundlichkeit schienen die Uebel in der Diöcese eher zu verschlimmern. Dazu kamen gerade unter seiner kraftlosen Amtsführung die Deutschkatholischen Wirren. Mit all den schlechten Beispielen aus den Reihen des Clerus, die sie boten, mit all der religiösen Verworrenheit, die sie vielfach in die Gemeinden brachten, wirkten sie verhängnißvoll auf solche, die längst wankend

1) Brück, A. Fr. Lennig S. 22.

im Guten, sich vom offenen Abfall noch hatten zurückhalten lassen. Aber das Uebel saß noch tiefer. Seitdem der Staat Colmars einst so blühende theologische Lehranstalt brach gelegt und die kathol. Theologen zum Universitätsstudium in Gießen gezwungen hatte, fehlte den Priesterkandidaten, welche im protestantischen Gießen den ernstesten Gefahren sich ausgesetzt sahen, die clerikale Erziehung. Die wenigen Monate, die noch übrig blieben für das Seminar, konnten kaum genügen, auch nur das wieder gut zu machen, was ein unbeaufsichtigtes Universitätsleben von 3 Jahren in vielen Fällen geschadet hatte. Dies war es, weßhalb Ketteler es als die erste Aufgabe seiner bischöflichen Verwaltung angesehen hatte, durch Rückverlegung des theologischen Studiums nach Mainz diese „Hauptquelle des Verderbens zu verstopfen." „Entweder," so schrieb er hierüber im Eifer heiligen Ernstes 6. Jan. 1852 an seinen Clerus, „entweder soll das katholische Volk Priester haben oder keine Priester, aber nicht Burschen unter dem Scheine von Priestern. Ich beschwöre Sie aber bei Ihrem Gewissen und unserem Heilande und gemeinsamen Richter, auch mitzuwirken, daß der priesterliche Geist in den Priestern erhalten werde, die ich aus dem Seminar entlasse, und die dann unter Ihrer Aufsicht in das erhabene, aber auch gefahrvolle Leben der Seelsorge eintreten."

Daß hier mit starker Hand eingegriffen werden müsse, hatte Ketteler bald erkannt. „Ich verkenne nicht," schreibt er an seinen Clerus, „die für mich daraus entstehenden Pflichten gegen die Kirche und gegen Sie, ehrwürdige Priester; — denn das ist ja eben der Schmerz, der uns gemeinschaftlich erfüllt, daß der ganze Stand von der Schmach mitbetroffen wird, die jene Unglücklichen auf sich geladen haben; ich verkenne endlich nicht meine Pflicht gegen das katholische Volk, das in diesem Jahre so oft seine Stimme zu mir erhoben hat, und, soweit es noch Liebe zur Kirche hat, mit großer Wehmuth sieht, daß wir dem Spotte unserer Feinde durch die Gottlosigkeit einzelner Priester ausgesetzt sind".

Allein je mehr Kettelers heftige Natur zu sofortigen energischen Maßregeln drängte, um so mehr machte er sich's zur Pflicht, beobachtend und prüfend erst den richtigen Augenblick abzuwarten. „Ich habe," schreibt er 6. Jan. 1852, „länger als ein Jahr gewartet, beobachtet und angesehen, um nicht voreilig zu werden." Aber schon die erste Zeit seiner Amtsführung brachte unerfreuliche Eindrücke.. Unter den kargen Aufzeichnungen aus dieser Zeit findet sich eine Notiz über eine ansehnliche Pfarrei, eine der ersten, wenn nicht die erste, die er als Bischof amtlich besucht hatte. Er fand das Pfarrhaus zum Theil an fremde Leute vermiethet. Die Katechese an Sonntag Nachmittagen wurde überhaupt nicht mehr gehalten. In der Zwischenzeit zwischen den hl. Messen am Sonntag Morgen, blieb das Ciborium mit dem heiligen Sakrament ohne weiteres auf dem Altare stehen;

überdies war es in ungeziemender Weise überfüllt. Es war nur der Anfang unlieber Beobachtungen für den neuen Bischof.

Der Gedanke an das, was er sah und hörte, verließ ihn nicht mehr, und oft unwillkürlich machte sich sein Kummer Luft. In einer Predigt im Mainzer Dom 2. Febr. 1851 hatte er von einem Priester erzählt, der über einen bekehrten Sünder Thränen vergossen. Da unterbrach er ganz unvermittelt die Erzählung mit dem Ausruf[1]: „O möchten wir Priester keinen andern Schmerz und keine anderen Freuden kennen!"

Bischof Blum hatte ihm von dem Noviziate geschrieben, welches die Redemptoristen in aller Stille in seiner Diöcese begonnen hatten. Ketteler erwiderte 23. Okt. 1851: „Die Eröffnung des Noviziates in Bornhofen ist höchst erfreulich. Gott kann das nur segnen, und ich hoffe zu seiner Barmherzigkeit, daß auch meiner armen Diöcese daraus großer Vortheil erwachsen wird. Jedes Institut, um seeleneifrige Priester zu bilden, muß den ganzen Himmel zur Seite haben. Wie reich wäre die Ernte, wenn apostolische Arbeiter da wären. Dieser Mangel ist hier mein größtes, fast mein einziges Leiden. Das Volk ist noch so wunderbar empfänglich, aber die Priester, diese vielen erbärmlichen Miethlinge! Verzeihen Sie diesen Ausfall . ."

Als das erste Jahr vorüber war, stand der Entschluß fest, zu handeln. „Jetzt glaube ich," schreibt der Bischof, „ist die Zeit da, meine gesammelten Bemerkungen Ihnen mitzutheilen". Noch im Lauf des Januar 1852, während die ganze öffentliche Aufmerksamkeit auf die große Volksmission in Mainz gerichtet war, wurde im tiefsten Geheimniß ein Pastoralschreiben an den Clerus versendet. Es trug die Aufschrift: „Wilhelm Emmanuel Bischof von Mainz an die gesamte hochwürdige Geistlichkeit der Diöcese," und war vom 6. Januar 1852 datirt. Am 3. Januar hatte Ketteler das Manuskript an seinen Freund Wesener nach Münster geschickt, um es dort, „von ganz zuverlässigen Personen so schnell wie möglich in 350 Exemplaren drucken zu lassen." Papier, Druck und Einrichtung sollten genau nach dem Vorbild der in Mainz gedruckten Erlasse gewählt werden, um den fremden Druckort nicht erkennen zu lassen; für die größte Geheimhaltung sollte alle Sorge aufgewendet werden. „Nach langer Ueberlegung," schrieb der Bischof dazu an seinen priesterlichen Freund, „habe ich mich entschlossen, das anliegende Ausschreiben, an meine Geistlichen zu erlassen."

In diesem Schreiben führt der Bischof die gemachten trüben Erfahrungen vor Augen und mahnt die Geistlichkeit in der ernstesten Weise an ihre priesterlichen Pflichten hinsichtlich des Gehorsams gegen die Kirche und

1) Raich Predigten I, 540.

deren Gesetze und Oberhirten, wie hinsichtlich des sonstigen Wirkens und Wandels. „Ich wähle absichtlich diese mildere Form einer allgemeinen Bitte und Ermahnung, geliebte Brüder", bemerkt er bei der Rüge wegen grober Vernachlässigungen, „um Ihnen dadurch Gelegenheit zu geben, die bestehenden Uebelstände ohne persönliche Zurechtweisung abzustellen. Bei einer spätern Rundreise werde ich aber unfehlbar alle Uebertretungen der Gesetze und Rubriken der Kirche ernstlich rügen."

Die ganze Darlegung war von erschütterndem Ernste getragen und machte tiefen Eindruck; bei manchen ließ sie selbst eine gewisse Bitterkeit zurück. Doch auf Jahre hinaus blieb der Erlaß völlig geheim. Eine gewichtige Unterlage bot den energischen Worten des Bischofs manches traurige Vorkommniß der jüngsten Vergangenheit. Er begann mit den Worten:

„Der liebe Gott hat es zugelassen, daß das erste Jahr meiner Amtsführung unter vielen traurigen Ereignissen in dem Clerus dieser Diöcese abgelaufen ist. Ein Priester, seit Jahren ein Trunkenbold und ein Aergerniß in vielen Gemeinden, ist in einer Wirthsstube von der Hand Gottes getroffen. Die Suspension von allen geistlichen Funktionen fand nurmehr seine Leiche, während seine Seele vor Gottes Richterstuhl stand. Ein anderer hat, um seine Schande zu bergen, sich plötzlich heimlich entfernt und soll einem fernen Welttheil zugeeilt sein. Er ist den Menschen entflohen, Gottes Auge und Gottes Hand wird er nicht entfliehen. Ein Dritter hat dem Glauben entsagt, den er am Tage seiner Priesterweihe unmittelbar nach dem Empfange des Leibes und Blutes des Herrn feierlich bekannt hat, den Gehorsam verweigert, den er in demselben Augenblicke der Kirche gelobt, und lästert jetzt offen die Mutter, die ihn geboren, großerzogen und unter die Fürsten ihres Volkes gestellt hat [1]. Ein Vierter endlich ist zum Mörder an den Seelen geworden, die Christus durch sein heiliges Blut erkauft hat, deren Sorge ihm als Stellvertreter Christi übertragen war. Er ist ein Wolf geworden unter den Schafen, die er als guter Hirt führen sollte.

Das ist das Schwerste aber nicht das Einzige [2]; und das Alles ist in einem Jahre geschehen in einer Diöcese, die zu den kleinsten Deutschlands gehört. . . . So schwere Thatsachen haben mich tief erschüttert und ich trage

1) Vermuthlich ist dies Peter Götz, welcher protestantischer Pastor wurde, und von 1850—1870 eine Reihe polemischer Schriften wider die katholische Kirche herausgegeben hat, darunter 1860: „Die katholische und evangelische Kirche über zwei Hauptlehrpunkte vor dem Obergerichtstribunal. Nebst einem vertraulichen Wort an vormals befreundete katholische Amtsbrüder und christlich aufgeklärte Katholiken." Noch ein anderer abgefallener Priester, Rée, wurde protestantischer Pastor.

2) Das Bischöfliche Ausschreiben beschäftigte sich keineswegs blos mit schweren Vergehungen, sondern mit dem ganzen Amts- und Pflichten-Kreis des Priesters und mit allen unlieben Beobachtungen auf diesem weiten Gebiete bis ins Einzelnste. Mit Unrecht ist daher im Mai 1861 in einer Anklageschrift wider ihn gesagt worden: „Wegen einiger wenigen verkommenen Priester hatte er schon in jenem harten Hirtenbriefe vom 6. Jan. 1852 allen Priestern seines Bisthums wehe gethan und ein Mißtrauen ausgesprochen, das dieselben nicht verdient hatten."

seitdem einen großen Schmerz in meiner Seele. Möge es Gott gefallen, mein Leben an diesem Schmerze sich verzehren zu lassen und es mit dem Opfer Jesu Christi vereint als ein Sühnopfer hinzunehmen. . . ."

Später in den Kämpfen der sechsziger Jahre wurde von einem apostasirten Priester dieses Ausschreiben des Bischofs an die Oeffentlichkeit gebracht und theils zu Angriffen auf den Bischof, weit mehr aber noch zur Verunglimpfung des gesamten Clerus der Diöcese in Rede und Schrift ausgebeutet. Dies gab dem Bischof Veranlassung, selbst noch einmal auf jenes Schreiben zurückzukommen und dessen wahre Bedeutung hervorzuheben [1]).

„Die Kirche nimmt mit ihrer irdischen Seite natürlich Theil an allen Kämpfen des irdischen Lebens, auch an denen gegen die Fehler und Schwächen der menschlichen Natur. Sie behauptet nicht, ein Verein vollkommener Menschen zu sein, sondern eine von Gott gestiftete Anstalt, um arme Sünder zur Vollkommenheit zu führen. Ihre Lehre ist vollkommen und göttlich, ihre sittliche Idee ist für den Menschen wie für alle menschlichen Verhältnisse schlechthin die höchste und vollkommenste. Sie bietet auch in ihren Sakramenten den schwachen Menschen göttliche Kräfte, um zu dieser Vollkommenheit zu gelangen und bezeichnet diese Vollkommenheit als die Bestimmung und den Beruf der Menschen. Sie bekennt aber zugleich mit aller Offenheit, daß die Menschen in ihr ohne Ausnahme und in allen Ständen schwach und hinfällig sind und nur durch einen täglichen Kampf und eine tägliche Mitwirkung mit der Gnade Gottes jenes hohe sittliche Ideal erreichen können, welches uns Christus der Sohn Gottes vorstellt. Deßhalb geht von Anfang an durch alle Jahrhunderte der Ruf der Kirche zur Wachsamkeit, zum Kampf gegen das Böse, zum Gebet, zum Gebrauch der Gnadenmittel. Darin zeigt sich eben der Geist der Wahrheit in der Kirche.

Nichts liegt dem Geist der Kirche ferner als pharisäische Selbstgerechtigkeit. Wenn der arme Franziskanermönch vor dem Papste predigt, so macht er ihn ganz auf dieselben Gefahren der menschlichen Natur, auf dieselben Pflichten des Kampfes gegen die bösen Neigungen des menschlichen Herzens aufmerksam als wenn er vor dem christlichen Volke predigt. Die Kirchengesetze reden daher zuerst von den Pflichten der Bischöfe und der Priester, stellen für sie die höchsten Anforderungen und bestrafen ihre Fehler am schwersten. Das Concil von Trient sagt in diesem Geiste, daß sie auch kleine Vergehen fliehen sollen, welche an dem Priester sofort als große Verbrechen erscheinen.

Der Kirche ist jener Geist vollkommen fremd, der dem Volke seine Pflichten predigt und darüber die eigenen Pflichten vergißt. Je mächtiger das göttliche Leben in den verschiedenen Zeiten der Kirchengeschichte in ihren Gesetzen und auf ihren Concilien sich kund gibt, desto entschiedener macht sich auch diese Richtung geltend, desto höher sind die Anforderungen, die sie auch an Bischöfe und Priester stellt. Wie der gesunde Körper am stärksten gegen den kranken Stoff kämpft, der sich einschleichen will, so kämpft auch die Kirche gegen alles Böse dann am mächtigsten, wenn der Geist Gottes in ihr am stärksten wirkt. Ganz ähnlich ist es auch in allen übrigen natürlichen Verhältnissen, im einzelnen

1) In einer gedruckten, aber nachmals nicht veröffentlichten Schrift: „Beleuchtung eines Pamphlets, des Treibens und Charakters des von der Kirche abgefallenen, nunmehr ronge'schen Predigers Biron, Mainz 1866. S. 19 f.

Menschen, in der Familie, in der bürgerlichen Gesellschaft, ja selbst in der Natur; je stärker das Leben, je höher die sittliche Kraft und Idee, desto mehr Widerstand. Wo dieser fehlt, da herrscht materielle und sittliche Fäulniß und Verwesung.

Es ist daher ein durchaus falscher Maßstab, wenn man gewisse Perioden der Geschichte nach den strengen Schilderungen einzelner Zeitgenossen beurtheilt. Je unsittlicher die Zeit, desto milder wird sie von ihren Zeitgenossen beurtheilt; je höher der Sinn für Sittlichkeit steht, desto strenger.

Diesem Geiste der Kirche habe ich nun seit meiner bischöflichen Verwaltung nachzukommen versucht. Ich erachte es als meine erste Pflicht, dahin zu wirken, daß wir Priester alle Obliegenheiten unseres Standes treu erfüllen und dann auch das christliche Volk ermahnen, den Vorschriften des christlichen Lebens nachzuleben. In diesem Sinne habe ich einige Verordnungen erlassen, in denen ich die Gesetze der Kirche in Erinnerung brachte; in diesem einige Mißstände getadelt; in diesem Sinne endlich Einrichtungen getroffen, wie sie in der Diöcese bestehen. Ich habe in der That nicht geglaubt, daß ein solches Verfahren auch bei den schlechtesten Gegnern eine Anfeindung finden könnte. Wenn ich nur das Volk auf seine Pflichten hinweisen, es aber unterlassen würde, die Pflichten, die ich selbst mit allen Priestern habe, hervorzuheben, dann könnte man mich tadeln. Wie es aber möglich ist, deßhalb meine Verwaltung anzugreifen, weil ich auch die Priester an ihre Pflichten erinnert habe, habe ich kaum für möglich gehalten.

Das geschieht nun aber in der niedrigsten Weise, und einige abgefallene Priester führen da in der Presse einen Kampf voll Lug und Trug. Bald nehmen sie den Schein an, als ob die Kirche für ihre Priester eine Art von Fehlerlosigkeit und Sündenlosigkeit in Anspruch nähme, und tragen dann aus allen Gegenden der Welt jedes Vergehen zusammen, das wahr oder unwahr berichtet wird. Bald benützen sie aber ebenso jedes Bemühen, das Böse zu verhindern und die kirchliche Disciplin, die Gesetze der Kirche aufrecht zu erhalten, als Beweise des Bösen und Schlechten, statt darin ein Zeichen des Kampfes gegen dasselbe zu finden.

In diesem Sinne handelt namentlich die Ronge'sche Presse meiner Verwaltung gegenüber. Ein Ausschreiben, worin ich die hohen Pflichten des Priesterstandes besprochen und vor den möglichen Verirrungen gewarnt habe, wird jetzt seit vielen Jahren immer wieder neu behandelt und abgedruckt, und zwar nicht als Beweis eines hohen sittlichen Bestrebens nach der Vollkommenheit des Priesterstandes, sondern vielmehr als Zeugniß für die großen Fehler, die unter uns vorhanden seien, während diese Menschen wohl wissen, daß nach dem Zeugnisse der Kirchengeschichte nur dann der Priesterstand der Höhe seiner Aufgabe nicht entspricht, wenn die kirchliche Disciplin erschlafft, und daß dagegen eine strenge kirchliche Disciplin eines der wirksamsten Mittel ist, um alle priesterlichen Tugenden zu pflegen.

Diese trügerische und unwahre Art der Anfeindung finden wir nun auch wieder in der Schrift des unglücklichen Priesters, mit dem wir es hier zu thun haben. Er nimmt keinen Anstand, abermals auf jenes Ausschreiben zurückzukommen, um damit, wie er sagt, zu beweisen, daß es nicht gelingen könne, die ganze sogenannte Jesuitenpartei und deren Geschichte mit einigen kühnen Worten von allem und jedem Schmutze zu reinigen. Ich kann diesem verblendeten Mann darauf nur antworten, daß es mir noch nie eingefallen ist, weder mich

noch irgend einen Priester, noch einen Jesuiten als fehlerlos darzustellen, daß ich aber allerdings den Anspruch erhebe, mit aller Wahrheit und Aufrichtigkeit mit allen mit mir verbundenen Priestern nach der treuen Erfüllung der mit unserem Stande verbundenen Pflichten und nach dessen hoher Idee zu streben, und daß dagegen eine Partei, welche jede Kundgebung dieses Bestrebens, jedes ernste Bemühen, Ordnung und Kirchendisciplin aufrecht zu erhalten, in unwürdiger Verdrehung als ein Zeugniß des Gegentheils, als einen Beweis schlechter Zustände hinstellt, nur den Beweis ihrer eigenen Niederträchtigkeit liefert."

Die ernste Sprache des Bischofs, der seinerseits mit leuchtendem Beispiel treuester Pflichterfüllung und größter Strenge gegen sich selbst voranging, verfehlte ihre Wirkung nicht. Dazu kam, daß vom Eintritt Kettelers in die Diöcese an alle Jahre die Priester-Exercitien abgehalten wurden und zwar in 2 getrennten Cursen, um thunlichst allen die Theilnahme möglich zu machen. Der Bischof pflegte diese Priester-Exercitien, zu welchen, mit Ausnahme des Anfangsjahres 1850, immer Patres aus der Gesellschaft Jesu berufen wurden, ziemlich regelmäßig auch selbst mitzumachen. Eine große Wirkung dieser Uebungen konnte um so weniger ausbleiben, als sie damals noch neu und ungewohnt waren, und stets auserlesene Männer mit ihrer Abhaltung beauftragt wurden.

Sechszehn Jahre später, den 19. September 1866, konnte Ketteler ein Ausschreiben, das er über den Werth der Priester-Exercitien an die Geistlichkeit seiner Diöcese richtete, mit dem beruhigenden Rückblicke beginnen [1]:

„In der ersten Encyklika, die der Hl. Vater an alle Bischöfe richtete, vom 9. November 1846, forderte er sie auf, alle Geistlichen ohne Unterlaß zur Theilnahme an den Priesterexercitien zu ermuntern. . . . . In Erfüllung dieser Pflicht habe ich gleich nach dem Antritt meines Hirtenamtes und von da ab in jedem Jahre Priesterexercitien abhalten lassen, ohne bisher in anderer Weise zur Betheiligung aufzufordern, als durch Bekanntmachung der Zeit ihrer Abhaltung. Um so trostvoller war mir die allgemeine Betheiligung an denselben. Nur ganz wenige haben bisher an denselben gar keinen Antheil genommen und auch von diesen waren die meisten durch hohes Alter und Kränklichkeit verhindert. Alle übrigen Priester der Diöcese haben ihnen dagegen schon wiederholt, viele von ihnen in jedem Jahre beigewohnt. . . .

„Wenn ich daher die Priesterexercitien zum Gegenstande dieses Ausschreibens mache, so geschieht es nicht, um den Werth derselben für die Heiligung des priesterlichen Lebens zu erörtern, da ich sicher voraussetzen kann, daß hiervon alle Priester überzeugt sind, sondern lediglich um die Priester meiner Diöcese zu bitten, soweit es immer möglich ist, *in jedem Jahre* an den Priesterexercitien Antheil zu nehmen, *nie* aus eigener Schuld bei denselben zu fehlen und alle Hindernisse, die dieser Theilnahme sich entgegen stellen, zu überwinden. . . . . Obwohl ältere Priester dieses Heilmittel ebenso bedürfen wie die jüngern,

1) Kirchliches Amtsblatt für die Diöcese Mainz 1866 Nr. 13. (16. Nov.).

so schmerzt es mich doch insbesondere, wenn ich bei Letztern eine beginnende Nachlässigkeit in dieser Hinsicht wahrzunehmen glaube, schon deßhalb weil sie in der Regel weniger Hindernisse zu überwinden haben, und weil man nie weiß, wie weit eine beginnende Nachlässigkeit führen wird. Ich fürchte, daß Priester, welche mit ihrer Schuld ein Jahr vorübergehen lassen, ohne an den Priesterexercitien theilzunehmen, dieses Versäumniß nie ohne große Einbuße am innern Leben, am wahren Geiste des Priesterthums, an Reinheit des Gewissens, an Begeisterung für den geistlichen Beruf sich zu Schulden kommen lassen."

Um das Werk der Reform, das mit dem Ausschreiben vom 6. Januar begonnen hatte, noch mehr zu fördern, berief der Bischof einige Wochen nach den von P. Haßlacher S. J. abgehaltenen Priester-Exercitien, unter dem 14. Oktober 1852 sämmtliche Dekane oder Dekanats-Verwalter der Diöcese auf Ende des Monats zu einer „Diöcesan-Conferenz" nach Mainz in's Priester-Seminar. Es war eine solche Conferenz eine Art von Ersatz für eine Diöcesansynode, deren Abhaltung größere Schwierigkeit bereitet und größere Vorbereitungen erheischt hätte. Auch Cardinal v. Geissel in Köln hatte sich solcher Conferenzen zur Einwirkung auf seine Geistlichkeit mit gutem Erfolge bedient, und diese Art von Berathungen hatte in den neuen Diöcesan-Statuten für das Bisthum Lüttich die Gutheißung des Apostolischen Stuhles erhalten [1]).

Für dieses Mal waren nur die Mitglieder des Domkapitels und die Dekane herbeigezogen, so daß die Versammlung nicht über 24 Theilnehmer zählte. Am Morgen des 27. Oktober wohnten alle der hl. Messe bei, die vom Bischof gelesen wurde, dann folgte gemeinsam die Anrufung des hl. Geistes. Die Berathungen selbst währten am Morgen wie am Nachmittag mehrere Stunden und füllten noch den ganzen Vormittag des 28. Oktober aus. Mittag- und Abendtisch war für die Theilnehmer gemeinsam im Seminar. Zur Eröffnung sprach der Bischof in längerer Rede. Als „Hauptzweck" der Conferenz bezeichnete er „Belebung der Verwaltung und der Aufsicht über die Befolgung der Kirchengesetze", und daß diese Belebung noththue, wurde mit Nachdruck betont. Aber diese Conferenzen sollten auch nähere unmittelbare Zwecke verfolgen und an erster Stelle erwähnte der Bischof: „Innigere persönliche Verbindung zwischen Bischof und Clerus und dem Clerus untereinander." Hier verbreitete sich der Oberhirt des längeren über den „Geist der Liebe", der unter ihnen allen herrschen, und von hier ausgehend auch den Dekanatsconferenzen sich mittheilen sollte. Zum Schluß wandte er sich in eindringlicher Apostrophe an die anwesenden Dekane. Er sprach von der Wichtigkeit, aber auch der Verantwortlichkeit ihrer Stellung. Er verlangte von ihnen nicht nur das „Beispiel treuester Erfüllung aller Pflichten", sondern als wesentlichen Bestandtheil ihrer Ver-

1) Katholik 1852 II, 334.

waltung: „Aufsicht und Anzeige.“ Dies führte den Bischöflichen Redner von selbst auf das Ausschreiben an die Geistlichkeit vom 6. Januar und er schloß damit, dessen gewissenhafte Beobachtung aufs neue einzuschärfen.

Viele praktische Fragen wurden dann gemeinsam durchberathen. Insbesondere verweilte der Bischof bei der Thätigkeit der Geistlichen für die Schule, bei Kommunionunterricht und Katechese. Eingreifender war für den Augenblick die erneute Anordnung des jährlichen Rechenschaftsberichtes der Dekane, der Abhaltung der Kapitels-Conferenzen und der Pfarrvisitationen. Den Schluß der ganzen Conferenz bildete abermals eine Ermahnung des Bischofs an die Dekane zu treuer Pflichterfüllung, damit sie in Wahrheit das seien, was sie sein sollten, das „Auge des Bischofs“.

Dank solchen Bemühungen, welchen die gewaltige Persönlichkeit des Bischofs mit seiner Furcht einflößenden Energie noch besondern Nachdruck verlieh, genügten zwei Jahre bischöflicher Amtsführung, um der Geistlichkeit der Diöcese ein neues Leben einzuhauchen und ihr nach außen einen ehrenvollen Ruf zurückzugeben. Schon im Jahre 1853 waren die Klagen verstummt, und nur noch mit Anerkennung hörte man den Mainzer Clerus nennen. In einer interessanten Unterredung des Oesterreichischen Gesandten in Karlsruhe mit dem Badischen Minister v. Rüdt am 28. März 1853 sprach dieser letztere, der Kirche unverhohlen feindliche Staatsmann wiederholt seine Abneigung gegen Bischof v. Ketteler aus, aber die eine Bemerkung konnte er nicht unterdrücken: „Uebrigens hat Ketteler das Verdienst, und der Großherzog von Hessen erkennt es an, daß er unter seine schlechten Geistlichen Zucht und Ordnung gebracht hat.“

Anerkennender noch schrieb im Herbst des gleichen Jahres ein Beobachter aus Rheinhessen in die Historisch-politischen Blätter [1]: „Es geht wie ein frischer Strom der Gnade von dem Bischöflichen Mittelpunkte aus auf den mit kaum nennenswerthen Ausnahmen durchaus tüchtigen und würdigen Clerus, der ein Muster treuen Eifers genannt werden darf, und in die Gemeinden, in denen theilweise wunderbare Umgestaltungen sich ereigneten.“

Auf der Diöcesan-Conferenz war schon in der ersten Sitzung der Beschluß ausgesprochen worden, solche Conferenzen fürderhin alle Jahre und zwar in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten zu erneuern. Allein die folgenden Jahre vergingen ohne daß diesem Beschluß die That entsprochen hätte. Möglich, daß Ketteler erst die Maßregeln des Jahres 1852 sich ruhig auswirken lassen wollte. Ueberdies waren während der Jahre 1853 und 1854 wichtige für die Praxis der gesamten kirchlichen Verwaltung grundlegende Vereinbarungen mit der Staatsgewalt in Verhandlung; der neue Diöcesan-Katechismus, zu dessen Einführung auf der Diöcesanconferenz

1) XXXII, 843.

die ersten einleitenden Schritte geschehen waren, befand sich in der Vorbereitung. Eine schmerzliche Erfahrung für den Bischof trat hinzu, welche von einer Wiederholung der Conferenz in einem der unmittelbar folgenden Jahre abzuhalten geeignet war. Kurz nach jener Conferenz waren die Verhandlungen derselben in kirchenfeindlichen Tagesblättern auf die indiskreteste Weise veröffentlicht worden.

Als 26. Juli 1855 zum ersten Male wieder die Einladung zu einer Diöcesan-Conferenz für das nächste Frühjahr erging, war in Bezug auf die Art der Abhaltung eine mehrfache Veränderung getroffen. Zunächst waren von der Seelsorge-Geistlichkeit nicht blos die Dekane sondern aus allen Kapiteln, die mehr als 4 Pfarrer zählten, außer dem Dekan noch einer der andern Pfarrer berufen. Von 1857 an wurde auch der Direktor des Schullehrer-Seminars in Bensheim zur Theilnahme geladen. In der St. Nikolaus-Kapelle im Dome versammelte man sich während der Conferenz täglich zur hl. Messe, die vom Bischof gelesen wurde; dann wurden gemeinsam die kanonischen Tagzeiten gebetet. Die Berathungen gingen im Bischöfl. Palais vor sich.

Bereits für die zweite Diöcesan-Conferenz, welche 1. April 1856 zusammentrat, war es der Seelsorge-Geistlichkeit gestattet worden, ihrerseits Wünsche und Anträge vorzubringen. Diejenigen derselben, welche zur Berathung geeignet schienen, wurden sachkundigen Theilnehmern zur Bearbeitung übertragen, die dann auf der Conferenz Bericht erstatteten. Andererseits behielt auch der Bischof selbst sich vor, einzelne Punkte zur Sprache zu bringen. Der Gedanke des Bischofs war dabei, wie er es 1858 offen aussprach, daß diese hinfort jährlich abzuhältenden Conferenzen „nach und nach sich zu Bisthums-Synoden umgestalten sollten“. Auch bei dieser zweiten Diöcesan-Conferenz legte der Bischof alles Gewicht darauf, daß aller „Separatgeist“ ausgeschlossen werden sollte. Er wünschte „Einigkeit der Priester unter einander“, vor allem aber mahnte er die Dekane, sie sollten „das so nothwendige Band zwischen Priester und Oberhirten statt zu lösen immer fester zu schlingen streben“.

Abgesehen von diesem fördernden Austausch des Bischofs mit seinen Geistlichen ist wirklich durch diese Conferenzen überaus viel Gutes für die Diöcese angebahnt und ins Leben gerufen worden. Gleich die neue Conferenz 1856 brachte die Schaffung des Emeriten-Fonds für ausgediente, und die Gründung des „Pactum Marianum“ für das Gedächtniß der verstorbenen Glieder des Diöcesanclerus. Zur Feststellung eines allgemeinen in der ganzen Diöcese geltenden Planes für den katechetischen Unterricht wurde hier der Anstoß gegeben, ebenso zur Herstellung eines neuen „Gebet- und Gesangbuchs“ für die ganze Diöcese. Später folgte die verbesserte Neu-Auflage der alten Mainzer Agende für die liturgischen Funktionen. Auch die Fort-

schritte des Bonifacius-Vereins, wie des Borromäusvereins in der Diöcese, die Einführung des Ewigen Gebetes und der Mai-Andacht sind hauptsächlich durch diese Conferenzen ermöglicht und vorbereitet worden [1]).

Ein Gegenstand, welcher dem Bischof bei Berufung der Conferenz von 1856 besonders am Herzen lag, war der Erlaß einer allgemeinen Verordnung über den Hausstand der Geistlichen, welcher praktisch durchführbar und zugleich geeignet wäre, den guten Ruf der Diöcesanpriester nach Möglichkeit sicher zu stellen. Er hatte deßhalb schon 26. Febr. 1856 bei zahlreichen Bischöfen angefragt, theils um ihren Rath zu hören, theils um mit etwaigen ähnlichen Verordnungen in andern Diöcesen sich bekannt zu machen. Auf der Diöcesan-Conferenz wurde dann die Sache mit den Geistlichen eingehend besprochen. Der Bischof ermahnte alle Anwesenden, sie sollten „in ihren Dekanaten einen guten Willen dafür hervorzurufen suchen, da ohne guten Boden die besten Anordnungen nicht gedeihen".

Am 29. Mai 1856 wurde die Verordnung wirklich erlassen, aber um jeden Mißbrauch zu verhüten, der Wortlaut nur an die Dekane gesendet. Diese sollten auf der nächsten Dekanats-Versammlung den übrigen Geistlichen den Inhalt der Verordnung in solcher Weise mittheilen, daß derselbe allen vollständig bekannt werde. Der Bischof fuhr fort:

„Bei dieser Gelegenheit haben die Herren Dekane zugleich die Gesinnung darzulegen, die ich über den Erlaß dieser Verordnung auf der Diöcesan-Conferenz weitläufig ausgesprochen habe. Insbesondere aber beauftrage ich Sie, recht hervorzuheben, daß nicht der Geist des Argwohns mich bestimmt hat, diese Verordnung zu erlassen, sondern lediglich das Bestreben, alles in der Diöcese nach den Satzungen der Kirche zu ordnen, — und die Ueberzeugung, daß ich um so gewisser meine oberhirtlichen Pflichten zum wahren Wohle der Diöcese erfüllen werde, je gewissenhafter ich den Willen der Kirche zur Ausführung bringe. Die Kirche handelt aber bei solchen Bestimmungen wie eine besorgte Mutter, die auch bei entfernten Gefahren zittert und sie abzuwenden sucht. Sie schämt sich daher nicht, anzuerkennen, daß auch Priester wachen und beten müssen, um nicht in Versuchung zu gerathen, und hält ihre Anordnungen schon gerechtfertigt, wenn durch dieselben unter Hunderten von Priestern nur ein einziger von der Gelegenheit in schwere Sünden zu fallen, oder selbst nur vor einem bösen Verdachte bewahrt wird. Denn so hoch steht ja das katholische Priesterthum, daß auch der Schatten eines Verdachtes schon ein großes Unglück ist und großes Verderben in ganzen Gemeinden anrichten kann."

Mit großer Strenge hielt der Bischof an dieser seiner Verordnung fest und kam noch wiederholt in spätern Ausschreiben wie auf Diöcesan-Conferenzen darauf zurück.

Um diese Zeit beschäftigte den Bischof noch ein anderer Gedanke, welcher nicht minder auf die Hebung seines Diöcesan-Clerus abzielte. Es

---

1) Ueber das Verdienst Lennigs um diese Conferenzen vgl. Brück, A. Fr. Lennig S. 200.

war ein alter Lieblingsgedanke von ihm, den er schon als Kaplan in Beckum durchzuführen versucht hatte, die Wiedereinführung des gemeinschaftlichen Lebens für Weltpriester. Auch aus seiner Berliner Thätigkeit hatte er 28. April 1850 an Dr. Heinrich nach Mainz geschrieben [1]: „Ich lebte hier nur in dem Gedanken, eine Priester-Congregation zu gründen, und in ihr und mit ihr zu leben und zu wirken. Diesen Gedanken bringe ich mit nach Mainz und will ihn ausführen, sobald ich kann. In der Hoffnung, ihn zu realisiren finde ich allein Trost. Denken Sie doch auch näher darüber nach."

In der ersten Hälfte des Jahres 1851 brachte der „Katholik" [2]) einen Aufsatz, welcher im Anschluß an eine kurz zuvor erschienene fremde Arbeit die Wiedereinführung des gemeinsamen Lebens für die Weltgeistlichen in sehr sympathischer Weise besprach. Der Aufsatz schloß mit der Bemerkung: „Auch darauf wollen wir hindeuten, wie solche priesterliche Genossenschaften da und dort an wichtigen Punkten der Diöcese zerstreut, so viele Brennpunkte des religiösen Lebens sein und dadurch Großes genug wirken werden, wenn es auch nie gelingen sollte, daß alle Geistlichen oder auch nur die Mehrzahl derselben am kanonischen Leben Theil nähmen."

Wenn vielleicht auch nicht von Ketteler selbst verfaßt, war diese Abhandlung doch ganz aus seinem Geiste geschrieben. Er stand jetzt an der Spitze einer Diöcese, in welcher Bartholomäus Holzhauser, der Neubegründer der priesterlichen Vita Communis, die letzten Jahre seines Lebens gelebt und gewirkt hatte. Eben diesem frommen Holzhauser dankte die Diöcese das Priesterseminar. Seine irdischen Ueberreste ruhten noch auf dem Boden der Diöcese, und zum 20. Mai 1858 stand das 200jährige Gedächtniß seines Todes bevor, zu dessen feierlicher Begehung Bingen und die ganze Mainzer Diöcese sich anschickten. Während des Jahres 1852 brachte der „Katholik" eine lange Reihe von Aufsätzen über Holzhausers begnadetes Leben wie sein großes Werk. Der Bischof aber arbeitete in der Stille darauf hin, nach den von Holzhauser vorgezeichneten Normen eine Congregation von Priestern gemeinschaftlichen Lebens zu Stande zu bringen. Im Sommer 1857 glaubte der Bischof nahe am Ziel zu sein, als infolge besonderer persönlicher Verhältnisse in der Diöcese Beunruhigung entstand, so daß er sich entschloß, die Angelegenheit vorher noch auf der Diöcesan-Conferenz mit seiner Geistlichkeit zu besprechen.

Ein Hauptgegner des Planes war gerade derjenige, an welchem der Bischof bisher in all seinen Bestrebungen zum Besten der Kirche die verlässigste Stütze gehabt hatte, sein allgemein hochgeachteter ausgezeichneter General-

1) Katholik 1891 I, S. 287.
2) 1851 I, 529.

vicar Lennig, den er erst 28. Febr. 1856 zur erledigten Domdechantei ernannt hatte. Der Bischof, dem er seine Ansichten nicht verheimlicht hatte, war entschlossen, auch ohne die Mitwirkung seines Generalvicars voranzugehen und traf demgemäß seine Anordnungen. An ganz unerwarteten Versetzungen und Anstellungen bezüglich einiger Posten, welche der Bischof Anfangs Mai 1857 in der Ordinariatssitzung zur Mittheilung brachte, erkannte Lennig, worum es sich handelte. „Ich ersah," schreibt er 7. Mai 1857, „daß es sich dermalen in der That darum handelt, den von Ew. Bischöfl. Gnaden schon früher gehegten Plan der Stiftung einer Confraternität unter dem Diöcesan-Clerus mit sogenannter Vita communis seiner Verwirklichung entgegenzuführen."

Dagegen nun nahm Lennig entschieden Stellung:

„Ew. Bischöfl. Gnaden wissen, mit welcher Entschiedenheit ich bisher diesem Plane theils aus allgemeineren Gründen, theils in Anbetracht der in der Diöcese Mainz bestehenden wirklichen Verhältnisse, entgegen war, und wie ich insbesondere die Befürchtung aussprach, daß aus dessen Ausführung eine wesentliche Kränkung und ernste Verstimmung der Diöcesangeistlichen im ganzen und eine namhafte Minderung des Vertrauens derselben zu Ew. Bischöflichen Gnaden entstehen würde. Unsere letzte abendliche Besprechung dieses Gegenstandes ergriff mich, eben in Folge dieser Erwägungen, so sehr, daß ich in der Nacht darauf, nach damals kaum hergestellt gewesener Gesundheit, von neuem einen Fieberanfall erlitt.

Da ich nun sehe, daß die Ueberzeugung Ew. Bischöfl. Gnaden bezüglich dieses so wichtigen und bedenklichen Gegenstandes eine von der meinigen ganz verschiedene ist, ich selbst aber auch die meinige nicht aufgeben, und mich darum auch nicht entschließen kann, bei der Verwirklichung des in Rede stehenden Planes in irgend einer Weise mitzuwirken oder unter dessen Verwirklichern zu erscheinen, so erkenne ich daraus, daß ich unter diesen Umständen als Ehrenmann verpflichtet bin, meine bisherige Stellung als Generalvicar Ew. Bischöfl. Gnaden aufzugeben, und diese Würde unter aufrichtigem Danke für das durch deren Uebertragung mir geschenkte Zutrauen in Ihre Hände wiederum zurückzulegen.

Indem ich dieses hiermit thue, hoffe ich, dadurch Ew. Bischöfl. Gnaden nicht zu beleidigen. Ew. Bischöfl. Gnaden sind selbst ein Mann, der mit seinen Ueberzeugungen nicht markten läßt, und der seine Mitwirkung nie zu Dingen bietet, die er für unstatthaft oder schädlich hält.

Dabei darf ich wohl nicht erst versichern, daß Ew. Bischöfl. Gnaden nach wie vor auf meine Bereitwilligkeit zu den treuesten Diensten in den verschiedenen mir jetzt noch verbleibenden Stellungen rechnen können und daß ich mit tiefer Ehrfurcht und inniger Anhänglichkeit und Liebe verharre."

Die Nachricht, daß Lennig entschlossen sei, vom Generalvicariat zurückzutreten, erregte große Bestürzung gerade bei denen, welche es mit der Kirche und ihrem Bischof am besten meinten. Nicht nur genoß Lennig bei allen Gutgesinnten das höchste Vertrauen und schätzte man seinen mildernden

Einfluß auf den energischen Oberhirten, man fürchtete auch den schlimmen Eindruck, welchen der Rücktritt eines solchen Mannes in der Diöcese bei Freund und Feind hervorrufen werde. Das Domkapitel hielt die Angelegenheit für ernst genug, um sich in einem gemeinsamen Schreiben bittend an den Bischof zu wenden, während der Bischof von Limburg seinerseits Lennig zum Ausharren an seinem Posten zu bestimmen suchte. Das Schreiben des Kapitels d. d. Mainz, den 20. Mai 1857 lautet:

„Hochwürdigster Herr Bischof; Gnädiger Herr! Wir haben mit tiefstem Schmerz vernommen, daß Herr Generalvicar Lennig sich veranlaßt gehalten hat, bei Ew. Bischöfl. Gnaden um Entlassung von seinem Amte als General-Vicar einzukommen, und können unter den Umständen, worunter solches geschah, diesen Schritt nur als eine Calamität beklagen, indem derselbe geeignet ist, innerhalb der Diöcese und selbst über ihre Grenzen hinaus die, bei den notorisch gleichen kirchlichen Gesinnungen des Herrn Generalvicar Lennig mit denen Ew. Bischöflichen Gnaden, mit Recht gehegte Voraussetzung der vollständigsten Uebereinstimmung in Frage zu stellen, auf Clerus und Volk einen verwirrenden Eindruck zu machen und kaum überwundene Uebel wieder hervorzurufen.

Wir haben an Herrn Generalvicar Lennig ein dringendes Schreiben gerichtet, um ihn zur Retractation seines Schrittes zu vermögen, und geben uns der zuverlässigen Hoffnung hin, er, der Ew. Bischöflichen Gnaden in Liebe zur Kirche und Allem, was die Ehre Gottes fördern konnte, immer so einmüthig zur Seite gestanden, werde nicht zögern, seine aus obigen Erwägungen für ihn resultirende Pflicht zu erkennen und derselben nachzukommen.

Von dieser Ueberzeugung ausgehend treten wir mit der inständigen und flehentlichen Bitte vor Ew. Bischöflichen Gnaden, Hochdieselben wollen um der Liebe willen, deren Vorbild und Spender uns der Heiland geworden ist, den Schritt des Herrn Generalvicar Lennig als nicht geschehen betrachten und ihm fortwährend das frühere Vertrauen schenken.

So viel uns bekannt, ist es die von Ew. Bischöflichen Gnaden beabsichtigte Errichtung einer Priester-Communität, welche Herrn Generalvicar Lennig zu dem für uns so überraschenden Schritt veranlaßt hat. Wir halten uns zum ausdrücklichen und entschiedensten Anerkenntniß verpflichtet, daß Ew. Bischöfliche Gnaden das in den Canones begründete unverletzliche Recht haben, dasjenige, was Sie vor Gott für die Diöcese heilsam erachten, ohne Rücksicht auch auf entgegenstehende Ansichten zur Ausführung zu bringen, wie uns deßgleichen der Gedanke fern liegt, als ob wir uns könnten und dürften beigehen lassen, auf die Wahl des Generalvicars einen Einfluß üben zu wollen.

Da indessen über diese Communität gar manche Bedenken thatsächlich herrschen, so halten wir uns einmüthig, — auch jene von uns, welche die Besorgnisse des Herrn Generalvicars nicht theilen, — für verpflichtet, Ew. Bischöfliche Gnaden ehrerbietigst zu bitten, daß Sie die Angelegenheit einer Berathung des Ordinariats unterwerfen wollen. Wir hoffen, daß wenn Ew. Bischöfl. Gnaden die Gewogenheit haben wollten uns die Gelegenheit zur Besprechung der Sache zu geben, der Dissens sich löse, die Einheit bewahrt bleibe und die Gemüther beruhigt werden."

Bischof v. Ketteler willigte mit Rücksicht auf die eingetretene Beunruhigung der Gemüther in eine weitere Berathung der Angelegenheit, und Lennig ließ sich bestimmen, sein Demissionsgesuch zurückzunehmen. Er schreibt an den Bischof 25. Mai 1857:

„Seit meinem Schreiben an Ew. Bischöflichen Gnaden vom 7. d. M. hat sich bezüglich der darin besprochenen Angelegenheit Einiges ereignet, wodurch ich mich verpflichtet fühle, gegenwärtige Zeilen an Ew. Bischöfliche Gnaden zu richten.

Nicht nur das Bischöfliche Domkapitel hat sich mit dem von mir ausgesprochenen Entschlusse meiner Demission als bischöflicher Generalvicar beschäftigt, sondern auch der hochwürdigste Herr Bischof von Limburg, welcher — nicht durch mich — hievon Kenntniß erhalten hatte, und beide, obwohl mit meiner Ansicht über die in unserer Diöcese beabsichtigte Einführung der fraglichen Confraternität einverstanden [1]), sprachen mir ihre Meinung dahin aus, daß meine Demission als Generalvicar vielfaches Aergerniß geben, und in Folge davon vielfachen Schaden anrichten würde.

Aergerniß will ich nun keines geben, und erkläre daher Ew. Bischöflichen Gnaden in der vollen Aufrichtigkeit meines Herzens: Wenn Ew. Bischöfliche Gnaden immer noch entschlossen sind, inmitten Ihres Diöcesanklerus eine solche Confraternität hervorzurufen — eine Confraternität, die mich mit den lebhaftesten Besorgnissen erfüllt, und die nach ihrem Plane meinen tiefsten Gefühlen über die richtige Stellung, die ein Bischof zu seinem gesammten Diöcesanklerus einnehmen soll, widerstreitet — so wäre es mir allerdings in hohem Grade lieb, wenn ich künftighin in der Diöcese ein Amt nicht zu verwalten brauchte, welches eine so nahe Betheiligung an den Vorgängen in derselben voraussetzt und erfordert.

Sollte es dagegen feststehen, und sollten auch Ew. Bischöfl. Gnaden der Meinung sein, daß meine Niederlegung der Generalvicars-Stelle ärgernißerregend und insofern schädlich wirken könnte, so erkläre ich mich hiermit aus Liebe und Verehrung gegen Ew. Bischöfl. Gnaden, sowie aus Liebe gegen die Diöcese Mainz, welcher ich nun seit 30 Jahren mit treuer Hingabe unter Freud und Leid als Priester diene, bereit, das in Rede stehende Amt auch ferner noch beizubehalten. Ich würde mir in diesem Falle meinerseits blos vorbehalten, nicht nur meine auf die beabsichtigte Confraternität bezüglichen schweren Bedenken wiederholt und mit größter Offenheit Ew. Bischöfl. Gnaden auszusprechen, sondern auch nöthigenfalls mein motivirtes Votum den Acten beizufügen, sowie ferner, daß es mir nie zugemuthet werden könnte, mich bei der Gründung, Leitung und Förderung der mehrerwähnten Confraternität in einer Weise zu betheiligen, welche meinen Gefühlen und Ueberzeugungen bezüglich dieses Instituts widerspricht.

Indem ich daher nunmehr dem Befehle Ew. Bischöfl. Gnaden entgegensehe, harre ich, wie immer, in tiefem Respekte und treuer Ergebenheit, 2c."

Lennig blieb Generalvicar, und so kehrten Ruhe und Frieden zurück. Aber auf der nächsten Diöcesan-Conferenz, am 13. April 1858, brachte

1) Das kann jedoch nur von dem größern Theile, nicht von der Gesamtheit des Domkapitels gelten.

Ketteler seinen Plan neuerdings zur Sprache. Von Anfang an erklärte er, daß es keineswegs sein Gedanke sei, dadurch die Ausführung seines Planes vom Votum der versammelten Dekane und Pfarrer abhängig zu machen, da dieses der bischöflichen Stellung nicht entsprechen würde. Für sein Vorhaben selbst aber berief er sich auf das Beispiel des hl. Karl Borromäo, der mit seinem Generalvicar zu Mailand ein Haus für gemeinschaftlich lebende Priester gegründet habe, woraus dann die „Oblaten" hervorgegangen seien. Das Protokoll bietet in kurzem Auszug die Darlegung des Bischofs:

„Als Diöcesananstalten habe ich nöthig: ein Priesterhaus mit gemeinschaftlichem Leben, ein Priesterhaus für neugeweihte Priester, ein Pönitentenhaus, ein Knabenseminar und ein Knabenrettungshaus. Bei dergleichen Anstalten sind aber Congregationen von Priestern nothwendig, damit nicht so oft gewechselt wird und eine einheitliche Leitung vorhanden ist.

Dann bedarf auch der Bischof solcher (Priester) bei Exercitien und Missionen [1]), wie es der Augenschein lehrt. Weiter wird auch die eigentlich ordentliche Seelsorge dadurch besser verwaltet, wie das Missionshaus in Nieder-Ingelheim, durch General v. Klaß gestiftet, seiner Zeit zeigte. Endlich wollen viele in einer vita communi leben, ohne den Beruf in sich zu fühlen, Mönch zu werden. Wie soll nun allem dem abgeholfen werden?

Der Berufung von Orden bin ich nicht abgeneigt; ja ich wünsche selbst Jesuiten. Allein diese sind nie, wie etwa die Oblaten so zur Hand des Bischofs, z. B. wie wenn ich das Priester- und Knaben-Seminar den Jesuiten übergeben würde. Dem Hl. Karl Borromäo standen die blühendsten Orden zu Gebote und er führte sie alle ein. Dennoch führte er die Oblaten ein, um mehr als Bischof Herr zu sein, was er nicht über die Orden sein kann. Welche Befürchtungen und welche Mißverständnisse nun im Clerus vorhanden sein können, weiß ich nicht; selbst den Zeitpunkt, wann diese vita communis eingeführt werden wird, weiß ich nicht."

Mit allem Freimuth sprachen mehrere Priester ihr Bedenken gegen des Bischofs Absicht aus. Einer der Dekane machte geltend, daß sie durch die Sache überrascht worden seien, und beantragte Durchberathung der Angelegenheit auf den Dekanats-Conferenzen. Es kam zu lebhaften Debatten. Zuletzt willfahrte der Bischof dem vom Pfarr-Clerus einmüthig geäußerten Wunsche, die Dekanats-Conferenzen über die Sache berathen zu lassen, und deren Gutachten zur Kenntniß zu nehmen.

Diese Gutachten, die schon mit Ende Mai 1858 von allen Seiten einliefen, theils von den Kapiteln, theils von einzelnen Geistlichen, lauteten dem Unternehmen durchwegs nicht günstig. Die einen erklärten sich außer Stand, über die Durchführbarkeit eines solchen Institutes zu urtheilen, die andern sprachen sich direkt ablehnend aus. Ein Hauptgrund, welcher

1) Wie Ketteler persönlich gern bei Missionen mit thätig war, so sprach er auch auf der Diöcesansynode 1856 den Wunsch aus, daß bei denselben „Diöcesangeistliche verwendet werden sollen". Diejenigen, „welche sich dafür interessirten", sollten aufgefordert werden, sich beim Bischof zu melden.

dagegen ins Feld geführt wurde, war vom Bischof selbst auf der Diöcesan-Conferenz als ein schwerwiegender anerkannt worden, indem er äußerte: „Das Haupthinderniß ist der Mangel an Priestern."

So schien es denn besser, für jetzt von der Durchführung dieses Lieblingsgedankens Abstand zu nehmen. Im folgenden Jahre kam keine Diöcesan-Conferenz zu Stande, auf der des Jahres 1860 kam die Angelegenheit nicht mehr zur Sprache. Dr. Moufang hatte somit Recht behalten, welcher schon im Frühjahr 1857 vom Bischof mit einem Referat über die Durchführung der Vita Communis in der Diöcese beauftragt, mit der Einreichung dieses umfassenden Gutachtens 5. Mai 1857 zugleich an den Bischof die Worte richtete:

„Leider hat, wie ich mich überzeugt habe, der Gedanke der Gründung einer Vita communis eine so starke Voreingenommenheit gegen sich, daß ich der Ansicht bin, unter solchen Verhältnissen sei es nicht rathsam, zur Verwirklichung des Projektes zu schreiten. Alles hängt doch nach dem Segen Gottes von dem Vertrauen ab, welches die Mitglieder der Vita Communis genießen werden; — und wenn ihr Anfang schon Mißtrauen und Unzufriedenheit zur Folge haben sollte, was kann sich dann daraus entwickeln?

Was man von ihr befürchtet, ist freilich grundlos und beruht durchaus auf irrigen und vorgefaßten Meinungen; aber Vorurtheile haben leider überall eine große Gewalt, und sie sollten erst beseitigt sein, um dann nachher in Frieden die Sache ins Leben zu rufen. Es ist ja zu hoffen, daß mit der Zeit sich diese falschen Ansichten zerstreuen, und, wenn der Wirkungskreis, welcher der Communität vorgesteckt wird, beim Clerus bekannt sein wird, so wird er wohl selbst mit freudiger Zustimmung eine Anstalt begrüßen, die sichs zur Aufgabe setzt, dem Diöcesan-Clerus und den bestehenden allgemeinen Diöcesananstalten ohne irgend Jemand zu kränken oder zu beeinträchtigen dienstbar zu sein. . . . .

Den Priestern der Communität ist für ihr Wirken das Vertrauen und die Liebe der anderen Geistlichen unbedingt nothwendig, und es ist sicher besser, daß die Communität erst später, als daß sie in einer Weise ins Leben trete, die an ihrem Aufblühen und Fortbestande zweifeln läßt.

Bei der dermalen herrschenden, hauptsächlich aus Unkenntniß der Sache und des Zieles entstandenen Stimmung erscheint mir die Sache sehr gewagt. Wenn es richtig ist, daß fast der ganze Clerus dagegen eingenommen ist, so würde sicher die durch die Einführung vermehrte Mißstimmung mehr Nachtheil bringen, als in einer Reihe von Jahren die Communität auch beim besten Streben ihrer Mitglieder im Stande wäre, Gutes zu wirken. Durch die Einführung könnte man in die Lage kommen, ein nothwendiges Gut — den Frieden und die Eintracht — für eine ungewisse Hoffnung hingeopfert zu haben, und ich halte es deßhalb für meine Pflicht, Ew. Bischöfl. Gnaden meine Ueberzeugung auszusprechen, daß ich es in Berücksichtigung aller Verhältnisse für besser halte, die Einführung zu sistiren."

Aber gerade durch das Scheitern dieses einen Projektes wurde Raum und Willigkeit geschaffen für ein anderes. Wenn es nicht gelang Männer für die geistliche Leitung religiöser Anstalten, für die Abhaltung von Exer-

citien und Missionen heranzuziehen in der eigenen Diöcese, so mußten solche von anderswoher gewonnen werden, und es blieb nichts übrig als die Berufung eines weiteren Priester-Ordens. Dies folgerte auch Moufang sofort in demselben Schreiben vom 5. Mai 1857:

„Die Einführung eines Ordens würde, glaube ich, diese Antipathie nicht gegen sich haben. Auch hierüber erlaube ich mir gehorsamst Ew. Bischöfl. Gnaden ein schriftliches Gutachten zu unterbreiten.

Unter den Gründen, welche mir dafür zu sprechen scheinen, dünkt mir der, daß dem Clerus durch Herbeiziehung der Jesuiten gute Beichtväter dargeboten werden, der wichtigste, und ich bitte Ew. Bischöfl. Gnaden dringend, gerade diesen Punkt in geneigte Erwägung nehmen zu wollen. Ich wüßte nicht, welch größere Wohlthat Ew. Bischöfl. Gnaden dem Clerus erweisen, und was Hochdieselben Wirksameres für die Belebung ächt priesterlichen Geistes thun könnten als durch diese Maßregel. Möge Gott die Entschließung Ew. Bischöfl. Gnaden so leiten, daß hochderselben sehnlichster Wunsch, in der Diöcese den kirchlichen Geist und die priesterliche Vollkommenheit sich mehren und aufblühen zu sehen, dadurch gefördert werde."

Die Folge solcher Erwägungen war, daß wirklich die Jesuiten berufen wurden und 1859 ihren Einzug in Mainz halten konnten.

Wenngleich es nun Ketteler vor allem am Herzen lag, mit dem Geiste wahrer Frömmigkeit und echter Kirchlichkeit seinen ganzen Clerus zu durchdringen, so versäumte er doch nicht, auch zu wissenschaftlichem Streben und zu tüchtiger geistiger Ausrüstung für die Aufgaben der Seelsorge anzuregen.

Durch Dekret vom 18. März 1852 hatte er für die Kapläne die regelmäßig wiederkehrenden Prüfungen zur Erneuerung ihrer Seelsorge-Vollmachten vorgeschrieben; am 3. Februar 1854 folgte die Anordnung der Pfarrconcurs-Examina; ein weiterer Schritt war dann die Vorschrift über die zu haltenden Pfarrconferenzen vom 18. April 1856.

Am 24. Juni 1859 mußte Generalvicar Lennig im Amtsblatt[1]) ein eigenes Ausschreiben erlassen, in welchem den in diesem Jahre eingelaufenen Conferenzarbeiten die Anerkennung ausgesprochen wurde:

„Wir werden künftighin nach Ablauf eines jeden Conferenzjahres diejenige Arbeit, welche die Frage correct, erschöpfend und am besten gelöst hat, dem Drucke übergeben und sämmtlichen Conferenzmitgliedern zustellen. Es ist dieses einestheils eine Ermunterung zu wissenschaftlicher Thätigkeit und anderntheils das zweckmäßigste Mittel, nach und nach durch die Thätigkeit des Diöcesan-Clerus selbst eine Verständigung über die als Themata gestellten wichtigeren Fragen der theoretischen und praktischen Theologie herbeizuführen . . .

„Wir ermahnen und bitten alle Priester unseres Bisthums, sich die Beförderung der Pastoral-Conferenzen und die genaue Befolgung unserer desfallsigen Vorschriften recht angelegen sein zu lassen, damit diese so wichtige Einrichtung nicht irgendwo aus Schuld ihrer Träger in Verfall gerathe und zu einer bloßen Formalität herabsinke. Wir haben zu dem Seeleneifer und dem

1) Kirchliches Amtsblatt für die Diöcese Mainz I, 55 f.

wissenschaftlichen Sinne des Diöcesan-Clerus das Vertrauen, daß solches nie und nirgends geschehe, vielmehr die Conferenzen mehr und mehr sich consolidiren und segensreich entwickeln werden."

Das Resultat dieser Bemühungen faßte unmittelbar nach Kettelers Heimgang das Wiener „Vaterland" (1877 Nr. 191) in die Worte: „Der Bischof Wilhelm Emmanuel war der Reformator seiner Diöcese. Ein belebender, heiligender Geistesstrom ergoß sich von dem Oberhirten auf Klerus und Laien. Auch die weltliche Gewalt, obschon protestantisch, fühlte sich zur Ehrfurcht vor dem großen, dem festen, aber selbstlosen Bischof durchdrungen."

7. Sorgen für die katholische Schule.

Eine der ersten Sorgen, welche die Aufmerksamkeit des neuen Bischofs in Anspruch nahmen, betraf die betrübenden Verhältnisse in Bezug auf das Volksschulwesen. Durch das im Großherzogthum noch immer in Kraft stehende Schul-Edikt von 1832 war der Grundsatz, daß das Schulwesen dem Staate allein zugehöre, klar ausgesprochen. Bischof und Kirche waren gar nicht genannt. Zwar erschienen die Geistlichen als Katecheten von der geistlichen Behörde abhängig, in ihrer Eigenschaft als Schulbeamte aber wurden sie als ausschließlich der weltlichen Gewalt unterworfen betrachtet.

Die oberste entscheidende Schulbehörde war somit in allen Fragen das Ministerium, in welchem noch nicht einmal ein Katholik als Referent für das katholische Volksschulwesen sich fand. Unter dem Ministerium stand die Ober-Studiendirektion. Ihr Direktor war ein Protestant von ausgesprochen antikatholischer Richtung, dessen nächste Verwandte zum großen Theil protestantische Prediger waren. Mit diesem bildeten das Collegium ein protestantischer (geistlicher) Consistorialrath und ein protestantischer Philologe, zugleich Visitator aller Gymnasien und Volksschulen, und 2 Katholiken. Der eine derselben war jedoch ein seiner Kirche entfremdeter Namenskatholik; nur von dem zweiten, dem katholischen Pfarrer von Darmstadt, war ein Schutz für die katholischen Interessen in der Volksschule einigermaßen zu erwarten [1]).

Unter der Ober-Studiendirektion standen für die verschiedenen Schulkreise, in welche das Land eingetheilt war, die Kreis-Schul-Commissionen. Dieselben wurden gebildet durch den Kreisrath, der in den weitaus meisten Fällen Protestant und Bureaukrat war, und aus je einem fast ganz nach dem Ermessen der weltlichen Behörde berufenen katholischen und protestantischen Geistlichen. Um die Wünsche und Ansichten dieser Kreis-Schul-Commissäre pflegte der Kreisrath sich so viel und so wenig zu kümmern,

1) Vgl. die Schulfrage im Großherzogthum Hessen, Frankfurt a. M. 1863 S. 50.

als ihm eben beliebte. Berichte an die Ober-Studiendirektion hatte er allein zu unterschreiben.

Die unterste Schulbehörde bildete der Ortsschulvorstand. Derselbe bestand aus dem Ortspfarrer, dem Bürgermeister und 2 Bürgern der Gemeinde. In diesem Collegium aus einem Geistlichen und 3 Laien entschied stets Stimmenmehrheit; jedes Aktenstück bis zum Geringfügigsten mußte von allen Mitgliedern unterschrieben sein.

Eine der schlimmen Folgen dieser Organisation war, daß an vielen Orten Communal-Schulen eingeführt werden konnten zum größten Nachtheil für die Entwickelung des religiösen Sinnes und die Erziehung überhaupt. Zwar hatte das Edikt auch für diese Schulen 6 wöchentliche Stunden für Religionsunterricht bestimmt, allein in der Praxis wurde daran nicht festgehalten.

Immerhin bot dieses höchst ungünstige Schuledikt von 1832 einige Lichtpunkte. Dem Lehrer war anempfohlen, daß er „neben der treuesten Erfüllung aller allgemeinen Menschen-, Bürger- und Christenpflichten“ auch die Pflichten seines Standes genau beobachte. Er sollte „mithelfen, das Kind zu einem frommen und tüchtigen Menschen heranzubilden und demselben auch durch sein Beispiel vorangehen.“ Da nun die Ueberwachung des Lehrers dem Ortsschulvorstand oblag, an dessen Spitze als Präsident der jedesmalige Pfarrer stand, so konnte ein tüchtiger Pfarrer, der die gehörige Umsicht und Thätigkeit entfaltete, schon manches Uebel von der Schule fern halten und zum Guten einwirken. Bei ihm stand es, auf eine gute Zusammensetzung des Ortsschulvorstandes in der Gemeinde hinzuarbeiten und in der passenden Weise auf die Haltung des Lehrers seinen Einfluß geltend zu machen; schlimmsten Falles bei der geistlichen wie bei der weltlichen Behörde Klage zu erheben.

Allein in den traurigen Zeiten, welche dem Amtsantritte Kettelers vorangegangen waren, war das Interesse der Geistlichkeit an der Schule vielfach stark in den Hintergrund getreten und ihre Thätigkeit in dieser Hinsicht war erlahmt. Auch gegen das Unwesen der Communalschulen geschah, wenn man von der Stadt Mainz selbst absieht, so viel wie nichts. Mit dem neuen Bischof kam auch hier neues Leben. Schon auf der Diöcesan-Conferenz 1852 erklärte Ketteler den versammelten Dekanen nach längerer Darlegung:

„Es solle auf Auflösung der Communal-Schulen hingearbeitet werden, und, da nach den gesetzlichen Vorschriften dies nicht überall möglich sei, so dürfte in Betracht zu ziehen sein, ob die frühere katholische Confessionsschule eigenes Vermögen besessen habe, welches in Folge der Einführung der Communalschule zum Nutzen derselben verwendet worden sei. Wäre dies der Fall, dann dürfte vielleicht hieran der Antrag wegen Aufhebung der Communalschule zu knüpfen sein, da

das Schuledict die Kraft nicht hat, eine stiftungswidrige Verwendung des Vermögens anzuordnen."

Auf der nächsten Diöcesanconferenz im April 1856 war Domdechant Lennig für das Referat über diesen Gegenstand ausersehen. Derselbe drang in die Pfarrer, sie sollten ihren Parochianen „auf jede Weise Einsicht in die Schädlichkeit der Communalschulen verschaffen und vorderhand Privatschulen errichten, bis nach Erledigung der Kirchenfrage ein modus der Aufhebung der Communalschulen beantragt werden könne." Auch der Bischof selbst stellte bei dieser Gelegenheit in Aussicht, daß er sobald die Frage der Convention (des Bischofs mit dem Staat) endgiltig geordnet sei, auch eine Neuordnung des Schulwesens in Anregung bringen werde.

Als auf der Conferenz 1857 Dr. Heinrich wegen der in den Communalschulen im Gebrauche stehenden, die Empfindungen der Katholiken verletzenden Schulbücher Beschwerde führte, nahm auch der anwesende Stadtpfarrer und Domkapitular Lüft Veranlassung, sich über die Communalschulen zu äußern. Da er Mitglied der Ober-Studiendirektion war, mußte diese seine Aeußerung schwer ins Gewicht fallen. Er erklärte öffentlich, daß auch die Ober-Studiendirektion selbst die Schädlichkeit dieser Schulen anerkenne.

Der Bischof hatte sich jedoch schon 1852 nicht damit begnügt, zum planmäßigen Vorgehen gegen die Communalschulen zu ermuthigen. Es war ihm überhaupt darum zu thun, Eifer und Interesse für die Schule bei seinen Priestern zu spornen. Insbesondere wies er sie an, die mancherlei günstigen Momente, die auch in dem schlimmen Schuledikt von 1832 noch zu finden waren, nach Kräften zum Guten auszunutzen. So schrieb das Edikt vor, daß die Schuljugend dem Gottesdienst beizuwohnen habe; folgerecht mußten auch die Lehrer zur Beaufsichtigung der Kinder anwesend sein, und dies nicht nur des Vormittags sondern auch während des Nachmittagsgottesdienstes. Der Bischof verlangte, daß allenthalben die Pfarrer strenge hierauf halten, für passende Kniebänke für die Kinder sorgen, Gebete und Lieder für dieselben anordnen sollten und dies in Bezug auf private wie öffentliche Schulen. Es waren dies Dinge, auf welche er auch bei den Pfarr-Visitationen sein Auge gerichtet hielt.

Von großer Bedeutung war die Ermahnung, welche der Bischof 1852 über den Eifer für das Schulwesen im allgemeinen seinen Geistlichen gab. Unter Hinweis auf die Denkschrift der oberrheinischen Bischöfe vom März 1851 machte er sie aufmerksam auf die Wichtigkeit ihres Wirkens in Bezug auf die Schule. Er zeigte wie nothwendig es sei, den frühern Einfluß auf die Schulen wieder zu erlangen. Der Bischof führte dabei eine sehr offene Sprache. Die Hauptursache, daß dieser frühere, von Rechtswegen der Kirche gebührende Einfluß verloren gegangen sei, fand er „in

der Unkenntniß so vieler Geistlichen mit Bezug auf die Volksschulen und in dem hiedurch hervorgerufenen Widerwillen gegen die Schule." Es sei dringend nöthig, daß der Clerus sich mit dem Schulwesen bekannt mache, damit er nicht von den Lehrern übersehen werde. Auf den Conferenzen der Geistlichkeit müsse daher besonders auf eine größere Liebe zur Schule hingewirkt und auf die Wichtigkeit derselben, vom katholischen Standpunkte aus betrachtet, aufmerksam gemacht werden. Namentlich aber forderte der Bischof bei dieser Gelegenheit dazu auf, in den Schulen sowohl als beim christlichen Unterrichte überhaupt sich mit besonderer Liebe und Aufmerksamkeit der Proletarierkinder anzunehmen.

Einer verschärften Wachsamkeit bedurfte es in Bezug auf die Elementarschule der Stadt Mainz. Hier hatte man in der alten Kurfürstlichen Zeit, da alles noch katholisch war, nur katholische Pfarrschulen gekannt. Die Franzosen-Herrschaft hatte es nicht unterlassen, im Schulwesen der Stadt zu experimentiren, und hatte die Schulbezirke für die Elementarschulen etwas abweichend von den Pfarrbezirken bestimmt. Allein im Grunde waren und blieben doch auch jetzt die Schulen eigentlich katholische Pfarrschulen, unter der französischen wie unter der Hessischen Herrschaft. Als vollends das Schuledikt von 1832 eine rechtliche Möglichkeit dazu gewährt hatte, bestand die Mainzer Geistlichkeit darauf, daß ihr voll und ganz auch nach der äußern Eintheilung der Bezirke die Pfarrschule zurückgegeben werde, was 1838 auch geschah.

Es bestand demnach vor Kettelers Amtsantritt die Eintheilung in 5, später in 6 Schulbezirke, von denen jeder nach den ihm zugetheilten Pfarreien den Namen führte. Jeder dieser Bezirke hatte seine eigene Knaben- und Mädchenschule von je 3 Klassen und 6 Abtheilungen, auf welche die 8 Schuljahre sich vertheilten. Im ganzen bestanden, da der eine Bezirk etwas kleiner war, 17 Knaben- und 17 Mädchenschulen. Es wurde wohl gelegentlich Klage geführt über ungleiche Vertheilung der Kinderzahl, welche die bestehende Schuleintheilung mit sich bringe, im Ganzen aber waren die Leistungen auf der normalen Höhe.

Da reichten im Jahre 1848 die sämtlichen Mainzer Elementar-Lehrer, mit Ausnahme von dreien, dem Stadtvorstand eine Denkschrift ein, in welcher sie die Aufhebung der bestehenden Pfarrschulen und die Einführung von Communalschulen in Antrag brachten. Als Grund machten sie dafür geltend, „daß die bürgerlich-menschliche Bildung, das Begreifen von Recht und Unrecht, die Liebe für das Gute, die Verabscheuung des Bösen, die Veredlung und Kräftigung des Willens — alles dies fortan auf andern Grundlagen erbaut werden müsse als auf den kirchlichen Dogmen . . . Das bloße Einprägen eines blinden Gehorsams gegen die Ob-

rigkeit, womit die bisherige kirchliche Volkserziehung ihre Pflicht der bürgerlichen Vorbildung erfüllt zu haben glaube, könne nicht mehr genügen."

Die Bewegung gegen die in Mainz bestehende Schulorganisation war nicht neu. Bereits 1844 hatte der Gemeinderath der obern Schulbehörde einen Plan zur Neu-Organisation der Mainzer katholischen Schulen vorgelegt. Der Ronge'sche Kirchensturm hatte 1845 und 1846 diesen Bestrebungen noch mehr Nachdruck gegeben. Aber der Plan hatte nur theilweise die Zustimmung der Behörde gefunden und war in Folge der bald hereinbrechenden politischen Störungen nicht zur Ausführung gekommen.

Eine doppelte Triebfeder lag dieser Bewegung zu Grunde. Einerseits war die religionslose „Communal"-Schule eine Lieblingsidee der kirchenfeindlichen Partei, welche noch stärker hervorzutreten begann, nachdem an der Seite der katholischen Gemeinden auch deutschkatholische Aftergemeinden sich gebildet hatten. Anderseits waren aber auch persönliche Bestrebungen im Spiel. Ueber eine dabei stark betheiligte Persönlichkeit, einen ehemaligen Lehrer Boudin an der St. Ignatius-Pfarrschule, schreibt Dr. Lüft als Mitglied der Ober-Studiendirektion 1863 an den Secretär des Bischofs:

„Die Leistungen Boudins waren ungenügend und meistens, so lange er Lehrer war, war seine Schulprüfung nicht vollständig befriedigend. Ausgebildet für einzelne polytechnische Fächer, war er mit seinem Stande als Elementar-Lehrer nie zufrieden und lebte fortwährend, statt mit Eifer und Gewissenhaftigkeit zu thun, was seines Berufes war, in Projecten. Gegen das Project einer neuen Schuleintheilung, das jetzt wieder auftauchte, hatte man schon seit 1846, und eigentlich schon seit 1839 zu kämpfen und damals schon war es, wie ich nicht zweifeln kann, das Project Boudins. Das frivole Verlangen nach Communalschulen steht damit in Verbindung und soll offenbar nur ein Keil sein, um jenes Project durchzusetzen."

Die Schul-Commission des Mainzer Stadtrathes im Jahre 1848, die aus 3 Protestanten und 2 Katholiken bestand, gab indessen dem Plane der Lehrer auf Einführung der Communal-Schule „ihre freudigste Zustimmung", und es bestand alle Aussicht, daß auch der Stadtrath in entsprechender Weise Beschluß fassen werde. Um diesem zuvorzukommen, richtete das Bischöfliche Ordinariat ein Schreiben an Bürgermeister und Gemeinderath, in welchem das Projekt und die Denkschrift der Lehrer einer ernsten Kritik unterworfen wurden [1]).

Dieser Protest von kirchlicher Seite hatte noch einen besondern Rückhalt an dem Umstande, daß alle in Mainz bestehenden katholischen Schulen aus alten kirchlichen Stiftungs-Fonds unterhalten wurden [2]). Die Bischöf-

1) Die ganze diesbezügliche Correspondenz wurde durch Lennig geführt. Vgl. Brück, A. Fr. Lennig S. 194 f.

2) Im Anfange 1863 bezogen die 34 katholischen Lehrer der Stadt jährlich einen ordentlichen Gehalt von 17000 fl., ungefähr so viel als der katholische Schulfonds be-

liche Behörde nahm daher keinen Anstand, für den Fall einer wirklichen Einführung der Communalschule zu drohen:

„Wir würden uns in solchem Falle für verpflichtet halten, nicht nur diejenigen unmittelbaren kirchlichen Lehrmittel und Locale u. dgl., welche bisher dem städtischen Schulwesen gedient haben, zurückzuziehen, sondern auch mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln des Rechtes dahin zu wirken, daß der hiesige bedeutende Schulfond, der, obgleich der treuen Bewahrung hiesiger Stadt anvertraut, immerhin, wie uns leicht nachweisbar scheint, ein katholischer und daher auch für katholische Schulen zu verwendender bleibt, seinem rechtmäßigen Zwecke nicht entfremdet werde."

Ungeachtet einer so gewichtigen Einsprache, wie auch der Protestation einer großen Zahl katholischer Bürger, beschloß der Gemeinderath 13. Dezember 1848, für die ganze Stadt die Communalschule einzuführen. Durch Widerspruch der Regierung blieb zwar dieser Beschluß ohne Wirkung, allein kaum hatte Ketteler die Bischöfliche Verwaltung übernommen, als schon wieder öffentlich dafür gearbeitet wurde, die alten Pfarrschulen abzuschaffen. Die Stadt sollte mit Rücksicht auf die Schule in mehrere Sectionen getheilt, und für jede Section eine Schule errichtet werden. Zum Unglück war diesmal die Regierung einverstanden. Am 23. Mai 1851 erhob das Bischöfliche Ordinariat jedoch hiergegen seine Stimme.

Auch im Jahre 1852 setzte es seine Bemühungen fort, denn es galt, wie immer die praktische Bedeutung der Neuerung für den Augenblick gering erscheinen mochte, der kirchenfeindlichen Partei gegenüber ein Princip aufrecht zu erhalten. Allein alle Bemühungen waren umsonst; die neue Organisation mit Sectionsschulen wurde eingeführt [1]), und aus den verschiedenen Schulvorständen, wie sie bisher auch bei den Pfarrschulen bestanden hatten, ein Central-Schulvorstand für die ganze Stadt gebildet. Auch der Wunsch des Bischofs, daß der Regens des Seminars Dr. Moufang zum Mitglied der Bezirks-Schul-Commission möchte ernannt werden, ging nicht in Erfüllung. Nur hatte der Bischof die einzige Beruhigung, daß als Inspector der katholischen Elementarschulen in Mainz ein Geistlicher, Chr. Metzger, 23. Januar 1853 angestellt wurde. Es ist von Interesse

---

trug. Die weitern 4000 fl. für 8 evangelische Lehrer wurden aus den Communal-Umlagen der weitaus überwiegend katholischen Stadt bestritten. Mainzer Abendblatt 1863 13. Jan. Nr. 10.

1) Nach einer officiellen Zusammenstellung bestanden im Juni 1857 je 5 dreiklassige katholische Knaben- und Mädchenschulen. Eine dieser Schulen hatte für die obere Klasse der Knaben wie der Mädchen Parallel-Curse. In diesen 32 Klassen lernten 1221 Knaben und 1250 Mädchen. Abgesehen von den Zöglingen der Schulbrüder, erhielten 266 Knaben, welche confessionell gemischten Privatschulen angehörten, besonderen Religionsunterricht; ebenso 138 Mädchen im Institut der Englischen Fräulein, und 175 in sieben andern Privatinstituten. Die katholische Schule in Zahlbach besuchten 40 Kinder, theils Knaben, theils Mädchen.

zu hören, wie das einzig wirklich katholische Mitglied der Ober-Studien-direktion, Domkapitular Dr. Lüft, bei der Einführung der neuen Organisation seinem Bischof gegenüber sich äußert. Er schreibt an diesen 6. Januar 1853:

„Wenn in Mainz die Pfarrer besser als seither ihre Schuldigkeit für das Interesse der Schule thun, und ebenso der neue Inspector die rechte Thätigkeit entwickelt, so wird die Sache doch gut gehen. Denn eigentlich hat die Geistlichkeit doch die ganze Sache in den Händen, da die Special-Schul-Vorstände, wo die Pfarrer den Vorsitz haben, und der Inspector das Factotum sind. Daß der Bürgermeister im allgemeinen Schulvorstande den Vorsitz hat, geschah, weil dies in Mainz vorher immer der Fall war und derselbe im Jahre 1838, als die Sectionsschulen in Pfarrschulen verwandelt wurden, sich sehr beschwerte, daß er in den Pfarr-Schul-Vorständen, die damals an die Stelle des allgemeinen Schulvorstandes traten, den Vorsitz nicht mehr hätte. Als daher jetzt wieder ein allgemeiner Schulvorstand creirt wurde, wurde ihm in diesem der Vorsitz zuerkannt, aber nur vorläufig, da sich das Ministerium weitere Verfügung vorbehielt. Dieser schwerfällige allgemeine Vorstand wird aber sehr wenig zusammenkommen und überhaupt in der ganzen Sache wenig heben und legen. . . . . Ich zweifle nicht, daß den drei ausfallenden Geistlichen noch das Stimmrecht bewilligt wird, glaube aber nicht, daß vorläufig mehr geschehen kann und wird; höchstens daß der Decan noch den Vorsitz im allgemeinen Schulvorstand bekommt. Denn 36 Schulen können im Augenblick nicht errichtet werden, weil die Kinderzahl dazu nicht vorhanden ist. . . .

Ich kann es mir wohl als natürlich denken, daß das Ordinariat glaubt protestiren zu müssen, so lange nicht alles ganz richtig gestellt ist; aber ich glaube, daß sich auch die Kirchenbehörde nicht scheuen wird, billige Rücksichten da eintreten zu lassen, wo man ein Recht hat, sie in Anspruch zu nehmen, was ich glaube, in Bezug auf die ganze neue Organisation des Mainzer Schulwesens bemerken zu dürfen.

Der Oberschulrath war es, der mit außerordentlicher Mühe die Pfarrschul-Einrichtung im Jahre 1838 in Mainz zu Stande brachte und nachdem sie zu Stande gebracht war, hat es lediglich die Geistlichkeit verschuldet, daß sich der Sturm dagegen nicht beschwichtigte. Hätte sie z. B. die Kinder zur gehörigen Zeit ab- und zugetheilt, so hätte man nicht schreien können, daß sich in der einen Schule 30, in der andern 130 Kinder befänden, um nur dieses Eine zu erwähnen. Man mußte überhaupt alles aufbieten, um eine neue Organisation zu verhüten. Man hat aber nichts gethan. Und wenn diese neue Organisation nicht so ausgefallen ist, wie man es wünschen möchte, so darf ich wenigstens das behaupten, daß von Seite der Ober-Studiendirection alles aufgeboten ist, um die Sache wenigstens auf den bestmöglichen Weg zu leiten. Ich kann überhaupt an diese ganze Mainzer Schulgeschichte kaum denken, ohne einen schweren Verdruß zu empfinden.

Das Ordinariat bemerkt in seinem Schreiben noch, daß es mit dem Mainzer Schulwesen nicht besser werden könne, so lange in der Schule religionsfeindliche Lehrer angestellt seien. Aber Bondin ist doch — mit vieler Mühe — von der Schule entfernt und gegen die andern betreffenden Lehrer ist eingeschritten worden. Alle absetzen, die im Jahre 1848 gesündigt haben, kann

man doch nicht. Ueberhaupt aber wird manches jetzt hoffentlich besser werden, was bei dem seitherigen desolaten Zustande der localen Administration des Mainzer Schulwesens nicht erwartet werden konnte."

Der Bischof vermochte jedoch die neu inaugurirten Mainzer Schul-Zustände nicht in so rosigem Lichte zu sehen. Er erwiederte 14. Januar 1853:

„Ich bedaure, daß ich den letzten Antworten und Schreiben der Ober-Studiendirektion eine so günstige Seite, wie Sie andeuten, nicht abzugewinnen vermag. . . . Noch viel schmerzlicher ist die Erfahrung, die ich aus der Correspondenz des Bischöflichen Ordinariats mit der Ober-Studiendirektion gemacht habe, namentlich in Bezug der hiesigen Verhältnisse. Die Pfarrer haben bezüglich der hiesigen Elementarschulen gefehlt, das leugne ich nicht. Die Ober-Studiendirektion hat aber die hier angestellten Lehrer gebildet, die Ober-Studiendirektion hat diese Lehrer angestellt, die sämmtlich, mit Ausnahme von dreien, sich offen in offiziellen Eingaben von der Kirche losgesagt haben. Die Ober-Studiendirektion war im Schulwesen eine vorgesetzte Behörde der Pfarrer und konnte sie zur Erfüllung ihrer Pflichten anhalten. Die Ober-Studiendirektion wußte endlich, daß ein Hauptfehler des hiesigen Schulwesens in dem Mangel einer kräftigen Leitung auf Seiten des Dekans lag, und was hat sie gethan, um an seine Stelle eine der Stelle gewachsenere Persönlichkeit zu bringen? Und nachdem nun die Kirche in Folge dieser Zustände einen großen Theil ihrer Kinder verloren hat, soll sie nun noch weiter aus ihrer Stellung zur Schule verdrängt werden, sollen ihr Rechte entzogen werden, die ihr gesetzlich im Edikte zugestanden sind; und auf alle desfallsigen Proteste des Ordinariats, die in jedem Worte Rücksicht für die weltlichen Behörden, Würde, Ueberzeugung aussprechen, wird gar keine Rücksicht genommen, nicht einmal eine Verhandlung gepflogen, sondern in einigen Sätzen geantwortet, das Ordinariat solle sich nur beruhigen, die Sache sei gründlich erwogen. Ich weiß nicht, was das Ordinariat in dieser Angelegenheit jetzt thun wird. Wir haben keine andern Mittel als, das Edikt in der Hand, Gerechtigkeit zu fordern bei dem Ministerium und beim Großherzog. Gewiß ist aber, daß der Weg und ein solches Verfahren der Ober-Studiendirektion nicht zum wahren Heile des Landes und der Kirche gereichen kann.

Es würde mich sehr betrüben, wenn ich in diesem Schreiben etwas gesagt hätte, was Sie verletzen könnte. Meine Hochachtung und Liebe zu Ihrer Person ist aufrichtig und wahr; ich kann aber nichts verschweigen, was ich für recht halte, wenn es sich um das Seelenheil der mir anvertrauten Kinder der Kirche handelt. Die Ober-Studiendirektion verkennt durchaus oder ignorirt wenigstens die vollkommen berechtigte und selbständige Stellung, die das Bischöfliche Ordinariat ihr gegenüber in der Wahrung der Rechte der Kirche an den katholischen Elementarschulen hat. Von einem Vertrauen, von einem segensreichen Zusammenwirken ist nun gar keine Rede. Ich glaube, hier Zustände in Bezug auf das Elementarschulwesen wahrzunehmen, die tief in das Seelenheil der katholischen Jugend, und zwar tief verderblich einwirken, und ich sehe jedes Anerbieten, um an einer Besserung mitzuwirken, jedes Darbieten der Hand, kalt und hochmüthig abgewiesen. Ich habe schon als Freund geglaubt, Ihnen einen Theil der dadurch in mir erweckten Empfindungen aussprechen zu müssen."

Die von der Ober-Studiendirektion beschlossene Aenderung blieb, hatte aber, praktisch wenigstens, nicht die Tragweite, welche vom Standpunkt des kirchlichen Princips aus anfangs derselben beigelegt wurde, und dies war wohl das Resultat der Proteste wie der Anstrengungen von Seite des Bischofs, des Ordinariates und der Geistlichkeit. Thatsächlich blieben doch auch die neuen Sektionsschulen nach wie vor katholische Pfarrschulen. Aber auch viel Gutes hat die Aenderung nicht gebracht. Der wohlunterrichtete Biograph Lennigs, welch letzterer alle Verhandlungen über das Schulwesen damals wie später geleitet hat, urtheilt 1870 [1]):

„Der von den Gegnern der Pfarrschulen in Aussicht gestellte Nutzen ist bis zur Stunde noch nicht wahrzunehmen, wohl aber hat sich die ganze Einrichtung in mehr denn einer Beziehung als schädlich erwiesen."

Allein die Aenderung war nun einmal da, und es galt, sich möglichst vortheilhaft mit derselben abzufinden. Am 2. Februar 1853 versammelte der Bischof die gesamte Pfarrgeistlichkeit in Mainz zu einer Conferenz um sich. Er eröffnete die Berathung mit der allgemeinen Erwägung, wie nothwendig derartige berathende Zusammenkünfte seien, um das Vorangehen der einzelnen in ihrer Pfarr-Seelsorge zu einem gleichförmigen, einheitlichen, korporativen und dadurch auch eingreifenden zu machen. Er ordnete deßhalb an, daß vorläufig während dieses Winters zweimal jeden Monat eine solche Conferenz des Pfarr-Clerus der Stadt gehalten werden solle.

Gegenstand der Berathung bildete für jetzt ausschließlich die neue Schulorganisation. Der Bischof sprach ernst und nachdrücklich von der „Stellung und Pflicht des katholischen Pfarrers zur katholischen Schule". Er sprach sich auch ganz unverhohlen aus über die beim Ordinariate hinsichtlich der neuen Organisation herrschende Auffassung. Er verlangte von den Pfarrern Verständigung zu gemeinsamem Handeln und zunächst deren Protest gegen Aufhebung der Pfarrschulen und gegen die Verletzung der ediktmäßigen Rechte.

Dann aber sollten sie sich auch verständigen über die Abgrenzung der neuen Schul-Bezirke. Wichtig war die Wahl der Schulvorstände und die Vertheilung der Locale. Die Pfarrer sollten sich bemühen, die Schul-Locale in möglichster Nähe ihrer Kirchen zu erhalten. Besonders erinnerte der Bischof an die Pflicht der Lehrer und Kinder zum Besuch des Gottesdienstes an Sonntagen wie an Werktagen, und an die Nothwendigkeit einer gleichmäßigen Eintheilung des Religionsunterrichtes an sämmtlichen Classen für alle Pfarreien der Stadt.

Die späteren Pfarr-Conferenzen sollten noch Gelegenheit bieten, öfter auf diese Punkte und auf etwa hervortretende Uebelstände zurückzukommen, und so konnte der Bischof sich der Zuversicht hingeben, auch aus einer an

1) Brück, A. Fr. Lennig S. 200.

sich ungünstigen neuen Organisation für das Wohl der Kirche und der ihm anvertrauten Seelen Gewinn zu ziehen.

Wie sehr die Sorge für die Schule den Bischof beschäftigt hielt, beweist sein Hirtenbrief 1858 über den „Religionsunterricht in der Volksschule". Bereits Jahrs zuvor hatte er eine allgemeine Verordnung über den „Religionsunterricht in der Volksschule" erlassen.

„Um diesen Uebelständen zu begegnen," erzählt er im Hinblick auf die vorher übliche Handhabung des Katechismusunterrichtes, „habe ich nun zunächst den Rath sämmtlicher Priester und einer großen Anzahl erfahrener Lehrer eingeholt. Ich habe dann den hiernach entworfenen Plan für den Religionsunterricht in der ganzen Diöcese noch einmal von einzelnen Priestern und Lehrern und dann auf der Diöcesan-Conferenz von einer großen Anzahl bei mir versammelter Priester gründlich prüfen lassen, und nachdem ich so die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß der entworfene und geprüfte Plan allen Bedürfnissen und Verhältnissen entspreche, habe ich ihn endlich in einer Verordnung als verpflichtende Regel für den Religionsunterricht in der ganzen Diöcese festgestellt."

In seinem Hirtenbriefe wandte er sich neuerdings an Priester, Lehrer und Eltern, um sie auf ihre Pflichten in dieser Hinsicht aufmerksam zu machen. Es ist vielleicht nicht zuviel behauptet, wenn man als den eigentlichen Treffpunkt dieser bischöflichen Hirtenworte die Lehrer seiner Diöcese bezeichnet. Er konnte daher auch bei seinen Ausführungen an den widerchristlichen Grundsätzen nicht schweigend vorübergehen, welche Jahrs zuvor ein in Lehrerkreisen einflußreicher pädagogischer Schriftsteller in einer Schrift „Pädagogisches Wollen und Sollen" öffentlich ausgesprochen hatte. „Dieser Mann, der bekannte Diesterweg [1]), der von einer tief feindseligen Gesinnung gegen das Christenthum und die Kirche durchdrungen ist, weil er von beiden nur die Mißgestalt kennt, die er in sich trägt", hatte die Ansicht vertreten, daß auch ein von der Lehre seiner Kirche innerlich abgefallener öffentlicher Lehrer fortfahren könne, als Religionslehrer zu wirken, und hatte dabei diesen glaubenslosen Lehrern „ein wahrhaft teuflisches System der Verführung der Kinder zum Unglauben und des schändlichsten Betruges der Eltern" an die Hand gegeben. Der Bischof von Mainz fürchtete sich nicht, auf Diesterwegs Ausführungen öffentlich warnend hinzuweisen.

Kaum war aber der Hirtenbrief verbreitet, so erschien auch Diesterweg auf dem Plane mit einer Broschüre „Bischof und Pädagog", in welcher er gegen Ketteler den Vorwurf erhob, derselbe habe ihn mißverstanden, den Sinn seiner Worte verdreht, ihn sagen lassen, was er nicht gemeint und

1) Bereits in der Schrift „Das Recht und der Rechtsschutz der kathol. Kirche in Deutschland", 1854, hatte Ketteler sich (S. 15) mit Diesterweg zu beschäftigten gehabt, den er mit Gervinus zusammenstellt. Beiden sei der Geist des Katholicismus der Feind des deutschen Geistes und jedes Unrecht, jeden Verrath an Papst und Kaiser feierten sie als „wohlthätige Gewaltsamkeiten".

nicht gesagt, habe sich falsche Schlüsse erlaubt u. dergl. Ketteler pflegte damals bereits seine Hirtenbriefe sogleich als Broschüren im Buchhandel erscheinen zu lassen, und wiederholt kam er in die Lage, neue Auflagen derselben veranstalten zu müssen. So geschah es auch diesmal, und dieser Umstand bot gute Gelegenheit, dem Angreifer prompt die Antwort zurück zugeben. Ketteler widmete Diesterweg einen eigenen Anhang von 26 kleingedruckten Octavseiten, in welchen er alle seine früheren Aufstellungen aufrecht hielt und mit Citaten aus Diesterwegs Schriften belegte.

„Ich habe nun die Widersprüche und Unwahrheiten," schließt er, „die Herr Diesterweg in einem kleinen Aufsatze angehäuft hat, hervorgehoben und das Urtheil hinreichend begründet, welches ich über seine Rathschläge ausgesprochen habe . . . Vielleicht werden einige meiner Leser es mißbilligen, daß ich mich in meiner Stellung und unter so gehäuften Pflichten so lange mit der Widerlegung der Diesterweg'schen Ansichten aufgehalten habe. Es liegt auch keineswegs in meiner Absicht, mich wiederholt mit Herrn Diesterweg zu beschäftigen. Die erwähnte gegen mich gerichtete Broschüre des Herrn Diesterweg werde ich ihrem weiteren Inhalt nach ganz unberücksichtigt lassen, da sie mit allen ihren unzusammenhängenden Behauptungen, Spötteleien, Verdrehungen, Zweideutigkeiten 2c. 2c. zu sehr das Gepräge eines ganz verwirrten, leidenschaftlichen Kopfes an sich trägt, um einer eingehenden Besprechung würdig zu sein . . . . . . Außer den Gründen, die ich im Eingange erwähnt, habe ich aber geglaubt, daß es im Interesse unserer Schulkinder liegen könne, an einem Beispiele die namenlose Gedankenverwirrung eines Mannes nachzuweisen, der ohne Zweifel der Führer aller ungläubigen Lehrer unseres Vaterlandes ist. Jede Arbeit aber im Interesse der uns von Gott anvertrauten Kinder halte ich für eine höchst berechtigte in meinem Berufe."

Auf Seite der oberen Behörden in Hessen war damals in der Handhabung des Volksschulwesens ein religionsfeindlicher Geist keineswegs maßgebend. Noch im Jahre 1859, das für das gesamte Geistesleben in Deutschland einen so wichtigen Wendepunkt bringen sollte, hatte Ketteler auf diesem Gebiete sogar einen Fortschritt zu verzeichnen. Für die ganze Diöcese bestand die Verordnung, daß die aus der Schule entlassene heranwachsende Jugend bis zum 20. Jahre zum Besuch der Sonntags-Christenlehre gehalten war. In der Stadt Mainz war dies bisheran nicht befolgt worden. Jetzt, nachdem eine ganze Generation von Kindern mit ihrer 8jährigen Schulpflicht unter seiner bischöflichen Oberaufsicht durch die Mainzer Schulen gegangen war, sah der Bischof sich in der Lage, diese Pflicht auch für Mainz wieder geltend zu machen. Am Weißen Sonntag, den 1. Mai 1859, wandte er sich in einem eigenen kleinen Hirtenschreiben „an die katholischen Eltern in der Stadt Mainz", um sie mit der neuen Anordnung bekannt zu machen und ihre Beihilfe zu erlangen. Alle heranwachsenden Kinder, nicht nur, wie sich von selbst verstand, die schulpflichtigen, sollten noch drei Jahre lang vom Tag ihrer ersten heil. Communion an zum allsonntäglichen Besuche der Christenlehre gehalten sein.

Auf dem wichtigen Gebiete der Schule lagen jedoch für den Bischof von Mainz noch andere Sorgen. Für das Beste des katholischen Schulwesens war es von großer Bedeutung, daß einzelne Geistliche für das Schulfach auch praktisch ausgebildet wurden. Von protestantischen Theologen und Predigern waren verhältnißmäßig viele theils Lehrer an Volksschulen, theils Lehrer oder Directoren an höhern Unterrichtsanstalten. Auf katholischer Seite war dies nur an zwei Stellen der Fall. Für die katholische Pfarrschule in Darmstadt und in Wimpfen war der Pfarr-Kaplan zugleich als Schullehrer angestellt, aber hinsichtlich der Anstellung und Schulführung ganz den ediktmäßigen Bestimmungen unterworfen, wie jeder andere Lehrer. Dabei waltete jedoch zwischen der Anstellung von katholischen oder protestantischen Geistlichen ein großer Unterschied ob. Wenn das protestantische Oberconsistorium einen Theologen für eine Schulstelle vorschlug, so handelte es sich stets um eine der besseren Stellen, die gerade auch für die gewöhnlichen Lehrer recht begehrenswerth schienen. Von katholischer Seite handelte es sich aber, abgesehen von der erwünschten Bildungsschule für die jungen Geistlichen, theils um Ersparniß, theils um höhere Rücksichten für ganz dürftige katholische Gemeinden, die unter einer großen Ueberzahl von Protestanten zerstreut lebten. In dieser Weise führte der Bischof für die Filiale Friedberg Verhandlungen über Anstellung eines Kaplans als staatlich anerkannten Lehrers, und brachte auch für die erste Schule zu Ockstadt einen Geistlichen als Lehrer in Vorschlag. Beide Gesuche wurden Anfang 1853 abschlägig beschieden. In dieser Weise wurde die Ausbildung katholischer Geistlicher für das specielle Lehrfach im Großherzogthum immer mehr zur Unmöglichkeit gemacht.

Auch von den wenigen Stellen im höheren Schulwesen, welche bislang katholische Geistliche innegehabt hatten, sahen sich diese allmählich verdrängt; an Stelle der geistlichen Directoren an den Gymnasien von Mainz und Bensheim traten Laien. Das Directorium für die Geistlichkeit der Diöcese Mainz 1862 nennt neben zwei im katholischen Lehrerseminare angestellten Geistlichen und den beiden „Religionslehrern“ am Gymnasium und der Realschule in Mainz nur noch einen Geistlichen als „Lehrer“ an der Realschule zu Bingen.

Eine andere Sorge, und zwar eine der größten von allen, betraf das katholische Landes-Schullehrer-Seminar in Bensheim, in welchem ständig 20—30 Präparanden unter vier Lehrern gebildet wurden. Es war für den Bischof eine große Beruhigung, daß zum Director dieser wichtigen Anstalt unter dem 21. Juni 1852 ein tüchtiger und braver Priester, Karl Aloys Ohler, berufen wurde. Derselbe hatte sich lange gegen die Berufung gesträubt, denn die Verhältnisse im Seminar lagen so im Argen, daß er an der Möglichkeit eines ersprießlichen Wirkens von vornherein verzweifelte.

Einer der bisher dort thätigen Priester, derjenige, von welchem die Seminaristen den Unterricht in der Religion erhalten hatten, war öffentlich vom Glauben abgefallen. Die Schullehrer an den katholischen Schulen, in welchen die Präparanden ihre Uebungen hatten, waren zum Theil erbitterte Kirchenfeinde. Einer derselben schien es als seinen besonderen Beruf zu betrachten, die Präparanden hinter dem Rücken des Directors mit den Ideen und den Schriften Diesterwegs bekannt zu machen. Andere der dort angestellten Lehrer, selbst einer, der am Seminar Unterricht ertheilte, gaben öffentlich schweres Aergerniß, während sie aus ihrer Entfremdung für die Uebungen der Religion kein Hehl machten. Einer der Lehrer an den Elementarschulen von Bensheim, bei welchem die Präparanden ihre praktischen Uebungen zu machen hatten, und der sich einen bedeutenden Einfluß auf die jungen Leute zu verschaffen wußte, war Mitarbeiter eines pädagogischen Organs von recht zweideutiger Richtung, der „Hessischen Schulzeitung." Im Jahrgange 1853 Nr. 9 hatte er auch einen Artikel daselbst veröffentlicht, welcher die Aufschrift trug: „Der Religionsunterricht in der Volksschule nach den Anforderungen der Zeit." Der geistliche Direktor des Schullehrer-Seminars sandte den ganzen betreffenden Band dieser Schulzeitung, den man heimlich auch in das katholische Seminar eingeschmuggelt hatte, an den Bischof zur Einsichtnahme und bemerkte dazu:

„Es sind darin die schlechten Grundsätze ausgesprochen, wovon nicht nur ein großer Theil der Lehrer angesteckt ist, sondern womit man auch die Präparanden verdirbt. Auf den (in) Nr. 9 dieser Blätter abgedruckten Aufsatz erlaube ich mir etwas näher einzugehen. S. (der Verfasser des Aufsatzes) hat nicht nur befohlen, daß ihn meine Seminaristen sich anschaffen müßten; er hat ihn auch in der Schule auf dem Tische liegen und lehrt darnach. Also während der Geistliche nur nach einem vom Bischofe approbierten Buche den Religionsunterricht ertheilen darf, darf ein ganz frivoler Schullehrer, von dem ich bestimmt weiß, daß er fast gar keine Religion hat, ein selbst fabricirtes Machwerk, oder vielmehr verkehrtes, von Diesterweg abgeschriebenes Zeug unter dem Titel „Religionsunterricht nach den Anforderungen der Zeit" den armen kleinen Kindern vortragen. In seine Schule kommt nie ein Geistlicher um Religion zu lehren, auch brauchen die Kinder noch nicht in die Kirche zu gehen, und so kann er dann ganz nach seinem Belieben sein Spiel treiben.

Nach diesem seinem Religionssystem, woran er sich buchstäblich in der Schule hält, geht er nicht von Gott aus, sondern von sich selbst und spricht vor allem von den Pflichten der Kinder gegen ihn, indem der arme Mensch allen Ernstes gemeint hat, man müsse bei den Kindern vom Nächsten (d. h. dem Nächstliegenden) ausgehen, und er sei doch den Kindern näher als Gott. Ganz hinten, nach den alten Leuten kommt dann auch (zuletzt) noch der liebe Gott.

Dieser Lehrgang ist dann untermischt mit allerlei profanen Erzählungen und mit selbstgemachten Gebetchen. Das Vaterunser kommt erst, wie er mir selbst versicherte, im zweiten Lehrjahre vor. Die biblische Geschichte nennt S. in seinem Aufsatze ein „ästhetisches Gedicht", und als solches will er sie in der Schule behandelt wissen. Den Katechismus will er ganz aus der Schule ver-

drängt haben; höchstens soll er dann, wegen der Theologen, bei den Kindern von 14 Jahren noch geduldet werden und da kann man ihn mehr benützen, um beim Auswendiglernen die richtige Aussprache zu üben. Ueber die Frage, ob Confessionsschulen, ob nicht, sind nach seinem Dafürhalten die Akten noch nicht geschlossen. Das sind die Ansichten von Religion und Religionsunterricht, welche ein hiesiger Musterlehrer hinter mir her meinen Seminaristen beibringen wollte. . . . . Ebenso fehlt es den meisten andern Lehrern, die immerhin viel Einfluß auf die Zöglinge ausüben, an allem katholischen Bewußtsein. Sie gingen bisher Werktags großentheils in keine Kirche, sogar oft Sonntags nicht. . . . . Da äußerte ich mich endlich dagegen, weil sie sich sogar manchmal während des Nachmittags-Gottesdienstes im Seminar herumtrieben. Aus Schen vor mir gehen sie jetzt auch Werktags in die heilige Messe, aber einer derselben, ein sonst recht tüchtiger und braver Mensch, nimmt eine Lutherische Bibel mit . . . . und ein anderer hatte schon die „Stunden der Andacht“ (von Zschokke) bei sich.“

Auch im Seminar selbst stieß der neue Director auf große Schwierigkeiten, obgleich daselbst noch ein anderer, persönlich recht braver Geistlicher seit dem Jahre 1846 als zweiter Lehrer angestellt war, der wöchentlich zwölf Stunden Unterricht ertheilte. Als der Direktor nach vergeblichen Verhandlungen mit den einzelnen in gemeinsamer Conferenz der Seminar-Lehrer die Forderung stellte, daß vor und nach den Unterrichtsstunden gebetet werde, und daß die Präparanden während ihres Gottesdienstes stets durch einen der Lehrer zu beaufsichtigen seien, weigerten sich die übrigen und nur auf die Drohung hin, die Weigerung zu Protokoll zu nehmen, erklärten sie widerstrebend und mißvergnügt sich bereit.

Ohler ging schon nach dem ersten Jahre seiner Amtswirksamkeit mit dem Gedanken um, seine Entlassung zu nehmen und den Seelsorge-Arbeiten sich zuzuwenden. Der Bischof war es, welcher seinen Muth aufrecht hielt und ihm die nothwendige Stütze gab, so daß allmählich ein anderer Geist in das Seminar und in die katholische Lehrerschaft überhaupt seinen Einzug hielt.

Dies zu erreichen ließ es Ketteler auch an anderen Bemühungen nicht fehlen. Auf dem Katholikentage am 7. Oktober 1851 hatte der Bischof noch geklagt [1]: „Wenn Sie bedenken, daß der gesamte Elementar-Schullehrerstand von Mainz, mit Ausnahme von einigen wenigen würdigen Männern, im Jahre 1848 den Antrag gestellt hat, „daß die Aufklärung der Zeit erfordere, die Bildung unserer katholischen Kinder in den Schulen auf einen anderen Grund zu erbauen als auf den der katholischen Lehre“, dann werden Sie auch natürlich finden, daß unser katholisches Volk vielfach unverschuldet nicht mehr im klaren ist über die Lehren unserer heil. Kirche.“

Zu Anfang Oktober 1853 glaubte er es bereits wagen zu dürfen, Exercitien für Lehrer anzuordnen, welche durch zwei Jesuitenpatres geleitet

1) Amtlicher Bericht S. 33.

werden sollten. Die Theilnahme war eine außerordentliche: 242 Lehrer, fast drei Fünftel des gesamten katholischen Lehrerstandes der Diöcese betheiligten sich daran. Auch der Erfolg war ein sehr befriedigender [1]). Als zwei Jahre später dieselbe Uebung wiederholt wurde, betheiligten sich abermals 200 Lehrer, die Hälfte sämtlicher Elementar-Lehrer der Diözese [2]).

Zum Glück waren übrigens zu keiner Zeit die braven katholischen Lehrer völlig ausgestorben. So wird schon in den ersten Jahren von Kettelers Amtsthätigkeit des Lehrers Erler in Finthen wiederholt rühmend gedacht, der mit Eifer und Erfolg und ohne zeitlichen Lohn zur fachgemäßen Ausbildung der Finthener Schulschwestern mitwirkte. Dem Lehrer Schramm von Gernsheim schrieb der Bischof 1870, während er in Rom zum Concil weilte und in einer Zeit vieler Sorgen und Erregungen eigenhändig, um ihm zum Tod seines Sohnes, eines braven jungen Priesters, sein Beileid auszusprechen [3]). Der Bischof sollte die Freude erleben, nicht nur, daß im Seminar die Dinge sich aufs günstigste umgestalteten, sondern auch daß die Zahl solcher wackeren Lehrer von einem Jahrzehnt zum andern sich vermehrte.

---

8. Die Convention.

Beim Eintritt in das Großherzogthum Hessen-Darmstadt hatte Ketteler einen wohlwollenden und gerechtigkeitsliebenden Fürsten als Oberhaupt des Landes vorgefunden. Das Land war seiner Verfassung nach paritätisch, überdies der Großherzog Ludwig III. mit der katholischen Prinzessin Mathilde von Bayern vermählt. Der Vater der Großherzogin, Ludwig I. von Bayern, weilte gern am Hofe von Darmstadt und war nicht ohne Einfluß auf den Großherzog. Dieser war ohnehin dem Hause Oesterreich zugethan, und eben beim Ausbruch der Stürme des Jahres 1848 zur Regierung gelangt, durch schlimme Erfahrungen darauf hingewiesen, die staatserhaltenden Elemente durch Wohlwollen zu verstärken und noch enger an sich zu ketten.

Die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten unterstand seit 30. Juni 1850 dem „Direktor des Ministeriums d. J." Freiherrn v. Dalwigk, der zwar erst 25. September 1852 Titel und Rang des Ministerpräsidenten erhielt, aber schon bald nach seiner Berufung ins Ministerium der eigentlich leitende Staatsmann war. Dalwigk hatte seit 15. November 1845 die Stelle eines Kreisrathes in Mainz, damals die wichigste Verwaltungsstelle des Landes, bekleidet. Er hatte in dieser Stellung hinreichende Erfahrung gemacht mit den Bestrebungen des Radicalismus, und war auch, wenigstens

1) Katholik 1853 II, 336.
2) Katholik 1855 II, 288.
3) Raich, Briefe S. 415.

mittelbarer Zeuge gewesen von dem gewaltigen Eindruck, welchen Kettelers erstes Auftreten beim Katholikentag und auf der Domkanzel in der ganzen Stadt hervorbrachte. Er war nicht nur ein fähiger Staatsmann und von entschieden großdeutscher Richtung, er war auch ein nobler Charakter und weitschauender Geist, religiös ohne confessionelle Gereiztheit, und daher obgleich Protestant, den Bestrebungen der Katholiken für die Freiheit ihrer Kirche wenigstens nicht schroff entgegen.

Als Pfarrer Autsch von Finthen 18. Januar 1854 wegen Verweigerung der nachgesuchten staatlichen Anerkennung für die Finthener Schulschwestern beim Ministerium Beschwerde erhob, ließ er die Bemerkung einfließen:

„Ich bin weit davon entfernt, der höchsten Staatsbehörde eine Verlegenheit bereiten oder unter dem Vorwand der Nützlichkeit oder Zweckmäßigkeit der Anstalt der Schul- und Kranken-Schwestern den Landesherrlichen Hoheitsrechten einen Abbruch thun oder den Versuch hiezu unterstützen zu wollen. Es leitete mich bei der unterthänigsten Bitte um die höchste Genehmigung dieser Anstalt keine andere Gesinnung, als jene, welche mich vor dem Jahre 1848 leitete, welcher ich es zu danken habe, daß ich meinem Allerhöchsten Landesherrn meine Pfarrgemeinde in einer Unterthanentreue erhielt, wie sich einer gleichen keine Gemeinde im ganzen Lande rühmen kann. Wenigstens weiß ich von keiner Gemeinde, welche sich ohne eine einzige Ausnahme so durch und durch conservativ und gehorsam gehalten — welche eine ansehnliche Bürgerwehr einzig der legitimen Staatsbehörde zur Verfügung gestellt und offene Demonstrationen gegen die rothe Demokratie und deren Uebermuth gemacht hat, wie es die Dorfgemeinde Finthen gethan hat. Ich habe die Allerhöchste Gnade, daß Se. Königl. Hoheit, unser Allergnädigster Großherzog meine Brust mit dem Ritterkreuz des Großherzoglich Hessischen Ludwigsorden geziert hat, stets als eine Anerkennung dieser meiner Unterthanentreue und der aufrichtigsten Ergebenheit an meinen Landesfürsten, wie an meine Kirche angesehen, und ich halte mich zu dieser Annahme um so mehr berechtigt und zu einer noch innigeren Ergebenheit an meinen Fürsten hingezogen, da diese Allerhöchste Gnade mir zu Theil ward, nachdem ich am 13. Mai 1849 bei der Inspection unserer Landwehr durch unsern damaligen Herrn Regierungspräsidenten Freiherrn v. Dalwigk, nunmehr Excellenz den Herrn Ministerpräsidenten des Innern, in einer feierlichen Anrede über unsere katholischen Gesinnungen der Treue und über die Wünsche für die Rechte und Freiheit unserer Kirche ausgesprochen hatte, und Se. Excellenz erklärten, daß Se. Königl. Hoheit keinen andern Wunsch haben als seinen katholischen Unterthanen gerecht zu sein — und daß Hochderselbe persönlich Sr. Königl. Hoheit unsern gnädigsten Großherzog von den Wünschen in Kenntniß setzen wollten. . . . .“

Es fehlte Ketteler nicht an Gelegenheit, sowohl mit dem Großherzog wie mit Dalwigk persönlich in Berührung zu kommen. Als er 23. Juli 1850 dem Großherzog den Eid der Treue leistete, wurde er von Dalwigk bei dem Landesfürsten eingeführt; schon bald darauf sah er sich veranlaßt, in einem Anliegen eigener Art sich an Dalwigk zu wenden. Er schrieb an diesen 27. Oktober 1850:

„Se. Königl. Hoheit der Großherzog haben bei meiner letzten Anwesenheit in Darmstadt die Gnade gehabt mir mitzutheilen, daß in dortiger Kunstsammlung sich mehrere Gegenstände aus aufgehobenen Klöstern befänden, insbesondere ein Bischofsstab, ein Brustkreuz und, wie ich meine, ein Kelch, deren Aufbewahrung in einer Kunstsammlung, da sie doch für den Gottesdienst bestimmt und bei demselben früher verwendet seien, höchst unpassend erscheine.

Allerhöchstdieselben sprachen zugleich huldvoll die Absicht aus, diese Gegenstände dem hiesigen Dom zu schenken, um sie so ihrer wahren Bestimmung zurückzugeben, und ermächtigten mich, Ew. Hochwohlgeboren zur geneigten weitern Veranlassung hiervon Kenntniß zu geben.

In Erledigung dieses höchsten Auftrages ersuche Ew. Hochwohlgeboren ich ganz ergebenst, die Uebergabe der bezeichneten Kirchengeräthe gütigst verfügen zu wollen.

Genehmigen Hochdieselben zugleich den Ausdruck ausgezeichneter Hochachtung, in der ich beharre Ew. Hochwohlgeboren ganz ergebenster. . . ."

Seitdem war Ketteler wiederholt in Darmstadt gewesen. Am 18. Januar 1851 hatte er daselbst den Eid auf die Verfassung abgelegt [1]). Am folgenden Tage, dem Feste des Namens Jesu, predigte er zum ersten Male der katholischen Gemeinde der Hauptstadt. Im folgenden Herbste nahm er daselbst seinen Sitz in der I. Kammer ein. „Mein Vorhaben, Sie zu besuchen," schrieb er 19. Dezember 1851, an eine Bekannte im Elsaß,

---

1) Dies geschah jedenfalls mit demselben Vorbehalten, wie sie Ketteler bei Ablegung des Treu-Eides 23. Juli 1850 ausdrücklich betont hatte.

In einem Collektaneenheft des Bischofs steht zwischen Nummern, die vom Ende Dezember 1850 und Anfang Januar 1851 datirt sind, eine kurze Skizze über „Freiheit". Am Rande steht von Kettelers Hand, aber mit etwas anderer Schrift: „Vielleicht für die Kammer zu gebrauchen":

„Die Aufgabe des Bischofs, der Priester (ist) immer schwer; jetzt vielleicht schwerer wie seit lange. Um so schmerzlicher ist der Druck einer Verfassung, die es unmöglich macht, die Kraft der Kirche zu entfalten. Unsere Staatsgesetze stehen im vollen Widerspruch mit der Verfassung der Kirche, wir haben keine katholische Kirchenverfassung. Erlauben Sie mir, dies zu beweisen:

Nach dem katholischen Kirchenrecht stellt die Kirche die Priester an; nach unserer Verfassung der Staat, das Princip dieser Verfassung (ist) wesentlich lutherisch und antikatholisch.

Nach dem katholischen Kirchenrecht soll bei Erledigung Concurs eröffnet werden; nach unserer Verfassung wird die Stelle meistbietend ausgeboten. Was würde aus dem Staate werden, der so bei Staatsdienern handeln wollte?

Seminar — Kirchenvermögen 2c.

Dieser Zustand kann nicht fortbestehen. Wir werden uns darüber vielleicht nicht einigen, wie weit in abstracto die Aufgabe des Staates geht. Gewiß aber ist es, daß nach der Verfassung der katholischen Kirche dies nicht Aufgabe des Staates sondern der Kirche ist; gewiß ist ferner, daß die katholische Kirche das Recht hat, hier zu bestehen; gewiß, daß wenn sie als katholische Kirche bestehen soll, sie auch eine katholische Verfassung haben muß. Eine katholische Kirche mit einer protestantischen Kirchenverfassung ist eine Anomalie, und das ist unser Zustand."

„konnte ich leider nicht ausführen, weil ich Monate lang alle Tage bereit sein mußte, zu einer ständischen Verhandlung nach Darmstadt berufen zu werden. Diese Behinderung war mir um so unangenehmer, weil es sich um eine rein weltliche Angelegenheit handelte, bei der ich aber nun einmal nicht fehlen durfte."

Gleichwohl war Ketteler bei den ersten Anliegen, welche er der Regierung vorzubringen hatte, nicht von Erfolg begünstigt. Einer der größten Uebelstände, der ihm sofort bei seinen Rundreisen durch die Diöcese auffiel, war die unkirchliche Bildung und Ergänzung der Kirchenvorstände. An der Wahl oder Bestätigung derselben hatte die kirchliche Behörde nicht den geringsten Antheil, und ein großer Theil der Kirchenvorstands-Mitglieder bestand aus ganz irreligiösen Menschen. Und diesen Korporationen wurde von der weltlichen Behörde eine Mitaufsicht über die Kirchendisciplin übertragen. Schon in den ersten Monaten seiner Amtsthätigkeit erkannte Ketteler es als seine Bischöfliche Pflicht, gegen dieses Mißverhältniß Einsprache zu erheben und die Rechte der Kirche bezüglich Bildung und Entlassung der Kirchenvorstände zu wahren. Allein eine erste Eingabe des Bischöflichen Ordinariates vom 26. September 1850 blieb ohne Antwort und auch eine zweite vom 28. November 1850 hatte lange kein besseres Schicksal.[1]) Auf der ersten Diöcesan-Conferenz am 27. Oktober 1852 konnte der Bischof nur mittheilen, daß er sich veranlaßt gesehen, mit der Regierung bezüglich dieser Angelegenheit in's Benehmen zu treten, daß aber die Verhandlungen bis jetzt zu keinem Resultate geführt hätten.

Unterdessen hatten die Bischöfe der Oberrheinischen Kirchenprovinz 6. März 1851 ihre Denkschrift über die nothwendige Rückerstattung der kirchlichen Freiheit eingereicht; in Bezug auf die beiden Hessen hatten sie jedoch einen bedeutsamen Zusatz beigefügt:

„Sind auch, was gerne dankend anerkannt wird, die Diöcesen Mainz und Fulda gegen ihre übrigen Schwesterdiöcesen in der Provinz in mehreren Beziehungen günstiger gestellt, so wird doch eine sorgfältige Erwägung der nunmehr von den vereinigten Bischöfen vorzutragenden Punkte leicht die Ueberzeugung gewähren, wie Vieles und Wesentliches auch in diesen Diöcesen noch fehlt, um sie der vollen Wohlthat des Genusses der in jenen Worten (der Bulle Ad dominici gregis Art. VI.) zugesicherten Rechte theilhaftig zu machen."

Wie die Verhältnisse thatsächlich standen, hat Ketteler später in einer öffentlichen Erklärung im „Mainzer Journal" 21. Dezember 1868 dargelegt:

„Ich fand, als ich Bischof wurde, hier einen Zustand einer durch Verordnungen geschaffenen Bevormundung der Kirche, wie er — abgesehen von der oberrheinischen Kirchenprovinz — wohl in keinem andern Lande der Welt in

1) Eingabe an das Ministerium des Innern 16. Juli 1853 S. 20.

solcher Ausdehnung vorhanden war. Man hat oft behauptet, im Großherzogthum Hessen sei die Lage der Kirche günstiger gewesen als in anderen Ländern. Das hat nur insofern eine gewisse Wahrheit, als die Praxis milder war wie die Verordnungen, und das persönliche Wohlwollen der Landesfürsten die Ketten erleichterte. Es ist aber gänzlich unrichtig bezüglich des Inhaltes der landesherrlichen Verordnungen. Eine derselben war ein förmliches Organisations-Edict mit allen Detail-Bestimmungen, wie für eine weltliche Behörde, für den Bischof, Domcapitel, Decane u. s. w.; eine andere übertrug ohne Weiteres die Besetzung sämmtlicher Stellen auf den Landesherrn im vollen Widerspruch sogar mit dem französischen Gesetze; von da an erhielten die katholischen Pfarrer ganz in ähnlicher Art landesherrliche Decrete, wie die protestantischen Geistlichen; bei diesen machte das Oberconsistorium den Vorschlag, bei jenen der Bischof, wobei gänzlich außer Acht gelassen wurde, daß der Landesherr nach protestantischer Kirchenverfassung das kirchliche Oberhaupt der protestantischen, keineswegs aber der katholischen Kirche ist. Eine andere Verordnung bestimmte sogar die Form für die amtliche Correspondenz des Bischofs mit seinen eigenen Geistlichen, wie der Bischof an die Pfarrer und diese an den Bischof zu schreiben, wie die Pfarrer den Bischof in ihren Eingaben anzureden hätten u. s. w. Eine andere wieder enthielt in einem und demselben Edicte die Organisation der Kirchenvorstände evangelischer und katholischer Confession, wodurch eigentlich jedes Recht der Bischöfe auf die Kirchenvorstände vernichtet wird. Eine andere, gleichfalls für Protestanten und Katholiken gemeinschaftliche Verordnung bestimmt die Verwaltung des gesammten Kirchenvermögens und des gesammten Kirchenbauwesens, wodurch die oberste Entscheidung in die Hände des Ministeriums gelegt wird, so daß das Großherzogliche Ministerium in oberster und entscheidender Stelle über das gesammte kirchliche Bauwesen und über das gesammte Kirchenvermögen verfügt, der Bischof aber in Wirklichkeit nur als eine dem Ministerium untergeordnete Mittelbehörde erscheint."

Die Hessischen Regierungen blieben einstweilen ebenso stumm wie die übrigen, und auch das gemeinsame Monitorium der Bischöfe vom 10. Februar 1852 vermochte denselben lange keine Erklärung abzuringen. Erzbischof v. Vicari, welcher in Erfahrung gebracht hatte, daß die beiden hessischen Fürsten persönlich den Forderungen der Bischöfe günstiger gestimmt seien als die übrigen souveränen Staaten, drängte Ketteler, beim Großherzog in Darmstadt Schritte zu thun; er schrieb 24. November 1852:

„Bei diesem Anlasse erlaube ich mir, zur Realisirung unserer Wünsche in der Denkschrift einen Vorschlag zu machen: Da nur Baden und Württemberg hartnäckig auf unsere Forderungen einzugehen weigern, hingegen die zwei hessischen Staaten und Nassau bereitwillig sich äußerten, so glaube ich, wäre es gut, wenn Ew. Bischöfliche Gnaden bei Hochihrem Landesfürsten Hochsich dankbar für die gute Gesinnung äußerten, und denselben bitten würden, er wolle Sie die in seinem Willen gehegte Gesinnung ausüben lassen. Wenn dann durch die drei besser gesinnten Regierungen die Freiheit faktisch in Gang gebracht ist, so müßten endlich die zwei isolirt stehenden Staaten Baden und Württemberg von selbst nachgeben."

Ketteler aber meinte 26. November 1852:

„Ich weiß nicht, worauf Ew. Erzbischöfliche Gnaden die Ansicht stützen, daß die Verzögerung jeglicher Antwort auf unsere Denkschrift lediglich an Württemberg und Baden liege und daß dagegen die beiden Hessen und Nassau bereiter seien, eine Antwort, und zwar eine genügende Antwort zu geben.

Leider muß ich befürchten, daß diese Auffassung nicht richtig ist.

Vor etwa acht Wocher bin ich in dieser Angelegenheit in Darmstadt gewesen. Unsere Forderungen sind so billig, so gerecht, so nothwendig, daß ich durch eine Audienz bei Sr. Königl. Hoheit dem Großherzog einen günstigen Erfolg zu erzielen hoffte. Se. Königl. Hoheit gewährten mir die Audienz und ich habe bei derselben alles angewendet, um zu beweisen, wie dringend nothwendig und unabweisbar eine baldige und günstige Antwort sei. Dasselbe habe ich damals in allen Kreisen wiederholt, wo ich hinzukommen Gelegenheit fand. Alles das ist umsonst gewesen und ich konnte weder über den Inhalt der in Karlsruhe vereinbarten Punkte, noch über den Zeitpunkt der zu gebenden Antwort etwas erfahren. Nach diesem Vorfall werden Ew. Erzbischöfliche Gnaden ermessen, daß ein abermaliger Versuch wieder ebenso nutzlos bleiben würde."

Erst mit Beginn des Jahres 1853, dem Jahre des „diplomatischen Conflictes" zwischen Hessen-Darmstadt und Preußen, gestalteten die Nachrichten sich günstiger. Der Stadtpfarrer von Darmstadt, Dr. Lüft, hatte schon in einem Briefe vom 6. Januar 1853 beiläufig bemerkt: „Ich habe seit mehreren Wochen (den Ministerialrath) Herrn v. Rieffel nicht gesprochen und weiß daher nicht, was seither in der Kirchenfrage geschehen ist. Der Großherzog war zur Unterschrift geneigt, aber durch die Ankunft des Königs von Bayern war wieder alles vereitelt worden, und Herr v. Dalwigk und Rieffel mußten wieder von vorne anfangen."

Günstigeres konnte Lüft einige Tage später melden. Die Großherzogl. Regierung hatte sogar mit einem fremden Bischofe sich über die schwebende Kirchenangelegenheit benommen, und endliche Antwort stand zu hoffen. Kettelers Antwort vom 14. Januar zeigt, wie lieb ihm die Nachricht war: „Ich danke für die Mittheilungen und Andeutungen in Ihren beiden Schreiben vom 6. und 10. l. M. Gott gebe, daß namentlich die Aussicht des letzten Schreibens in Erfüllung gehe, damit wir endlich wissen, woran wir sind, und entscheidende Entschlüsse fassen können. Ich möchte den auswärtigen Bischof, mit dem man sich benommen haben soll, wohl kennen."

Der Wunsch schien bald sich erfüllen zu sollen, denn bereits am folgenden Tage schrieb der Ministerialrath Crève [1]) vertraulich an den Bischof:

---

1) Crève hatte sich, zugleich mit v. Rieffel, schon im Februar 1850 um die Beilegung der Mainzer Bischofs-Wirren verdient gemacht. Vgl. B. Schroeder, L. Schmids Leben und Denken. Leipzig 1871 S. 76.

„Gnädigster Herr! Zu meiner aufrichtigsten innigsten Freude bin ich heute im Stande, Ew. Bischöflichen Gnaden die vertrauliche Mittheilung machen zu können, daß Se. Königl. Hoheit der Großherzog geruht haben, den in Sachen der oberrheinischen Kirchenprovinz auf den Conferenzen zu Carlsruhe gefaßten Beschlüssen die Genehmigung zu ertheilen, und daß innerhalb 14 Tagen Ew. Bischöfliche Gnaden im Besitze der amtlichen Mittheilungen sich befinden werden.

Auf das Heiligste kann ich Ihnen, gnädigster Herr, betheuern, daß von Seite unseres würdigen Herrn Ministerpräsidenten Freiherrn v. Dalwigk alles aufgeboten wurde, um für die wohlbegründeten Rechte der katholischen Kirche volle Anerkennung zu erzielen, und daß auch die gehässigsten Mißdeutungen, denen sein edles Streben ausgesetzt war, nicht vermochten, ihn von der betretenen Bahn der Gerechtigkeit abzulenken.

Wenn auch die gestellten Anträge nicht alle in ihrem ganzen Umfang zuerkannt wurden, so können doch Ew. Bischöfliche Gnaden mit voller Beruhigung die erzielten Erfolge als eine sehr namhafte Abschlagszahlung hinnehmen und gleichzeitig auch als eine zuverlässige Bürgschaft erachten, daß der Eifer des Herrn v. Dalwigk und des Herrn v. Rieffel, die Sache der katholischen Kirche nach besten Kräften zu fördern, nie erkalten wird."

Trotz all dieses guten Willens standen indeß die Dinge so übermäßig gut doch nicht. Als 5. März 1853 die Antwort der Regierung endlich erfolgte, war sie der Sache nach um nichts besser als die der übrigen oberrheinischen Staaten, nur in eine etwas mildere Form gekleidet. [1]) Die Forderungen der Bischöflichen Denkschrift vom März 1851 waren „im Wesentlichen ganz unberücksichtigt geblieben." Wie die übrigen Bischöfe ließ auch Ketteler die gemeinsame Protestation vom 12. April 1853 überreichen; allein er fand damit üble Aufnahme [2]). Die Collectiveingabe wurde als „unstatthaft" bezeichnet und die Erklärung abgegeben, daß die Regierung „die Gesetze und Verfassung des Staates gegen jeden Eingriff werde zu schützen wissen."

Dies hielt Ketteler nicht ab, die in Mainz vorbereitete zweite Bischöfliche Denkschrift vom Juni 1853 zugleich mit einer ausführlichen besonderen Erklärung vom 16. Juli 1853 dem Ministerium gleichfalls einzureichen. In diesem besonderen Begleitschreiben bereitet er seinen Darlegungen den Weg, indem er bei der Großherzoglichen Regierung den guten Willen voraussetzt, daß der katholischen Kirche die von ihr beanspruchte Freiheit, nach ihren eigenthümlichen Lebensgesetzen zu bestehen und zum Heil ihrer Mitglieder zu wirken, nicht vorenthalten werden solle. Den Grund, weßhalb die

1) Katholik 1853 I, 431.

2) Brück, Oberrheinische Kirchenprovinz 361.

Anträge der bischöflichen Denkschrift im Wesentlichen ganz unberücksichtigt geblieben seien, sieht er daher nicht in übelwollender Gesinnung, sondern in irrthümlicher Auffassung.

Von vornherein glaubt er deßhalb ein dreifaches betonen zu müssen:

1. Es handelt sich bei den Forderungen der Bischöfe nicht „um Geltendmachung blos theoretischer Grundsätze", um „abstrakte Theorien", sondern um die wichtigsten praktischen Dinge, nämlich um die Bewahrung der Lehre und der Grundverfassung der Kirche gegenüber einem kirchenrechtlichen Systeme, welches von protestantischen Gelehrten für das protestantische Kirchenregiment aufgestellt, nicht einmal auf protestantischem Gebiete allgemeine Anerkennung zu finden vermocht hat.

2. Die Anträge der Bischöfe sind nicht Gesuche um Gnadenbewilligungen, für deren Maß Nützlichkeitsgründe die entscheidende Norm bilden, sondern es sind Reclamationen behufs Restituirung eines vielfach gekränkten Rechtszustandes und sind eben deßhalb nach Rechtsprinzipien zu erledigen.

3) Der Bischof ist weit entfernt, der Staatsgewalt eine Vernachlässigung ihrer auf göttlicher Anordnung beruhenden Aufgabe zuzumuthen, wonach es ihr zukommt, einen jeden in dem ihm eigenthümlichen Rechte zu schützen und das Beste aller zu fördern. „Nur das wird geziemend erbeten, daß der katholischen Kirche das ihr eigenthümliche Recht gewahrt bleibe, und die Bedingungen ihrer eigenthümlichen Wohlfahrt nicht verletzt werden, mit anderen Worten: daß die Kirche alle ihre Angelegenheiten selbständig ordnen und verwalten dürfe und nur den allgemeinen Gesetzen unterworfen werde."

Den letzten Gedanken führte Ketteler weiter aus:

„Die Kirche will niemals einen Staat im Staate bilden und kann es ihrem Dogma und ihrer Natur nach nicht wollen. Aber sie hält sich auch berechtigt zu verlangen, daß nicht der Staat eine Kirche in der Kirche bilde, in dem Glauben, unveräußerliche Majestätsrechte zu üben, das auf unmittelbar göttlicher Institution beruhende Regierungsrecht der kirchlichen Hierarchie an sich ziehe, und so principiell und mehr oder minder auch factisch der Kirche innerstes Sein und Wesen angreife und vernichte. . . . . Sie hat in dem Papst und den Bischöfen ihre Regenten und kann sich niemals die Landesherren an deren Stelle setzen lassen, weder solche, die zu ihrem Verbande gehören, noch solche, welche außerhalb desselben stehen, wie wohlwollend dieselben immerhin trotz ihrer abweichenden religiösen Ueberzeugung gegen ihre katholischen Unterthanen gesinnt sein mögen."

Für die einzelnen Forderungen und Auseinandersetzungen stellte sich Ketteler auf den Standpunkt des gegebenen positiven Rechtes. Die vorbehaltlose Anerkennung desselben schuf für eine Verständigung der Staatsgewalt mit der Kirchenbehörde einen gemeinsamen Boden, und man durfte diese Anerkennung um so mehr erwarten, als eine der Hauptgrundlagen dieses

Rechtes, der Reichs-Deputations-Hauptschluß von 1803, zugleich auch eine wesentliche Grundlage des Territorial- und Vermögensstandes des Großherzogthums selbst bildete. Nachdem der Bischof seine Forderungen im einzelnen dargelegt und begründet hatte, faßte er kurz und kräftig nochmals die Rechtsgrundlagen zusammen, auf welchen dieselben sich aufbauten, und kam endlich zum Schluß:

„Ob die nächste Entschließung einer Großh. Staatsregierung in diesem Sinne ausfallen werde, — der gehorsamst Unterzeichnete weiß es nicht. Aber er weiß, daß seine Diöcesanen, ja Millionen katholischer Christen seinem täglichen Gebete . . . inbrünstig sich anschließen, und daß der Himmel die Erhörung nicht versagen werde; aber er hat einen erlauchten Regenten, dessen hohem Gerechtigkeitssinn und erleuchtetem Blicke das Rechte und Wahre auf die Länge nicht verborgen bleiben kann; aber er vertraut auf einen Clerus, der, wie er vor kurzem unter drohender Gefahr den schuldigen Gehorsam gegen seinen Fürsten und seinen Eifer für die Erhaltung der Grundgesetze alles staatlichen Seins auf das schönste bewährt hat, so nicht minder selbst bei den schwersten Heimsuchungen stets mit unerschütterlicher Treue auch an seiner Kirche und an seinem Bischof festhalten wird, und er weiß, daß, wenn dieser ihm Entbehrungen und Opfer um der Vertretung einer heiligen Sache willen ansinnt, er nicht der letzte sein wird, solche zu tragen und zu bringen; aber er wird durch das aufmunternde Vorbild so vieler heiliger Bischöfe ermuthigt, deren apostolischer Sinn durch nichts gebrochen werden konnte, und deren erleuchtendes Beispiel ihm unter allen Umständen zur Erhebung und Stärkung dienen wird. Aber er und die Sache, die er vertritt, stehen unter dem Schutze dessen: „dem gegeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden und der bei seinen Jüngern sein wird bis ans Ende der Welt". Er kann also mit vollkommener Ruhe und unbegrenzter Zuversicht der Zukunft entgegenblicken."

Wie es kam, daß eine so wohlgesinnte Regierung wie die damalige von Hessen-Darmstadt auch jetzt sich nicht herbeilassen wollte, den Forderungen des Bischofs nachzugeben, erklärt sich gerade aus der verhältnißmäßig günstigeren Lage der kathol. Kirche im Großherzogthum im Vergleich zu den kirchlichen Zuständen der andern oberrheinischen Staaten. „Die Praxis hatte die große Differenz zwischen Kirchen- und Staatsgewalt bezüglich der Grundsätze nicht so scharf hervortreten lassen, und wenn auch die Verordnung vom 30. Jan. 1830 nach der Auffassung des Ministeriums zu Recht bestand, so wurden doch einige für die Kirche besonders verderbliche Artikel stillschweigend eliminirt. Die Hessische Regierung war daher der Meinung, der Bischof von Mainz könne sich mit den factischen Verhältnissen beruhigen; einer Abänderung der unkirchlichen Artikel und eines Aufgebens der falschen Grundsätze, in welchen sie wurzelten, bedürfe es nicht [1])."

Die Bischöfe waren jedoch entschlossen, im Falle die Regierungen die nothwendigsten Rechte der Kirche noch länger vorenthalten würden, von

1) Brück, Oberrheinische Kirchenprovinz S. 361.

diesen Rechten, unbekümmert um die Vorschriften der Staatsgewalt, Gebrauch zu machen. Erzbischof v. Vicari war mit dem Beispiel vorangegangen; seit 7. Nov. 1853 fand er sich im offenen Kampf. „Die ganze Kirche," schrieb Ketteler an diesen 9. Nov.[1]), „wird Ew. Erzbischöfl. Gnaden und das Domkapitel segnen . . . So geschieht es also, daß der Mann, welcher im Lande an Treue gegen seinen Landesherrn niemand über sich stehen hat, verfolgt wird, weil er auch Gott treu sein will."

Auch der Bischof von Limburg und Ketteler selbst hatten begonnen, von ihren staatlicherseits beschlagnahmten Rechten muthig Gebrauch zu machen. Ketteler hatte — wozu ihm die Regierung ein Recht nicht zuerkannte — für einige vacante Pfarreien das Concurs-Examen ausgeschrieben. Am 15. Nov. 1853 meldete er an Vicari[2]):

„Ich bin im factischen Vorangehen begriffen. . . . Nach den Grundsätzen der Badischen Regierung hätte die weltliche Gewalt Grund genug, ein gleiches Verfahren gegen mich, wie das gegen Ew. Excellenz angeordnete einzuleiten."

Aber dazu war Herr v. Dalwigk zu billigdenkend und zu klug. Unter dem 19. Nov. wandte er sich an den Bischof mit dem Ersuchen[3]), von einem factischen Vorangehen vorläufig noch Umgang zu nehmen. Die Regierung wolle nur das Resultat der zwischen der Württembergischen Staatsbehörde und dem Bischof von Rottenburg eingeleiteten Unterhandlungen abwarten, um die Frage einer friedlichen Lösung der kirchlichen Streitigkeiten weiter in Erwägung zu ziehen.

Der Ton dieser Zuschrift, auch wenn andere confidentielle Winke nicht erfolgt sein sollten, lautete beruhigend. „Die großherzogl. Hessische Regierung," schrieb daher Ende November der „Katholik"[4]), „verhält sich durchaus ruhig und wir haben das Vertrauen in ihre bewährte Umsicht und ihre Billigkeit, daß es ihr gelingen werde, ohne die geringste Trübung die Verhältnisse zwischen Staat und Kirche zu beiderseitigem Frommen aufrichtig und dauernd geordnet zu sehen."

Eine Verständigung zwischen der Württembergischen Regierung und ihrem Landesbischof wurde wirklich 19. Dez. 1853 erzielt. Fhr. v. Hummel reiste im Auftrag des Königs nach Rom, um die Abmachungen dem hl. Vater vorzulegen und dessen Gutheißung zu erlangen. Am 2. Jan. 1854 kündigte der Württembergische Staatsanzeiger an, daß die Differenzen zwischen Regierung und Bischof beigelegt seien und man der Genehmigung

1) Maas, Geschichte der kathol. Kirche in Baden 246 Anm. 3.
2) Maas l. c.
3) Brück, Oberrheinische Kirchenprovinz 362.
4) 1853 II, 432.

der abgeschlossenen Convention von Seite des hl. Stuhles in Bälde entgegensehe.

Nicht so rasch schien eine Verständigung für das Großherzogthum Hessen-Darmstadt zu erhoffen. Bei allem guten Willen war Dalwigk doch eben Protestant und Verwaltungsbeamter der alten absolutistischen Schule, für den die Stellung einer selbständigen, ihre eigenen Angelegenheiten frei verwaltenden Kirche schwer zu erfassen sein mochte. Ueberdies war er zu sehr Diplomat, um nicht die Macht der Vorurtheile und des einmal eingewurzelten Mißtrauens gegenüber der Kirche bei seinen Entschließungen mit in Anschlag zu bringen [1]). Auch sein auf Versöhnung abzielendes Schreiben v. 19. Nov. 1853 enthielt daher vieles, was den kathol. Bischof nöthigte, Verwahrung einzulegen. Es war keine für ihn ermuthigende Erklärung, mit welcher dieser sein Antwortsschreiben eröffnen mußte [2]):

„Ich habe daraus die traurige Gewißheit geschöpft, daß die Rechtsgründe und Darstellungen in meinen Eingaben und Denkschriften ohne alle Berücksichtigung geblieben und wir noch um keine Linie einer friedlichen Ausgleichung näher gekommen sind. Der Hauptzweck meiner letzten Eingabe und der ihr beigefügten Denkschrift war, einen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus eine Ausgleichung zwischen Kirche und Staat zum wahren Wohle des Vaterlandes leicht möglich sei. Diesen Standpunkt bietet uns die Geschichte und das geschichtliche Recht. Er ergiebt sich aus den einfachen Sätzen: die katholische Kirche hat das Recht, in Deutschland zu bestehen. Sie hat das Recht als katholische Kirche zu bestehen, d. h. mit den Lehren und Einrichtungen, wodurch sie sich als katholische Kirche von den andern Confessionen unterscheidet. Sie hat daher das Recht zu verlangen, daß die Staatsgewalt keine Verordnungen erlasse, die dieses Recht vernichten. Die Anerkennung dieser evidenten Wahrheiten kann allein den Frieden bringen.“

Der Bischof vermißte daher schmerzlich in dem Schreiben des Ministers „nur die leiseste Andeutung, daß die katholische Kirche auch der Staatsgewalt gegenüber Rechte besitze, und daß ihr diese Rechte endlich auch gewährt werden sollten.“ Uebergehend auf die Pflichten, welche der protestantische Landesherr bei der Antretung der katholischen Landestheile übernommen habe, fuhr er fort:

„Ich bestreite nicht das Bestreben der großherzoglichen Staatsregierung, diese Pflicht zu erfüllen, wohl aber die Angemessenheit der angewandten Mittel zur Erreichung dieses Zieles. Einer Staatsregierung, die seit 300 Jahren ausschließlich ein protestantisches Land beherrscht hatte, mußte es bei dem besten Bestreben ohnehin schwer fallen, sofort das richtige Verhältniß zur katholischen Kirche zu finden. Zudem aber erkennen alle conservativen Männer der Gegenwart an, daß der bureaukratische Absolutismus jener Zeit, trotz der besten Ab-

---

1) Vgl. Erinnerungsblätter an Freiherrn Reinhard v. Dalwigk zu Lichtenfels. Mainz 1881 S. 116.

2) Vgl. die theilweise Veröffentlichung dieses Schreibens bei Brück, Oberrheinische Kirchenprovinz S. 364 f.

sicht nicht im Stande war, geschichtliche Rechte zu würdigen. Es ist daher nicht zu wundern, daß auch die Rechte der Kirche damals schwer verletzt wurden.
Wenn aber Ew. Excellenz in dem weitern Verlaufe des sehr geehrten Schreibens die Behauptung aufstellen, daß der Zustand der katholischen Kirche im Großherzogthum, wie er durch die bestrittenen landesherrlichen Verordnungen herbeigeführt sei, erstens mit Zustimmung des Oberhauptes der Kirche, zweitens nach Verständigung und Vereinbarung mit dem Bischofe und drittens ohne allen Widerspruch bestehe und bestanden habe, bis endlich ich diesen Widerspruch ohne irgend eine Schuld der Staatsregierung erhoben habe, so steht das alles so sehr im Widerspruch mit der rechtlichen und thatsächlichen Ausführung in meiner letzten Denkschrift, daß ich einen so schweren Vorwurf wahrlich nicht erwartet hätte. Ich glaube dagegen in aller Wahrheit, soweit ich noch Wahrheit zu erfassen im Stande bin, behaupten zu können, daß die ganze Schuld dieses Kirchenconflictes der Staatsregierung zufällt, und daß nicht ich, der Diener der Kirche, ihn erhoben habe, sondern der Papst, das Oberhaupt der Kirche, und nicht jetzt, sondern sofort nach dem Erscheinen der Verordnung vom 30. Januar 1830."

Der Minister hatte sich auf Abmachungen der Regierung mit Bischof Burg berufen. Ketteler erwiderte, daß sich in den Acten nichts hierüber finde, fuhr jedoch fort:

„Sollten aber dennoch ähnliche Verhandlungen stattgefunden haben, so können es nur geheime, im Angesicht der Verwerfung des Apostolischen Stuhles und im offenen Widerspruche mit den Rechten und Grundsätzen der Kirche gepflogene Verhandlungen gewesen sein. Dieses Verfahren wäre aber von seiten der Priester, die sich daran betheiligt hätten, ein offener Verrath an der Kirche gewesen, und ich kann nicht glauben, daß die hohe Staatsregierung mit Männern geheime Verhandlungen gepflogen habe, die eines solchen Verfahrens fähig waren."

Gegenüber einem so entschieden conservativen Manne wie Dalwigk, war eine andere Verwahrung nicht ohne Bedeutung, welche der Bischof seinen Ausführungen beizufügen sich veranlaßt sah. Er legte Nachdruck darauf, daß es sich nicht um einen Vorstoß der Bischöfe „gegen alte, längst bestehende Einrichtungen" handle; vielmehr gelte die Einsprache der Bischöfe „neuen, ohne ständische Mitwirkung und im Widerspruch mit den abgeschlossenen Verträgen, von den Regierungen einseitig erlassenen Verordnungen."

Der Bischof schloß mit einem Rückblick auf die historische Entwicklung, welche die kirchlichen Verhältnisse in der oberrheinischen Kirchenprovinz genommen hatten:

„Als die Bullen erlassen waren, als das Bisthum Mainz im Jahre 1830 besetzt wurde, da glaubte die Kirche dieser Gegenden sich am Ende der Leiden. Aber jetzt sollten erst ihre Leiden beginnen, und es wurden ihr Fesseln angelegt, wie sie sie noch in keinem Land der Welt getragen hat.

Auch diese Fesseln hat die Kirche jetzt zwanzig Jahre in Geduld getragen. Sie hat gebeten um Befreiung, sie hat vertraut auf die Gerechtigkeit ihrer Regierungen und Landesherrn, sie hat in dieser Hoffnung Gehorsam geleistet. Ich

schweige davon, was inzwischen in den Schulen geschehen ist, welche Wunden dort der Kirche geschlagen wurden. Möge ich nie gezwungen werden, es auszusprechen, was hier dem katholischen Volke geschehen ist.

So kam das Jahr 1848. Eine gefesselte Kirche hat keinen Einfluß mehr auf die Menschen. Das ist das Geheimniß dieses Jahres. Wie hätte das Rongethum, wie hätte der scheußlichste Materialismus je Platz greifen können, wie wäre es möglich gewesen, unser Volk je für Mord, Raub, den frevelhaftesten Ungehorsam, den furchtbaren Hohn auf alle Fürstengewalt zu begeistern, wenn die Kirche nicht verhindert gewesen wäre, ihre erlösende Kraft zu gebrauchen.

Damals traten sämmtliche Bischöfe Deutschlands zusammen und forderten Freiheit für die Kirche. Die größten Staaten Deutschlands haben diese Bitte gewährt.

In keinem Lande Deutschlands und der Welt war aber die Knechtung so weit getrieben, wie in der oberrheinischen Kirchenprovinz. Auch wir Bischöfe dieser armen Provinz haben im Jahre 1851 um Gerechtigkeit gebeten, wir haben unsere Bitte im Jahre 1852 wiederholt, wir haben im Juni 1853 in einer unwiderlegten und, ich darf es kühn behaupten, unwiderlegbaren Denkschrift noch einmal unser Recht bewiesen.

Das alles ist bisher ohne allen Erfolg geblieben. Noch mit keinem Worte hat die hohe Staatsbehörde eine Macht der Kirche ihr gegenüber anerkannt. Alle Verfügungen tragen noch dasselbe Gepräge. Jede freie Regung, jedes Bestreben der Kirche, dem allgemeinen Verderben entgegen zu treten, wird mit Mißtrauen angesehen.

Dieses Scheinleben der Kirche, aus dem es geschehen, daß das Rongethum und die Abscheulichkeit des Jahres 1848 hier Wurzel fassen konnten, kann sie nicht länger fortführen. Sie würde dann einem zweiten Jahre 1848 ebenso kraftlos entgegensehen und, was noch weit schlimmer wäre als der Untergang aller Staaten, inzwischen die Seelen verderben sehen. Sie würde dadurch zur Mitschuldigen an diesen Zuständen. Wenn die katholische Kirche nicht als katholische Kirche bestehen und wirken soll, wenn sie der unermeßlichen sittlichen und geistigen Corruption gegenüber in einem Volke, wo leicht zu helfen wäre, ihre höhere göttliche Kraft nicht frei gebrauchen soll, dann muß es wenigstens offenbar werden, damit man dieses Schein-Ding nicht länger für die katholische Kirche halte.

Ew. Excellenz wollen schließlich erwägen, daß wir Bischöfe unsere Maßregeln und Beschlüsse gemeinschaftlich gefaßt haben, und ich daher in dem Augenblicke, wo der greise Erzbischof in einer noch nicht dagewesenen Weise behandelt wird, um so weniger den Vollzug jener Beschlüsse aufschieben kann. Dagegen gereicht es mir zur besondern Freude, Ew. Excellenz darauf aufmerksam machen zu können, daß der Vollzug der zur Wiederbesetzung einiger Pfarrstellen angeordneten Maßregeln jedenfalls noch mehrere Monate in Anspruch nimmt, worauf erst die Besetzung selbst erfolgen kann, so daß die Staatsregierung immerhin noch Zeit hat, unsern sehnlichsten Erwartungen zu entsprechen."

Dalwigk antwortete im Laufe Februars 1854, daß er bezüglich einer befriedigenderen Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse in Unterhandlungen einzutreten geneigt sei. Jedoch sollte zu diesen Verhandlungen die württembergische Convention zur Grundlage dienen, welche augenblicklich noch dem

Papste zur Entscheidung unterbreitet war. Der Minister wünschte deßhalb auch, die Eröffnung der Verhandlungen so lange hinausgeschoben zu sehen, bis diese Entscheidung wirklich erfolgt sei.

Dalwigk zog es vor, nicht mit Rom direkt, sondern unmittelbar mit dem Landesbischof zu verhandeln, sei es weil er sich mit Ketteler persönlich gut verstand, sei es weil er es vermeiden wollte, in dem Lande Vorurtheile zu reizen. Doch anerkannte er ausdrücklich, daß das Resultat der beiderseitigen Verhandlungen zur Genehmigung dem hl. Stuhle zu unterbreiten seien [1]). Der Pro-Nuntius in Wien, Cardinal Viale Prelà konnte 25. März 1854 Cardinal v. Geissel mittheilen [2]), „die Regierung von Hessen-Darmstadt hat mich von ihrem Wunsche in Kenntniß setzen lassen, sich mit Msgr. Ketteler zu verständigen, um dann später das Ergebniß der Verhandlung dem hl. Stuhle vorzulegen."

„Dalwigk ging davon aus," schreibt dessen Biograph 1881 [3]), „daß es durch Verhandlungen mit dem Bischof von Mainz leichter gelingen werde, die Schwierigkeiten zu überwinden und eine befriedigende Verständigung zu erzielen, als durch direkte Verhandlungen mit dem Papste, und zwar um deßwillen, weil der erstere die Verhältnisse des Landes genau kenne und die mancherlei zu beobachtenden Rücksichten zu würdigen wissen werde, während der letztere gerade wegen seiner universellen Stellung zu größerer Vorsicht genöthigt und daher weniger im Stande sein werde, auf specielle Verhältnisse Rücksicht zu nehmen."

Die Entscheidung Roms über die württembergische Convention zog sich indessen noch länger hinaus. Fhr. v. Hummel war 21. Febr. nach Stuttgart zurückgekehrt, ohne den Zweck seiner Sendung erreicht zu haben.

„Der apostolische Stuhl zog die Sache in reifliche Erwägung und verwarf nach sorgfältiger Prüfung die ihm zur Sanction vorgelegten Propositionen [4])."

Allein längere Zeit verlautete nichts von dieser Entscheidung. Ketteler hatte die angebotenen Verhandlungen nicht abweisen dürfen; Dalwigk aber fuhr fort, sich in Schweigen zu hüllen. Unterdessen nahm der offene Conflict in Baden und Nassau seinen Fortgang; die Bischöfe und der ihnen getreue Clerus hatten die bitterste Behandlung zu dulden, nur in Mainz blieb alles still. In der Oeffentlichkeit erregte dies Verwunderung und Befremdung um so mehr, da die Ursache des ruhigen Abwartens von Seite des Bischofs nach außen nicht bekannt werden durfte. Ein solches

1) Brück, Oberrheinische Kirchenprovinz S. 367.

2) Pfülf, Cardinal v. Geissel II, 244.

3) Erinnerungsblätter an Freiherrn Reinhard v. Dalwigk zu Lichtenfels von einem alten Diplomaten. Mainz 1881 S. 116 f.

4) Brück, Oberrheinische Kirchenprovinz 363.

Bekanntwerden würde, wie die Verhältnisse lagen, das Zustandekommen einer friedlichen Vereinbarung gefährdet haben. Daher wandte sich der Bischof 10. März 1854 abermals an den Minister:

„Ew. Excellenz werden nicht gezweifelt haben, daß ich dem von Hochdenselben mir gemachten Vorschlage meinerseits beitreten werde. Denn so sehr ich mich auch als Bischof verpflichtet fühlen muß, die von dem modernen Staatskirchenrechte vielfach mißkannten kirchlichen Rechte zu wahren, so fühle ich mich nicht minder im Gewissen verbunden, jeden sich darbietenden Ausweg zu betreten, auf welchem das den Bischöfen der oberrheinischen Kirchenprovinz beziehungsweise mir vorgesteckte Ziel in friedlicher Weise erreicht werden kann. Ich verkenne es nicht, mit welchem Wohlwollen Ew. Excellenz bisher bemüht waren, dem definitiven Ausbruch des Conflictes zwischen der Staats- und Kirchengewalt in unserem Großherzogthum vorzubeugen und ich glaube daher auch meinerseits dieser Gesinnung Ew. Excellenz durch mein Verhalten, so lang nur immer die wesentliche Pflicht meines Amtes mir nicht anderes gebietet, entsprechen zu sollen.

Ich halte es dabei für nothwendig, Ew. Excellenz nicht zu verhehlen, daß gerade nur jenes Pflichtgebot meines Gewissens, wonach ich den Weg des Friedens, so lange es angeht, betreten muß, es ist, was mich nach unter den jetzigen Umständen bereits so langem Zuwarten vermögen kann, mit der Ausführung der Bischöflichen Beschlüsse noch länger auszusetzen. Indem ich letzteres thue, compromittire ich fast meine persönliche Ehre in den Augen meiner Mitbrüder im Episkopate und in denen der ganzen katholischen Welt. Mein ehrwürdiger Erzbischof lebt nun schon seit fünf Monaten unter dem Drucke einer wahren Kirchenverfolgung; mein hochwürdiger College, der Bischof von Limburg, erträgt bereits wegen Geltendmachung der oben erwähnten Beschlüsse eine Behandlung, die nicht verletzender, herabwürdigender und rücksichtsloser sein könnte, und die Geistlichkeit dieser beiden Diöcesen theilt mit rührender Treue, wo immer es sie trifft, das Loos ihrer Oberhirten.

Bei solchen Ereignissen sind die Augen des katholischen Publikums weit umher auf mich, der ich ja doch auch die Rechte, um welche jene kämpfen, noch keineswegs alle besitze, und auf die Diöcese Mainz gerichtet. Ich weiß es, daß in dieser Hinsicht wenig schmeichelhafte Aeußerungen schon einestheils über mich, als ob ich den Kampf für die Sache der Kirche in den Momenten der Entscheidung andern überlasse, anderntheils über meine hochwürdigsten Amtsbrüder, als ob diese weniger, als ich, friedfertig wären, gemacht worden sind. Das so oder ähnlich sich äußernde Publikum weiß natürlich von der wirklichen Sachlage und von den wahren Ursachen, warum bis jetzt der Friede hierorts erhalten werden konnte, Nichts. Mögen aber Ew. Excellenz daraus ermessen, wie peinlich für mich ein solcher Zwischenzustand ist und wie sehr ich danach verlangen muß, denselben baldmöglichst auf die eine oder die andere Art geendigt zu sehen.

Ich sehe also der Anzeige Ew. Excellenz entgegen, um sogleich den Commissär zu den Verhandlungen zu bezeichnen, und ich werde diesen Verhandlungen durch ein factisches Vorschreiten für die nächste Zeit nicht vorgreifen. Ich setze jedoch hiebei voraus, daß die Einleitung der erwähnten Verhandlungen sich nicht lange hinausschiebe, und halte mich ferner, um einem etwaigen Miß-

verständnisse vorzubeugen, für verbunden zu erklären, daß ich unter der versprochenen Unterlassung thatsächlicher Schritte die Aussetzung des bereits von meinem Ordinariate seit einiger Zeit auf Dienstag den 14. d. M. ausgeschriebenen Pfarr-Concurs-Examens nicht verstehe."

Wieder verflossen zwei Monate, ohne daß von Darmstadt eine bestimmte Mittheilung geworden wäre.

Am 19. Mai erließ der Bischof ein eigenes Hirtenschreiben mit Bezug auf den bevorstehenden Geburtstag des Großherzogs, in welchem er nicht nur zu einer würdigen kirchlichen Feier dieses Tages nachdrücklich aufforderte, sondern überhaupt an die Pflicht erinnerte, für den Landesherrn und die Obrigkeit zu beten, in Anbetracht der „großen Verantwortung", welche mit der königlichen Würde verbunden sei. Er verweilte lange bei dieser Verantwortung und führte den hl. Augustinus[1]) redend ein: „Wahrhaft glücklich sind sie (die Fürsten) nur dann, wenn sie in Gerechtigkeit die Völker beherrschen, die ihnen unterworfen sind, . . . wenn sie ihre Macht dazu benutzen, die Verehrung Gottes zu verbreiten und die Achtung vor dieser unendlichen Majestät zu befördern, wenn sie Gott fürchten, ihn lieben, ihn anbeten . . ."

Zwei Tage später wandte sich der Bischof nochmals mit der dringensten Bitte um Rückäußerung an das Ministerium. Zugleich sandte er bereits einen Präliminar-Entwurf, um der Regierung vorläufig zu bedeuten, unter welchen Modificationen die Württembergische Convention eine Grundlage der Unterhandlungen bilden könnte. In diesem Entwurf war der Bischof der Regierung bis zur äußersten Grenze entgegengekommen, wie 7. Juli 1869 der katholische Abgeordnete Backé ganz richtig in der Hessischen zweiten Kammer sagte[2]), hatte er „um überhaupt das Zustandekommen der Convention zu ermöglichen, auf namhafte Rechte der katholischen Kirche verzichtet."

Unterdessen beschäftigte ihn unaufhörlich die traurige Lage, in welcher der ehrwürdige Metropolit der Kirchenprovinz sich befand. Da von keiner Seite her für den Bedrängten auf wirksame Hilfe zu hoffen schien, so kam Ketteler auf den frühern Gedanken zurück, daß die Bischöfe sich gemeinsam an den deutschen Bundestag wenden sollten, um dort Hilfe und Gerechtigkeit zu finden, oder wenigstens dort im Angesicht des gesamten Deutschland ihren Ruf nach Recht vernehmen zu lassen. Um dem Appell an den Bundestag noch mehr Nachdruck zu geben, sollte zugleich eine eventuelle Anrufung der Garanten des Lüneviller Friedens beim Bundestag in Aussicht gestellt werden. Mit diesen Vorschlägen schickte Ketteler 30. Mai 1854 seinen Generalvicar Lennig zu Bischof Blum nach Limburg. Allein

1) De Civ. Dei V. c. 24.

2) Darmstädter Zeitung 14. Juli 1869 Nr. 193 Beil. S. 803.

Bischof Blum glaubte, aus mehreren Gründen auf diese Vorschläge nicht eingehen zu sollen. „Niemand," so schrieb einer seiner nächsten Vertrauten 1. Juni nach Köln, „kann sich lebhafter für den greisen Metropoliten interessiren als mein hochwürdigster Herr und hochderselbe wird bereitwilligst jeden passenden Schritt in dieser Gesinnung thun und theilen. Allein . . er glaubt, daß ein jeder gemeinsame Schritt in der fraglichen Richtung überhaupt durch die ganz verschiedenartigen Verhältnisse der Suffraganbischöfe fast bis zur Unmöglichkeit erschwert sei, wie er denn auch bis heute eine passende Collectiv-Unternehmung nicht zu ersehen vermochte."

Jetzt erst, nachdem dieser Plan gescheitert war, entschloß sich Ketteler, mit seiner Schrift „Das Recht und der Rechtsschutz der katholischen Kirche in Deutschland" an die Oeffentlichkeit zu treten; sie datirt von demselben 30. Mai, an welchem sein Generalvicar die abschlägige Antwort von Limburg brachte. In dieser Schrift war niedergelegt, was er dem Bundestag hatte sagen wollen; sie bezog sich daher, entsprechend dem unmittelbaren Anlaß, vorzugsweise auf die kirchlichen Verhältnisse der Erzdiöcese Freiburg.

Unterdessen hatten die Vorschläge des Bischofs von Mainz beim Hessischen Ministerium wenigstens den Erfolg gehabt, daß Dalwigk, nachdem eine wichtige Amtsreise neuerdings Verzögerung gebracht, 10. Juni endlich die Eröffnung der Conferenz für die nächste Zeit in Aussicht stellte und als Regierungscommissär den Ministerialrath v. Rieffel bevollmächtigte. Der Bischof ernannte Lennig zu seinem Vertreter [1]). Die Verhandlungen wurden zu Mainz während der Monate Juni und Juli geführt; am 1. August war das Werk vollendet, und 23. August erhielt es die Unterschrift.

Sofort wurden Abschriften der Convention an die Nuntien zu München und Wien wie an die Bischöfe der Kirchenprovinz geschickt. Der Bischof hatte durch Lennig die nothwendigen Erläuterungen beigeben lassen; die Genehmigung dieser „vorläufigen" Uebereinkunft war dem hl. Stuhle ausdrücklich vorbehalten [2]).

Dalwigk war mit dem erreichten Resultate sehr zufrieden. Noch 15 Jahre später, am 7. Juli 1869 in der Hessischen II. Kammer gab er in dieser Hinsicht die Erklärung ab [3]): „Der Zweck der Unterhandlungen sei nur der gewesen, sich mit dem Bischofe über einen modus vivendi zu einigen. Er könne dem Herrn Bischofe das Zeugniß ausstellen, daß er sich bei diesen Unterhandlungen auf das entgegenkommendste benommen habe. Hinsichtlich der Punkte, über welche man sich nicht einigen konnte, habe man es, bei dem Bestehenden belassen. Die dabei aufgestellten Grundsätze seien nur diejenigen gewesen, welche in allen Staaten zur Geltung gekommen seien."

1) Brück, Lennig S. 166.

2) Brück, Oberrheinische Kirchenprovinz 369.

3) Darmstädter Zeitung 14. Juli 1869 Nr. 193 Beil. S. 800.

„Wiewohl Dalwigk wegen des Abschlusses dieser Convention so vielfache und oft gehässige Angriffe erleiden mußte," schreibt sein Biograph [1]), „so hat er sich dadurch in seiner Beurtheilung der Sache nie beirren lassen; er hat sich vielmehr wiederholt dahin geäußert, daß er den Abschluß jener Vereinbarung für einen seiner verdienstlichsten und politisch richtigsten Akte betrachte."

Auch auf der kirchlichen Seite in Mainz glaubte man, mit dem Abschluß der Convention einen dankenswerthen Erfolg errungen zu haben. Manche Uebelstände waren durch dieselbe beseitigt, und bei der wohlwollenden Billigkeit, die man nach den Erfahrungen der Vergangenheit auch für die Zukunft von der Regierung und dem Landesfürsten hoffen durfte, und bei dem großen Vertrauen, das namentlich Dalwigks nobler und rechtlicher Sinn einflößte, ließ sich auf Grund der getroffenen Vereinbarung eine ersprießliche Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse noch immer erhoffen.

Uebrigens betrachtete man mit dieser Convention noch nicht alles als abgethan. Wenigstens in einem wichtigen Punkte, nämlich hinsichlich der Verwaltung des Kirchenvermögens, wurde eine weitere Verständigung der Regierung mit dem Bischof ausdrücklich vorbehalten. Diese Verwaltung war bis dahin nach den Verordnungen gehandhabt worden, welche die Regierung im Anfang der dreißiger Jahre, zu einer Zeit, da die Grundsätze des omnipotenten Staates in Deutschland im höchsten Grade herrschend waren, einseitig erlassen hatte. Das Unrichtige in der bisherigen Stellung der Staatsorgane zum Kirchenvermögen lag zu Tage und wurde in der Convention von der Regierung offen zugestanden. Da die Regierung (Nr. XVI der Convention) ausdrücklich versprach, über die fernere Ordnung dieser Angelegenheit „mit dem Bischof alsbald ins Benehmen zu treten", so mochte dieser einstweilen sich gerne zufrieden geben. Hat er doch in einer Denkschrift über diese Angelegenheit noch im Jahre 1868 das Zeugniß ablegen können, „daß, da die gegenwärtige Regierung von Hessen gegen die Kirche wohlgesinnt ist, die thatsächlichen Nachtheile, welche aus

---

1) Erinnerungsblätter an Freiherrn Reinhard v. Dalwigk S. 117. Vgl. dazu die Bemerkung S. 118: „Die Convention wurde abgeschlossen von einem Minister, der ebenso wie die große Mehrheit der ihm zur Seite stehenden Räthe der evangelischen Kirche angehörte; sie ist durch das Cabinet des Großherzogs gegangen, an dessen Spitze der Bruder des damaligen höchsten evangelischen Geistlichen des Landes stand [und durch die Hände jenes höchsten evangelischen Geistlichen selbst. vgl. Anmerkung S. 118]; sie hat endlich die Sanktion des Landesherrn erhalten, der bei allem Wohlwollen und Gerechtigkeitssinn, wovon er — zu seinem Ruhme sei es gesagt — auch für seine katholischen Unterthanen erfüllt war, doch sicherlich nichts gebilligt haben würde, was der Kirche, an deren Spitze er selbst als Landesbischof stand, oder seiner landesherrlichen Autorität zu nahe getreten wäre".

solchen Verhältnissen für die Kirche bei einer andern Regierung erwachsen könnten, in der Diöcese Mainz weniger fühlbar sind."

Ueberdies schien es ein Gewinn für die ganze Kirchenprovinz, daß wenigstens in einem der Staaten ein Stillstand in dem Kampfe zwischen Kirche und Staatsgewalt war erzielt worden, eine moralische Nöthigung für die andern, gleichfalls Schritte zum Frieden zu thun.

Die der bischöflichen Curie nahe stehenden Organe brachten unter diesem Gesichtspunkte die Sache vor das Forum der Oeffentlichkeit. Noch während die Verhandlungen im Gange waren, im August 1854, hatte der „Katholik" [1]) geschrieben:

„In Bezug auf die großherzoglich Hessische Regierung, welche sich stets am gerechtesten und mildesten gezeigt, verlautet bald, es seien die mit dem hochwürdigsten Herrn Bischofe von Mainz angeknüpften Verhandlungen gescheitert, bald, sie würden in ganz kurzer Zeit zu einem befriedigenden Ende geführt werden. Hoffen wir das Letztere. Daß wenn ein Vergleich zu Stande kommt, er den Prinzipien und Interessen der Kirche entspricht, dafür scheint uns volle Bürgschaft vorhanden."

Einige Wochen später meldete das gleiche Organ [2]):

„Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß zwischen dem Hochwürdigsten Bischof von Mainz und der Großherzoglich Hessischen Regierung eine den Grundsätzen der bischöflichen Denkschrift conforme Vereinbarung zur friedlichen Erledigung der Differenzen zwischen Kirche und Staat abgeschlossen ist, von der wir erwarten, daß sie bei der Erledigung des Conflictes in der ganzen Kirchenprovinz gute Dienste leisten werde"

In ähnlich günstigem Sinne schrieb das „Mainzer Journal".

Dem energischen Bischof v. Ketteler, dem das Staatskirchenthum in allen seinen Schattirungen bis in die Seele verhaßt war, muß es eine heroische Ueberwindung gekostet haben, den Antheil an dem glorreichen Kampfe seiner bischöflichen Amtsbrüder von Freiburg und Limburg mit einer mühsamen diplomatischen Abfindung vertauschen zu müssen. Was ihn dabei leitete, war seine zarte, fast skrupelhafte Gewissenhaftigkeit. Er glaubte im Gewissen verpflichtet zu sein, bevor er zum Kampfe schreite, keinen sich darbietenden Weg zu friedlichem Ausgleich unbenutzt zu lassen. Er hielt es für Unrecht, ein so ehrliches Wohlwollen und so noblen Sinn für Gerechtigkeit, wie sie auf seiten seines Landesherrn wie Dalwigks als des leitenden Staatsmannes in Hessen ihm vorhanden schienen, zurückzustoßen. Es ist vollständig zutreffend, wenn mit Bezug auf diese Lage der Dinge ein wohlunterrichteter süddeutscher Edelmann unmittelbar nach Kettelers Tod im Wiener „Vaterland" [3]) geurtheilt hat:

„Die Parteigehässigkeit hat das Verhältniß des Bischofs von Mainz zur hessischen Regierung in unsinniger Weise entstellt. Bald hat man ihn als

1) 1854 II, 96.
2) l. c. II, 144.
3) 1877 Nr. 211.

Revolutionär, bald als Mitregenten von Hessen dargestellt. Die Wahrheit ist, daß er mit äußerster Mäßigung sich darauf beschränkte, im Vereine mit den übrigen Bischöfen der oberrheinischen Kirchenprovinz die wesentlichsten Rechte der Kirche zu reklamiren. Die Convention von 1854, welche er mit Herrn v. Dalwigk schloß, ist der beste Beweis für die Friedensliebe des Bischofes und hat so wenig den Charakter einer Benachtheiligung des Staates, daß man vielfach in derselben sogar eine allzu große Nachgiebigkeit erblickte. Sie war nur eine Feststellung der unbedingt nothwendigen Rechte, welche der Kirche durch das positive Recht unbestritten zugesichert sind, und worauf sie niemals verzichten kann."

Der Bischof konnte sich übrigens der Wahrnehmung nicht verschließen, in welch hohem Grade für seine arme, eben erst aus der kirchlichen Zerrüttung sich erhebende Diöcese geordnete Zustände und friedliches Einvernehmen zwischen Kirche und Staat nothwendig seien. In der That wurde ja durch diese Convention auf über 20 Jahre hinaus ein Verhältniß des Friedens grundgelegt, wie es zu seinem segensvollen Wirken als Bischof die Vorbedingung war. Rücksichten auf das gemeinsame Wohl der ganzen Kirchenprovinz waren dabei keinesfalls ausgeschlossen.

Aber hier gerade war eine Klippe. Die Kraft der oberrheinischen Bischöfe lag in ihrem einigen Vorangehen. Zugeständnisse, welche für Hessen-Darmstadt unverfänglich erscheinen konnten, mußten unter Umständen für die Kirche in Baden oder Nassau verhängnißvoll werden. War aber von dem einen der Bischöfe ein Recht geopfert, so war es schwer für die andern, an demselben noch festzuhalten. Schon gleich nach dem Besuche Lennigs in Limburg hatte man von da, aus der nächsten Umgebung des Bischofs, 1. Juni 1854 nach Köln geschrieben:

„Mehr als der eigentliche Zweck der Mission meines verehrten Freundes Lennig beschäftigt den Herrn Bischof dessen gelegentliche Erwähnung, „daß in Mainz resp. Darmstadt demnächst Verhandlungen zwischen Regierung und Bischof eröffnet werden sollen, ähnlich, wie es in Württemberg schon im vorigen Jahre geschehen ist, und daß der Herr Bischof von Mainz dem Ministerialrath v. Rieffel bereits erklärt habe, er sei es zufrieden, daß die Regierung die Pfarrer zu bestätigen haben solle, wenn der Papst dies einräume. Die Regierung müsse aber stets die Vorenthaltung der nachgesuchten Bestätigung ausführlich motiviren. Der Herr Nuntius in Wien habe bereits dem Minister v. Dalwigk geschrieben, er möge sich nur mit dem Herrn Bischof von Mainz verständigen; der Hl. Vater werde ohne allen Zweifel alles genehmigen, was der Herr Bischof verabrede."

Wir sind durch diese Mittheilung in den tödtlichsten Schrecken versetzt, da hiernach der Haupterfolg, um den zu kämpfen war, und für den der Herr Erzbischof so große Opfer gebracht hat und mein Hochwürdigster Herr Bischof zu bringen bereit war und ist, fast so gut wie verloren scheint. Nur die größten Anstrengungen werden im Stande sein, die vom Herrn Bischof von Mainz gemachte Concession in Rom hinterstellig zu machen. . . . Gewiß wird jeder warme Katholik es dringend wünschen, daß die Bischöfe die Pfarrstellen in gemischten Ländern frei besetzen können, da jede Betheiligung der prote-

stantischen Regierungen, geschehe sie in was immer für einer Form, immer nur im Interesse des Protestantismus, nicht in dem des Staates ausgeübt werden wird. Will die Regierung das jus cavendi in dem allein berechtigten Sinne ausüben, dann muß sie vollkommen mit dem [von den Bischöfen gemeinsam] offerirten Zugeständnisse zufrieden sein, daß einerseits der Bischof keinen Geistlichen zum Pfarrer machen wird, der sich bürgerlich erheblich strafbar gemacht hat, und andererseits die Regierung jedesmal sofort, wenn ein solcher Fall eingetreten ist, unter Zufertigung der Acten dem Bischof eine entsprechende Mittheilung macht.

In Nassau würden die Dinge sich schlimmer gestalten statt besser, wenn im Sinne des Herrn Bischofs von Mainz entschieden würde. Ich bedauere es tief, daß dieser hochverehrliche Prälat zu sehr seine Verhältnisse in Anschlag gebracht hat, und infolge dessen, wie es scheint, auf eine Ansicht zurückgekommen ist, die seine Mitbischöfe und namentlich der hiesige, gestützt auf vieljährige Erfahrungen, schon in Freiburg entschieden bekämpft haben und die er damals in Freiburg selbst aufgegeben hat. Wenn es in der oberrheinischen Kirchenprovinz zu einer Genehmigung aller Pfarrbesetzungen — im katholischen Frankreich sind es bekanntlich die wenigeren! — kommt, dann wird ein sehr schlimmer Rückschlag in den andern Ländern, namentlich Preußen nicht ausbleiben. Der preußische Bundestag-Gesandte [1]) hat ja den übrigen protestantischen Gesandten schon erklärt, man bedauere, so viel bewilligt zu haben, da man doch die erwartete Ruhe nicht bekomme, und werde sich schon zu geeigneter Zeit wieder zurecht setzen."

Bischof Blum wollte sofort zu einer Berathung mit Cardinal v. Geissel nach Köln reisen, aber wiederholt traten dem Plane Hindernisse entgegen; erst im Lauf des Juli fand zu Bad Ems die Besprechung der beiden Kirchenfürsten statt. Unter dem 24. August sandte Blum dem Cardinal den Wortlaut der Convention. Er bemerkte dazu:

„Ew. Eminenz eile ich im allerengsten Vertrauen die eben von Mainz erhaltene Convention unter Bezugnahme auf meine neulich bei Höchstdenselben mündlich geäußerten Ansichten und Wünsche zu hochgefälliger Kenntnißnahme . . . gehorsamst mitzutheilen. Sie scheint mir, um den Gesamteindruck zu bezeichnen, welche dieselbe auf mich gemacht hat, weit, sehr weit hinter dem zurückzubleiben, was das „Mainzer Journal" und andere Blätter berichtet haben."

Cardinal v. Geissel beurtheilte die Convention im ganzen ungünstig und bedauerte sie aufrichtig [2]). Er war hierin mit Erzbischof v. Vicari und Bischof Blum völlig einer Meinung. „In allen Fällen," bemerkte der Cardinal von Köln dazu, „wird es gut sein, von der vorliegenden mir gemachten gefälligen Mittheilung der „Vorläufigen Uebereinkunft" gegen niemand etwas zu äußern, wie auch ich hier sie als Geheimniß behandle,

1) v. Bismarck-Schönhausen.

2) Vgl. Pfülf, Cardinal v. Geissel II, 246 ff.

um in allenfalls deßhalb mehrseitig zu machenden Schritten, unbehemmt zu bleiben."

Solche Schritte geschahen unverzüglich. Erzbischof v. Vicari wandte sich in einer Vorstellung an den Papst mit der Bitte „auf Separat-Conventionen überhaupt, insbesondere aber auf Zugeständnisse, wie sie in diesem Acte gemacht sind, nicht einzugehen." Cardinal v. Geissel schrieb an den Pro-Nuntius in Wien, Cardinal Viale, und an eben diesen schickte Bischof Blum über die Angelegenheit ein ausführliches Gutachten.

Auch beschloß man, den gleichgesinnten Fürstbischof von Breslau, welcher eben zur Vorberathung und Feier der Dogmatisation der Unbefleckten Empfängniß nach Rom zu reisen im Begriffe stand, für die mehr oder minder alle deutschen Bischöfe betreffende gemeinsame Sache mit in's Interesse zu ziehen, damit dieser „die Vortheile des mündlichen Verkehres für die Sache ausnütze." Denn, meinte Bischof Blum, „es möchte in dieser wichtigen und folgenschweren Krisis nicht leicht zu viel Thätigkeit entwickelt werden."

Schon 12. Oktober 1854 konnte übrigens dieser Prälat dem Cardinal von Köln zur Mittheilung bringen, daß vom Cardinal Pro-Nuntius in Wien, dem er erst kürzlich über die Sache geschrieben, „in vertraulicher Weise eine Aeußerung über den Werth der fraglichen Convention gemacht worden sei, welche ihn nicht zweifeln lasse, daß Höchstderselbe die Stipulationen im allgemeinen sehr vorsichtig beurtheile, und sich im Wesentlichen ganz nach den Wünschen der anderen Bischöfe in Rom aussprechen werde."

Um dieselbe Zeit, unter dem 8. Oktober hatte der Cardinal Pro-Nuntius Ketteler selbst die officielle Mittheilung gemacht, daß der hl. Stuhl mit der abgeschlossenen Convention nicht ganz einverstanden sei [1]. „Der hl. Stuhl", bemerkte dazu der Nuntius in seinem Begleitschreiben, „findet zwar, daß die vom Generalvicar Lennig (zur Erläuterung der einzelnen Bestimmungen der Convention) abgefaßten Bemerkungen und Erläuterungen von großem Gewichte sind, allein das kann nichts an dem System ändern, dem der hl. Stuhl in dieser Sache zu folgen sich vorgenommen hat: nämlich daß eine Uebereinkunft über die Regelung der Kirchenangelegenheiten in der oberrheinischen Kirchenprovinz nur in Rom abzuschließen sei."

Wie sehr Ketteler die grundsätzliche Berechtigung dieser Verfahrungsweise anerkannte, fand er doch die Anwendung derselben auf den gegebenen Fall „nicht ohne Nachtheile und Bedenken", die er denn auch dem Pro-Nuntius 31. Oktober 1854 eingehender darlegte. Da er sich jedoch eben anschickte, zur Feier der Dogmatisation der Unbefleckten Empfängniß nach

---

1) Brück, Die oberrheinische Kirchenprovinz S. 410.

Rom zu reisen, so war er entschlossen, die Sache der Convention dort in mündlicher Unterhandlung zu betreiben, und brach die Correspondenz über diesen Gegenstand mit dem Pro-Nuntius ab.

---

9. Verhandlungen in Rom.

Mit Anfang November machte sich Ketteler in Begleitung seines Generalvicars Lennig auf den Weg über Marseille nach Rom [1]). Auf dem Schiffe trafen sie die Erzbischöfe Mathieu von Besançon und Hughes von New-York nebst den Bischöfen von Halifax und von Buffalo; am 13. November waren sie in der ewigen Stadt. Die canonica di S. Pietro, ein großes mit der Peterskirche und dem Vatikan in Verbindung stehendes Gebäude, hatte der heil. Vater zur Unterkunft für die fremden Prälaten einrichten lassen; hier nahm auch Ketteler seine Wohnung. Am 17. November, mit dem Fest der Kirchweihe von St. Peter nahmen die großen kirchlichen Feste ihren Anfang; alles andere mußte hinter diesen jetzt zurückstehen. Die Unterredungen des Bischofs mit dem Cardinalstaatssekretär Antonelli und dem für die besonderen Verhandlungen mit Hessen in Aussicht genommenen Cardinal Brunelli gingen daher einstweilen „über ein Allgemeines nicht hinaus.“ Erst für den 22. November war es möglich, eine Audienz beim Papst zu erlangen.

„Heute waren wir beim heil. Vater,“ schreibt Lennig an diesem Tage, „nach einem Warten im Antichambre von 10—2 Uhr, wo wir uns aber vortrefflich mit anderen Prälaten z. B. mit dem herrlichen Bischofe von Bruges, Monseigneur Malou, theils mit dem Monsignore Maestro di Camera, Borromeo unterhielten, ward endlich zuerst der Herr Bischof hineingerufen. Seine Unterhaltung mit dem heil. Vater dauerte ungefähr eine halbe Stunde . . . dann wurde ich hineingeführt . . . der heil. Vater hätte sich nicht gnädiger erweisen können.“

Während dieser Audienz war es auch, daß Pius IX. die Aeußerung that, er sei „einst im Falle gewesen, mehrmals für die Diöcese Mainz die heil. Messe zu lesen und seit jener Zeit liege ihm diese Diöcese besonders am Herzen.“

Bei der großen Feierlichkeit der Eröffnung des 40stündigen Gebetes am 1. Adventssonntag sah Ketteler seinen alten Gönner den Erzbischof von München-Freising, Grafen Reisach in St. Peter celebriren, umgeben von 50 Cardinälen und allen in Rom anwesenden fremden Bischöfen. Ueber das Hauptereigniß selbst meldete Ketteler mit freudiger Theilnahme 3. Dezember

---

1) Brück, Adam Franz Lennig in seinem Leben und Wirken, Mainz 1870 S. 201 ff.

1854 an die Seinen: „Am nächsten Freitag wird nach einer heute erfolgten Bekanntmachung die Erklärung der unbefleckten Empfängniß in der St. Peterskirche während eines feierlichen Pontifikalamtes stattfinden. Alle Pracht und Herrlichkeit wird sich an diesem Tage entfalten und alles wird geschehen, um die heilige Jungfrau nach besten Kräften zu ehren. Möge die heilige Gottesmutter es mit Wohlgefallen aufnehmen, daß die Kirche sie mitten unter dem Wüthen des Unglaubens als die Mutter Gottes bekennt und ehrt. In den Herzen aller Kinder der heiligen Jungfrau wird diese Erklärung gewiß die größte Freude erwecken [1]." Die Reihe der großartigen kirchlichen Feste fand erst am 10. Dezember mit der Einweihung der neu aufgebauten Paulskirche einen vorläufigen Abschluß.

Wilderich v. Ketteler hatte 30. November an den Bischöflichen Bruder nach Rom geschrieben: „Sehr gespannt sind wir, wie Deine Convention mit Deiner Regierung aufgenommen ist, und ob Du wirklich lange in Rom gehalten wirst." Niemand konnte darauf gespannter sein als Ketteler selbst; am 3. Dezember klagte er darüber: „Alle diese schönen und ergreifenden Feste verzögern meine Privatgeschäfte bezüglich der oberrheinischen Kirchenprovinz und verlängern zugleich meinen Aufenthalt. Doch hoffe ich, im Februar wieder zu Hause einzutreffen." Die Verzögerung wurde dem Bischof schwer.

„Denke Dir," schreibt Lennig, 19. Dezember 1854 an Dr. Moufang nach Mainz [2], „unsern Herrn Bischof mit seinem Eifer, mit seiner Sehnsucht nach Hause, seiner ernsten Auffassung der Verhältnisse, und Du wirst einsehen, wie lebhaft bisweilen sein Unwille sein muß. Ich bin dann zweimal geplagt, da ich es für meine Pflicht halte, ihn zu beruhigen, und ihm auf der anderen Seite doch nicht Unrecht geben kann. Glaube übrigens nicht, daß unsere Angelegenheiten selbst schlimm stehen. Das ist vielmehr das Aergerliche, daß Alles so einfach wäre, wenn man zur Sache käme."

Inzwischen waren am 11. Dezember 1854 die Verhandlungen endlich damit eröffnet worden, daß Ketteler dem Cardinal Brunelli eine lateinische

---

1) Ueber ein besonderes Hervortreten Kettelers bei den Vorberathungen vor der Dogmatisation ist nichts bekannt. Nur berichtet später der Generaladjutant Friedrich Wilhelms IV. aus dem Munde des preuß. Gesandten in Rom, Herrn v. Thile, in seinen Aufzeichnungen: 8. Jan. 1858: „Heute Thile aus Rom bei mir. Ich fragte ihn nach dem Verfahren bei der Immaculata-Conceptio-Angelegenheit. Die deutschen Bischöfe, Schwarzenberg (Anhänger Günthers), K e t t e l e r, fast alle dagegen, doch mehr wegen der Opportunität als wegen des Dogma. Diepenbrock sagt, der Protestantismus sei un cadavre en décomposition, der sich durch diese Opposition wieder beleben würde. Von den Franzosen ist eine starke Minorität ebenfalls dagegen. Alle Italiener, Spanier, Portugiesen dafür, ebenso die Engländer, Schotten . . ." Denkwürdigkeiten Leopold v. Gerlachs, General der Infanterie 2c. Berlin 1892 II, 575. Dazu ist Kettelers Predigt in der Kirche der Anima zu vergleichen, vom III. Adventssonntag 1854. (Raich, Predigten I, 515).

2) Brück, l. c. S. 207.

Uebersetzung der Convention nebst der auf dieselbe bezüglichen Erläuterungsschrift überreichen konnte. Am 27. Dezember hatte er in dieser Angelegenheit Audienz beim Cardinal-Staatssecretär. Zwei Tage später, am Tag des heil. Thomas von Canterbury hatte er die zweite Audienz bei Brunelli. Die Punkte, welche Brunelli hier zur Besprechung brachte, hat Ketteler selbst notirt:

I. Ob meine Convention blos einen interimistischen oder einen definitiven Zustand festsetzen solle?

II. Ob mir durch den Nuntius in Wien vor Abschluß der Convention eine Instruction zugekommen [1]) sei mit dem Auftrage:

a) nichts zuzugeben in Widerspruch mit der Denkschrift.
b) oder mit Artikel VI. der Bulle Ad Dominici gregis custodiam.
c) die etwaige Convention nicht zu unterzeichnen?

III. Folgende allgemeine Bedenken seien aufgeworfen:

a) Die Convention setze den jetzigen Zustand, der in vielen Punkten den Principien des canonischen Rechtes widerspreche, fort, während eben dieser Zustand beseitigt werden müsse.
b) Die Convention sei in vielen Ausdrücken unklar, feindlichen Deutungen ausgesetzt.
c) Sie sei unvollständig, indem sie viele Punkte unerledigt lasse, viele, z. B. wegen der Ehen gar nicht berühre.
d) Sie widerspreche oft der Esposizione dei Sentimenti des Cardinals Consalvi. [2])

IV. Fernere allgemeine Bedenken:

a) Diese Convention sei gefährlich, weil auch die anderen Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz die gemachten großen Concessionen dann fordern würden.
b) Jetzt sei dagegen die Kirche in jener Gegend stark zum Kampfe.
c) Endlich seien die entgegenstehenden Bestimmungen der (Hessischen) Verfassungs-Urkunde nicht geradezu zurückgenommen, und daher ihre Geltendmachung bei einem spätern weniger wohlwollenden Ministerium immer noch möglich."

Beruhigt schrieb Ketteler 2. Januar 1855 an seine Schwägerin: „Die Mehrzahl der Bischöfe ist schon wieder heimgekehrt; mich hält dagegen noch die Verhandlung wegen unserer kirchlichen Angelegenheit in der oberrheinischen Kirchenprovinz und besonders in meiner Diöcese zurück. Bisher war es natürlich unmöglich zu Verhandlungen zu kommen. Jetzt haben sie aber, Gott Dank, begonnen und ich hoffe, daß ich in drei Wochen sie beendigt haben werde. Wie unangenehm alle diese Verhandlungen sind, kannst Du denken."

Die zuversichtliche Stimmung hielt an; am 8. Januar heißt es in einem anderen Briefe:

1) Ueber den Inhalt dieser Instruktion vgl. Pfülf Cardinal v. Geissel II, 223.
2) Vgl. oben S. 244. Brück, Die oberrheinische Kirchenprovinz S. 29 ff.

„Mich hält hier noch die Verhandlung wegen meiner vorläufigen Convention mit der Regierung zurück. Ich habe alle Hoffnung, daß ich zum Ziele gelange. Alle diese Verhandlungen werden mir aber recht schwer, da mich mein Herz immer mit der größten Gewalt zum eigentlichen priesterlichen und seelsorglichen Wirken hinzieht. Diesem muß ich jetzt auf lange Zeit entsagen. Doch kann ich über Gottes Willen dabei nicht zweifelhaft sein und so muß ich natürlich mein rebellisches Gefühl unterdrücken."

Ja vier Tage später konnte der Bischof an den neuernannten Domkapitular Moufang, den Neffen Lennigs melden:

„Ihr Onkel wird Ihnen geschrieben haben, daß meine Conferenzen mit Brunelli beendet sind. Ich bin mit dem Gang zufrieden und hoffe zu Gott, daß ich anfangs Februar mit einer befriedigenden Antwort der Heimath entgegenreisen kann. Wie sehr ich mich darnach sehne, versteht sich von selbst."

Allein diese Sehnsucht sollte noch lange nicht gestillt werden. Der Bischof glaubte seiner Abreise ganz nahe zu sein, als eine neue Audienz bei Cardinal Brunelli ihm eine furchtbare Enttäuschung brachte. Er war mit seinem Bruder Wilderich übereingekommen, auf seiner Rückreise bei diesem, der eben mit seiner Familie in Innsbruck lebte, einige Tage auszurasten. Da mußte er 7. Februar 1855 die Mittheilung machen:

„Meine Hoffnung, Dich . . . . ganz bald zu sehen, ist nun wieder in weite Ferne hinausgerückt und sogar höchst wahrscheinlich ganz vereitelt worden. Mit großer Bestimmtheit war mir nämlich eine Antwort für diese Tage zugesagt. Als ich nun gestern zu Brunelli ging, um mich zu erkundigen, hörte ich zu meinem größten Schrecken, daß ich vor Ende dieses Monats kaum hoffen kann, eine Antwort zu besitzen. Gott gebe mir Geduld. Die Fasten stehen bevor; vier Wochen vor Ostern kommt P. Roh und P. Zeil zu einer Mission in Mainz; ich muß Priester weihen ꝛc.; alles wartet auf mich und nun muß ich abermals fast einen Monat hinzusetzen. Ohne ganz bestimmte Antwort kann ich aber, wie Du mir auch ganz richtig geschrieben hast, nicht weggehen, und so gibt es kein anderes Mittel als warten . . . . . . Abgesehen von der Langsamkeit bin ich übrigens mit dem Gang der Verhandlung noch immer gleich gut zufrieden. Ganz beurtheilen kann ich ihn aber erst, wenn ich die Antwort selbst habe. . . . .

Der Grund der längern Verschiebung der Antwort an mich scheint mir darin zu liegen, daß es Brunelli bei der Arbeit selbst klarer geworden ist, daß er in dem Hauptbericht an die Congregation die einzelnen Diöcesen von der ganzen Provinz gar nicht trennen kann. Er arbeitet daher an einer umfassenden Darstellung, woran sich dann die Grundsätze knüpfen werden, nach welchen die Einzelantworten an die Regierungen erfolgen sollen, so daß sie zwar mit allen einzeln verhandeln, aber mit allen genau nach denselben Grundsätzen über das, was festgehalten werden muß unter allen Umständen, und was etwa noch gestattet werden kann. Hierbei scheinen mir, nach Brunelli's Aeußerung, unsere Besprechungen maßgebend sein zu sollen. Ueberhaupt kann ich Gott nicht genug danken, daß ich mit Brunelli zu verhandeln habe. Er gilt, wie ich höre,

für den besten Kanonisten im Cardinals-Colleg, was auch recht tröstlich ist. Ich habe also Hoffnung, eine klare und gute Antwort zu erhalten und ferner, daß dann nach meiner Abreise den andern Regierungen hintereinander ganz ähnliche und entschiedene Antwort zugehen werde. Ich kann dann den übrigen Bischöfen zu Haus, namentlich dem Erzbischof, ganz genaue Nachricht bringen, was hier bis zum Aeußersten festgehalten, was etwa zugestanden wird, so daß auch diese ganz klar sehen werden. Ich kann mich also über die Verzögerung nicht beklagen, so unbeschreiblich unangenehm es mir ist, so lange von meiner Diöcese abwesend sein und hier ein solches Faulenzerleben führen zu müssen."

Bei der vielen unfreiwilligen Muße, welcher dieser Rom-Aufenthalt brachte, empfand es Ketteler angenehm, an seinem Generalvicar Lennig einen so kundigen in den Sprachen gewandten Führer zur Seite zu haben. „Mein Begleiter, Generalvicar Lennig", erzählt er, „ist ein unterrichteter Mann und kennt Rom von seinen früheren Aufenthalten her, wodurch mein Hiersein an Annehmlichkeit sehr gewinnt." . . . „Mein treuer Begleiter Lennig . . . führt mich täglich nach dem einen oder anderen Heiligthum, und dort suchen wir dann uns Gnaden zu sammeln und damit den Genuß und die Freuden zu verbinden."

Ueber seine Eindrücke und Gedanken bei diesen Wanderungen ist ein schönes Wort erhalten. Kurz nach seinem Besuch in den Katakomben der Hl. Agnes schrieb er 12. Januar 1855 an Regens Dr. Moufang: „Fast mein erster Gedanke, als ich diesen Ort betrat, war: O, wenn doch alle meine lieben Alumnen aus Mainz hier sein könnten, um an dieser heiligen Stelle, wo einst vielleicht viele Martyrer den Entschluß gefaßt haben, ihr Blut aus Liebe zum Heiland zu vergießen, demselben göttlichen Erlöser zu versprechen, daß auch sie alle Opfer bringen wollen, die nöthig sind, um gute Priester zu werden! Doch nicht nur hier, sondern überall begleitet mich der Gedanke an eine Anstalt, von der aller Segen für die Diöcese ausgehen soll, und meine Gebete und Wünsche für die Alumnen, Professoren und den Regens sind zahllos."

So lange die fremden Bischöfe anwesend waren, fehlte es ohnehin nicht an mannigfacher Anregung. „Der Augenblick meines Hierseins", schreibt Ketteler 3. Dezember 1854, „ist durch die Anwesenheit so vieler Bischöfe noch von ganz besonderem Interesse."

Auch die Thätigkeit für die Seelsorge war dem Bischof in dieser Zeit nicht ganz versagt. Er predigte für die Deutschen in der Kirche der Anima. Seine Predigt vom III. Adventssonntag über die Opportunität der Dogmatisation der Unbefleckten Empfängniß war nicht ohne Bedeutung [1]).

Nebenbei meldeten sich auch vereinzelt Familien-Bekannte, welche kamen, dem Bischof ihre Verehrung zu bezeugen. Der preußische Gesandte suchte

1) Raich, Predigten I, 515.

mit ihm in Verbindung zu treten, und sogar in einer Angelegenheit seine Unterstützung zu gewinnen. Ketteler selbst schreibt darüber 8. Januar 1855 an den Gesandten Graf F. Galen in Madrid:

„Es fällt mir nachträglich ein, daß ich die Angelegenheit wegen des Palastes Caffarelli nicht berührt habe [1]). Der preußische Gesandte v. Thile ist seit einer Woche hier. Er war zuerst bei mir, dann ich bei ihm — wir haben uns aber verfehlt. Bisher hatte ich noch keine Gelegenheit in der Sache etwas zu thun, da sie mir amtlich ganz fern liegt. Ich will aber sehen, ob sich eine passende Gelegenheit bietet, nach Deinem Wunsch zu handeln. Wenn ich in der Sache nichts Neues erfahre, bin ich mit Dir einverstanden. Hauptgrund der Opposition scheinen Aeußerungen von Bunsen zu sein, die man sich erzählt, z. B.: „Vom Capitol aus wollen wir Rom protestantisiren" u. s. w.!"

Von weiteren interessanten Begegnungen hatte der Bischof 7. Februar 1855 zu berichten:

„Gestern war ich in einer merkwürdigen Gesellschaft. Unser Banquier, ein Herr v. Kolb, ist als Württembergischer Consul zugleich ein Stück Diplomat. Er hatte mit Lennig, der Geld holte, Bekanntschaft gemacht, kam dann zu mir, um seine Aufwartung zu machen und die Folge war dann Einladung und Diner, gestern in Gesellschaft vom preußischen Gesandten Thile, dem badischen Gesandten Brunner und dem nassauischen v. Hendel. Kolb selbst ist Protestant und führt die kirchlichen Verhandlungen für Württemberg. So war ich denn mit allen meinen Gegenfüßlern zusammen. Zu einem Gespräch über den Gegenstand, der uns gemeinschaftlich interessirt, konnte es natürlich nicht kommen, und so beschränkten wir uns gegenseitig auf sehr allgemeine Rekognoscirungen."

Noch ein anderer merkwürdiger Zwischenfall spielte in dieser Zeit von Kettelers Rom-Aufenthalt. Eben setzte in Deutschland die Auflehnung des Alcantariner-Paters Lothar wider Fürstbischof Förster die Katholiken in Aufregung. Fürst Gustav Hohenlohe, der in der Stellung als päpstlicher Kammerherr dauernd in Rom lebte und an manchen der damals im Vordergrunde stehenden kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands lebhaftes Interesse nahm, war P. Lothars und der Alcantariner eifriger Protektor. Als P. Lothar, um persönlich an der Curie seinen Prozeß zu führen nach Rom kam, wohnte er Monate lang im Palais des Fürsten. In eben dieser Angelegenheit kam es zwischen Ketteler und dem Fürsten Hohenlohe zu einem mündlichen und schriftlichen Meinungsaustausch. Ketteler schrieb in Rom selbst an den Fürsten 6. März 1855:

„Ew. Durchlaucht schicke ich hierbei, mit ergebenem Danke, das Schreiben des Herrn Fürstbischofs von Breslau zurück. Der Inhalt ist so traurig wie

1) Der Palast Caffarelli, auf dem tarpeischen Felsen zunächst dem Capitol gelegen, Sitz des preußischen Gesandten, ward, obwohl Fideicommißgut, der preußischen Regierung zuerst verpfändet und dann verkauft. Da Papst Pius IX. in dem Handel eine Rechtsverletzung erblickte, drohte anfangs ein Proceß. Schließlich ließ man die Sache auf sich beruhen.

nur irgend möglich. Er stimmt genau mit den Nachrichten überein, die die Kreuzzeitung in den letzten Wochen gebracht hat. Gott weiß, welche Erfolge diese Ereignisse haben werden und wie viele Hoffnungen für das Aufleben des kirchlichen Geistes in Schlesien und Preußen dadurch werden zerstört werden. Wie wird sich der Weltgeist freuen, mit diesem Beispiele jetzt auf jede frische Lebensäußerung in der Kirche hindeuten und sie verdächtigen zu können. Jede wahre Reform, die so nothwendig ist, und die so herrlich begonnen hatte, hat dadurch ein großes neues Hinderniß erhalten.

Und wie leicht war in den letzten Jahren das alles vorauszusehen und zu verhindern! Ich würde unwahr sein, wenn ich an dieser Stelle nicht bemerkte, daß, soweit meine Kenntniß reicht, man in Deutschland unter Priestern und Laien Ihr zwar gutgemeintes, aber ungeeignetes Verhalten gegen die Alcantariner als einen wesentlichen Grund dieses unseligen Aergernisses betrachtet.

Ich sage dies mit Schmerz und mit der Ueberzeugung von der Wahrheit dieser Ansicht, aber ohne alle Bitterkeit und bitte Sie bei dem Eifer und bei der Frömmigkeit, die ich bei Ihnen voraussetze, in den großen Fragen der katholischen Kirche in Deutschland, sich den von Gott gesetzten Organen, den Bischöfen, anzuschließen, nicht aber auf einem anderen Wege Einfluß zu üben.

Indem ich bitte, diese Worte in dem Geiste priesterlicher und brüderlicher Offenheit zu würdigen, in dem sie niedergeschrieben sind, zeichne ich mich

Hochachtungsvoll

Euer Durchlaucht ergebener rc.

Schon folgenden Tages antwortete Hohenlohe „aus dem Vatican". Er legte lebhafte Verwahrung dagegen ein, daß er „gegen die Bischöfe Deutschlands Einfluß geübt haben sollte." Dies hatte Ketteler ihm nicht vorgeworfen. Der Fürst wies hin auf die „Attentionen", mit welchen er „jeden Bischof Deutschlands, mit dem er nur in Berührung gekommen, . . . überhäuft habe." Daran war kein Zweifel. Manche ablenkende und ungerechte Ausfälle in diesem Briefe mußten dagegen Ketteler als katholischem Bischof wehe thun. Es finden sich jedoch auch Aeußerungen, welche den Schreiber ehren, und eine zu Grunde liegende wohlmeinende Gesinnung zeigen:

„Der Cardinal Diepenbrok bekam die (Alcantariner-)Patres nach seinem sehr dringenden Schreiben an den Heiligen Vater.[1]) Wer später zwischen

1) P. Lothar a Cruce, der aus Paderborn gebürtige Johannes Oebbecke, hatte nach seinem Ausscheiden aus der westfälischen Ordensprovinz der Franciskaner, welcher er auch als Priester mehrere Jahre angehört hatte, unter dem Schutze des Grafen Asseburg in der Nähe von Hinnenburg bei Brakel eine Einsiedelei bezogen, wo er nach der strengen Regel des hl. Petrus von Alcantara zu leben begann. Mehrere Gesinnungsgenossen hatten sich ihm angeschlossen. Auf Wunsch des Cardinals v. Diepenbrock und von Wohlthätern unterstützt, hatten sie in Schlesien Klöster zu Neustadt und Lamsdorf gegründet, deren jedes 8 Brüder enthielt. Pius IX. hatte durch besonderes Breve P. Lothar zum Custos und Provinzial aller Alcantariner-Niederlassungen in Schlesien ernannt. Unter Fürstbischof Diepenbrock verlautete nach Außen nichts von Mißhelligkeiten. Aber dessen Nachfolger Dr. Förster sah sich schon

dem trefflichen Förster und dem armen Lothar den Samen der Zwietracht gesäet und das Feuer geschürt und den Skandal herbeigeführt, weiß ich nicht. Meine Schuld ist es einmal nicht, das weiß Gott! . . . Ihnen, Hochwürdiger Herr, bin ich stets in Liebe und Ehrfurcht ergeben und danke nochmals für dero väterliche Ermahnungen und die ächt katholische Offenheit Ihrer Worte . . . . Schreiben Sie mir oder kommen Sie noch zu mir, so sind Sie mir herzlichst willkommen; — schreiben Sie mir von Deutschland aus, und haben Sie irgend Wünsche und Befehle zu erfüllen, so wird es — wenn es in meinen Kräften steht — mir eine große Ehre sein, dieselben gewissenhaft zu erfüllen.

Also nochmals, mit wahrer Liebe und Verehrung nenne ich mich

Ew. Excellenz ergebener

Gustav Prinz zu Hohenlohe.

Dies alles hatte jedoch in die Wanderungen und Wallfahrten an der Seite Lennigs keine Störung gebracht. „Gesehen haben wir", konnte dieser 7. Febr. 1855 feststellen, „von den uns interessanten Dingen so ziemlich alles.". Auch größere Ausflüge in die Umgegend unternahmen die beiden gemeinsam. Jahres-Schluß und Anfang wurde in Albano und mit genußreichen Wanderungen durchs Lateinergebirge zugebracht, und noch im Laufe des Januar besuchte der Bischof mit Interesse und Andacht die Urabtei des Benediktinerordens, Subiaco. „Nach Neapel werden wir nicht gehen", hatte Lennig 20. Jan. geschrieben, „da diese Reise nicht nur unsere Heimkehr um 2—3 Wochen verzögern würde, sondern auch Reverendissimus . . . die rechte Stimmung nicht besitzt, um sich an den Naturschönheiten . . Neapels zu erfreuen." Jetzt aber, da die Verzögerung unvermeidlich war, meinte Ketteler selbst 7. Febr.: „Vielleicht gehe ich aus Desperation noch auf einige Tage nach Neapel. Ein solcher Ausflug würde mich sehr interessiren; ich finde ihn nur etwas verschwenderisch."

Diese That der Desperation wurde wirklich ausgeführt. Zweimal bestieg der Bischof den Vesuv, „diesen Schornstein der Hölle"; bedeutungs-

---

bald zum Einschreiten genöthigt. Die Wünsche, die er als geistlicher Oberhirte in Bezug auf die Lehre wie auf die seelsorglichen Funktionen den Alcantariner-Genossenschaften zu äußern sich veranlaßt sah, stießen bei P. Lothar, der aus dem päpstlichen Breve für sich eine ganz unabhängige Stellung ableiten zu wollen schien, auf Widersetzlichkeit. Es kam zu ärgerlichem Zeitungskampf, dann zur Prozeßführung in Rom. Der Fürstbischof entzog dem P. Lothar die Jurisdiction für den Beichtstuhl; die Alcantariner wanderten nach Westfalen aus, wo sie eine Zeitlang im Franziskanerkloster zu Rittberg ein Obdach fanden, bis ein päpstliches Breve die ganze Congregation aufhob. Die Alcantariner wurden in verschiedene Klöster Westfalens vertheilt. P. Lothar leistete noch 1855 Widerruf und zog sich still ins Franziskanerkloster nach Dorsten zurück. Vgl. der Alcantariner Pater Lothar oder der neue Luther. Lippstadt 1855; Katholik 1855 II, 576.

voller war seine Wallfahrt nach Salerno. Lennig berichtet über dieselbe unmittelbar nach der Rückkehr, von Neapel aus 24. Febr. 1855 [1]:

„Gestern waren wir in Salerno und haben da am Grabe des Heiligen Gregor VII. unser Gebet verrichtet. Reverendissimus war von hier aus nüchtern dorthin gereist .... und las die heilige Messe. Da seine Ankunft in Neapel aus der Zeitung auch dort bekannt war, so merkten die geistlichen Herren in der Domkirche alsbald, wer in ihrer Mitte war, und so ward ihm von dem Domkapitel alle Ehre angethan. Zwei Domherren assistirten seiner Messe und 6 Seminaristen des Erzbischöflichen Seminars kamen schnell aus dem ebenfalls an die Kathedrale anstoßenden Hause herbei, um die Messe zu dienen und jene Ceremonien zu verrichten, womit man hier in strenger Beobachtung aller Ritus die bischöfliche Würde ehrt.

Wir machten noch einen Spaziergang auf das alte Schloß hinauf, wo Gregor wohnte und starb ... Es ist charakteristisch, daß der Leichnam dieses großen Kämpfers für die kirchliche Freiheit im Neapolitanischen ruhen muß, wo die Freiheit der Kirche so darniederliegt, wie in wenig andern Ländern. Reverendissimus und ich haben es an ermunternden Worten nicht fehlen lassen, um das Bedürfniß nach diesem der Kirche so wesentlich nöthigen Elemente erst in den guten Herrn daselbst anzuregen.

Der Altar des Heiligen Gregor ist zugleich der Altar des Vincentinsvereins in Salerno, weßwegen an den Füßen der schönen Bildsäule Gregors das Porträt des Heiligen Vincenz steht. Diese Zusammenstellung hat in mir manche Betrachtungen angeregt."

Von Deutschland aus waren die Blicke der zunächst betheiligten Bischöfe den Unterhandlungen Kettelers in Rom mit Besorgniß gefolgt; man brachte es selbst mit diesen Unterhandlungen in Verbindung, daß von Seite Roms in der Sache Erzbischof v. Vicari nichts zu geschehen schien. „Aber in der letzten Zeit haben diese Befürchtungen sich verdoppelt", schreibt Cardinal v. Geissel 10. Febr. an den Pro-Nuntius in Wien, „da Nachrichten melden, es sei Msgr. Ketteler gelungen, in Rom die Bestätigung seiner Convention zu erlangen." Aufs neue warnte der Cardinal vor der Bestätigung und machte auf die möglichen Consequenzen aufmerksam, welche diese nach sich ziehen könnte [2].

Am 2. März war Ketteler von seiner Neapolitanischen Reise zurück, am 11. März, dem III. Sonntag der Fastenzeit, predigte er wieder in der Kirche der Anima; endlich am 23. März folgte die Entscheidung. Es wurde dem Bischof eine Instruction übergeben, in welcher an einigen Punkten der Convention Abänderungen verlangt waren. [3] Der Bischof benutzte die nächste

---

1) Brück, A. Fr. Lennig, 213. Drei Jahre später, Mitte Dezember 1857, machte die gleiche Wallfahrt zum Grabe Gregors VII. ein anderer Deutscher, Hermann v. Mallinckrodt. Vgl. Pfülf Hermann v. Mallinckrodt S. 169.

2) Pfülf, Cardinal v. Geissel II, 251.

3) Über diese Abänderungen vgl. Doves Zeitschrift für Kirchenrecht Bd. VIII.

Fahrgelegenheit über Marseille zur Heimreise [1]). Nach fünfmonatlicher Abwesenheit kam er am Vorabend des Gründonnerstag, 4. April 1855, in seine Bischofstadt zurück. Am Ostersonntag bestieg er zum ersten Male wieder die Domkanzel.

Wenige Tage nach seiner Ankunft setzte Ketteler das Ministerium in Kenntniß von dem Resultate der in Rom geführten Verhandlungen. Der „Katholik" [2]) aber schrieb um die Mitte April:

„Die vom Heiligen Stuhle in einzelnen Punkten etwas genauer und vorsichtiger bestimmte Vereinbarung zwischen Sr. Kgl. Hoheit dem Großherzog von Hessen und dem Herrn Bischof von Mainz liegt in Darmstadt zur Genehmigung vor. Wie wir von Anfang des unseligen Zwistes in die hohe Einsicht und Gerechtigkeitsliebe unseres erhabenen Großherzogs alles Vertrauen setzten und in unserer Erwartung, daß gerade in Hessen durch die Weisheit seines Fürsten und dessen erleuchteter Regierung diese Angelegenheit gewiß am ehesten geordnet würde, wahrlich nicht getäuscht wurden, so hegen wir auch jetzt nicht das mindeste Bedenken, daß die glückliche Beendigung der Sache nahe bevorstehe."

Wohl der wichtigste Punkt in diesem päpstlichen „Animadversiones" war der Vorbehalt, daß, im Falle einer Einsprache der Regierung bei Besetzung von Kirchenämtern, die definitive Entscheidung dem Bischof zustehe. Das Großherzogliche Ministerium erklärte 6. Aug. 1855 [3]): „Das Recht des Bischofs zur Ernennung der Pfarrer soll nicht . . . . beeinträchtigt werden. Somit kann auch die Frage, ob die (von der Regierung) erhobenen Anstände begründet seien, der Beurtheilung des Bischofs nicht entzogen sein. . . [Im Conflictsfalle] würde der Bischof an der Ernennung nicht gehindert werden, die Staatsregierung aber . . diejenigen Vorkehrungen treffen, welche sie für unbedingt geboten hält."

Noch andere beruhigende Zusicherungen wurden in diesem Regierungserlaß dem Bischof gewährt, aber bei einigen Punkten wurden auch wieder Beschränkungen aufrecht gehalten oder neu eingeschaltet, welche Ketteler zu einer weiteren Eingabe vom 3. Sept. veranlaßten. Am 9. Sept. war er selbst in Darmstadt anwesend und hat es schwerlich versäumt, sich persönlich mit dem Minister über die obschwebenden Fragen zu benehmen. Gegenüber einem Vorbehalt bei Aufhebung des Placet erklärte der Bischof, „daß solche Reservationen fast zu allen Bedrängnissen den Vorwand liehen, welche die Kirche erdulden mußte."

---

1) „Gar zu gern hätte ich Sie und den Herrn Professor auf meiner Rückreise von Rom besucht. Der Plan dazu war auch schon fertig, die Ausführung ist aber durch die endlose Verschleppung meiner Geschäfte in Rom unmöglich gemacht worden. Ich mußte endlich auf dem kürzesten und schnellsten Wege nach Hause eilen." Ketteler an Frau Professor Phillips in Wien, 1. Juni 1855.

2) 1855 I, 336.

3) Maas, Geschichte der kathol. Kirche im Großherzogthum Baden S. 242 Anm.

Ein weiterer Vorbehalt betraf die Zulassung der Ordensgenossenschaften. Das Ministerium verlangte, während es anscheinend volle Freiheit zugestand, der Bischof solle „sich mit der Regierung ins Einverständniß setzen, um die Hindernisse, welche die Einführung irgend eines Ordens verzögern könnten, zu beseitigen.“ Auf diese „Beschränkung der Vereinsfreiheit, der persönlichen und bürgerlichen Freiheit der Katholiken“ wollte der Bischof in seinem Schreiben vom 14. Mai 1856 sich nicht einlassen. Er wollte kein Ausnahmerecht zu Ungunsten dieser Vereine, „deren Mitglieder wie alle Unterthanen allen Staatsgesetzen unterworfen bleiben. Protestantischen Regierungen .... und Majoritäten könne die Entscheidung über Dinge nicht überlassen werden, die mit den Bedürfnissen und Bethätigungen des katholischen Lebens in innigstem Zusammenhange stehen.“

Im September 1855 verkündigte der „Katholik“ [1]: „Im Großherzogthum Hessen ist eine befriedigende Ordnung der kirchlichen Verhältnisse dem völligen Abschluß nahe: bereits jetzt ist der Bischof von Mainz im Besitz der kirchlichen Erziehung des Clerus, der freien Besetzung aller Pfarreien und Beneficien und der Ausübung der kirchlichen Disciplin.“

Als auf der Diöcesan-Conferenz 1. April 1856 die Uebelstände hinsichtlich der Wahl der Kirchenvorstände neuerdings zur Sprache kamen, konnte Domkapitular Heffner als Referent die Mittheilung machen, daß mit Erledigung der Kirchenfrage auch diese Angelegenheit würde erledigt werden und zwar ganz nach Wunsch der Antrag-stellenden Dekanate.

Nachdem die Regierung 19. Apr. 1856 auf die Eingaben von kirchlicher Seite im wesentlichen günstig geantwortet, und der Bischof 14. Mai 1856 noch die letzten Bedenken dem Ministerium vorgebracht hatte, wurde endlich 9. Juni 1856 die neu umgestaltete Vereinbarung dem hl. Stuhle eingereicht. Eine Bestätigung ist von dort nie erfolgt. Factisch aber bestand im Großherzogthum Hessen die Convention aufrecht, und wurde von Seite des Ministers mit Wohlwollen, von Seite des Bischofs mit Entgegenkommen und Vertrauen gehandhabt.

Um die Mitte des Jahres 1858 gab der „Katholik“ [2], damals der Mainzer bischöflichen Curie ziemlich nahe stehend, einen Ueberblick über die kirchlichen Verhältnisse der verschiedenen deutschen Länder. Er konnte dabei feststellen: „Im Großherzogthum Hessen sind thatsächlich die Verhältnisse am günstigsten, indem hier namentlich der Bischof seit Jahr und Tag in der Besetzung aller kirchlichen Pfründen, in der Erziehung des Clerus und der Handhabung der Disciplin der gebührenden Freiheit genießt; jedoch ist auch hier das Ziel einer definitiven und vollkommen befriedigenden Ordnung der kirchlichen Verhältnisse noch nicht erreicht.“

1) 1855 II, 210. — 2) 1858 I, 526.

10. Außerordentliche kirchliche Festlichkeiten.

Mitten in solch ernsten staatsmännischen Sorgen fehlten dem katholischen Bischof erhebende Stunden nicht, und solche knüpften sich mit Vorzug an die besonderen Ehrenfeste der Heiligen, namentlich derjenigen, welche durch Leben und Wirksamkeit der Diöcese Mainz angehörten. Ketteler hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die alten katholischen Erinnerungen überall wieder aufzufrischen und die Verehrung der besondern Diöcesanpatrone neu zu beleben.

Unter den großartigen Eindrücken der ewigen Stadt und angesichts der Einigkeit, mit welcher die Bischöfe aus allen Theilen der Welt um den Statthalter Christi sich schaarten, hatte während der glänzenden Festtage, welche im Dezember 1854 der Dogmatisation der Unbefleckten Empfängniß zur Seite giengen, Ketteler einer wehmüthigen Empfindung sich nicht erwehren können. Er spricht es aus in einem Brief an Graf Ferdinand Galen 8. Jan. 1855: „Mein deutsches Gefühl ist in dieser Zeit recht gekreuzigt worden. Es ist namenlos schmerzlich für uns zu sehen, wie Deutschland jetzt auf den Versammlungen der katholischen Kirche zusammen geschmolzen ist. Es waren wohl noch einige Bischöfe aus Oesterreich, Preußen, Baiern u. s. w. da, aber die deutsche Nation als solche ist verschwunden."

Um so mehr mußte diese Empfindung sich aufdrängen, da das Jahr 1855, an dessen Schwelle man bereits angelangt war, den 1100. Gedächtnißtag des Martyrertodes des hl. Bonifatius bringen sollte und damit die lebendigste Erinnerung an die entschwundene Einheit und Größe der katholischen Kirche Deutschlands. Dieser Gedächtnißtag des großen Apostels der Deutschen wurde naturgemäß zum Gegenstande der Besprechung für die in Rom anwesenden Deutschen Bischöfe. Sie beschlossen, zur Feier dieses Tages, in Mainz, am einstigen Primatial- und Metropolitansitze, sich zu vereinigen und auch die andern Deutschen Bischöfe dazu einzuladen. Aus der ewigen Stadt, vom Grabe des Apostelfürsten, theilten sie den in der Heimath zurückgebliebenen Amtsbrüdern diesen ihren Entschluß mit und forderten sie zur Theilnahme an der Feier auf. Der Plan wurde dann noch weiter entwickelt und schloß auch eine Vereinigung der Bischöfe in Fulda am Grab des hl. Bonifatius ein.

Unerwartet lang wurde jedoch Ketteler in Rom zurückgehalten. Als er um Ostern 1855 endlich nach Hause zurückkehrte, nahmen die hochwichtigen Verhandlungen mit der Regierung über das gesamte Verhältniß von Kirche und Staat seine erste Aufmerksamkeit in Anspruch.

Dies hinderte ihn jedoch nicht, auf eine würdige Begehung des Bonifatius-Centenar-Tages alsbald den Blick zu richten. Mit den ersten Tagen des

Mai wurde es öffentlich bekannt, daß man das Fest in der Diöcese zu feiern gedenke; ein Comité wurde vom Bischof ausgewählt und mit den Vorbereitungen beauftragt; bald erschien ein eigenes Hirtenschreiben des Bischofs über die Bedeutung und den Gegenstand des Festes. Mit einem kleinen volksthümlich gehaltenen Lebensabriß des Heiligen verbunden, wurde der Hirtenbrief als Flugschrift über das Land hin verbreitet [1]. Kettelers Briefe aus dieser Zeit bekunden, wie ganz er durch den Gedanken an das Fest eingenommen war.

„Die beiden zur Feier insbesondere berufenen Städte", heißt es in seinem Hirtenbrief, „sind Fulda und Mainz — Fulda, wo die Gebeine des Heiligen nach seiner eigenen Bestimmung ruhen — Mainz, wo der Heilige Bonifatius seinem Werke der Einigung der deutschen Völker in der Kirche Christi Halt und Festigkeit gab, wo der Vorrang, den er selbst als Primas der Kirche in Deutschland besessen, noch so lange als Zeugniß seines Wirkens fortbestand, wo endlich, wenn auch unter ganz andern Verhältnissen, noch der Bischöfliche Sitz fortlebt, den er einst eingenommen."

Die Feier in Fulda währte vom 5. bis 12. Juni und verlief in erhebender Weise. Um dem ganzen religiösen Feste noch mehr die Weihe der Frömmigkeit zu geben, hatte der Bischof von Fulda eine große Volksmission angeordnet, welche schon 8 Tage vor dem Feste begann, und während der ganzen Festoktav dauern sollte. Die deutschen Bischöfe, welche zahlreich ihr Erscheinen zugesagt hatten, wollten auch ihrerseits diese Tage als Tage des Gebetes und der Sammlung zubringen. Sie versammelten sich am Grabe des Apostels der Deutschen zu gemeinsamen geistlichen Exercitien. Die Mission war durch zwei Jesuitenpatres P. Roder und P. Pottgeisser gepredigt worden; am 3. Juni kam auch P. Haßlacher, da P. Roder die Leitung der Geistesübungen für die erlauchten Festgäste übertragen war.

Da traf — ein schriller Mißton in die Festfreude — am 3. Juni ein Ministerialbeschluß von Kassel ein, welcher den Jesuitenpatres das weitere Abhalten von Predigten untersagte. Während des 4. Juni war das Militär in der Caserne consignirt wegen der völlig grundlosen Befürchtung, das Verbot der Predigten und dieserhalb etwa nothwendiges Einschreiten der Polizei möchte zu Unordnungen Anlaß geben. So standen die Dinge, als am Nachmittag des 4. Juni 1855 der päpstliche Pro-Nuntius in Wien, Cardinal Viale Prelà, von Bischof und Clerus feierlich empfangen, in großer Prozession segnend in der Stadt seinen Einzug hielt. Noch am gleichen Tage kamen der Cardinal-Erzbischof von Prag, Fürst Schwarzen-

1) Dieser Hirtenbrief, welcher bei der Erinnerung an den „Apostel der Deutschen" die religiöse Zerrissenheit Deutschlands beklagte und den Wunsch nach religiöser Wiedervereinigung aussprach, wurde gleich damals vom „Frankfurter Journal" zu gehässigen Angriffen ausgenutzt. Allg. Ztg. 1855 Nr. 163 B. S. 2603.

berg, die Erzbischöfe von Salzburg und München, der Fürstbischof von Breslau und die Bischöfe von Paderborn und Hildesheim, von Eichstätt, Würzburg und Mainz [1]).

Unterdessen war ein Domkapitular und der Syndicus des Domkapitels von Fulda nach Kassel gereist und es gelang ihnen, das Verbot der Predigten rückgängig zu machen [2]). Bei der Eröffnung am 5. Juni konnte P. Haßlacher die Festpredigt halten. Aus allen Theilen Deutschlands waren in großer Zahl Priester und Laien zum Feste erschienen; das Zusammenströmen des Volkes war ein ungeheueres. Den Mittelpunkt des Festes bildete aber die Schaar der Bischöfe, die, majestätisch und demüthig, betend und segnend sich hier vereint hatten, um Gott dem Herrn ein Fest zu feiern. Gemeinsam beteten sie die kirchlichen Tagzeiten, und täglich stand einer von ihnen pontificirend am Hochaltar, während die andern um den Altar betend auf den Knieen lagen. Gemeinsam wie Brüder waren die Bischöfe auch zu Tische.

Ueber dem ganzen Fuldaer Feste war die Weihe stiller Andacht ausgegossen, wie es der Ruhestätte des großen Glaubensapostels ziemte, an dem Orte, den er einst zur heiligen Einsamkeit seiner großen Klosterstiftung ausgewählt hatte. Es lag in der Natur der Oertlichkeit wie der Festbedeutung selbst, daß die Feier in der einstigen Metropole des Heiligen, im goldenen Mainz, auch nach außen glänzender und farbenprächtiger hervortreten mußte.

Bei der Kürze der Vorbereitung war schon die äußere Zierde der Stadt, ein ganz freiwilliges Werk der Bürgerschaft, eine überraschend großartige [3]). Nicht nur die Hauptstraßen, auch in den Nebengassen und Gäßchen prangte fast jedes Haus in reichem Schmuck. Wohl 700 Häuser zählte man im damaligen Mainz, welche, meist noch von alten Zeiten her, Standbilder der Muttergottes oder anderer Heiliger als architektonische Zierde aufwiesen. Die meisten dieser Bilder waren jetzt neu hergerichtet und zum Theil vergoldet; alle waren festlich geschmückt. Auch außerdem hatte fast jedes Haus ein religiöses Emblem. Kreuze und Madonnenbilder in allen Größen und Arten wechselten mit andern christlichen Symbolen, den Monogrammen heiliger Namen, Inschriften zu Ehren des hl. Bonifatius, Darstellungen aus dem Leben des Heiligen, oder aus den heiligsten Erinnerungen der Kirchengeschichte von Mainz. Die Straßen der Stadt waren zu farben-

---

1) Katholik 1855 I, 528; „Allgemeine Zeitung" 1855 Nr. 159 S. 2531; Nr. 160 S. 2546.

2) Das Verbot der Betheiligung an der Festprozession für Beamte, Gymnasium, Realgymnasium und Schullehrer-Seminar blieb bestehen (Katholik l. c.). Auch die Beleuchtung der Staatsgebäude bei der allgemeinen Illumination war untersagt. Allg. Ztg. a. a. O. S. 2531.

3) Über die ganze Feier vgl. „Katholik" 1855 I, 529 ff.

strahlenden Bilderreihen, die Steine der Häuser zu Festverkündigern geworden. Der Stadtmagistrat hatte die städtischen Gebäude und öffentlichen Denkmale entsprechend auszieren lassen; auch die Staatsgebäude, vor allem das Großherzogl. Palais, waren durchweg geschmückt.

Den imposantesten Eindruck gewährte das Innere des Domes. Die Domfabrik hatte mehrere tausend Gulden für die Herrichtung ausgeworfen. Einige bauliche Aenderungen wurden rasch noch vorgenommen. Die einfache aber edle Verzierung war nur darauf berechnet, die herrliche Architektur hervortreten zu lassen. Der weite, majestätische Chor mit dem einfachen Altar, über welchem die Kuppel sich wölbt, hoch erhöht über dem Langschiff, wie gemacht, um die ganze Pracht des kathol. Cultus zu entfalten, war nach römischem Vorbild mit einfach grünen Teppichen belegt. Der Altar, der Bischöfliche Thron und die den Altar zu beiden Seiten umgebenden Sitze der Bischöfe waren in Scharlach gehüllt; Orgel- und Musik-Bühne in reicher Draperie aus Gold und dunkelrother Seide. Ueber dem Altar ragte auf hoher Säule die Kolossal-Statue des hl. Bonifatius empor, farbenstrahlend unter dem dunkleren Schatten eines natürlichen Eichbaums, der über ihn seine Aeste breitete, alles beherrschend. Im Arm des Heiligen ruhte der Hirtenstab, in seiner Linken das vom Schwert durchbohrte Evangelienbuch; die Rechte war zum Segen erhoben. An schicklichen Stellen hatte man Grün und lebende Blumen geschmackvoll angebracht. An den Pfeilern des Schiffes, zwischen Fahnen und Kränzen las man auf Schildern die Namen der zehn größten heiligen Bischöfe der Mainzer Kirche, mit kurzen inhaltreichen Ehrentiteln, welche die Bedeutung ihres Lebens und Wirkens zum Ausdruck brachten.

So brach mit dem 14. Juni der erste Tag des Mainzer Festes an. Morgens 4 Uhr begann das Geläute sämmtlicher Glocken; von 5 Uhr an tönten vom Dom herab Choräle. Gegen 8 Uhr begannen die von auswärts aus Nähe und Ferne herbeikommenden Prozessionen mit wehenden Fahnen, Kreuz und Kerzen durch die Straßen zu ziehen. Es schien als wollten sie nicht enden. Ein großartiger Festzug geleitete um 9 Uhr die anwesenden Prälaten nach dem Dome; es waren ihrer 14, an der Spitze der Cardinal-Erzbischof von Prag, Fürst Schwarzenberg, der Fürstbischof von Breslau und der Coadjutor des Cardinals Wiseman, der Erzbischof von Trapezunt i. p. i. Ihnen folgten mit dem Bischof von Mainz die Oberhirten von Paderborn, Kulm und Hildesheim, von Straßburg und Luxemburg, von Würzburg, Regensburg, Eichstätt und Speier nebst dem Weihbischof von Münster und Abte von Metten [1]).

1) Der Cardinal-Pronuntius und der Erzbischof von München, welche in Fulda bei der herrschenden außergewöhnlichen Hitze erkrankt waren, hatten fern bleiben müssen. Den Bischof von Limburg, dem eben damals die völlige Erblindung bevorstand, hielt

Im Dome kniete als fromme Beterin die katholische Landesfürstin, Großherzogin Mathilde, die eigens von Darmstadt gekommen war, um sich mit ihrem Gefolge an der Eröffnungsfeier zu betheiligen.

Die erste Predigt am Eröffnungstage hielt Cardinal Schwarzenberg, ebenso imponirend durch sein apostolisches Wort, wie gewinnend durch die Majestät seiner Erscheinung. Jeden Tag predigte dann am Morgen ein anderer der Bischöfe, während einer aus ihnen das Pontificalamt feierte.

Auch hier in Mainz beteten die Bischöfe gemeinsam im Dom die canonischen Tagzeiten.

Am 18. Juni predigte Bischof Räß von Straßburg. Es machte großen Eindruck als er die Gläubigen aufforderte, aus Dankbarkeit gegen den Hl. Bonifatius zu beten für die Wiedervereinigung Englands mit der Kirche. Am Schlußtag der Feier, den 21. Juni, hielt Bischof v. Ketteler selbst die Predigt. An den Nachmittagen während der ganzen Festzeit sprach als hervorragender Kanzelredner P. v. Lamezan S. J.

Gleich am Abend des Eröffnungstages war festliche Beleuchtung der ganzen Stadt. Neben den sinnreichsten und farbenprächtigsten Transparenten, von denen viele von ächter Künstlerhand ausgeführt waren, ergossen Kronen, Namen, Kreuze und Sonnen, durch hunderte und tausende von Gasflammen gebildet, über die Straßen der Stadt ein magisches Licht. Auch hier wieder zeichnete das Großherzogliche Palais durch seinen Glanz sich aus. Um 9 Uhr begann vor dem prachtvoll geschmückten und erleuchteten Bischofshofe die Serenade, welche die Bürgerschaft den hohen Festgästen bringen ließ, während ungezählte Volksmassen noch bis Mitternacht durch die Licht funkelnden Straßen wogten. Ketteler sprach vom Balkon Worte des Dankes und der Cardinal-Erzbischof von Prag spendete der Menge den Segen.

Die Betheiligung des gläubigen Volkes war eine überwältigende. Tag für Tag trafen neue Prozessionen ein. Jedes Dekanat, ja fast jede Pfarrei wollte vor den zur Verehrung ausgestellten Reliquien des Heiligen eine eigene mächtige Weihekerze opfern. Am Sonntag während der Festfeier schätzte man die fremden Pilger auf 40 000—50 000 [1]).

Die Haltung des Volkes in dieser ganzen Zeit, trotz des zu riesenhaften Verhältnissen angewachsenen Zusammenströmens von Fremden, war eine musterhafte. Nirgends kam eine Störung oder Unordnung vor; es schien, als sei alles von der höhern Weihe dieser Tage ergriffen.

sein Augenleiden zurück. Der Cardinal-Erzbischof von Cöln hatte sein Erscheinen zum 14. Juni bestimmt zugesagt, wurde aber gleich dem Bischof von Münster durch Erkrankung zurückgehalten. Mehrere Bischöfe Österreichs hatten sich vertreten lassen.

1) Wiewohl alle in Prozession Wallfahrenden durch das Wohlwollen der Regierung für diese Zeit vom Brückengeld befreit waren, wurde an diesem einen Sonntage in Mainz von 13000 Personen das Brückengeld bezahlt.

Dabei hatte jeder Tag seine besonderen festlichen Ereignisse. Am 16. Juni hielt der Cardinal-Fürsterzbischof von Prag auf dem Schloßplatze feierlichen Militärgottesdienst. Die ganze österreichische Garnison war dazu erschienen. Am gleichen Tage war von seiten der Stadt im großen Casino-Saale zu Ehren der anwesenden Prälaten ein Fest-Diner angeordnet. Die angesehensten Männer der Stadt und des Landes waren dazu geladen. Selbst der Ministerpräsident v. Dalwigk kam dazu mit anderen hohen Beamten von Darmstadt. Er brachte auch den schönen Ehrenspruch auf die Prälaten aus, als auf die Träger der kirchlichen Autorität, die Vertreter der Religion, der sichersten Grundlage des Glückes für Staat, Volk und Familie. Die geistvollen und wohlwollenden Worte wurden von Cardinal Schwarzenberg würdig erwiedert.

Auf Sonntag den 17. Juni war die große Festprozession angesagt; regnerisches Wetter zwang, dieselbe vom Vormittag auf den Nachmittag zu verschieben. Unterdessen standen während des Morgens ungeachtet alles Regens um den dichtgefüllten Dom noch viele viele Tausende, ohne Murren, still und gesammelt. Am Nachmittag konnte die Prozession von statten gehen, ein Festzug wie ihn Mainz seit Jahrhunderten nicht mehr gesehen. Die Pfarreien der Stadt mit Fahnen und Bildern zogen voran; in unabsehbarer Reihe folgte der Clerus aus allen Stufen der Hierarchie, aus allen Diöcesen Deutschlands und aus den verschiedensten religiösen Orden.

Zwölf Priester im Ornat trugen das große Standbild des hl. Bonifatius, das eine Schaar von Diakonen mit brennenden Kerzen begleitete. Dann folgte der an diesem Tage pontificirende Cardinal Erzbischof von Prag; hinter ihm 15 Prälaten mit dem infulierten Abt von Metten, alle mit Pluviale, Mitra und Stab, von Assistenten begleitet; Oesterreichische und Preußische Truppen bildeten an ihrer Seite die Ehrenwache; eine ungezählte Schaar weltlicher Autoritäten, notabler Bürger und Festgäste schlossen den Zug.

Am Abend des folgenden Tages hatte der „Verein für Kirchen-Musik“ ein Fest-Concert veranstaltet zum Besten der Armen, das die hohen Prälaten mit ihrem Besuch beehrten. Unter Leitung Franz Messers wurde Haydn's Oratorium „die Jahreszeiten“ aufgeführt.

Zur Schlußfeier 21. Juni waren neue hohe Gäste eingetroffen, vor allem der Bischof von Trier, und Weihbischof Dr. Baudri von Köln. Der kranke Bischof von Limburg hatte seinen Generalvicar Dr. Klein und Domkapitular Diehl als seine Vertreter gesandt, der Erzbischof von Freiburg seinen Hofkaplan. Noch einmal fand zur Beschließung der Feier eine großartige Prozession statt. Diesmal war es der Fürstbischof von Salzburg, welcher das Allerheiligste trug. Zehn Bischöfe folgten ihm im vollen Ornat,

jeder von vier Assistenten begleitet. Nachdem der Ambrosianische Lobgesang verhallt war, wurden die Kirchenfürsten wieder im Festzuge zum prachtvoll erleuchteten Bischofs-Hause zurück geleitet. Noch einmal ertheilte der Primas von Deutschland, der Fürsterzbischof von Salzburg, dem Volke den Segen.

Ueber den großartigen wie harmonischen Verlauf dieses wunderbaren Festes war bei Freund und Feind nur eine Stimme. Schon am 15. Juni berichtet die „Allgemeine Zeitung"[1]: „Der erste Tag der Bonifatiusfeier ist vorüber, und jedermann gesteht sich, daß er an Großartigkeit jede Erwartung übertroffen."

Aber vorwiegend war diese Festzeit eine Zeit der Frömmigkeit gewesen. Um das Volk vorzubereiten hatte Ketteler kurz vor Ostern durch die PP. Roh und Graf Zeil eine Art Missionserneuerung in Mainz abhalten lassen. Während der ganzen Dauer des Festes waren Priester der verschiedenen Orden unausgesetzt im Beichtstuhl thätig. Unter dem überwältigenden Eindruck des Festes ereigneten sich nicht wenige unerwartete Bekehrungen. Die frommen Vereine der Stadt betheiligten sich an der Feier durch gemeinsamen Empfang des heil. Sakramentes. Dem Vinzentius- und Elisabethenverein spendete der ehrwürdige Oberhirt von Speier die heil. Communion, der Apostolische Vicar von Luxemburg den Jünglingen und Männern der Marianischen Sodalität und des Gesellenvereins. Die ganze Jubiläumszeit war für Stadt und Diöcese wie eine fortgesetzte Predigt.

Für die in der oberrheinischen Kirchenprovinz bisher so schwer mißhandelte katholische Kirche bedeutete ein solches Fest einen Triumph, für den Bischof von Mainz blieb es eine trostreiche und große Erinnerung. Aber das Fest war auch von Bedeutung für das Leben der Kirche Deutschlands überhaupt. Von Mainz und vom 17. Juni 1855 datirt das Rundschreiben, der in Fulda, bezw. Mainz versammelten deutschen Bischöfe, in welchem sie Wunsch und Entschluß aussprachen, öfter am Grab des Hl. Bonifatius zu Exercitien sich zu versammeln, und alle anderen deutschen Kirchenfürsten dazu einzuladen. In der That fanden 1856, 1858 und 1860 solche gemeinsame Exercitien in Fulda statt, und aus ihnen haben sich später die öfteren Versammlungen der deutschen und die regelmäßigen Zusammenkünfte wenigstens der preußischen Bischöfe herausgebildet.

In Folge der um ein Vierteljahr verzögerten Rückkehr des Bischofs aus der ewigen Stadt und der unmittelbar daran sich anschließenden Vorbereitungen auf das Bonifatius-Centenarium hatte in Mainz noch nicht wie in den anderen Diöcesen die Erklärung des Dogmas von der Unbefleckten Empfängniß durch ein eigenes Dank- und Freudenfest öffentlich ge-

1) 1855 Nr. 170 S. 2706.

feiert werden können. Sogleich nach seiner Heimkehr, den 26. April 1855 hatte indeß Ketteler dem Pro-Nuntius in Wien seine Absicht ausgesprochen, es solle dies geschehen „mit aller Festlichkeit, wie sie einem so erhabenen und so freudigen Anlasse entspreche." Er bestimmte nun den ersten Jahrestag des päpstlichen Lehrausspruches, den 8. Dezember 1855, für diese Feier. Am Feste Allerheiligen erließ er über das Glaubensdogma einen eigenen populär entwickelnden und begründenden Hirtenbrief, und begann 11. November im Dom einen Cyclus von Predigten über den gleichen Gegenstand zur Vorbereitung auf die Feier. In allen Pfarrkirchen der Diöcese war eine dreitägige, für die Stadt Mainz aber eine neuntägige Festfeier angeordnet. Im Dom predigte an den Abenden P. Bernh. Rive S. J.

Die Theilnahme auch bei dieser kirchlichen Festgelegenheit war eine außerordentliche [1]). Der Dom und sämtliche Kirchen waren geschmückt: an vielen Häusern waren wieder die Standbilder der heiligen Jungfrau verziert. In der St. Peterskirche, die dem Oesterreichischen Militärgottesdienst diente, wohnte der Festungskommandant Feldmarschall-Lieutnant Freiherr v. Paumgartten mit dem gesammten k. k. Officierscorps der Festfeier bei; alle Kirchen der Stadt waren überaus stark besucht. So endete das Jahr 1855 wirklich als ein Fest- und Jubeljahr.

Auch das folgende Jahr brachte wieder sein besonderes Fest. Am 4. Februar 1856 wurden es eben 1000 Jahre, daß zu Winkel im Rheingau einer der berühmtesten Erzbischöfe von Mainz, der gelehrte Rhabanus Maurus, gestorben war. Die Pfarrei, jetzt in der Diöcese Limburg, hatte einst dem Erzbisthum Mainz angehört, und mehr noch als die Pfarrei gehörte zu Mainz der große heilige Erzbischof, dessen Gedächtniß vom 4. bis 11. Februar mit außerordentlicher Feier begangen werden sollte. Die erste Nummer des „Katholik" 1856 brachte eine warme Aufforderung zur Betheiligung: „Denn was immer dazu beitragen kann, die Verehrung unserer vaterländischen Heiligen, die leider in Deutschland nur zu sehr erloschen, neu zu beleben, muß von uns mit Freuden begrüßt werden."

Das Fest wurde unter großem Zudrang des Volkes gefeiert; der Empfang der hl. Sakramente war ein ganz außerordentlicher. Den Mittelpunkt des Festes aber bildeten die beiden Bischöfe Peter Joseph Blum von Limburg und Wilhelm Emmanuel v. Ketteler, welche Beicht hörten, predigten und pontificirten [2]).

Fast während des ganzen Sommers dieses Jahres war Ketteler auf Firmreisen in Baden und Hessen angestrengt thätig gewesen, als er nach der Firmung in Odernheim 4. September zu kurzen Ferien in der Heimath

1) Katholik 1855 II, 528.
2) Katholik 1856 I, 140 f.

diese Arbeit unterbrach. Bei seiner Ankunft in Münster empfing ihn die Freuden-Nachricht, daß das Gnadenkreuz von Stromberg, das während seiner Kaplanszeit in Beckum vor nunmehr 11 Jahren gestohlen worden war, wieder gefunden sei [1]. Ein Schäfer, der zwischen Beckum und Stromberg seine Heerde weidete, war, als er seinen Stab im Boden feststecken wollte, auf einen harten Gegenstand gestoßen und hatte beim Nachgraben das verehrte Kruzifixbild gefunden. Es war sofort nach Beckum gebracht worden, um gereinigt und wieder in guten Stand gebracht zu werden. Sonntag den 14. September am Kreuzerhöhungstage, an welchem in jenem Jahre das Fest Mariä Geburt begangen wurde, sollte das Gnaden-Kreuz in großer Prozession von Stromberg aus abgeholt und in die dortige Kreuzkirche zurückgebracht werden. In Abwesenheit des Bischofs von Münster, hatte der damalige Generalvicar Paulus Melchers seine persönliche Betheiligung versprochen und die Festpredigt übernommen, welche nach dem Wiedereinzug der Prozession in Stromberg gehalten werden sollte. Als Ketteler von der Feier hörte, kam sofort auch er mit seinem Geheimsekretär und seinem Neffen Friedrich v. Galen, damals Kaplan in Coesfeld, nach Beckum, um sich an dem frommen Feste zu betheiligen. Nach dem feierlichen Gottesdienste in seiner alten Pfarrkirche in Beckum fiel es dem Bischof zu, umgeben von der zahlreich anwesenden Geistlichkeit, vor dem Hochaltare das verehrte Kreuz nochmals feierlich zu benediciren. In der unermeßlichen Prozession, die sich dann gegen Stromberg hin in Bewegung setzte, schritt er unmittelbar hinter dem Gnadenkreuz, das bis zu den Thoren der Stadt von vier Priestern, dann von andern auserwählten Trägern gehalten wurde. In Kettelers Gefolge waren auch seine nahen Verwandten, der Landrath von Beckum Graf Schmising Kerssenbrok und die Söhne des Grafen Mathias Galen, zwei derselbe als Geistliche.

Obgleich von der Feier nichts in den Blättern bekannt gemacht worden war, strömten doch von allen Seiten die Andächtigen herbei. Nicht nur die Gemeinden Stromberg und Beckum, sondern auch die Nachbargemeinden kamen von allen Seiten in Prozession herangezogen. Als am Orte, wo das Kreuz wieder aufgefunden worden war, der festliche Zug um 4 $^{3}/_{4}$ Uhr anhielt, fanden sich etwa 20000 Menschen versammelt. Aus der dichtgedrängten Menschenmasse ragte hoch das Kreuz empor, von der Tragbahre

---

1) Vgl. oben S. (125). Trotz des eisernen Verschlusses, in welchem man es seitdem sorgsam verwahrte, wurde das Kreuz, an welchem man den Silberwerth auf 700 Th. schätzte, in der Nacht vom 16.—17. Juli 1877 abermals geraubt, drei Tage nach Bischof Kettelers Tod, und von den Dieben zerstückelt. Aber auch jetzt wurden die zerstreuten Bestandtheile aufgefunden und das Kreuz, wiederhergestellt, am 3. Mai 1878 in die Wallfahrtskirche zurückgebracht. Mainzer Journal 1877 Nr. 169; Kistemper, Fragmentarische Nachrichten S. 37 f.

auf den Schultern der Träger aufrecht gehalten. Dem Platze gegenüber, wo das Kreuz gefunden worden war, hatte man an einer Wallhecke aus 4 Bäumen, deren Spitzen man zusammengezogen, eine Art von Baldachin gebildet. Diese etwas erhöhte Stelle sollte dem Bischof als Kanzel dienen; denn auf die Einladung des Dechanten von Beckum hatte er es übernommen, an dieser denkwürdigen Stelle zu dem Volke zu sprechen. Er wählte zu seinem Vorspruch Gal. 6. 14: „Es sei ferne von mir mich zu rühmen, es sei denn im Kreuze Christi."

Lautlose Stille herrschte. Ketteler sprach mit seiner ganzen gewaltigen Kraft. Er erklärte die beiden Fragen: 1. Warum verehren wir das hl. Kreuz? 2. Wie sollen wir es verehren? Unter ergreifendem Eindruck setzte sich dann die Prozession wieder in Bewegung. Es war Abends 8 Uhr, als sie in Stromberg einzog. Etwas vor dem Orte wurde sie von Generalvicar Melchers und dem Regens des Münsterer Seminars, Domkapitular Kres, feierlich empfangen. In Stromberg selbst war jedes Haus geziert und festlich beleuchtet, mit einem Reichthum, welcher den Bischof in Erstaunen setzte. „So etwas hätte ich durchaus nicht erwarten können", hörte man ihn sagen. Auch der Generalvicar Melchers predigte jetzt im Freien auf der obern Terrasse vor der Kirche. Zur Rechten des Predigers stand auf einer Erhöhung das Gnadenkreuz, zur Linken war der Ehrensitz für den anwesenden Bischof. Wohl waren manche Prozessionen mit Rücksicht auf die späte Abendstunde weiter gezogen, sobald man Stromberg erreicht hatte, aber noch immer waren ungeheuere Volksmassen versammelt, als nach der ergreifenden Adoratio Crucis durch den Bischof und die übrigen 28 anwesenden Geistlichen Bischof Ketteler das Te Deum anstimmte. Es war ein hoher Freudentag für den einstigen Kaplan von Beckum, aber auch eine Erhebung des Gemüthes für den katholischen Bischof[1]).

Der feierlichen Erhebung und Uebertragung der Reliquien der hl. Hildegard, der großen Seherin des Rheingaues, 17. September 1857, konnte Bischof v. Ketteler zu seinem Schmerze nicht anwohnen. Er war bereits auf seiner Firmungsreise begriffen, und für sein Eintreffen in den verschiedenen Pfarreien war alles bestimmt vorbereitet und angesagt, als am 29. August der Pfarrer von Eibingen die Einladung schickte.

In die Kirche dieser Pfarrei, jetzt der Diöcese Limburg angehörend, war nach der Zerstörung des Klosters auf dem Rupertsberg der Leib der Heiligen verbracht worden, und hier sollte die Feier stattfinden. Ketteler hatte ein vielfaches Interesse an diesem Fest. Nicht nur lag Eibingen in

1) Vgl. Kistemper, Fragmentarische Nachrichten über das berühmte Kruzifixbild und die Kreuzkirche zu Stromberg. 1893. 3. Auflage. S. 32 f.

dem benachbarten Rheingau und hatte ehedem der alten Mainzer Erzdiöcese angehört, die hl. Hildegard selbst hatte ihr ganzes Leben in der Mainzer Diöcese zugebracht. Ueberdies hatte Bischof v. Ketteler persönlich schon vor Jahren den eifrigen Pfarrer von Eibingen zur Vornahme dieser Recognition und Translation der Reliquien „ernstlich ermuntert", ihm dazu treffliche Rathschläge gegeben und seine persönliche Theilnahme an dem Feste in Aussicht gestellt. Er „hatte sich seit Jahren auf diesen Tag gefreut [1]." Jetzt, da sein Erscheinen zu dem Feste unmöglich geworden war, kam wenigstens sein Generalvicar und Domdechant mit mehreren Mitgliedern des Domkapitels. Domdechant Lennig feierte das Hochamt, während der Bischof von Limburg assistirte und die Predigt hielt. Am Nachmittag hielt Domkapitular Dr. Heinrich von Mainz in dem großen Klosterhofe vor ungezähltem Volke die eigentliche Festpredigt, die kurz darauf auch im „Katholik" veröffentlich wurde [2].

Für das Fernbleiben von diesem schönen Feste wurde Bischof Wilhelm Emmanuel durch ein ähnliches im folgenden Jahre in der eigenen Diöcese reichlich entschädigt. Im Jahre 1814 waren unter den Augen des Bischofs Colmar aus der Klosterkirche von Eibingen die Reliquien des hl. Rupertus, seiner Mutter, der hl. Bertha, und des Priesters Wigbert auf den Rochusberg bei Bingen übertragen, und seitdem an dieser hl. Stätte andächtig verehrt worden. Die Mitglieder der St. Rochusbruderschaft von Bingen waren es nämlich, welche nach der Aufhebung des Klosters Eibingen von der Nassauischen Regierung die irdischen Ueberreste ihres heiligen Herzogs sich erbeten und durch Dekret vom 24. März 1814 erlangt hatten.

Das Fest der hl. Rupert wurde von da an alljährlich am 15. Mai begangen, und Pfingstmontag war Prozession auf dem Rochusberg zu Ehren dieses Heiligen. Den Festtag des hl. Rupert 1858 wollte nun der Bischof zum Anlaß nehmen, um auch über diese Reliquien, ähnlich wie es Jahrs zuvor mit denen der hl. Hildegard in Eibingen geschehen war, eine genaue Untersuchung anstellen und ein kirchliches Urtheil darüber abgeben zu lassen.

Am 6. Mai 1858 erließ darüber das Generalvicariat ein eigenes Ausschreiben für die ganze Diöcese. Alle Gemeinden sollten auf die Feier rechtzeitig aufmerksam gemacht und wenigstens zu geistiger Theilnahme aufgefordert werden. „Die katholischen Bischöfe", so begann das Schreiben, „haben es immer als eine wichtige Pflicht betrachtet, die Verehrung der der Diöcese angehörigen Heiligen zu befördern. Sind ja diese Heiligen den ein-

1) Katholik 1857 II, 196.
2) 1857 II, 199 f.

zelnen Bisthümern in besonderer Weise von Gott zu Fürbittern und Vorbildern geschenkt."

Mehrere kirchliche Festgelegenheiten fielen zusammen, um die Feier zu erhöhen. Freitag den 14. Mai zog der Bischof, von längeren Visitations- und Firmungsreisen kommend, durch die im reichsten Festschmuck prangenden Straßen der Stadt Bingen in die Pfarrkirche. In kurzer Ansprache erklärte er hier dem freudig versammelten Volke, er sei gekommen, folgenden Tages die hl. Firmung zu spenden, Sonntag den 16. Mai die feierliche Erhebung der Reliquien vorzunehmen, und am darauffolgenden Donnerstag den 200. Todestag des ehrwürdigen Bartholomäus Holzhauser, der in Bingen sein Leben beschlossen, festlich zu begehen.

Am Sonntag Morgen celebrirte der Bischof das Pontificalamt, während Dr. Heinrich die Festpredigt hielt. Nachmittags zog man in Prozession auf den Rochusberg. Der Bischof selbst trug das Allerheiligste, vor ihm her wurden von angesehenen Priestern die Reliquien getragen; die Alumnen des Mainzer Priesterseminars und zahlreiche Priester wohnten bei. „Die Prozession war so groß, daß die ältesten Leute sich nicht erinnerten, je eine solche gesehen zu haben." Oben auf dem Rochusberg unter freiem Himmel, vor den Tausenden von Pilgern hielt der Bischof selbst wieder die Predigt. In sakramentalischer Prozession kehrte man hierauf zur Stadt zurück [1]).

Zur Centenarfeier des ehrwürdigen Holzhauser, erschien der Bischof, welcher inzwischen in den Nachbarpfarreien seine Visitationen und Firmungen fortgesetzt hatte, wieder in Bingen, und auch für diese Feier waren die Alumnen des Mainzer Seminares, das auf Holzhauser seine Gründung zurückführte, aufgeboten worden. Die Feier wurde unter großer Theilnahme in würdigster Weise begangen. Eine sakramentalische Prozession durch die Straßen und die im herrlichsten Frühlingsschmuck prangende Umgebung, geführt vom Bischofe, gab ihr den würdigen Abschluß. Der „Katholik" aber schrieb dazu frohlockend [2]):

„Eines der schönsten Zeichen des neuen Lebens, das in unserem katholischen Deutschland erwacht ist, dürfen wir sicher darin erkennen, daß die alten Schätze der Heiligen und die großen Erinnerungen der christlichen Vergangenheit, wieder sorgfältiger hervorgesucht und in herrlichen Festen gefeiert werden. Der Rhein insbesondere sieht von Jahr zu Jahr einen anderen der heiligen Männer die an seinem Ufer für Christus gewirkt haben, gewissermaßen aus dem Grabe erstehen, um in dem Herzen der gegenwärtigen Menschen sich aufs Neue eine Stätte zu suchen."

---

1) Vgl. Dr. P. Bruder, Die Verehrung des hl. Rochus zu Bingen am Rhein. Mainz 1881 S. 117; Derselbe, St. Rupertus-Büchlein. Dülmen 1882, S. 87 f. S. 144 f.; Der Katholik 1858 II, 425 f.

1) 1858 II, 425.

Das folgende Jahr führte den Bischof von Mainz zu der feierlichen Grundsteinlegung der Marienkirche am 22. Mai 1859 nach Aachen. Diese Kirche war als Denkmal der Frömmigkeit zur Erinnerung an die Dogmatisation der unbefleckten Empfängniß bestimmt; eben war die Krypta vollendet. Ketteler fand sich bei dieser Feier zusammen mit dem Erzbischof von Köln, Cardinal v. Geissel, mit seinem einstigen Oberhirten Bischof Müller von Münster, seinem alten Freunde Paulus Melchers Bischof von Osnabrück, mit Bischof Laurent, Weihbischof Dr. Baudri dem Trappisten-Abte Ephrem von Oelenberg und einer unabsehbaren Schaar von Welt- und Ordensgeistlichen. Zugleich hatte er den Trost, eine große, zu jener Zeit noch ganz und wahrhaft katholische Stadt im Hochgrade religiöser Begeisterung zu erblicken.

Die Folgezeit brachte dem Bischof noch manches solche fromme Fest in der eigenen Diöcese. Im Jahre 1862 ließ er in der Kirche zu Ilbenstadt das alte Grabdenkmal des 1127 an diesem Orte verstorbenen hl. Gottfried von Cappenberg wieder herstellen und auf den früheren Ehrenplatz zurückversetzen. Am 20. Dezember erließ er an die Katholiken in der Wetterau einen eigenen Hirtenbrief über die Tugenden und die Verehrung des hl. Gottfried und bestimmte, daß von nun an wieder, wie in frühern Zeiten das Fest des Heiligen alljährlich am 16. Januar abgehalten werden solle. Zum ersten Male geschah dies im Januar 1863 zur größten Freude der umwohnenden Katholiken. Der Bischof selbst kam, um an dem Feste Theil zu nehmen, und der 16. Januar ist seitdem für die Gläubigen der ganzen Gegend zum Tag der Andacht und Frömmigkeit geworden [1]).

---

11. Wirksamkeit für die Kirche in Baden.

Es war zu befürchten gewesen, die Mainzer Convention würde in das amtsbrüderliche Verhältniß der oberrheinischen Bischöfe eine dauernde Spaltung bringen, oder doch gegenseitiges Mißtrauen zurücklassen. Allein bei der Offenheit und Geradheit, mit welcher Ketteler in allem voranging, und bei der Liebe, Milde und Gerechtigkeit, welche den Erzbischof v. Vicari wie Peter Joseph von Limburg auszeichneten, schwand bald wieder die Verstimmung, und das alte Vertrauen kehrte zurück. Namentlich mit Erzbischof v. Vicari blieb ein regerer Verkehr, schon deßhalb, weil Ketteler auf dessen Einladung hin, begonnen hatte, alljährlich mehrere Wochen hindurch

1) Vgl. Andachtsbüchlein zur Verehrung des hl. Godefrid v. Cappenberg, Schutzpatrons der Wetterau. Mainz 1864. Das Schriftchen ist mit einem Stahlstich geziert, zu welchem auf Veranlassung Bischof v. Kettelers Maler Settegast in Mainz die schöne Zeichnung gefertigt hat.

in einzelnen Dekanaten der Erzdiöcese Freiburg das Sakrament der Firmung zu spenden.

Für Ketteler, dem es bald fühlbar werden mußte, daß für eine Kraft und einen Eifer gleich dem seinigen, eine Diöcese wie Mainz viel zu klein sei, öffnete sich damit ein herrliches Feld zu apostolischer Arbeit. Denn überall, wohin er auf seinen Firmreisen kam, verkündete er das Wort Gottes, hörte die Beichten, schlichtete Streitigkeiten, weihte Kirchen ein und fachte allenthalben ein neues lebendigeres kirchliches Leben an.

Bereits im Juli 1854 hatte Ketteler einen Theil von Baden durchwandert; in Mannheim, Heidelberg, Schwetzingen, Wiesloch u. s. w. hatte er gepredigt und gefirmt. Am 27. Juli schrieb Hofrath Zell aus Heidelberg:

„Die Eindrücke, welche die letzte Spendung der heiligen Firmung unter den Katholiken unserer Gegend zurückgelassen hat, zeigen sich in allen Kreisen der Gesellschaft als sehr stark und lebhaft. Möge der Himmel die bischöflichen Bemühungen und unsere guten Vorsätze segnen, damit die Wirkungen des Gnadenmittels nachhaltig und fruchtbringend seien!"

Im Jahre 1855 scheinen mit Rücksicht auf den langen Romaufenthalt die Firmungsreisen im Badischen unterblieben zu sein. Doch kam Ketteler gleich in der ersten Zeit nach seiner Heimkehr persönlich zu Erzbischof v. Vicari nach Freiburg, um ihm von Rom zu erzählen und über seine dortigen Unterhandlungen Mittheilung zu machen. Um so mehr Zeit und Kraft konnte der Bischof im folgenden Jahre der schwer heimgesuchten Badischen Kirche widmen.

Am 21. Juni 1856 kündigte die „Konstanzer Zeitung" [1] an: „Gegenwärtig spendet der Bischof von Mainz Fhr. v. Ketteler im Kapitel von Engen das hl. Sakrament der Firmung. Künftige Woche wird dasselbe im Kapitel Höhgau ertheilt [2]. Den 27. d. wird der Hochw. Herr Bischof von Oehningen her in Konstanz eintreffen."

Als der Bischof Freitag d. 27. Juni Abends mit dem Dampfbot landete, war nicht nur die gesammte Geistlichkeit, sondern auch der Vorstand des Bezirksamtes, Bürgermeister und Stadtrath, die Stiftungsvorstände und sozusagen die ganze Stadt zu seinem festlichen Empfang erschienen. Die Begrüßung war eine großartige. Samstag den 28. firmte er in der Münsterkirche. Er predigte $1\frac{1}{2}$ Stunde lang über die Pflichten, die aus der Christenwürde sich ergeben; er machte tiefen Eindruck. Fol-

1) Nr. 147.

2) Ketteler selbst schreibt 9. Juli 1856, er habe „im Hegau im Badenschen fast vier Wochen lang für den alten Erzbischof die heilige Firmung gespendet". Raich, Briefe 262.

genden Tages am Feste Peter und Paul war wieder Firmung und Predigt. Die „Konstanzer Zeitung" schreibt:[1])

„Als der Bischof die Kanzel bestieg, konnte man auf allen Gesichtern eine große Spannung lesen. Nicht blos waren alle Räume der weiten Kirche dicht angefüllt, sondern vor allen Kirchenthüren standen noch Mengen von gespannten Zuhörern. Vielleicht seit den Tagen des hl. Bernhard war die Münsterkirche nicht mehr so angefüllt. Der Apostel Petrus verkündete nach der Herabkunft des hl. Geistes so das Wort Gottes, daß 3000 zum Glauben an Christus gelangten und sich taufen ließen. Der Apostel Paulus predigte so, daß sein Wort wie ein zweischneidiges Schwert die Herzen durchschnitt. Solch' einen Apostel glaubte man zu hören, als der Bischof Ketteler die Wirkungen der heiligmachenden Gnade so tief ergreifend und überzeugend darlegte. Man glaubte, er gieße durch die Macht seines Wortes die „Kräfte Gottes" wirklich in die Herzen der Zuhörer aus. Thränen sprachen dem Allerhöchsten den Dank aus für die unendlich erhabene Würde, zu der der Mensch durch die heiligmachende Gnade erhoben wird.

Jedes Wort des Bischofs kam aus der Fülle seines gottbegeisterten Herzens und erfüllte die Herzen der Zuhörer mit einer heiligen Begeisterung. „So mag einst der hl. Bernhard in Konstanz gepredigt haben," hörte man sagen. Als könnte man nicht satt werden, den ehrwürdigen Bischof zu sehen, blieb die Kirche bis zum Schlusse der Austheilung der hl. Firmung gedrängt voll, obgleich sie (nachdem der Gottesdienst Morgens um $8^1/_2$ begonnen) bis $1^1/_2$ Uhr dauerte. Es ist doch etwas Wunderbares um den Segen eines Bischofs! Als Hochderselbe nach dem Pfarrhofe zurückbegleitet wurde, da warfen sich die zahllosen Schaaren des Volkes in der Kirche und außer der Kirche auf die Kniee nieder, um ehrfurchtsvoll den Segen des Bischofs zu empfangen. . . ."

Ergreifend wirkte es auf die Herzen der Bevölkerung, als der Bischof nach dem Nachmittagsgottesdienste noch die Wohnung eines braven Mädchens aufsuchte, das, von langer schwerer Krankheit kaum genesen, noch nicht in die Kirche hatte verbracht werden können, das aber nach dem Empfang der hl. Firmung ein heißes Verlangen geäußert hatte. Zahllose Volksschaaren strömten auf seinem Wege dem Bischof nach, und als er am gleichen Nachmittag zur Abfahrt auf dem Landungsplatz erschien, war wieder fast die ganze Stadt zur letzten Begrüßung versammelt. „Alles wollte noch einmal", schreibt die „Konstanzer Zeitung" 2. Juli, „den so liebenswürdigen, edlen und frommen Bischof sehen und von ihm den letzten Segen empfangen. . . . Frei von allen äußern Einflüssen, einzig von der Macht der Religion getrieben, brachte das Volk dem ehrwürdigen Diener der Religion, dem Bischof, seine Ehrfurcht und Huldigung dar." Aehnliches wiederholte sich auf der Insel Reichenau, wo der Bischof am Nachmittag des 30. Juni festlich begrüßt wurde. Die „Konstanzer Zeitung" erzählt 4. Juli:

---

3) Nr. 156 (Mittwoch 2. Juli).

„Am Tage der Firmung selbst bestieg der Bischof nach dem Hochamte die Kanzel. . . . . Obgleich die Predigt über $1^1/_2$ Stunden dauerte, so waren doch aller Augen und Ohren unverwandt und mit größter Aufmerksamkeit auf den Bischof gerichtet. Die Zuhörer waren tief ergriffen von seinem begeisterten Worte, das so mächtig den Willen antrieb. . . . ."

„Nach dem Abendgottesdienst wurde der hochgefeierte Bischof in Prozession an den See geleitet. Fortwährende Böllerschüsse kündeten seine Abfahrt an. Alles Volk war im frommen Sinne von allen Seiten zusammengeströmt. Als er das schöngeschmückte Schiff bestiegen hatte, rief alles tief gerührt ihm herzliches Lebewohl zu, und er ertheilte noch vom Schiffe aus den Schaaren des auf den Knieen liegenden gläubigen Volkes den letzten Segen. Es waren zehn bis zwölf Schiffe, welche den theuren Gast nach Radolfzell begleiteten. Die Geistlichen, der Bürgermeister und Gemeinderath, das Bürgermilitär und seine Musik füllten alle die großen Schiffe. Ein Schifflein, das von zehn jungen, kräftigen, eigens gekleideten Männern bemannt war, sollte die Schutzwache des Bischofs bilden. Von starken Ruderschlägen getrieben, eilte es vorwärts und rückwärts, rechts und links, als wenn es überall geschwind Gefahren für den hochverehrten Schützling abzuwehren gebe. Der Zug der Schiffe, die hellfarbigen Uniformen des Bürgermilitärs, das Glänzen der Waffen, die Flaggen — alles bot einen schönen, malerischen Anblick dar. . . ."

Am Abend des 2. Juli kam Ketteler von Radolfzell aus nochmals nach Konstanz zurück. Der Gemeinderath von Radolfzell gab ihm das Geleite; bei der Landung begrüßten ihn wieder zahlreiche Volksschaaren. Die „Konstanzer Zeitung" hatte 3. Juli zu berichten:

„Als er heute früh halb fünf Uhr im Münster die hl. Messe las, war die Kirche wieder sehr mit Gläubigen angefüllt. Ebenso hatten sich wieder Schaaren von Menschen am Damm eingefunden, um nun zum letzten Mal den Segen des Bischofs zu empfangen und ihm freundlich und dankbar Lebewohl sagen zu können. . . . . Als das Schiff vom Lande abfuhr, warf sich noch einmal das versammelte Volk auf die Kniee, um seinen Segen zu empfangen. Die Glocken der Thürme riefen ihm noch weit auf den See hin das letzte Lebewohl nach." [1])

Welchen Eindruck Ketteler bei diesen Firmreisen hinterließ, zeigt eine Adresse, welche im October jenes selben Jahres 1856 eine Anzahl von Geistlichen an den Erzbischof v. Vicari richteten: [2])

„Es ist den gehorsamst Unterzeichneten bekannt geworden, daß Ew. Excellenz für die spätere Zukunft die Absicht hätten, in der Person des hochwürdigsten Herrn Bischofs Wilhelm Emmanuel von Mainz einen Mithelfer in der Leitung der Erzdiöcese an Hochihre Seite zu stellen. Ebenso wurde denselben bekannt, daß von einer gewissen Seite das Gerücht verbreitet werden wollte, es genieße der Herr Bischof von Mainz nicht die Sympathie und das Zutrauen des Clerus

1) Im October 1865 firmte Ketteler abermals an denselben Orten. Er hatte in 9 Jahren durch die ganze Erzdiöcese die Runde gemacht.

2) Dr. E. Friedbergs sogenannte Abfertigung des Bischofs von Mainz im Lichte der Thatsachen. (Freiburg 1873). S. 30.

der Erzdiözese Freiburg. Diesem Gerüchte entgegenzutreten, dessen Absicht nicht unbekannt sein kann, haben die gehorsamst Unterzeichneten sowohl im Interesse der großen Sache unserer Kirche, als auch ihrer eigenen Ehre für nöthig erachtet.

„Wir haben schon früher Gelegenheit genug gehabt, den hochw. Herrn Bischof von Mainz kennen und damit auch verehren und lieben zu lernen. Diese Verehrung und Liebe hat sich aber noch vermehrt, als wir das Glück hatten, hochdenselben im Laufe des Sommers dieses Jahres bei seiner Firmungsreise näher und persönlich kennen zu lernen: seine innige Frömmigkeit, seine Geisteskraft und seine warme Liebe zur Kirche. Sein leutseliges, väterliches Entgegenkommen hat nicht nur unsere Herzen sondern auch die aller Gläubigen zu ihm gezogen. Dazu trug namentlich noch die wahrhaft kindliche Liebe bei, die Hochderselbe zu Ew. Excellenz im Herzen trägt, und die er in Wort und That bewiesen."

Am 10. März 1857, bat der Erzbischof v. Vicari, Ketteler möchte auch in diesem Jahre für zwei Kapitel die Firmungen übernehmen:

„Ew. Bischöfliche Gnaden setzen dadurch das segensreiche Werk in der Seegegend fort, welches Hochsie im vorigen Jahre zur Freude meiner Priester und Gläubigen und zum süßesten Troste meines Herzens dort begonnen haben. Das Landkapitel Stockach besteht aus 26 Pfarreien, das Kapitel Linzgau aus 37; es wären also im ganzen 63 Pfarreien, unter welchen übrigens mehrere sehr kleine sich befinden. Da es Ew. Bischöfl. Gnaden Selbst in der Seegegend so gut gefallen, bin ich überzeugt, daß Hochsie auch in diesem Jahr mit Freuden dorthin eine apostolische Reise unternehmen. Meines tiefgefühlten Dankes dürfen Ew. Bischöfl. Gnaden zum Voraus versichert sein."

Mit Freuden übernahm der Bischof die Aufgabe; von Mitte Juli bis Mitte August arbeitete er in der Erzdiöcese; am 18. Juli firmte er in Baden-Baden. In eben dieses Jahr fiel auch das Bischofs-Jubiläum Hermann v. Vicaris, welcher 8. April 1832 die bischöfliche Weihe erhalten hatte. Der Heldenmuth, den dieser wunderbare Greis in den Tagen heißesten Kampfes bethätigt hatte und in peinvollen Verhältnissen noch fortwährend bethätigte, hatte die Augen von ganz Deutschland auf ihn gelenkt und ihn zum Gegenstand der höchsten Verehrung gemacht. Die Katholiken aller deutschen Länder beeiferten sich, das Jubelfest dieses auserwählten Hohenpriesters nach Gebühr zu feiern [1]).

Die Bischöfe der oberrheinischen Provinz bestimmten ihrem Metropoliten einen werthvollen Pastoralring, der zugleich mit einer aufs prächtigste ausgestatteten Glückwunsch-Adresse durch Domdecan Hirscher von Freiburg dem Jubilar überreicht wurde. In dem schönen Dankschreiben vom 24. April erklärt der Erzbischof, daß er den kostbaren Ring annehme „als das Symbol des Bandes der Liebe", welches jeden einzelnen seiner Suffragane mit ihm verbinde.

1) Vgl. Maas, Geschichte der kathol. Kirche in Baden. S. 657.

Auch in der Zukunft blieb Ketteler seiner besondern Mission für Baden getreu, wie seiner besondern Vorliebe für das dortige Land und Volk [1]). So schreibt er noch im Oktober 1867 an seine Schwester:

„Auf dem Schwarzwald habe ich wieder wie immer große Freude gehabt. Ich kann nicht sagen, wie ich die Gegend und das Volk liebe, und ich kehre immer mit einem gewissen Enthusiasmus von dort zurück. Der einzige permanente Schmerz ist nur die Wahrnehmung der beispiellosen Mißhandlung, welche dieses gutmüthige, katholische Volk bezüglich aller religiösen und sittlichen Interessen seit lange erdulden muß. Darin kommt Baden unmittelbar hinter Polen."

Bei den Katholiken Badens hinwiederum stand Ketteler nicht nur im höchsten Ansehen, sondern erfreute sich der aufrichtigsten und dankbarsten Liebe. Als 1875 der Bischof von Mainz den 25. Jahrestag seiner bischöflichen Consecration beging, sandten die meisten Landkapitel der Erzdiöcese Freiburg Deputationen zur Beglückwünschung, andere wenigstens herzliche Glückwunsch-Schreiben.

„Ew. Bischöfl. Gnaden", schreibt Pfarrer Schwendemann von Bühl 12. Juli 1875, „sind noch im frischen dankbaren Andenken in den Thälern der Rench und Kinzig, wie auf dem Lande, bei der Kapitelsgeistlichkeit und den Laien".

Der Dechant von Löffingen aber drückt am gleichen Tage sich aus: „Zu der Jubelfeier Ew. Bischöfl. Gnaden erlaubt sich auch das ergebenste Kapitel Villingen, Erzdiöcese Freiburg, mittels allgemeinen Conferenz-Beschlusses vom 21. d. M. Ew. Bischöfl. Gnaden die besten Segenswünsche dazubringen, und vom Himmel zu erflehen, den allmächtigen Vater recht inständig zu bitten, daß er Ew. Bischöfl. Gnaden alle Wohlthaten und himmlischen Gnaden, die Sie auch in unserem Kapitel vor Jahren spendeten, reichlich vergelten möge. . . ."

Das bedeutungsvollste Zeugniß stellte aber der greise Erzbischof selbst dem Bischöflichen Amtsbruder aus. Als er 2. October 1859 dem heiligen Vater seinen Dank aussprach über den Abschluß der Convention mit der badischen Regierung, an welche man damals die Hoffnung des kirchlichen Friedens knüpfte, nahm er davon Veranlassung, auch seinem Wunsch nach einem Coadjutor Ausdruck zu geben, der ihm bei seinen 87 Jahren in der bischöflichen Verwaltung eine Hülfe gewähren könne. Aber einer zuverlässigen, kräftigen Stütze bedürfe er, eines tüchtigen Nachfolgers, welcher die durch die Convention hergestellte Regelung der kirchlichen Verhältnisse auch aufrecht halte. „So oft er diese Sache vor Gott überlege", fuhr der Greis fort, [2]) „so schwebe ihm immer wieder als die tauglichste Persönlichkeit der Bischof von Mainz vor. Dieser habe sich dadurch, daß er wiederholt auf sein Ansuchen in der Erzdiöcese das heilige Sakrament der Firmung gespendet, bereits die Verehrung und Bewunderung des Clerus und der Gläubigen erworben."

1) Vgl. Raich, Briefe 277. 351 f.

2) Dr. E. Friedbergs sogenannte Abfertigung des Bischofs von Mainz im Lichte der Thatsachen S. 30.

Bei der Rückkehr von Rom im Frühjahr 1855 war Ketteler der Ueberbringer eines Geschenkes des Papstes für den Erzbischof von Freiburg gewesen. Es war ein Bischofsring mit kostbarem Smaragd in Brillanten gefaßt; er trug die Umschrift: Eusebio redivivo. Die Stadt Lyon hatte ihn dem heldenmüthigen Erzbischof Fransoni von Turin nach seiner Vertreibung zum Geschenk gegeben, dieser ihn mit seinen übrigen Kostbarkeiten Pius IX. vermacht. Der Papst schickte diesen Ring jetzt an Hermann v. Vicari „als Zeichen seiner Liebe, weil derselbe wie Fransoni ein treuer Bekenner gewesen." Hermann v. Vicari aber bestimmte in seinem Testament vom 11. Mai 1864 dieses geheiligte Kleinod für Bischof v. Ketteler.

12. Freuden und Leiden.

Das erste Jahrzehnt von Kettelers bischöflicher Amtsführung war wie an Arbeiten, so auch an persönlichen Erlebnissen, theils erschütternder, theils erhebender Art reich gesegnet. Es war für ihn eine überaus große Freude, daß während er selbst mit all seiner Kraft dem Hohenpriesteramte diente, der älteste Sohn seiner Schwester, Graf Friedrich v. Galen, in München mit Eifer der Vorbereitung auf das Priesterthum sich hingab. Die Feier der ersten hl. Communion des kleinen Friedrich hatte 1841 den Markstein gebildet bei Kettelers eigenem Eintritt in die theologische Laufbahn[1]). Jetzt war die Entscheidung dieses echten Priesterberufes mit der Berufung Kettelers nach Mainz genau zusammengetroffen. Windischmann bemerkte in seinem ersten Briefe an den neuen Bischof: „Friedrich v. Galen hat mir viele Freude gemacht und ich hoffe, daß er ein guter Diener Gottes werden wird. Möchte es nur mehr so entschiedene Berufe geben[2])."

Es war Ketteler vergönnt, nicht nur durch die wiederholten vertrauten Schreiben seines Neffen an dessen Fortschreiten im Geiste theilzunehmen, er konnte demselben auch am Feste des Hl. Bonifatius 5. Juni 1852 im Dom zu Münster zur priesterlichen Weihe die Hand auflegen und dessen erstem heil. Meßopfer anwohnen. Kurz darauf am 26. Juli 1852 legte in Gegenwart des Bischofs sein vortrefflicher Bruder Richard im Kapuzinerkloster zu Klausen in Tyrol als P. Bonaventura die Ordens-Profeß ab.

Wie um die Freude zu vollenden, entschied sich nur um wenige Wochen später die Wahl des Priesterberufes auch für einen anderen Neffen des Bischofs, Grafen Maximilian von Galen, und diesmal war die Freude noch um so lebhafter, da der Neffe zugleich sich entschlossen hatte, in Mainz unmittelbar unter den Augen des verehrten Onkels sich zum Priesterthume auszubilden.

Das schöne Verhältniß zu Geschwistern und Verwandten, welches ein

1) Vgl. oben S. 88.

2) Ueber diesen vortrefflichen Priester vgl. Th. Hüsing, Friedrich Graf von Galen ein Lebensbild. (Zum zweiten Mal als Manuskript gedruckt.)

Erbstück der Familie von Ketteler war, bestand bei Wilhelm Emmanuel auch nach seiner Erhebung zur bischöflichen Würde ungeschwächt fort. Zu Beginn des Jahres 1853 hatte er seinen Bruder P. Bonaventura für einige Zeit bei sich in Mainz. Als im Herbst des gleichen Jahres die Firmungs- und Visitationsreisen abgemacht waren, suchte der Bischof einige Ruhetage in der alten Heimath bei den Seinigen. In Füchtorf hielt er 4. September die Predigt auf das Schutzengelfest; am 7. September war große Familienfeier zur Begrüßung des Bischofs in Harkotten. Auch Hopsten wurde in diesem Jahre wieder einmal besucht. Doch war der Bischof rechtzeitig in Mainz zurück, um zugleich mit seinem Bruder P. Bonaventura an dem 2. Coetus der Priester-Exercitien, welche von P. Neltner S. J. abgehalten wurden, sich zu betheiligen. Mit der Gründung des Kapuziner-Klösterchens in Mainz 1854, an dessen Spitze P. Bonaventura berufen wurde, erhielt Ketteler diesen Bruder für längere Zeit ganz an seine Seite. „Mit großem Seeleneifer und Geisteskraft", schreibt der „Katholik" 1855 über P. Bonaventura [1]), „wirkte er . . . vorzüglich in der Diöcese Mainz durch Predigten, Missionen und im Beichtstuhle."

Neben so vielem Tröstlichen konnten aber auch die Heimsuchungen und Schicksalsschläge nicht ausbleiben. Am 27. Juli starb in der Vollkraft der Jahre des Bischofs Bruder, Freiherr August v. Ketteler, preußischer Major im 1. Garde-Ulanen-Regiment [2]). Bereits am 3. Januar folgte ihm der jüngste der Brüder, P. Bonaventura. Der Bischof weilte in den Angelegenheiten seiner Diöcese in Rom, als die lange, schleichende Krankheit des Bruders, der sich zur rascheren Erholung in das Haus der Gräfin Galen seiner Schwester zu Assen zurückgezogen hatte, eine verhängnißvolle Wendung nahm. Noch hatte die Todesnachricht den Bischof nicht erreicht, als er 8. Januar 1855 an Grafen Ferdinand v. Galen schrieb:

„Ich habe lange Deine Ansicht getheilt, daß nämlich Gott ihn durch die schwere Krankheit nur läutern wolle, um ihn dann noch hier als Arbeiter zu gebrauchen. Es scheint aber, daß Gott es anders bestimmt hat. Ich habe ihm das Opfer dieses geliebten Bruders schon gebracht. Seine Krankheit mit ihrem wahrscheinlichen Ende ist für mich wieder eine große Erfahrung von den geheimnißvollen Wegen der Vorsehung. Auf seine Hilfe hatte ich so sicher gerechnet und jetzt nimmt ihn Gott hinweg, wo er eben beginnen könnte, mit großem Erfolg mich bei der Aufgabe zu unterstützen, die Gott auf meine schwachen Schultern gelegt hat."

Nachdem genauere Nachrichten über die letzten Stunden und den Tod des Bruders nach Rom gelangt waren, schrieb Ketteler 29. Januar 1855 an seine Nichte:

---

1) Vgl. Katholik 1855 I, 38. Der Tod des ehrwürdigen Paters Bonaventura, Guardian des Kapuzinerklosters zu Mainz.

2) Eine Tochter des Verstorbenen, Marie Freiin v. Ketteler, trat 2. Nov. 1872 als Schwester Bonifacia in das Kloster der Armen Schwestern vom hl. Franciskus in Aachen. Briefe des Bischofs an sie vgl. Raich, Briefe S. 464. S. 507.

„Ich bin jetzt recht vollständig von allem unterrichtet, was an dem Sterbebette des lieben seligen Bruders vorgefallen ist. Ohne recht tiefe Wunden geht natürlich ein solcher Verlust nicht vorüber. Alle Trennung ist ja nur eine Folge der Sünde und vor allem der Tod — die größte Trennung außer der ewigen. Doch die Barmherzigkeit Gottes und die Liebe unseres Heilandes hat ja aus dieser schmerzensvollen Strafe der Sünde ein Heilmittel gemacht. Jeder einzelne Christ, der in Gottes Gnade stirbt, stirbt nicht mehr jenen fürchterlichen Tod ohne Hoffnung, jenen Tod ohne Ende, sondern er stirbt, um zu leben . . . . . Unser irdisches Leben ist ja eigentlich kein Leben im vollen Sinne, sondern ein fortwährendes Sterben, ein Kampf mit dem Tode, und je mehr wir uns absterben im Leben, desto weniger Stoff zum Sterben findet der Tod in der Stunde des Todes.

Der geliebte selige Bruder hat gewiß noch viele kleine Schwächen gehabt, die uns verpflichten, für ihn zu beten. Er hat aber mit seltenem Ernst durch Gottes Gnade den Weg der Abtödtung und des Absterbens schon im Leben betreten und so dürfen wir hoffen, daß Gott die Schrecken des Todes deßhalb so fern von ihm gehalten hat. Ich freue mich unbeschreiblich, daß alle Briefe der geliebten Tante und der geliebten Mutter so klar aussprechen, daß sie und Ihr, geliebte Kinder, mit diesem höheren Trost bei dem Tode des lieben seligen Paters anwesend gewesen, und auch ich empfinde diesen Trost aus ganzer Seele mit."

Einige Monate später schickte die Gattin des Professors Phillips, mit dessen Familie die beiden geistlichen Brüder v. Ketteler von ihrer Universitätszeit herzlich befreundet waren, eine Handarbeit für Kirchengebrauch an den Bischof von Mainz als Geschenk; sie hatte es dem verstorbenen Richard zugedacht gehabt und schickte es jetzt an den überlebenden Bruder. Dieser machte es sofort den Mainzer Kapuzinern zum Geschenke. An Frau Phillips schrieb er 1. Juni 1855: „Ich glaube Ihrem Willen am Besten zu entsprechen, wenn ich die Spitze nach ihrer ursprünglichen Bestimmung zu einem Altartuch für unser armes Kapuziner-Klösterchen verwende. Der liebe selige Pater wird hoffentlich im Himmel seinen Dank für das seinem Klösterchen gemachte Geschenk am Throne Gottes abstatten können."

Auch Gemüthsbewegungen anderer Art sollten nicht ausbleiben. Am 19. Januar 1853 war der Cardinal-Fürstbischof von Breslau, Melchior v. Diepenbrock nach langem Leiden verschieden. Eine ansehnliche Partei im Domkapitel zu Breslau wünschte Ketteler als dessen Nachfolger, und gewiß bedurfte es für dieses schwierigste unter den preußischen Bisthümern einer starken Hand und einer hervorragend begabten Persönlichkeit. Um jedoch den Schwierigkeiten, wie sie im damaligen Preußen mit dem Listen-Verfahren verbunden zu sein pflegten, zuvorzukommen, gab das Kapitel vor der offiziellen Aufstellung der Candidatenliste dem Regierungscommissar Grafen Schaffgotsch Kenntniß von den Namen seiner vier Candidaten; unter ihnen war der Name Kettelers.

Kaum war es bekannt geworden, so begannen geheime Künste wider

diese Candidatur zu spielen, wie sie im Leben Kettelers bei ähnlichen Gelegenheiten noch öfter erfolgreich eingewirkt haben. Es war immer dieselbe unwahre, aber vor dem Jahre 1866 stets wirksame Verdächtigung wegen antipreußischer Agitation und österreichischen Sympathien. Mitten in den Sorgen um den Kampf für die kirchliche Freiheit in der oberrheinischen Kirchenprovinz wurde Ketteler überrascht durch einen Brief aus Berlin, 16. Februar 1853, in welchem Graf Ferdinand Galen schrieb:

„Ich bin gestern hier angekommen und heute sagte mir Fürst Boguslaw Radziwill, den ich in der Messe traf, Folgendes: „Er sei gestern vom König empfangen worden. Dieser habe die Rede auf Dich gelenkt und geäußert, wie sehr schon früher sowohl als besonders während Deiner hiesigen Amtsführung Du seine Achtung, sein Vertrauen und seine Zuneigung in hohem Grade erworben hättest. Es seien ihm aber seitdem Meldungen über Dich von verschiedenen und dem Anscheine nach zuverlässigen Seiten zugegangen, die seinem Herzen wehe gethan hätten. Nach diesen solltest Du nämlich in der Zeit der Discussionen über die Zollfrage [1]) nicht allein für die österreichische Ansicht agitirt haben, sondern sogar als ihr Bannerträger in dortiger Gegend aufgetreten sein, gegen die preußische Ansicht feindselig gewirkt und die Geistlichkeit in der preußischen Rheinprovinz in diesem Sinne bearbeitet haben. Er wisse nicht, was er hievon denken solle, aber ein einfaches Dementi von Dir werde ihn vollständig beruhigen. Er sage dies nicht an ihn (Radziwill), damit er es für sich behalte, sondern daß er auf Grund davon dasjenige thun möge, was ihm gut scheine. . . . .

So gewiß ich nun bin, daß hier Verleumdungen vorliegen, so bestimmt erscheint mir die Pflicht, meine Theilnahme nicht zu verweigern, damit sie zu Deiner Kenntniß kommen. Dir allein stelle ich das Weitere anheim, möchte aber hinzufügen, daß Radziwill's ausdrücklicher Versicherung zufolge der Wunsch des Königs in keinerlei Beziehung zu der Wiederbesetzung des erledigten Stuhles in Breslau steht. Nach meiner Ansicht ist es in dieser Zeit zuweilen unerläßlich, der Verleumdung, wo sie sich nackt zeigt, wie hier der Fall ist, entschieden entgegen zu treten. Willst Du meine weitere Vermittelung in dieser Sache, so stehe ich zu Deinen Diensten."

Sobald Ketteler sich von den drängendsten Arbeiten in der Seelsorge für einige Augenblicke frei machen konnte, antwortete er dem Grafen Galen 22. Februar 1853:

„Wie Du in Deinem Briefe vollkommen richtig annimmst, ist an dem Gerüchte von irgend einer Betheiligung meiner Person an jenen Zollangelegenheiten kein wahres Wort. Mein Privatwunsch war und ist freilich immer eine Zolleinigung für ganz Deutschland. Ich habe aber über diese Sache nur äußerst wenig und im vertrautesten Kreis einiger wenigen Bekannten, wie über-

1) Die süddeutschen Staaten knüpften im Jahre 1852 den Wiedereintritt in den Zollverein an die Bedingung, daß zuerst Oesterreich in den Zollverein aufgenommen werde, und ließen dieselbe erst fallen, nachdem Oesterreich, durch politische Verhältnisse gezwungen, zwei Jahre später mit Preußen einen Handelsvertrag auf 20 Jahre abgeschlossen.

haupt über alle weltlichen Angelegenheiten, gesprochen und es ist mir nie eingefallen, weder für noch gegen, sei es schriftlich oder mündlich, an diesen Dingen mich irgendwie zu betheiligen. Die ganze Sache ist also total aus der Luft gegriffen. Das Gerücht ist um so unbegreiflicher, da mein ganzer Verkehr sich auf äußerst wenige Menschen beschränkt und ich vom Morgen bis Abend mit meinen eigenen Angelegenheiten über und über beschäftiget bin.

„Ich gebe Dir, lieber Ferdinand, diese Erklärung mit Freude, wenn es sich nur darum handelt, eine irrige Ansicht des Königs über mein Wirken zu berichtigen, da es mir ein großes Anliegen ist, von ihm, soweit er noch die Gnade hat an mich zu denken, nicht mißverstanden zu werden. Du sagst mir ja auch in Deinem Briefe, daß es sich dabei durchaus nicht um meine Berufung (oder wie ich es nennen soll) nach Breslau handelt. Wenn aber inzwischen irgendwie die Möglichkeit eingetreten sein sollte, an meine Person in dieser Beziehung zu denken, so bitte ich dafür sorgen zu wollen, daß meine obige Erklärung dem Könige nicht anders als mit dem bestimmten Zusatz hinterbracht werde, daß ich den Stuhl in Breslau durchaus nicht übernehmen kann, und daß ich alles daran setzen werde, nicht abermals von den Seelen losgerissen zu werden, die Gott mir anvertraut hat."

Mit diesem Brief war Kettelers Candidatur für Breslau zu Grabe getragen. Der einflußreiche General-Adjutant des Königs, Leopold v. Gerlach, schrieb 8. März in sein Tagebuch[1]: „Bogislav Radziwil ist entschieden für Förster, und Ketteler hat erklärt, Mainz nicht zu verlassen." Einige Tage später, 13. März, notirt derselbe: „Den Domherrn Förster, Diepenbrocks Freund, halte ich mit Bogislav Radziwil und Radowitz für den besten ... Das Breslauer Domkapitel hat, wie Radowitz Sr. Majestät gemeldet, den Bischof Ketteler von der Liste der zu wählenden ausgestrichen, um dem Könige zu gefallen."

Indeß war es in diesem Zeitpunkte zur Aufstellung einer offiziellen Liste noch nicht gekommen, und die Angabe Gerlachs beruht wohl auf Mißverständniß. Denn noch 17. März 1853 schreibt ein mit den Verhältnissen wohlvertrautes Mitglied des Breslauer Clerus, Dr. Lorinser, an den Bischof von Mainz:

„Wenn Sie wüßten, Hochwürdigster Herr, mit welch sehnsuchtsvollen Blicken die immense Majorität des Clerus und die Laien in unserer Diöcese auf Sie als unsern muthmaßlichen künftigen Bischof hinblickt und als den einzigen Rettungsanker in schwerer Verlegenheit, so würden Sie mir verzeihen, wenn ich Sie bitte und beschwöre, wenigstens Ihrerseits kein neues Hinderniß diesen Hoffnungen entgegensetzen zu wollen. Freilich sind noch schwere Berge zu übersteigen, ehe wir mit einiger Zuversicht an die Erfüllung dieses heißen Wunsches denken können, aber gleichwohl ist Ihr Name in allen Herzen, die es mit der Schlesischen Kirche gut meinen. So weit ich die Verhältnisse durchschauen kann, dürfte auch Niemand so sichere Aussicht haben gewählt zu werden,

1) Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold v. Gerlachs, Generals der Infanterie und Generaladjutanten König Friedrich Wilhelm IV. nach seinen Aufzeichnungen herausgegeben von seiner Tochter. Berlin 1892 II. Bd. S. 20. 23.

wenn das Kapitel völlig frei wählen könnte, als Sie. Allerdings sind diesmal mit der Wahl Schwierigkeiten ganz eigenthümlicher Art verbunden, die nicht vom Kapitel und auch nicht von Berlin, sondern von einer Seite bereitet werden, wo man es am allerwenigsten erwarten durfte.[1] Doch Gott wird sicherlich unsere Diöcese nicht verlassen und unser guter verstorbener Cardinal gewiß seine Fürbitte mit unsern Gebeten vereinigen. Gott gebe, daß wir bald pro Episcopo nostro Guilelmo beten können."

Den weiteren Verlauf der Dinge beschreibt Leopold v. Gerlachs Tagebuch[2]:

3. April (1853) „Morgen werde ich dem König Vortrag halten . . . . über den Bischof von Mainz, inwiefern derselbe mit auf die Wahlliste des Breslauer Domkapitels zu bringen ist. Karl Raumer[3] hatte mir nämlich auseinandergesetzt, der König habe ihm geschrieben, er solle dem Kapitel sagen, daß er jetzt nichts mehr gegen Ketteler habe, da dieser sich von den ihm gemachten Beschuldigungen gereinigt habe. Karl Raumer bemerkte aber, daß dies vollkommen genügend sei, um das Kapitel zur Wahl Kettelers zu bevollmächtigen. Erst am 1. April antwortete ich Karl Raumer nach gemachtem Vortrage bei Sr. Majestät: er solle dem Kapitel sagen, die Bedenken des Königs gegen Ketteler existirten nicht mehr, aber er wolle ihn deßhalb nicht auf der Liste haben, damit die Besetzung der Stelle nicht verzögert würde, indem er durch eigenhändigen Brief des Bischofs Ketteler wisse, daß er keinenfalls den Stuhl von Mainz verlassen würde."

Daraufhin richtete der Cultusminister an das Domkapitel von Breslau jenes Schreiben, in welchem (nach der Fassung Dr. Friedbergs)[4] der König erklärte: „Er perhorrescire Ketteler nicht. Aber dieser würde die Wahl nicht annehmen wegen seiner auf den respektabelsten Gründen beruhenden strengen Auffassung über das Band das ihn an seine Diöcese fessele." Am 17. April meldete Ketteler seiner Schwägerin: „Die Gefahr wegen Breslau ist jetzt glücklich an mir vorüber, da auch Viale Prelà erklärt hat, daß mich der heilige Vater nicht von hier wegnehmen werde." In Breslau aber erfolgte am 19. Mai mit Einstimmigkeit die Wahl des mit Ketteler vorher wie nachher aufrichtig befreundeten Dr. Förster zum Fürstbischof.

Schon in der ersten Zeit der Amtsführung hatte Ketteler erfahren müssen, daß er in seiner eigenen Bischofsstadt vor gemeinen Beschimpfungen

1) Lorinser konnte hier Rom vor Augen haben, wo man begreiflicher Weise nicht wünschen mochte, Ketteler aus der oberrheinischen Provinz wieder ziehen zu lassen, wo so schwere Fragen zu lösen waren und Kämpfe bevorstanden. In Rom hatte man noch immer das Auge auf Ketteler gerichtet als den Nachfolger für Hermann v. Vicari in Freiburg. Weßhalb in Breslau viele Wohlgesinnte mehr zu Ketteler als zu Förster neigten, war einerseits Försters Kränklichkeit, andererseits der Zwiespalt der Meinungen hinsichtlich des Güntherianismus. Förster stand im Rufe, diesem günstig zu sein.

2) Denkwürdigkeiten II, 28.

3) Der bekannte Cultusminister der Reaktions-Periode.

4) Der Staat und die Bischofswahlen in Deutschland. Leipzig 1874 S. 249 Anm.

nicht gesichert sei. Wiederholt hatte der Staatsprocurator bei ihm angefragt, ob er strafrechtliche Verfolgung der Schuldigen wünsche, Ketteler hatte es stets abgelehnt. Da wurde im Herbst 1852 in der Stadt Mainz eine, wie der Staatsprocurator sich ausdrückt, „höchst unzüchtige, die Sittlichkeit schwer verletzende bildliche Darstellung in Umlauf gesetzt", auf welcher eine Figur in bischöflicher Amtskleidung dargestellt war. Was das Bild selbst schon erkennen ließ, wurde im Untersuchungsverhör durch die Zeugenaussagen bestätigt, daß das Bild direct auf Herabwürdigung und Verhöhnung des Mainzer Oberhirten gemünzt war. Als diesmal nach geschlossener Voruntersuchung 27. November der Staatsprocurator abermals über Strafverfolgung anfragte, ließ Ketteler 29. November antworten: „daß, wenn er auch gerne bereit sei, jede ihm zugefügte Beleidigung zu verzeihen und auf jede gerichtliche Untersuchung und Bestrafung zu verzichten, er doch seines Amtes wegen weder dulden könne noch dürfe, daß seine Ehre in einer so abscheulichen Weise, wie in vorliegendem Falle geschehen, angegriffen werde, und er sich daher entschlossen habe, wegen der ihm zugefügten Beleidigung Klage zu erheben."

Am 12. Januar 1853 erfolgte die Verurtheilung der 3 Schuldigen, nicht zwar wegen schwerer Ehrenkränkung des Bischofs, die nicht als feststehend angenommen wurde, wohl aber wegen Verletzung der Schamhaftigkeit und Herabwürdigung der Religion. Dem Meistschuldigen waren 6 Monate Correktionshaus und 30 fl. Geldbuße, dem Mindestbetheiligten 3 Monate 8 Tage Correktionshaus und 10 fl. Geldbuße zuerkannt worden.

Während noch die Untersuchung über diesen Proceß im Gange war, wurde ein in Frankfurt gedrucktes Flugblatt in Stadt und Diöcese Mainz verbreitet, enthaltend „ein römisch-katholisches Glaubensbekenntniß, wie es in Ungarn den Evangelischen öffentlich vorgeschrieben und vorgelegt worden." Das Flugblatt war abgedruckt aus der von Pastor Böttticher in Blumberg herausgegebenen „Dorfkirchenzeitung" von 1852; es strotzte von den gröbsten Verdrehungen und abscheulichsten Entstellungen der katholischen Lehre.

Diesmal half Ketteler sich selbst. Noch Ende Dezember erschien im Druck eine kleine Flugschrift von 12 Seiten: „Oeffentliche Erklärung des Bischofs von Mainz in Betreff eines angeblich katholischen Glaubensbekenntnisses", in welcher der grobe Betrug gründlich ins Licht gestellt wurde.

„Wenn ich so oft widerlegte Angriffe noch einmal zurückweise," schloß der Bischof, „so habe ich dafür keinen andern Grund als mein Verlangen, Irrthümer zu beseitigen, die ganz geeignet sind, in dieser Diöcese, wo Katholiken und Nichtkatholiken nahe zusammenwohnen, tiefen Haß und Zwietracht zu veranlassen . . . Es besteht zwischen uns und unseren nichtkatholischen Brüdern ein Gegensatz, der schon oft genug gewürdigt und den wir nur beklagen, aber nicht beseitigen können, der Gegensatz in unserem Glauben.

Eben weil wir von der Wahrheit der Glaubenssätze der katholischen Kirche überzeugt sind, deßhalb können wir keinen Satz von denselben aufgeben.

Dagegen scheint es mir ein durchaus schändliches Verbrechen zu sein, diese Trennung, wie es jetzt geschieht, durch Lug und Trug zu vergrößern und an die Stelle einer vernünftigen, redlichen Erörterung den Kampf blinder Leidenschaft hervorzurufen. Ich gebe daher diese Erklärung in der wohlmeinenden Absicht, um das, was uns trennt, wieder auf Wahrheit und Wirklichkeit zurückzuführen, und in diesem Bestreben sollten sich Katholiken und Nichtkatholiken, deren Ziel nicht der Haß, sondern die Wahrheit ist, die Hand bieten."

Beschimpfungen des Bischofs nicht blos in der Stadt Mainz, sondern auch auf den Ortschaften, sei es bei der Predigt an Wallfahrtsorten, sei es bei Gelegenheit der Ausspendung der Firmung, wiederholten sich auch in den folgenden Jahren. Nach einem solchen Vorfalle in Alzey stellte der dortige Pfarrverwalter das Ansuchen an das bischöfliche Ordinariat, die Strafuntersuchung zu beantragen, „wegen Beschimpfung sowohl des Bischofs in seinem Amte, als der Lehren und Gebräuche der katholischen Kirche." Indem das Ordinariat 18. Dezember 1856 diesem Gesuche Folge gab, sah es sich veranlaßt dem Staatsprocurator gegenüber zu bemerken: „In der That scheint es geboten, bei den in neuerer Zeit nur zu oft vorkommenden Brutalitäten gegen die Religion und ihre Diener, da wo das Gesetz Schutz gewährt, auch diesen Schutz entstehenden Falles anzurufen."

Da nun aber der Bischof von der Gerichtsbehörde aufgefordert wurde seinerseits eine Klage einzureichen, ließ er erwidern, daß er „wegen Beleidigung seiner Person eine Klage zu erheben nicht beabsichtige, dagegen das officielle Einschreiten wegen Herabwürdigung der Religion selbstverständlich in dem vorliegenden Falle ganz dem Ermessen Großherzoglicher Staatsprocuratur anheimstelle."

Das Ende des Jahres 1858 brachte noch einen Vorfall eigener Art, welcher zwar nicht auf persönliche Beleidigung des Bischofs abzielte, dessen persönliche Empfindungen aber aufs tiefste verletzte. Die Mainzer „Liedertafel", ein Verein von über 500 Mitgliedern aus den gebildeten Ständen ohne Unterschied der Confession, feierte wie alljährlich das Cäcilienfest 22. Nov. durch ein Festmahl, das durch musikalische Productionen erheitert werden sollte. In dem gedruckten Verzeichniß der für diese Gelegenheit eingeübten „Tafellieder" fand sich auf der letzten Seite ein Trinklied in lateinischer und deutscher Sprache zum Wechselgesang zwischen Solo und Chor, eine burleske Nachahmung der beim katholischen Gottesdienst üblichen kirchlichen Melodieen. Ueber dem Liede standen, ein Drittel der Seite ausfüllend, drei Carrikaturen mit Säufer-Gesichtern und weitaufgerissenen Mäulern im Franciskaner-Habit. Die mittlere Gestalt hielt einen kelchförmigen Becher empor in einer Weise, die es nahe legte, „eine Hindeutung

auf den erhabensten Augenblick des katholischen Gottesdienstes" darin zu vermuthen. Unter dem Becher stand die Unterschrift „Poculum elevatum". Das so angekündigte Lied wurde auch wirklich vor der Festgesellschaft unter großem Beifall wiederholt gesungen; der Vorsänger war ein Deutschkatholik. Unter den vielen Katholiken, die der „Liedertafel" angehörten, hatte nur ein einziger Widerspruch erhoben. Im Vorstand der „Liedertafel" fanden sich neben 2 Protestanten auch 2 Katholiken, und der erste Vorsteher des ganzen Vereins, wenn auch seit längerer Zeit jeder äußern Theilnahme am katholischen Leben fern, gehörte einer achtbaren alten katholischen Familie an. Tag und Stunde dieser würdigen Festfeier fielen zusammen mit der feierlichen Eröffnung des von Pius IX. für die ganze Christenheit ausgeschriebenen „Allgemeinen Gebetes", das an jenem Abend mit allen Glocken festlich eingeläutet wurde.

Viele der Festtheilnehmer mochten bei dem schlechten Scherze eine Verhöhnung der Religion nicht im Auge gehabt und an eine solche nicht gedacht haben. Allein, daß dies in einer vorwiegend katholischen Stadt bei öffentlicher Gelegenheit und unter den gebildeten Klassen möglich war, verrieth eine beklagenswerthe Abstumpfung des religiösen Sinnes und war ein schlimmes Beispiel für die niederen Klassen. Der Bischof, auf die Gefahr hin, für den Augenblick bei manchen Verstimmung und Verbitterung hervorzurufen, hielt es für angezeigt, diesem Vorfall öffentlich eine Rüge zu Theil werden zu lassen. Er that es in einem besonderen Ausschreiben vom 21. Dez. 1858 „an die Bewohner von Mainz".

„Was mich dringend veranlassen mußte," schreibt er, „dem Unwillen, den alle treuen Kinder der Kirche und, ohne Zweifel mit ihnen auch noch viele Nichtkatholiken, über diese muthwillige Beleidigung empfinden, als Bischof einen öffentlichen Ausdruck zu geben, ist die abgezwungene Nothwendigkeit, in einem Falle thatsächlich nachzuweisen, welche Gesinnung in einem Theile der hiesigen Bevölkerung gegen die katholische Kirche vorhanden ist, welchen Begriff man vielfach mit den Worten Toleranz, Bildung rc. verbindet . . . Die Toleranz und Bildung duldet keine Beschimpfung eines Protestanten oder einer protestantischen Institution. Wir sind auch damit vollkommen einverstanden. Es ist eine Ehre der katholischen Kirche, daß sich in ganz Deutschland noch kein gläubiger Katholik an einer solchen Beschimpfung des Protestantismus betheiligt hat, wie sie hier gegen die katholische Kirche geübt ist. Wo sie aber je stattfände, würden alle Stimmen und Blätter, einschließlich aller katholischen, sich in Mißbilligung überbieten. Dagegen ist es nicht gegen diese Auffassung der Toleranz und Bildung, eine namenlos feindselige Gesinnung gegen die katholischen Institutionen kundzugeben und in einer Weise, die alles Maß der Unsitte und Unanständigkeit überschreitet, diese Kirche zu verhöhnen, — ja es erhebt sich kein einziges öffentliches Wort des leisesten Tadels über eine solche That!" . . .

Was Kettteler ganz besonders verletzt zu haben scheint, war die Verhöhnung des Franciskanerhabits auf dem Verzeichniß der „Tafellieder".

Er erinnerte daran, was der hl. Franciscus zu seinen Lebzeiten gewesen sei, und fuhr dann fort:

„Auch hier in Mainz ist seit etwa 6 Jahren wieder ein Haus der Söhne des heiligen Franziskus, von der Observanz des Kapuzinerordens, errichtet. Wenn irgend ein Stand der hiesigen Bevölkerung durch ganz tadellose treue Pflichterfüllung bei allen, die noch für Anstand und Sitte Empfindung haben, den Anspruch auf Achtung erheben kann, so sind es ohne Zweifel die Mitglieder des hiesigen Kapuzinerconventes. Zu den ersten Kapuzinern, die nach langer Unterbrechung hierher kamen, gehörte mein seliger Bruder, der so ehrenhaft wie irgend jemand seine Stellung jederzeit in der Welt ausgefüllt hatte, als er sein nicht unbeträchtliches Vermögen den Armen austheilte, so viel Freunde, die ihn achteten und liebten, in der Welt verließ, als ihn Menschen näher gekannt hatten, und in den Orden des heiligen Franziskus eintrat. Die letzten Jahre seines Lebens hat er dann hier in dem armen Klösterchen gewirkt und gelebt, bis er, unterliegend der Strenge des Ordenslebens, todtkrank in seine geliebte Heimath zurückkehrte. Bald darauf ist er gestorben.

Außer ihm haben hier das Kleid des heiligen Franziskus getragen mehrere Priester und Brüder theils aus hiesiger Stadt, theils aus der Diöcese, theils aus Tirol und Westfalen, alle aus den ehrenwerthesten und tadellosesten Familien mit dem fleckenlosesten Rufe vor und nach dem Eintritt in den Orden. Der bisherige Vorsteher des hiesigen Klosters war ein ungemein ehrwürdiger Pater, aus Botzen gebürtig. In ihm war in ganz eigenthümlicher Weise die größte Lebenserfahrung und Klugheit mit wunderbarer Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit verbunden. Er war ein hohes Vorbild der evangelischen Einfalt und Demuth. Nachdem er hier, wie in einem großen Theile von Tirol und Bayern mit rastloser Thätigkeit und unermüdlicher Liebe gewirkt hatte, ist er, nach Ablauf der bestimmten Zeit seines Amtes, arm fortgezogen, wie er arm gekommen war, ohne einen andern Lohn oder Dank zu erlangen, als den seines guten Gewissens. Das sind die Männer mit dem Kleide des heiligen Franziskus, die bisher hier gewirkt haben . . . . . . Und solche Männer wagt man hier in öffentlicher Gesellschaft unter gebildeten Menschen durch Beschimpfung ihres Kleides zum Gegenstand des Spottes und Hohnes zu machen — an der Ehrenkränkung solcher Männer findet man Stoff zur Belustigung."

Zur Entschädigung waren dem apostolischen Bischof aber auch Ereignisse tröstlicher Art beschieden. Am 13. Mai 1853 trat der bisherige Prediger der Deutschkatholischen Gemeinde in Offenbach, G. Keilmann, zu Mainz zur katholischen Kirche zurück. Als Studierender der katholischen Theologie zu Gießen hatte er sich einst zum Abfall verleiten lassen; am 14. Mai 1853 empfing er wieder die hl. Sakramente und veröffentlichte 16. Mai einen schönen und reumüthigen Widerruf, in welchem er seine Fehler eingestand und erklärte „sich freiwillig und aus innigster Ueberzeugung der göttlichen Autorität der hl. katholischen Kirche wieder unterworfen" zu haben.

Manche angesehene Protestanten, welche zur Kirche zurückkehrten, wählten zum Ort ihrer feierlichen Aufnahme mit Vorliebe Mainz und bedienten sich gern des Rathes und Beistandes von Seiten des dortigen

Bischofs. Noch als Propst in Berlin war dieser im Frühjahre 1850 einem höchst bedeutenden Convertiten, dem Freiherrn Karl v. Vogelsang, ein weiser und erfolgreicher Rathgeber gewesen [1]). Im Frühling 1852 nahm er als Bischof von Mainz den Freiherrn Aug. Kuno v. d. Kettenburg, dessen Gattin Thekla geb. Freiin v. Günderode nebst vier Söhnen in die katholische Kirche auf [2]). Im Frühjahre 1855, wohl kurz nach Ostern, hatte er jene denkwürdige Unterredung mit dem Erfurter Regierungsrath Wilhelm Volk, der unter dem Namen Ludwig Clarus längst ein warmer Vertheidiger der katholischen Kirche geworden war, ohne ihr persönlich noch anzugehören. Er trug Ketteler seine Schwierigkeiten vor, und der Bischof sprach ernst und offen zu ihm von der strengen Gewissenspflicht, der erkannten göttlichen Offenbarungslehre sich zu unterwerfen. Volk gab während der Unterredung selbst in keinem Punkte nach, und doch war sie für ihn entscheidend: „Der Ernst der Sache, der noch niemals von solcher Autorität angewendet und so ganz auf ihn gerichtet, ihm entgegengetreten war, hatte ihn tief ergriffen, wo nicht erschüttert." Am 18. Okt. des gleichen Jahres trat Volk mit seiner trefflichen Gattin in die Gemeinschaft der Kirche zurück. Der gute Rath, den Bischof v. Ketteler ihm gegeben, hatte ihm zuletzt aus der innern Verwirrung und Unschlüssigkeit den Ausweg gewiesen [3]). Um die Mitte des Monats Mai 1855 kam auch ein junger Assessor aus Hannover nach Mainz, theils um einen Universitätsfreund von Göttingen, einen ehemals protestantischen Juristen, aufzusuchen, der jetzt als Convertit im Mainzer Seminar dem Studium der Theologie oblag, vorzüglich aber, um vom Bischof v. Ketteler die Aufnahme in die Kirche zu erbitten. Es war Freiherr Ludwig v. Hammerstein, der 27 Jahre später als katholischer Priester und Mitglied der Gesellschaft Jesu seine Erinnerung an jene Tage aufgezeichnet hat [4]):

„Sogleich führt mein Freund mich zur bischöflichen Wohnung, macht mich dort mit Graf (Max v.) Galen bekannt, welcher obwohl Seminarist, beim Bischof als dessen Kaplan wohnte. Nach kurzer herzlicher Begrüßung — denn brieflich kannten wir uns ja schon — geht's weiter zum Zimmer des Hochwürdigsten Bischofs, und da stehe ich denn plötzlich vor einem Manne voll Würde und Hoheit und doch zugleich voll wohlthuender Milde, wie ich kaum etwas Aehnliches gesehen. Es war Wilhelm Emmanuel Freiherr v. Ketteler, Bischof von Mainz. Mit väterlicher Güte nahm er mich auf . . .

Ich hatte das Glück, beim Bischof im Hause wohnen zu dürfen, in einem freundlichen stillen Zimmerchen, welches ebener Erde nach dem Garten

1) Rosenthal, Convertitenbilder I. Bd. 2. Th. S. 468.

2) a. a. O. III. Bd. 2. Abth. S. 372.

3) a. a. O. Bd. I, 3. Th. 148—151; Simeon. Wanderungen und Heimkehr eines christlichen Forschers III. Bd. S. 310 XXII. (Die Schwierigkeiten vor dem Tribunale eines Fürsten der kathol. Kirche.)

4) Erinnerungen eines alten Lutheraners. Freiburg 1890. (3. Aufl.) 138 ff.

hinausging und von hübschen Akazien beschattet wurde. An den Wänden hingen uralte deutsche Gemälde, wie es schien, ehemalige Altarbilder. Eine klösterliche Stille herrschte hier und ein Friede, wie ich ihn lange entbehrt hatte. Es war das Zimmer, welches P. Bonaventura, der frühere Husarenoffizier, welcher [im gleichen Jahre, Januar 1855] als Kapuziner starb, zu bewohnen pflegte, wenn er seinen Bruder, den hochwürdigsten Bischof besuchte . . .

Während dieser Tage hatte ich die Freude, täglich bei Tisch und nach Tisch mit dem hochwürdigsten Bischof zu verkehren. Sein Wesen war herzlich und natürlich, aber stets mit einem gewissen Ernst gepaart . . . Als ich von meinem juristischen Examen erzählte, wie ich die Kirchengewalt definirt hätte als die Gewalt des Landesherrn, über die protestantische Kirche zu regieren, und als ich etwas spöttisch hinzufügte, der Examinator habe jenes „über die protestantische Kirche“ corrigirt und „in der protestantischen Kirche“ dafür haben wollen, erhielt ich eine wohlverdiente Zurechtweisung; der Examinator, meinte der Bischof, habe ganz Recht gehabt. Ich schwieg, denn ich fühlte, daß sein Tadel begründet war . . .“

Den Unterricht und die ersten Exercitien des Convertiten hatte auf Anordnung des Bischofs Dr. Heinrich geleitet; in der bischöflichen Hauskapelle nahm ihn dieser in die Kirche auf. Am Pfingstmontag, den 28. Mai 1855 spendete der Bischof dem Convertiten mit mehreren andern Erwachsenen und den Erstkommunikanten der Stadt in dem Dom zu Mainz die hl. Firmung. Er predigte dabei über Eph. 6. 11. 12: „Ziehet an die Rüstung Gottes, damit ihr bestehen könnt gegen die Nachstellungen des Teufels rc.“

Schon nach wenigen Wochen kehrte Assessor v. Hammerstein aus der protestantischen Heimath nochmals nach Mainz zurück, das große Bonifatiusfest mitzufeiern. „Hier ward mir wieder wohl,“ schreibt er in dankbarer Rückerinnerung, „voll Begeisterung wohnte ich den erhabenen Feierlichkeiten bei.“ Hier stellte er sich zum ersten Male dem Bischof von Hildesheim als seinem Diöcesanbischof vor, hier hörte er zum ersten Male einen Jesuitenpater predigen [1]).

Noch in den letzten Monaten des Jahres 1859 wandten sich an den Bischof von Mainz, gleichfalls in Angelegenheit ihrer Conversion, Freiherr Karl Hermann v. Löwenskiold, ein junger dänischer Edelmann [2]), und bald darauf Jan. 1860 die Gräfin Reinhard zu Solms-Laubach geb. Prinzeß

1) a. a. O. 146.

2) Er convertirte zugleich mit seiner Großmutter, Baronin v. Löwenskiold, einer der ersten Damen der dänischen Aristokratie. (vgl. Hist.-polit. Blätter 1860 Bd. 46, 842 f.) Graf F. Hahn, der ihn an den Bischof gewiesen hatte, schrieb dazu aus Neuhaus 18. Sept. 1859: „Daß Sie gnädiger Herr ihn liebreich aufnehmen werden, weiß ich ebenso gewiß, als ich die Ueberzeugung habe, daß er einen bessern Rathgeber in dieser Sache nicht wohl finden könne.“

Ida v. Isenburg-Büdingen [1]). Im gleichen Monat, in welchem der Uebertritt der Gräfin sich vollzog, erhielt der Bischof aus Frankfurt eine Zuschrift von G. Fr. Daumer [2]), der am Feste Mariä Himmelfahrt 1858 im Dom zu Mainz in die Kirche aufgenommen worden war:

„Euerer Bischöflichen Gnaden erlaube ich mir, hiermit meine Conversionsschrift zuzusenden. Meine Kräfte und Mittel sind zu gering, als daß ich mir erlauben dürfte, auf meine Leistungen einen Werth zu legen, der sie der Aufmerksamkeit Ew. Bischöflichen Gnaden würdig machte. Ich freue mich bloß, eine Gelegenheit gefunden zu haben, die hohe Verehrung und die glühende Dankbarkeit für alle mir durch Hochdieselben zu Theil gewordenen Gnaden und Wohlthaten auszudrücken, womit ich verharre rc."

Während so Freud und Leid im Leben des Bischofs mit einander wechselten, fehlte es auch nicht an unvorhergesehenen und außerordentlichen Heimsuchungen, durch welche die Vorsehung es liebt, die Geduld ihrer auserwählten Diener zu prüfen. Wie in das erste Jahr von Kettelers bischöflicher Amtsführung das große Unglück bei der Mainzer Katholiken-Versammlung, so fiel in das erste Jahrzehnt die verheerende Explosion des Pulverthurms. Am Nachmittag des 18. November 1857 entlud sich ohne näher bekannte Veranlassung in dem nahe beim Gauthore gelegenen Pulvermagazin der dort noch vorhandene Vorrath von 200 Centnern Schießpulver. Die furchtbare Erschütterung, die dadurch erfolgte, und der Hagel von Steinen, die mit ungeheuerer Gewalt über die ganze Stadt hingeschleudert wurden, verbreiteten nicht nur jähen Schrecken, sondern richteten auch bedeutenden Schaden an. Viele Menschenleben und noch mehr Verwundungen und Verstümmelungen waren zu beklagen. „Die durch die Explosion angerichtete Zerstörung ist eine fürchterliche," schrieb die „Mainzer Zeitung" 20. Nov.

„Der sogenannte alte Kästrich, meist von ärmeren Leuten bewohnt, ist ganz und gar zerstört, ebenso der obere Theil der Gaustraße bis zum Eingang der Stephansstraße . . . Auch die Brücken über dem Graben am Gauthor sind zum Theil zerstört . . . die in die Stadt fliegenden Steine zertrümmerten die Dächer . . . . Nicht blos in Mainz sind alle Fensterscheiben gesprungen und selbst die Fensterrahmen zerrissen in die Zimmer geschleudert worden, dasselbe ist auch in den umliegenden Orten . . . geschehen." „Die Rheinseite der Stadt," schrieb man der „Allgemeinen Zeitung" 19. November aus Mainz, „hat zwar dem äußeren Anschein nach wenig gelitten; die zerbrochenen Scheiben und eingerissenen Fensterstöcke sind da noch selten. Allein im Innern der Häuser wurden auch hier schon Thüren und Thürbekleidungen zerrissen und verzogen, Spiegel und Bilderrahmen von den Wänden geschleudert und anderer Schaden

1) Bereits Anfangs Oktober 1859 stand ihr Uebertritt vollständig fest und war lange vorbereitet.

2) Ueber diesen merkwürdigen Mann und seine Conversionsschrift (Meine Conversion. Ein Stück Seelen- und Zeitgeschichte, Mainz 1859) vgl. Katholik 1859 II, 1512 f.

angerichtet. Dieser wächst in dem Verhältniß, als man sich dem Ort des Unglücks nähert. . . . Je weiter man nach der Gaugasse und dem alten Käſtrich zugeht, um so dichter sind die Straßen mit Glasscherben, Kalkbewurf und zerbrochenen Dachziegeln bestreut. Ein vollendetes Bild der Zerstörung bietet der Stadttheil, welcher in der Nähe des Gauthores liegt. Von hier über den alten Käſtrich hinziehend sind die Dächer abgedeckt, die Sparren und Gebälke zerbrochen und verschoben, die Mauern vom Bewurf entblößt, geborsten und oft siebartig durchlöchert, die Thüren und Fenster, sowie ganze Bretterwände verschwunden. Der Boden ist allenthalben mit Steinen, manche vom Gewicht mehrerer Centner besäet, und ein dichter Kalkstaub, welcher diese ganze Gegend bedeckt, gibt ihr das Ansehen einer leicht beschneiten Winterlandschaft."

Abgesehen von der Ketteler eigenen Theilnahme für das Loos der Armen und Leidenden, wie für das öffentliche Unglück überhaupt, war er selbst als Bischof schwer betroffen, denn auch die Kirchen hatten bedeutend gelitten.

„Im Dom", schrieb man der Allg. Ztg. 19. November,[1] „liegt der Boden voll Glas und Steintrümmer. Von den drei gemalten Glasfenstern im Chor ist das rechtseitige fast gänzlich zerstört, vom mittleren . . der untere Theil zersplittert. Auf der Seite nach dem Kreuzgang ist das letzte Fenster samt dem Steinrahmen eingestürzt, und zum Theil auf den dort stehenden Altar gefallen. Von einigen Denkmälern sind Verzierungen und Rosetten abgesprungen. Auch die Grundmauern des herrlichen Baues sollen gelitten haben."

An der Liebfrauenkirche war das schöne Portal durch die mit Heftigkeit dawider geschleuderten Steine zersplittert. Am schlimmsten erging es der Stephanskirche. „Die schöne, altehrwürdige St. Stephanskirche", schrieb man 19. Nov. aus Mainz, „gleicht einer Ruine. Die Fenster sind zerbrochen; das Dachwerk ist zum Theil weggerissen, die Orgel zerstört und ihre Pfeifen sind nach allen Richtungen verkrümmt und verbogen." Auch der Thurm war erschüttert, und man fürchtete, er werde abgebrochen werden müssen.

Ketteler selbst beschreibt den Stand der Dinge, wie er sich ihm in den ersten Tagen darbot, in einem Brief an die Gattin seines Bruders Wilderich 21. November:

„Um Euch bei den Trauerbotschaften, die sich von hier aus überallhin verbreiten werden, nicht ohne Nachricht zu lassen, will ich Dir in aller Eile sagen, daß wir wohl und gesund sind. Ueberhaupt sind viel weniger Todte geblieben, als man bei einem solchen Steinregen, wie er mit der Kraft von Kanonenkugeln auf die Stadt geschleudert wurde, hätte erwarten sollen. Die Zahl der Todten wird etwa fünfzig sein. Schwerverwundet sind nicht sehr viele, Leichtverwundete mehrere Hundert. Von dem Anblick, den der obere Theil der Stadt bietet, kann man sich gar keinen Begriff machen. Um Dir ein Bild der Allgemeinheit des Schadens zu geben, so erzähle ich, daß in

---

1) Nr. 325 B. 5195.

meinem Hause[1]) zwei Kamine eingestürzt sind, ein Dachbalken von mehr als einen halben Fuß dickem und ganz gesundem Holz mitten durchgerissen, Fenster und Fensterrahmen zerbrochen, Thüren eingerissen wurden rc. Max[2]) und ich haben jeder ein nothdürftig eingerichtetes Zimmer, ebenso meine Dienstboten. Der Schaden ist ungeheuer. Die Kirchen sehen wahrhaft entsetzlich aus. Der alte Stephanspfarrer empfing mich gestern im Anblick seiner verwüsteten Kirche mit Thränen."

Das waren harte Schläge für eine arme Diöcese und deren Oberhirten, der erst 4 Monate zuvor, 13. Juli 1857, so hoffnungsfreudig den neugegründeten Dombau-Verein seiner Diöcese angekündigt und zur Unterstützung empfohlen hatte. Für den Schaden am Dome mußte ganz und gar der Dombau-Verein aufkommen. Sieben Fenster in gebranntem Glase für das Westchor und zwei Rosetten in den Kreuzarmen waren neu herzustellen, was eine Auslage von annähernd 6000 fl. veranlaßte[3]).

Um die Mitte Dezember 1857 schrieb der „Katholik" [4]):

„Der Heilige Vater hat den durch die Pulverexplosion Beschädigten 1200 Gulden durch den hochwürdigsten Herrn Nuntius in Wien gesendet, begleitet von einem wahrhaft väterlichen Schreiben. Diesem väterlichen Akte des Papstes verdient das Ausschreiben des Erzbischöflichen Ordinariates von Köln an die Seite gestellt zu werden, wodurch eine Kirchen-Collekte für die beschädigten Kirchen in Mainz — angeordnet wird. Möchte diese ächt kirchliche und zweckmäßige Maßregel Nachahmung finden, damit nicht bei den Unterstützungen die Kirchen leer ausgehen und in Folge verzögerter Restauration die Religion selbst Schaden nehme."

Das lokale Unglück des Jahres 1857 war nur ein Vorbote größerer Heimsuchungen und noch gewaltigerer Erschütterungen für die Welt im großen. Es kam der Italienisch-Oesterreichische Krieg des Jahres 1859, mit allem, was er Schmerzliches und Bedrohliches in seinem Gefolge hatte. Lange hoffte Ketteler noch das Beste; am 16. April 1859 schrieb er:

„Daß Preußen sich zu Oesterreich im entscheidenden Augenblick halten wird, glaube ich; ich hoffe, aus besseren Motiven, aber schon das gemeinste Interesse scheint es dazu zu nöthigen. Es liegen merkwürdige Keime in unserer Zeit zu einer außerordentlichen Entwickelung zum Guten wie zum Bösen; ich vertraue noch immer, daß wir uns auf dem Wege zur Besserung befinden."

Pius IX. hatte in einem Rundschreiben an alle Bischöfe der katholischen Welt, 27. April 1859, dieselben aufgefordert, in ihren Diöcesen

1) Ziemlich weit von der Stätte des Unglücks.

2) Graf Max Galen.

3) Vgl. Rechenschaftsbericht des Dombau-Vereins zu Mainz vom 4. April 1864 (Rheinische Blätter für Unterhaltung rc. Beiblatt zum Mainzer Abendblatt, Nr. 105 5. Mai).

4) 1857 II, 528.

öffentliche Gebete um Erlangung des Friedens anzuordnen. Bischof v. Ketteler kam in seinem Hirtenbriefe vom 17. Mai dieser Aufforderung aufs bereitwilligste nach. „Fühlt ja in diesem Augenblicke jeder Mensch," schreibt er, „daß eine furchtbar ernste Zeit angebrochen ist, daß nicht blos das zeitliche Wohl, sondern auch die höchsten und heiligsten Güter der Menschheit von schweren Gefahren bedroht sind."

Außer besondern Andachten für alle Donnerstag Abende und bestimmten Gebeten in der täglichen hl. Messe der Priester wie im Sonntagsgottesdienst, sollte namentlich das Fest „Helferin der Christen" am 24. Mai durch Hochamt und Bittprozession zu einem großen und heiligen Bettage gemacht werden. Auch zum Sakramenten-Empfang wurde durch besondere Gnadenbewilligungen aufgefordert. Ketteler bemerkte dazu:

„Indem ich Euch zum Gebet um Frieden im Namen des heiligen Vaters aufforderte, kann ich es als deutscher Bischof nicht unterlassen, diesem ersten Gegenstande unseres Gebetes einen zweiten beizufügen. Vielleicht muß ein dauerhafter, auf Gerechtigkeit und Wahrheit gebauter Friede erst durch große Kämpfe errungen werden. Darum betet auch recht beharrlich um die Einigkeit der deutschen Fürsten und Völker; betet um den Sieg der gerechten Sache, um den Sieg der österreichischen, der deutschen Waffen.

Ich würde es nicht wagen, mit Euch um diesen Sieg den Gott der Gerechtigkeit, den Richter aller Völker anzuflehen, wenn ich nicht aufs Tiefste und Klarste überzeugt wäre, daß die Gerechtigkeit auf dieser Seite ist. Wenn daher die deutschen Männer und Jünglinge auch unseres Landes berufen sein sollten, gleichfalls am großen Kampfe Theil zu nehmen, so dürfen wir Gott danken, daß sie ihre Tapferkeit und ihr Blut für eine gute Sache, zum Schutz und Schirm der Ehre und des Rechtes unseres großen Vaterlandes, zur Vertheidigung der heiligsten Güter einsetzen."

Doch fügt der Bischof die echt christliche Mahnung bei:

„Wie immer wir aber auch in Gesinnung, Gebet und That für die Gerechtigkeit und die Sache unseres Vaterlandes eifern, bewahren wir unsere Herzen vor jener unchristlichen Gesinnung, die andere Völker haßt oder verachtet. Als Christen müssen wir alle Dinge im Lichte des Glaubens betrachten, und nach dieser hohen und allein wahren Auffassung sind alle Völker unsere Brüder, Kinder desselben Gottes, Glieder an demselben Leibe der Christenheit. Als solche müssen wir sie lieben und achten. Sehen wir daher andere Völker, die um ihrer vortrefflichen Eigenschaften willen Großes und Gutes zur Ehre Gottes und zum Wohle der Menschen zu leisten berufen sind, in einen Kampf hineingerissen, den wir nur als einen ungerechten betrachten können, so tragen jene die Verantwortung, welche diese beklagenswerthen Ereignisse in ihrem Uebermuthe und durch ihre frevelhaften Pläne herbeigeführt haben. Um so inständiger müssen wir beten, daß Gott in seiner unergründlichen Erbarmung bald und schnell alles zum Guten wenden und den christlichen Völkern wahre und dauerhafte Versöhnung und Seinen heiligen Frieden schenken wolle."

Auf das Fest Helferin der Christen bestieg der Bischof selbst im Dom die Kanzel. Er ermunterte vor allem zu lebendigem Glauben an Gottes allwaltende Vorsehung, daher auch zu festem Vertrauen auf Gott und auf Gott allein, aber auch zur Ergebung in Gottes Schickungen. Im Schlußtheile der Predigt zählte er auf, für wen und was bei diesen Andachten die Gläubigen beten sollten:

Um den Frieden, für alle, Freund und Feind, den innern und äußern Frieden. — Für die Kirche und den Papst. — Für die Einheit unseres Vaterlandes. — Für Frankreich wie für Oesterreich. — Für Soldaten, Verwundete und Sterbende.

Bei all dieser Gerechtigkeit und Milde der Gesinnung sah sich Bischof v. Ketteler, auch nachdem der Friede zwischen Oesterreich und Frankreich unrühmlich genug abgeschlossen war, durch eine anscheinend harmlose Anforderung des kaiserlich französischen Gesandten in Darmstadt in nicht geringe Verlegenheit versetzt. Schon in den ersten Jahren des neugegründeten Napoleonischen Regimentes in Frankreich hatten die kaiserlichen Gesandten an den deutschen Höfen die Gepflogenheit angenommen, alljährlich am 15. August als dem „Napoleonstage" in den katholischen Hauptkirchen am Sitz der Gesandtschaften einen eigenen Gottesdienst für ihren Souverän halten zu lassen. „Ich habe stets ungern die Erlaubniß dazu gegeben," schreibt nachmals der Stadtpfarrer von Darmstadt, „aber man hat damals auch anderswo gleiche Gottesdienste abgehalten, weil man den Kaiser der Franzosen als den Retter der Gesellschaft betrachtete, indem er als Besieger der Revolution erschien, und weil es sich damals noch nicht um vergleichsweise politische Sympathien und Antipathien andern Staaten und Potentaten gegenüber handelte."

Als nun aber im Anfang August 1859 der französische Gesandte in Darmstadt Graf Guitaud abermals wegen des Gottesdienstes für den Kaiser der Franzosen sich an den Stadtpfarrer Dr. Lüft wandte, antwortete dieser kurz, ohne Angabe von Gründen, daß die Abhaltung eines solchen Gottesdienstes nicht statthaben könne. Der französische Gesandte richtete deßhalb eine Beschwerde an den Ministerpräsidenten v. Dalwigk, damit dieser auf den Pfarrer einen Druck ausübe. Herr v. Dalwigk, für welchen der Vorfall um so mehr ein peinlicher war, da seine eigenen Sympathien für Oesterreich, genugsam bekannt, schon zum Angriff auf ihn gedient hatten, sandte einen seiner Ministerialräthe, einen bewährten trefflichen Katholiken, Herrn Crève, um die Angelegenheit mit dem Pfarrer in Güte beizulegen. Allein Dr. Lüft blieb unerschütterlich, und als der Ministerialrath den Ausweg vorschlug, zur Abhaltung des Gottesdienstes einen „fremden" (d. h. französischen) Geistlichen von auswärts kommen zu lassen, erwiederte der katholische Stadtpfarrer von Darmstadt: daß er als Pfarrer dazu die Er-

laubniß zu geben hätte und daß er dieselbe nicht geben würde. Er werde in dieser Sache seine canonischen Rechte als Pfarrer ganz unverkürzt wahren und nicht erlauben, daß in dieselben ein Eingriff gemacht würde. Nicht zufrieden mit dieser mündlichen Abweisung, schickte er einige Stunden später eine diese Erklärung noch bekräftigende Darlegung an Herrn v. Dalwigk:

„Einen feierlichen Ehrengottesdienst für fremde, zumal außerdeutsche Potentaten zu veranstalten ist überhaupt nicht Gebrauch in Deutschland und keineswegs besteht dafür irgend eine Verpflichtung. Es liegt daher für den französischen Gesandten auch kein Grund vor, es unrecht zu finden, daß seiner Bitte nicht willfahrt worden ist; im Gegentheil erscheint diese Bitte selbst als eine solche, die auf einer gänzlichen Verkennung ganz naheliegender Rücksichten beruht. Denn der Herr Graf (Guitaud) stellte diese Bitte in einem Augenblick, wo die Gewährung derselben mit Rücksicht auf die politischen Constellationen eine politische Demonstration sein würde. . . . . . Alles hat sich jetzt ganz anders gestaltet. Jetzt hat der Kaiser der Franzosen, im Bunde mit der Revolution, den ersten deutschen Bundesstaat bekriegt, einen ungerechten Krieg angefangen, einen Feuerbrand mitten in die friedliche Welt hineingeworfen und über tausend und tausend Familien Unglück gebracht."

Noch hatte Dalwigk diese nachträgliche schriftliche Antwort des Stadtpfarrers nicht erhalten, als er sich mit der ganzen Angelegenheit an den Bischof wandte. Unter dem Datum „Darmstadt d. 10. August 1859" schrieb Nachmittags 5 Uhr er eigenhändig an Ketteler:

Hochwohlgeborener Freiherr, Hochwürdigster Herr Bischof! Es ist ein eigenthümlicher Gegenstand, bezüglich dessen ich die mir so oft bewährte Güte Ew. Bischöflichen Gnaden in Anspruch zu nehmen, mir erlaube.

Seit 6 Jahren wird am 15. l. M., dem Napoleonstage, in der hiesigen katholischen Kirche, auf jedesmaliges Ersuchen des Französischen Gesandten am Großherzogl. Hofe, eine Messe gelesen. In diesem Jahre hat Herr Domkapitular Lüft die Abhaltung dieses gottesdienstlichen Aktes auf das Entschiedenste verweigert. Der Kaiserlich Französische Gesandte Graf Guitaud, dessen Haltung und Benehmen der Großherzogl. Regierung gegenüber ich im allgemeinen, und insbesondere während des nun beendeten Italienischen Krieges, ich auf das dankbarste anerkennen muß, war durch diese Weigerung natürlich sehr unangenehm berührt und hat sofort bei mir Beschwerde geführt und meine Intercession dringend verlangt.

Ich erwiederte dem Grafen Guitaud, daß ich zu einer Einmischung in die inneren Angelegenheiten der katholischen Kirche im Großherzogthum, zu welchen auch die Anordnung der Abhaltung einer Messe und sonstiger religiöser Feierlichkeiten gehöre, nicht befugt erscheine, daß ich aber gerne bereit sei, den Herrn Domkapitular Dr. Lüft im Namen der Großh. Regierung bitten zu lassen, er möge auf seine Weigerung verzichten, die der Großh. Regierung im höchsten Grade unangenehm sei, die ich, dem Souverän einer katholischen Großmacht, die mit dem Oberhaupt der kathol. Kirche im besten Einvernehmen lebe [1]),

---

1) Es ist der Diplomat Dalwigk, der dieß officiell mündlich erklärt, und in seinem Brief beiläufig, und wohl nicht absichtslos einfließen läßt.

und mit der die Großherzogl. Regierung in freundschaftlichen Beziehungen stehe, gegenüber, nicht zu begreifen vermöge, am allerwenigsten jetzt nach glücklich wiederhergestelltem Frieden. —

Ich habe mein Versprechen heute Morgen durch Absendung eines katholischen Mitgliedes des Ministeriums an Herrn Domkapitular Dr. Lüft erfüllt. Ich habe dadurch erfahren, daß Herr Dr. Lüft seine Weigerung lediglich auf politische Gründe, auf Vorwürfe, welche er dem Kaiser der Franzosen wegen seines Verhaltens gegen Oesterreich machen zu müssen glaubt, motivirt. Jede Vorstellung, daß Politik der katholischen Kirche fern sein müsse, daß, wenn Herr Dr. Lüft mit der Haltung des Kaisers der Franzosen persönlich nicht einverstanden sei, er doch nicht vergessen möge, daß das Christenthum gebiete, auch für seine Feinde zu beten, daß er seit 6 Jahren die fragliche Messe unweigerlich abgehalten habe, daß ein ihm so dringend ausgesprochener Wunsch der Großh. Regierung von seiner Seite doch wohl Berücksichtigung verdiene ɩc. war vergeblich. Herr Domkapitular Lüft ließ mir erwiedern, daß ich ihm in der fraglichen Angelegenheit keine Vorschriften zu ertheilen habe, und daß er unter keinen Umständen die fragliche Messe lesen lassen oder gestatten werde, daß ein anderer Geistlicher dieselbe liest.

Unter diesen Umständen bleibt mir nichts übrig, als Ew. Bischöflichen Gnaden zu bitten, den Herrn Dr. Lüft zu demjenigen anzuweisen, was er meinem dringenden und motivirten Ersuchen verweigert hat. Es bedarf keines Nachweises, welchen Werth die Großh. Regierung auf eine freundliche Erledigung dieser für sie recht peinlichen Angelegenheit zu legen hat, und wie dankbar dieselbe Ew. Bischöfl. Gnaden für eine Austragung in diesem Sinne sein würde . . .

Genehmigen Ew. Bischöfl. Gnaden auch bei diesem Anlasse den Ausdruck der aufrichtigsten Verehrung, mit der ich verharre

Ew. Bischöfl. Gnaden
gehorsamster Diener
v. Dalwigk.

Sobald der Bischof diesen Brief erhielt, sandte er denselben durch einen besondern Eilboten, dem die schleunigste Rückkehr anempfohlen war, zur Gegenäußerung an Dr. Lüft nach Darmstadt. Unglücklicher Weise kam Lüft an diesem Tage spät aus der Sitzung und hatte nur eben noch Zeit, in aller Eile die nothwendigsten Bemerkungen aufs Papier zu werfen. Er legte eine Abschrift seiner Erklärung an den Ministerpräsidenten vom vorhergehenden Abend bei und äußerte:

„Die in diesem Schreiben von mir ausgesprochene Ansicht ist immer noch feststehend bei mir, und kann und werde ich meinerseits nicht davon abgehen. Ich will mich nicht des Ministers wegen vor meiner Gemeinde und ganz Deutschland compromittiren und meiner Stellung und innigsten Ueberzeugung zuwiderhandeln. Diese Sache steht bei mir so fest, daß ich lieber meine Pfarrstelle aufgeben würde. Ew. Bischöfl. Gnaden mißdeuten mir dieses gewiß nicht. Es würde außerordentlich schön sich ausnehmen, wenn ich gerade an diesem 15. August, der diesmal ein Schmerzenstag für Oesterreich und jeden redlichen Deutschen ist, auch meinerseits dem Kaiser der Franzosen, so viel an mir ist, einen Triumphzug bereiten würde. Man muß auch diese Dinge nur nehmen, wie sie

in der That zu nehmen sind. Diese Gesandten wollen nicht ein stilles frommes Gebet, überhaupt kein Gebet, nicht die Wirkung des hl. Opfers, sondern sie wollen einen Eclat, eine öffentliche Demonstration, die dann auch als solche in den Zeitungen figurirt. So würden zu diesem Gottesdienst das diplomatische Corps, die Ministerien, das Offizierskorps eingeladen, und alle, Herrn v. Dalwigk und Crève ausgenommen, würden mich verfluchen, daß ich sie in diese Verlegenheit brächte."

Aber auch in Bezug auf diese beiden trefflichen Männer fügte Lüft als alter erfahrener Prakticus eine Bemerkung hinzu:

„Vertraulich füge ich noch bei, daß Herr v. Dalwigk mir nur so zu handeln scheint, um allen Vorwurf von der Regierung abzuwälzen. Sonst wäre sein Benehmen sehr schwach."

Allein bevor noch Lüfts Antwort nach Mainz gelangte, hatte bereits Dalwigk seinem ersten Schreiben ein zweites nachgeschickt:

Mein ganz ergebenstes Schreiben vom Gestrigen war bereits abgegangen, als ich die versprochene schriftliche Erklärung des Herrn Domkapitulars Dr. Lüft empfing. Ich erlaube mir, dieselbe anbei Ew. Bischöfl. Gnaden zu geneigtester Einsicht zu übersenden, indem ich um demnächstige gütige Rücksendung bitte.

Die Schlußfolgerung des Herrn Domkapitulars Dr. Lüft, daß die Abhaltung einer Messe am Napoleonstag unter den vorliegenden Umständen eine politische Demonstration sein würde, ist offenbar unrichtig. Nicht dies, sondern umgekehrt, die Weigerung, eine Messe, die man 6 Jahre lang unbeanstandet celebrirt hat, nun in Folge neuester politischer Ereignisse ferner zu celebriren, ist eine dem Geiste der katholischen Kirche fremde Demonstration.

Ferner war die fragliche Messe in frühern Jahren niemals, wie Herr Dr. Lüft angibt, ein feierlicher Ehrengottesdienst, sondern eine stille gottesdienstliche Handlung ohne Musik.

Genehmigen Ew. Bischöflichen Gnaden den erneuten Ausdruck der verehrungsvollsten Gesinnungen, mit denen ich verharre

Darmstadt am 11. August 1859.

Ew. Bischöflichen Gnaden
ganz gehorsamster Diener
v. Dalwigk.

P.S. Der Französische Gesandte Graf Guitaud hat mir bemerkt, er habe jedesmal in früheren Jahren nach Beendigung der Messe am 15. August, ein reichliches Geschenk für milde Zwecke der hiesigen katholischen Gemeinde gegeben. Die Rücksicht auf die Interessen der hiesigen bedürftigen Katholiken dürfte ein weiterer Grund für Herrn Dr. Lüft sein, von seiner Weigerung abzugehen.

v. Dalwigk.

Mit welchem Nachdruck der Französische Gesandte die Angelegenheit betrieb, zeigt der Umstand, daß Dalwigk noch am gleichen Tage ein drittes Schreiben nachschickte:

Mit Bezugnahme auf meine beiden ganz ergebensten Schreiben von heute und gestern, beehre ich mich, Ew. Bischöfl. Gnaden mitzutheilen, daß im Frank-

furter Dom zur Feier des diesjährigen Napoleonstages eine feierliche Messe gelesen werden wird, und daß die Französische Gesandtschaft am Bundestage bereits die in Frankfurt wohnenden Franzosen zur Theilnahme eingeladen hat.

Mit verehrungsvollsten Gesinnungen verharre ich

Darmstadt am 11. August 1859.

Euer Bischöflichen Gnaden
gehorsamster Diener
v. Dalwigk.

Nun kam die Reihe zu sprechen an den katholischen Bischof, welcher an demselben 11. August nach Darmstadt zurückschrieb:

Hochgeehrtester Herr Staatsminister! Auf die beiden sehr geschätzten Schreiben vom gestrigen Tage habe ich die Ehre zu erwiedern, daß ich mich gleich nach Empfang des erstern an den Herrn Domkapitular Lüft gewendet habe, um von ihm die Gründe zu vernehmen, die ihn bestimmen, den Gottesdienst für den 15. l. M. abzulehnen. Ich habe umgehend seine Antwort erhalten, die es mir zu meinem innigen Bedauern leider unmöglich macht, dem Wunsche Ew. Excellenz zu entsprechen. Domkapitular Lüft nimmt die Sache so ernst, daß er mir erklärt, lieber seine Stelle niederlegen zu wollen, als die Abhaltung des Gottesdienstes zu gestatten. Er glaubt sich dadurch vor seiner Gemeinde und ganz Deutschland zu compromittiren und seiner innigsten Ueberzeugung von seiner Pflicht entgegenzuhandeln. Euer Excellenz kennen Lüfts Wirken länger wie ich und sein in so vielfacher öffentlicher Thätigkeit nach allen Seiten hin bewährtes Bestreben, ein schroffes Auftreten stets zu vermeiden. Hochdieselben werden daraus um so mehr erkennen, wie tief er von seiner Ansicht überzeugt sein muß, um so hartnäckig auf ihr zu bestehen.

Ich kann aber auch in der That nicht verkennen und hoffe, indem ich dies ausspreche, auf Ew. Excellenz Zustimmung, daß die Abhaltung eines Gottesdienstes für den Kaiser von Frankreich dem Urtheile zwei sehr widersprechende Gesichtspunkte bietet, so daß abweichende Meinungen sehr entschuldbar sind. Die Kirche soll allerdings nicht Politik treiben, d. h. in die Streitigkeiten der politischen Parteien eines Landes, solange sie nicht offenbar die Grundsätze des Christenthums und des Rechtes mit Füßen treten, sich nicht direkt einmischen. Sie kann aber große und offene Frevel gegen alle Wahrheit, Gerechtigkeit und Treue nicht ohne Antheil und Urtheil an sich vorübergehen sehen — deutsche Bischöfe und Priester können nicht darauf verzichten, es zu empfinden und erkennen zu geben, wenn ein Theil des theuren Vaterlandes von einer fremden Macht schmählich beschädigt und erniedrigt wird. In dieser Hinsicht ist das Benehmen von Lüft wohl recht ehrenwerth, wenn ich auch anerkennen muß, daß er ohne Tadel auch anders hätte handeln können.

Indem ich schließlich hoffe, daß Lüft bei Ew. Excellenz allgemein bekannter hervorragend deutscher Gesinnung einen Sachwalter für sein Verfahren finden wird, bitte ich zugleich den Ausdruck ausgezeichneter Hochachtung zu genehmigen, in der ich verharre

Euer Excellenz

gehorsamster Diener

Mainz, d. 11. August 1859.

† Wilhelm Emmanuel.

Während dies zwischen Darmstadt und Mainz verhandelt wurde, schritt in Italien unter dem offenkundigen Schutze desselben Napoleon die Revolution immer kühner voran und beraubte den Statthalter Christi, das Oberhaupt der katholischen Kirche, der besten Provinzen seines Patrimoniums. In allen Diöcesen Deutschlands erhob sich die Stimme des katholischen Volkes zum Protest gegen diesen an der Kirche selbst verübten Raub. Auch Mainz blieb nicht zurück. Zu Anfang Dezembers 1859 lud der Domdechant und Generalvicar Lennig die angesehensten katholischen Laien der Stadt zu sich ein, um zu berathen, was angesichts einer so schreienden Rechtsverletzung zu thun sei [1]). Eine Adresse an den Hl. Vater wurde beschlossen, von Lennig in deutscher und lateinischer Sprache abgefaßt und vom 8. Dezember, dem Feste der Unbefleckten Empfängniß, datirt. In kurzer Zeit hatte sie die Runde in der Diöcese gemacht und war mit 25 000 Unterschriften bedeckt worden, als sie nach Rom abging. Das letzte Heft des „Katholik" 1859 leitete einen Rückblick auf die allgemeine Bewegung im katholischen Volke mit den Worten ein [2]):

„Das verhängnißvolle Jahr 1859 schließt wenigstens mit einer erfreulichen Manifestation katholischer Gesinnung."

1) Brück, A. Fr. Lennig 226 f.
2) 1859 II, 1524.



Inhalt.

I. Buch.

Wilhelm v. Ketteler bis zur Entscheidung für den geistlichen Stand (1811—1841).

II. Buch.

Wilhelm v. Ketteler im geistlichen Stand bis zur Erhebung zur bischöflichen Würde (1841—1850).

III. Buch.

Wilhelm Emmanuel Bischof von Mainz bis zum Umschwung der öffentlichen Verhältnisse infolge des Jahres 1859 (1850—1859).





BX8381.E9P4 vol. 1
Pfülf, Otto

Bishof Von Ketteler (1811-1877)

